ahrgang Heft 7 Juli 1923

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

LIBRARY
JUL 9 1964
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
BERKELEY

Inhalt:

Gewerkschaftliche oder vaterländische Sozialpolitik. Dr. Erich Schmidt Seite 383
Wirtschaft und Staat. Dr. Bruno Herrmann .. .. „ 389
Eine wirklich nationale Landarbeiterbewegung. Johannes Wolf .. „ 393
Einst und heut. Gedanken über unsere Zeit. v. Natzmer .. .. .. „ 399
Vom pazifistischen Loki. Dr. Pröbster .. .. „ 407
Musik und Bühne. Eine Umschau. Dr. Karl Grunsky .. .. „ 411
Das deutsche Leid. Ein Schauspiel. Wolf Meyer-Erlach .. .. „ 414
Bild der Lage. Dr. Erich Kühn .. .. „ 438
Bücherschau .. .. „ 443

J. F. Lehmanns Verlag / München

Kunstgaben der Schönheit

Fidus, Der Lichtgläubige

6 bunte Beilagen und viele Bilder, ca. 100 Seiten stark. In Vorbereitung.

Fest in germanischer Erde wurzelnd, aber mit dem Haupte die ewigen, über allen leuchtenden Sterne berührend, hat er sich als Ziel die Erneuerung germanischer Kunst und germanischen Glaubens gesetzt. Ihm ist seine Kunst Tempeldienst.

Walter Einbeck

Mit 1 Beilage und 23 Bildern. 32 Seiten. Groß-Oktav. Preis Mk. 1.25.

Denken und Wollen dieses Malers ist im Künstlerischen wie im Menschlichen auf Vervollkommnung der menschlichen Persönlichkeit gerichtet. Von schöpferischem Idealismus erfüllt, trachtet er nach der Darstellung des reinen Schönen, wie er es innerlich schaut.

Ludwig Fahrenkrog

Mit 6 bunten Beilagen und 47 Bildern, 86 Seiten. Groß-Oktav. Preis Mk. 5.—.

Gedanken von Ewigkeitswert werden durch tiefes seelisches Erleben künstlerisch gestaltet und verkörpern sich in Bildern voll reicher Phantasie und seltsamer Farbenpracht. Ein Philosoph und Malerdichter redet hier mit der eindringlichen Sprache des Pinsels zu uns.

Magnus Weidemann

Mit 1 bunten Beilage und 43 Bildern. 64 Seiten. Groß-Oktav. Preis Mk. 2.50.

Die zarte, reine Poesie des unberührten Mädchenkörpers ist in immer neuen, reizvollen Stellungen nach Gemälden und Lichtbildern wiedergegeben. Wald und Berg, Garten und Feld, Wasser und Fels, vor allem das ewige Meer geben den Rahmen und Hintergrund, der in seiner Natürlichkeit alle unedlen Gedanken ausschließt.

Gascha Schneider

Mit 7 bunten Beilagen und vielen Bildern, ca. 100 Seiten. Gr.-Oktav. Erscheint Sommer 1923.

Zum ersten Male wird hier in einer Künstlermonographie der vollständige Ueberblick über des Künstlers Schaffen gegeben. Besondere Berücksichtigung fanden auch die Arbeiten, die auf Anregung seines Dresdner Kraft-Kunst-Institutes entstanden sind, in dem er sein Schönheitsideal zum Ereignis werden ließ.

Verlag der „Schönheit" Richard A. Giesecke, Dresden-A. 24. De

---

Jeder Deutschgeborene
sollte die Bedeutung seines Namens kennen.

Deutsche Sippennamen
deutet gegen Vergütung Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Trölitschstr. 4, Verfasser von „Nordlands Untergang".

Dr. Warda
Nervenheilanstalt
Bad Blankenburg
Thüringen.

Bücher-eigenzeichen
(Ex libris) fertigt nach jedem Entwurf in Buch- und Steindruck
Sis-Verlag-Zeitz
Muster gegen 4000 Mk. Hinterlegung auf Postscheck 233 62 Leipzig

---

Das Sichkennenlernen
vermittelt unauffällig der [illegible]e Freia-Bund, Neuruppin 41. Näheres 60.— Mk.

❖ Bad Warmbrunn ❖

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., b. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh., **Kriegsverletzungen.** / Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. / Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch **Herm. Kunicke, Hirschberg** i. Schl. Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen

Hoffbauer-Stiftung
Potsdam-Hermannswerder
Jugendheim (vom 2. Jahre an) mit Lyzeum für Mädchen u. jüngere Knaben. Frauenschule mit staatl. Berechtg. Haushaltungsschule / Erholungsheim
Idyllische Lage am Wald und Wasser.

Kurse für Privat- und Gutssekretärinnen

Waldsanatorium Schwarzeck
Bad Blankenburg Thüringerwald
Prospekte f. nervöse u. innere Kranke

Wir bitten unsere Leser wiederholt, stets die bei uns anzeigenden Firmen zu berücksichtigen u. sich dabei auf unser Blatt zu beziehen. J. F. Lehmanns Verlag.

Immer mehr Freunde erwirbt sich das
Harmonium
das schönste und vollkommenste
Hausinstrument
Auch von Jedermann ohne musik. Vor- u. Notenkenntnis sofort 4stimmig spielbar. Illustr. Katalog umsonst.
Aloys Maier, Fulda, gegr. 1846

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 594

Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 46 585)

7. Jahrgang 1923 Heft 7 Juli

AP30
.D56
v.7:7-12

Gewerkſchaftliche oder vaterländiſche Sozialpolitik?

Von Dr. Erich Schmidt,

Referent für Sozialpolitik bei der Telegraphen-Union (-Berlin).

I.

Die ſoziale Problemſtellung.

Wer die Leidensgeſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Zuſammenbruch in der Revolution von 1918 mit ſehenden Augen und blutendem Herzen verfolgt hat, der mußte ſich immer wieder die eine Frage vorlegen: Wie iſt es möglich, daß Lüge, Falſchheit und Haß nicht nur bei uns, ſondern auch über uns zur Herrſchaft gelangten; wie iſt es möglich, daß die deutſchen Volksmaſſen auch die einfachſten und grundlegendſten Tatſachen eines Völkerlebens nicht mehr verſtehen und begreifen, ſo daß der teufliſche Feind mit zyniſchem Hohnlachen uns ausraubt, ausplündert und zu erſticken droht! Die Antwort, die auf dieſe Frage gegeben werden muß, kann keine andere ſein, als daß die innere Zerriſſenheit trotz der notdürftig aufrecht erhaltenen Reichseinheit der eigentliche Todeskeim der völkiſchen Lebensmöglichkeit Deutſchlands iſt. Der Retter, nach dem wir uns in unſerer furchtbaren Not alle ſehnen, kann nur dann ſein Rettungswerk wirklich durchführen, wenn er aus dem zerriſſenen deutſchen Volke ein vaterländiſch geſchloſſenes Volk zu ſchmieden verſteht, das ſein Letztes einſetzt in ſeine Ehre, das begreift, daß nicht die Materie der Wirtſchaft, ſondern das lebendige Leben des Staates und des Geiſtes unſer Schickſal entſcheiden wird.

Es iſt nicht unſchwer zu erkennen, daß unſere Zerriſſenheit auf der unglückſeligen Klaſſenſchichtung beruht, einer Klaſſenſchichtung, die nach der Revolution groteske Ausmaße angenommen hat. Sprachen wir vor dem Kriege vom deutſchen Klaſſen- oder Kaſtengeiſt, ſo ſind wir heute

innerpolitisch Sklaven der Klassenschichtung geworden und damit auch außenpolitisch Sklaven unserer Feinde. Der Streit um die Verteilung des wirtschaftlichen Produktionsergebnisses, der Streit um einen möglichst geringen Anteil an dem Aufbringen der notwendigerweise für den Staat zu tragenden Lasten und nicht zuletzt der Streit um die Abwälzung der furchtbaren Folgen einer vaterlandslosen und ehrlosen Politik möglichst auf die Berufsschicht, der man selber nicht angehört, das alles hat uns in Klassen und Interessengruppen auseinandergerissen und uns als Volk in einem viel schärferen und verhängnisvolleren Maße gespalten, als die politische Zerrissenheit vor der Reichsgründung zu bewerten ist.

Von vielen ist bereits ausgesprochen worden, daß der Grund dessen, was uns in die Knechtschaft der vaterländischen Zerrissenheit hinabstieß, in dem zu suchen ist, was wir in dem Begriff „Soziale Frage" zu umschließen pflegen. Es ist nun verkehrt, annehmen zu wollen, daß erst unsere „kapitalistische" Wirtschaftsverfassung die soziale Frage hat erstehen lassen. Eine soziale Frage hat es vielmehr immer gegeben und wird es stets geben, denn sie findet ihre Ursache in der menschlichen Unvollkommenheit sowohl physischer als auch sittlicher Natur. Deshalb ist es ein verhängnisvoller Selbstbetrug, unserer Wirtschaftsverfassung die Schuld an der vaterländischen Zerrissenheit aufbürden zu wollen. Wer von der Ordnung unserer Wirtschaftsverhältnisse aus der sozialen Frage grundsätzlich beikommen will, der wird das Fiasko erleben, wie es jetzt unsere „legitime" Sozialpolitik verbuchen muß. Gewiß ist es notwendig, auch an die Wirtschaftsordnung die veredelnde Feile sittlicher Gerechtigkeit anzulegen, aber täuschen wir uns nicht darüber, daß dieses Beginnen einen Fehlschlag bringen muß, solange nicht aus der geistigen Einstellung wahrhaft vaterländischer Gesinnung der Wille ersteht, auch selbst zur Linderung der Not und zur Heilung der Schäden beizutragen.

Das erste Erfordernis einer glücklichen Sozialpolitik ist es unbestreitbar, zunächst einmal die soziale Problemstellung unserer Zeit aufzuzeigen, um an die Wurzel des Übels gelangen zu können. Wenn oben gesagt wurde, daß es eine soziale Frage stets gegeben hat, so ist damit der Tatsache Ausdruck verliehen, daß es ein Allheilmittel, ein Zauberkraut für alle Schäden und für alle Zeiten in der Sozialpolitik nicht geben kann, da die soziale Problemstellung mit der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung sich selbst in ständigem Fortschreiten verändern wird. Gerade wir Deutschen sollten von dem Irrwahn eines Glaubens an die Möglichkeit einer letzten Lösung der uns beherrschenden Fragen gründlich geheilt sein, da wohl noch nie in der Geschichte ein Volk so bitter für diesen Wahn bluten und zahlen mußte, als wir jetzt.

Es ist unverkennbar, daß der Industrialismus nicht nur eine neue Epoche der Wirtschaftsgeschichte, sondern ebenso der Sozialgeschichte gebracht hat. Wir sind somit vor die Aufgabe gestellt, als erstes Erfordernis einer wahrhaften Sozialpolitik zunächst einmal die soziale Problemstellung des Industrialismus aufzudecken.

Der Industrialismus hat durch die Entstehung und Gestaltung des Arbeitnehmerstandes als Folge des Großbetriebes die neue soziale Problemstellung gebracht, indem einmal die Arbeit im großen und dauernd von dem Besitz an den Produktionsmitteln getrennt wurde, und zum anderen der soziale Aufstieg, vor allem der Aufstieg zur wirtschaftlichen Selbständigkeit, sich für den einzelnen er-

schwerte. Im Mittelalter unter dem Zeichen der Stadtwirtschaft gehörten die Produktionsmittel dem Meister, der die Arbeit mit ihnen verrichtete. Die Produktionsmittel selbst waren einfacher Natur und somit für den Sparsamen leicht zu erwerben. Wohl gab es auch damals wirtschaftlich Abhängige (Lehrlinge und Gesellen), die sich der Leitung des Meisters fügen mußten, aber der Lehrling sowie der Geselle zu Zeiten der Zünfte wußte, daß er selbst einmal Meister wurde, daß also die Jahre der wirtschaftlichen Abhängigkeit für ihn lediglich die Übergangszeit zur wirtschaftlichen Selbständigkeit waren.

Noch die ersten Unternehmungen im englischen Kohlenbergbau sehen wir als einen Zusammenschluß von Meistern erstehen, die im Besitz der Gruben waren und selbst die Arbeit der Ausbeutung verrichteten. Bald aber änderte sich das Bild, als die technischen Erfindungen der Maschinen immer größere Kapitalien für die Gründung eines wettbewerbsfähigen Unternehmens erforderlich machten. Diejenigen, die die Gelder zur Beschaffung der Immobilien und des Betriebskapitals aufbrachten, hatten mit der Leitung des Unternehmens vollauf zu tun, so daß sie schon deshalb nicht mehr die Arbeit an den Produktionsmitteln verrichten konnten. Auf der anderen Seite waren viele ehemals selbständige Meister durch die Einführung des maschinellen Betriebes, der naturgemäß zu einem lächerlich geringen Bruchteil der handwerksgemäßen Produktionskosten die Güter herzustellen vermochte, ihrer Tätigkeit als wirtschaftlich Selbständige beraubt und mußten sich deshalb in die Abhängigkeit derjenigen begeben, die die maschinellen Produktionsmittel ihr eigen nannten. Diese „kapitalistische" Entwicklung hat weiterhin die Unternehmungen juristischer Person überhand nehmen lassen, wie wir sie heute in den Aktiengesellschaften, den Gesellschaften mit beschränkter Haftung, den Kommanditgesellschaften auf Aktien usw. vor uns sehen.

Die Trennung der Arbeit von dem Besitz an den Produktionsmitteln und die Erschwerung des wirtschaftlichen Aufstiegs für den einzelnen hat die Begriffe „Kapital und Arbeit", die früheren Jahrhunderten in dieser Form völlig unbekannt waren, gebracht. Eine vernünftige Sozialpolitik mußte sich also das Ziel setzen, die Brücke zwischen Kapital und Arbeit wiederum zu schlagen und für den Tüchtigen, d. h. für den, der es verdient, den Aufstieg möglich zu machen. Eine Fülle von Maßnahmen der Gesetzgebung und der sozialen Praxis hätte das Erreichen dieses Zieles wenigstens anzubahnen vermocht. Eine solche Sozialpolitik hätte von vorneherein aus den Begriffen Kapital und Arbeit nicht deren scharfen Gegensatz werden lassen und hätte hierdurch verhindert, daß das deutsche Volk, in Klassen auseinander gerissen, die wehrlose Beute seiner Feinde wurde.

Zur Zeit des Überganges zum Industrialismus fehlte bei uns die sozialpolitische Weitsicht nicht nur der Wirtschaftsführer, sondern auch der Gesetzgebung. Die Wirtschaftsführer beschränkten sich darauf, die aufkeimende industrielle Konjunktur möglichst auszunutzen, gegen Konjunkturrückschläge sich zu wappnen und vergaßen hierüber, daß sich Menschen mit lebendiger Seele und lebendiger Empfindung nicht wie Maschinen und totes Kapital in die Kalkulation einstellen lassen. Sie vergaßen, daß ihre Betriebe zunächst geistig und damit auch wirtschaftlich unterhöhlt werden mußten, wenn ihre Belegschaften in den Sumpf einer marxistischen Weltanschauung hinabglitten, d. h. wenn sie selbst die geistige und seelische Verbindung, das gegenseitige Sich-

verstehen, die gemeinsame Grundlage der gleichen Weltanschauung zu ihren Arbeitnehmern verloren.

Die sozialpolitische Gesetzgebung auf der anderen Seite vermochte sich nicht zu einer Sozialpolitik aufzuraffen, die zwar wohl tief einschneidende Maßnahmen erfordert hätte, die aber dafür dem Klassenbegriff entgegentrat. Auch hier nur ein ängstliches Suchen und Tasten, einzelne Mißstände auszuschalten, ohne den Blick für das große Ganze zu haben!

Es ist nicht zu verwundern, daß in die Arbeitnehmerschaft, die führerlos geworden war, der Klassengedanke Einzug nehmen konnte. Mit der Gründung der ersten Gewerkschaften ist das in Deutschland geschehen. Sie sind bekanntlich vom Liberalismus nach englischem Vorbild ins Leben gerufen worden. Sie wollten sich in den ersten Jahren ihres Bestehens die bürgerliche Weltanschauung bewahren, was schon daraus ersichtlich ist, daß einstmals jeder, der diesen ersten Gewerkschaften (Hirsch-Dunkersche Gewerkvereine) beitreten wollte, schriftlich versichern mußte, daß er nicht Sozialist war. Damals wäre noch alles zu retten gewesen, wenn von seiten der Wirtschaftsführer der Arbeitnehmerschaft die Hand gereicht und beigesprungen worden wäre in ihrem Bemühen um die Erhaltung und die Pflege bürgerlich-nationaler Weltanschauung.

Mit dem letzten haben wir den Sozialismus gestreift, der seinen ersten programmatischen Niederschlag (von den sog. Utopien seiner Vorgänger abgesehen) im „Kommunistischen Manifest" fand, das Marx und sein Freund Engels 1847 in London niederschrieben. Bebel und Lassalle trugen, wenn auch in verschiedenen Anfangsformen, diesen Sozialismus nach Deutschland und gaben hierdurch mit zahlreichen Helfershelfern hier den Anstoß zur Gründung der revolutionären, sozialdemokratischen Klassenpartei und der radikalen, sozialistischen Gewerkschaften.

Die genannten Vorgänge haben in Deutschland den Klassenbegriff seinen „Siegeszug" antreten lassen. Die sozialistische Partei trug den politisch-revolutionären — und die radikalen Gewerkschaften den wirtschaftlich-gewerkschaftlichen Klassenkampfgedanken in die deutsche Arbeitnehmerschaft hinein. Gewiß ist es nicht notwendig, daß eine Klassenorganisation, wie die ersten Gewerkschaften, unbedingt zur Klassenkampforganisation wird. Zwei Wege aber stehen ihr in ihrer Entwicklung allein offen: entweder hat eine Klassenorganisation das Bündnisbestreben mit den ihr im praktischen Leben gegenüberstehenden Wirtschaftsschichten, oder aber, wenn dieses Bündnisbestreben, wie bei den sozialistischen Gründungen, von vorneherein fehlt, so wird die Klassenorganisation unabänderlich auf den Weg des immer schärferen Klassenkampfes getrieben. Eine von diesen beiden Richtungen muß jede Klassenorganisation in ihrem geschichtlichen Werdegang einschlagen, will sie überhaupt ein Ziel haben und sich zu behaupten vermögen. Im ersten Fall wird die Klassenorganisation nur zur geschichtlichen Übergangsstufe zu einer höheren Organisationsform, die sich durch das Wort „Arbeitsgemeinschaft" kennzeichnen läßt. Im letzten Fall aber wird die Klassenorganisation dem revolutionären Machthunger so sehr anheimfallen, daß sie durch den Vernichtungswillen gegenüber den anderen Berufsschichten die Wirtschaftsgemeinschaft und damit sich selbst vernichtet.

Das zuletzt Gesagte läßt auch besonders deutlich die sicherlich unvorsätzliche Schuld der Wirtschaftsführer erkennen, als sie den ersten Gewerk-

schaften in ihrem ohne Zweifel, wenn auch unbewußt, vorhandenen Bündnisbestreben nicht entgegenkamen. Im Gegenteil haben die Wirtschaftsführer von vorneherein ihr Hauptaugenmerk auf die sozialistischen Organisationen gerichtet und sich von ihnen in unglückseliger „Defensive" ihr Handeln vorschreiben lassen. Überall dort, wo die radikalen Gewerkschaften an Boden gewonnen hatten, entstanden die sog. „Arbeitgeberverbände" als „Abwehrorganisationen", die ihre Aufgabe in dem Abschließen von für das Arbeitgebertum möglichst günstigen Kompromissen sahen. Hiermit hat sich die Arbeitgeberschaft von dem revolutionären Marxismus ebenfalls in die Klassenfront drängen lassen, indem sie den marxistischen Gewerkschaften die Gegenkampffront schuf und somit, wenn auch ungewollt, ihr Wachstum unter der Arbeitnehmerschaft fördern mußte. Aber noch mehr! Durch die Schaffung der Klassenfront im Lager der Wirtschaftsführer und durch den dem Arbeitgebertum aufgezwungenen Klassenkampf gelang es den sozialistischen Gewerkschaften, auch die übrigen Gewerkschaften („Hirsch-Dunkersche, christliche") ins Schlepptau zu nehmen, da sie sich nicht aus eigener Macht und aus eigener Erkenntnis das aufbauende Ziel der Arbeitsgemeinschaft im Sinne der Werksgemeinschaft zu geben vermochten. So sehen wir heute alle drei Gewerkschaftsrichtungen in einer Front im Klassenkampf stehen, wenn auch gewiß die Schärfe des Klassenkampfes bei den verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen verschieden ist und in den nichtsozialistischen Gewerkschaften der Klassenkampfgedanke politisch nur in geringerem Maße als wirtschaftlich Eingang zu finden vermochte.

Die eben gemachten Darlegungen lassen die verhängnisvolle Stufenleiter erkennen, die die Arbeitnehmerschaft von dem Glauben zunächst an die Notwendigkeit einer Klassenfront zur Vertretung ihrer Interessen den wirtschaftlich-gewerkschaftlichen Klassenkampf aufnehmen ließ und sie nachher zu dem Wahne führte, daß es notwendig sei, diesen wirtschaftlichen Klassenkampf politisch-revolutionär zu unterstützen. Hier ruht der Schlüssel für die staunenswerten Erfolge der Sozialdemokratie, und hier liegt auch der Punkt, an dem gegen die Sozialdemokratie anzusetzen ist. Noch heute haben die vaterländischen Kreise diese Tatsache nicht voll erkannt und müssen als traurige Folge ein Fehlschlagen, oder ein viel zu geringes Vorwärtskommen ihrer Arbeit gegenüber der Sozialdemokratie verbuchen.

Es soll der erste Abschnitt nicht geschlossen werden, ohne wenigstens einen kurzen Blick auf die Maßnahmen des Staates zu werfen. Viel ist bereits über die staatliche Sozialpolitik, das soziale Versicherungswesen, geschrieben worden, das unter Bismarck seinen Anfang genommen hat. So sehr wir allen Grund haben, das Andenken Bismarcks als des Gründers des Reiches zu verehren, so sehr wir alle Ursache haben, gerade heute den Geist Bismarcks zu pflegen und in unsere Jugend einzupflanzen, so muß doch gesagt werden, daß die sozialpolitischen Versicherungsmaßnahmen Bismarcks ein Fehlgriff waren.[1]) Sie haben den Arbeitnehmer- und damit den Klassenbegriff gewissermaßen staatlich eingeführt und „sanktioniert". Sie haben durch die Schematisierung der Maßnahmen das falsche „Solidaritätsgefühl" der Klasse gefördert, und sie haben in dem einzelnen Arbeitnehmer den

[1]) Am 17. November 1881 wurde die oft genannte „Kaiserliche Botschaft" erlassen. Durch ein Gesetz vom 15. Juni 1883 wurde dann die Krankenversicherung eingeführt, der die Invaliditäts- und Altersversicherung durch Gesetz vom 22. Juni 1889 folgte. — Die heute gültige Reichsversicherungsordnung wurde am 1. August 1911 verkündet.

Glauben erweckt, daß er Ansprüche an den Staat habe auf soziale Sicherstellung, Ansprüche, die auf der anderen Seite der Staat ganz naturgemäß nur in viel zu geringem Maße erfüllen konnte. Damit ist in die Arbeitnehmerschaft auch die Empfindung der Staatsfeindlichkeit hineingetragen worden, indem es nun die sozialistischen Agitatoren leicht hatten, dem Arbeitnehmer einzureden, daß der Staat ja selbst die Verpflichtung seiner sozialen Sicherstellung anerkenne und sie dabei nur so ungenügend erfülle. Als Bismarck in Liebe auch zu dem Geringsten im deutschen Volk die sozialen Versicherungsmaßnahmen schuf, da hätten unsere Wirtschaftsführer ihm entgegentreten und sagen müssen: das ist nicht des Staates, das ist unsere Aufgabe! — Wie aber der Weg wahrhaft vaterländischer Sozialpolitik auch heute noch eingeschlagen werden kann und muß, das klarzustellen, wird das Thema des zweiten Teils sein. (Fortsetzung folgt.)

Was wir brauchen!

Die eiserne Wehr und die männliche Kraft
Und die Liebe zum Vaterlande,
Das ists, was wir brauchen, was Freiheit schafft,
Was zersprengt die französischen Bande.
Ihr Narren faselt von Waffenruh
Und seid für den Feind nur die melkende Kuh.

Was heult ihr von völkerversöhnendem Recht,
Ihr feigen verprügelten Hunde?
„Der Deutsche ist des Franzosen Knecht"
So ertönt bei den Völkern die Kunde.
Und wer nicht sein eigener Herr will sein,
Der ist für den Feind ein gemästetes Schwein.

Das Vieh frißt gerne vom frischen Gras,
Und das Pferd bekommt körnigen Hafer,
Die Hyäne nährt sich vom stinkenden Aas
Und der Franzmann vom deutschen Kadaver.
O Deutschland, du hast es gar weit gebracht,
Deine „Führerschaft" hat dich zum Luder gemacht.

Deine Führer, die Juden, das fremde Geschlecht,
Dies falsche und feige Gelichter,
Sie nahmen dein Heer, deine Ehre, dein Recht;
Und jetzt ist der Jude dein Richter,
Dein Amtmann, dein König, dein Kaiser und Herr.
Kein Mensch in der Welt fragt nach deinem Geplärr.

Eine eiserne Wehr mit männlicher Kraft,
Heiße Liebe zum Vaterlande
Das ists, was wir brauchen, was Freiheit schafft,
Was da tilgt die abscheuliche Schande.
Steh auf, deutscher Mann! Dein Volk ist in Not,
Jag zum Teufel die Feinde und schlag sie tot!

❖ Fritz von Steft.

Wirtschaft und Staat.

Von Dr. Bruno Herrmann, Elberfeld.

Die allgemeine Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten, besonders sichtbar aber in der Zeit etwa seit 1917, geht zu einer immer schärfer werdenden Trennung von Volk und Staat. Ein Volk ist die geistige Gemeinschaft einer langen Reihe von vergangenen, jetzt lebenden und noch kommenden Geschlechtern, die in ihrer Gesamtheit durch sittliche, kulturelle und geistige Gemeinsamkeit in einem großen Verbande zu Tod und Leben zusammenhängen. Der Staat ist — äußerlich betrachtet — eine politische Einheit und äußerlich sichtbare Abgrenzung gegen andere Staaten. Von Bestand kann ein Staat nur sein, wenn er nicht nur Ausdruck dieser äußeren Form ist, sondern wenn sich seine äußere Formung aus seinem inneren Wesen ergibt. Dieses innere Wesen kann nur vom Volke kommen. Wenn Volk und Staat sich decken, wenn der Wille und das Empfinden des Volkes übereinstimmen mit dem politischen Handeln des Staates, wenn also der politische Staat zugleich volksgemeinschaftlich ist, dann stellt dieser Staat, unabhängig von seiner äußeren Form, eine politische Macht dar, gegen die von einer anderen politischen Macht mit noch so starken wirtschaftlichen und politischen Kriegsmitteln nicht anzugehen ist. Der Staat bildet dann wegen seines geistigen Inhalts ein derartig starkes Bollwerk, daß alle solche Angriffe sich als verfehlt erweisen müssen, weil sie mit Mitteln geführt werden, die auf Wirkungen aus unaustilgbaren, ewigbeständigen Ursachen gerichtet sind. Aus diesem Grunde muß jede Richtung im Staatsleben, die auf eine Trennung von Staat und Volk hinzielt, beobachtet und unterdrückt und an ihre Stelle eine feste Bindung von Politik und Volkstum gesetzt werden. Derartige Strömungen, die in Deutschland einen Keil zwischen Staat und Volk treiben, finden ihren Ausdruck in zweierlei Formen:

Internationalismus und Klassenpolitik.

Der Internationalismus, gleich welcher Farbe, setzt sich über die Tatsache des Daseins eines gemeinsamen Volksempfindens und Volkswillens hinweg, zertritt mit brutaler Empfindungslosigkeit jedes Volksgefühl und strebt zu einer gänzlichen Verwischung der Staatsgrenzen. Es ist durchaus kein Zufall, daß die Führer jeder internationalistischen Bewegung Volksfremde und die Anhänger vielfach innerlich hohle und sittlich entwurzelte Individuen sind. Es ist aber weiterhin kein zusammenhangloser Zufall, daß aus demselben Lager, aus dem das Feldgeschrei des Internationalismus ertönt, zugleich auch der lauteste Ruf nach Klassenpolitik kommt, der dort in der Losung des gegenseitigen erbittertsten Kampfes der Berufsklassen seinen stärksten Ausdruck findet. Dies ist durchaus verständlich und natürlich, ist doch das beste Mittel zur Niederreißung des Staates seine innere Zersetzung durch Ausspielen einer „Berufsklasse" gegen die andere. Leicht ist dies natürlich besonders in einem Staate, dessen Volk mehr oder minder dem materialistischen Geiste verfallen ist, da auf diese Weise nur der Grundzug des Materialismus wachgerufen zu werden braucht: der Neid. Jede Berufsklassenpolitik ruht auf diesem einen Grundpfeiler, dem Neide. Der Geldneid ist es auch, der den häßlichen Ton in die Gegenüberstellung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer hineinträgt. Der

Geldneid ist es, der diese Gegenüberstellung durch Zusammenschließung in Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände verschärft, und der Geldneid ist es, der bei allen Tarifverhandlungen zwischen den bezahlten Vertretern der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände das Leitmotiv ist. Diese Scheidung zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Klasse, die dann weiterhin gegliedert ist in die einzelnen Berufsklassen und Berufsstufen, diese Scheidung neigt ihrem Wesen nach immer zum Internationalismus hin, denn sie hat als Hauptinhalt ausschließlich die Wahrnehmung der materiellen beruflichen Interessen, und dieselben Berufe finden sich, wie man annimmt, genau so gut in Deutschland wie z. B. in Frankreich und Belgien, England oder Italien. Da aber außerdem die Erreichung der größtmöglichsten Vorteile für den Augenblick durch die größtmöglichste Macht erzielt wird, die in diesem Falle tatsächlich durch die größte Zahl der Vertreter desselben Berufes verkörpert scheint, verbindet sich der Arbeitgeber in Deutschland womöglich mit dem Arbeitgeber jenseits der Staatsgrenzen, und der deutsche Metallarbeiter koaliert sich zwecks stärkerer Berufsinteressenvertretung z. B. mit dem Metallarbeiter in Holland, England und Amerika.

Genau so wenig indessen, wie die lediglich auf gleiche Berufstätigkeit gegründete Bindung in internationalen Berufsverbänden eine geeignete Grundlage zur Erlangung der größtmöglichsten kulturellen Befriedigung für die Lebensführung abgibt, genau so wenig ist dies bei der berufsständischen Bindung innerhalb des Staates der Fall. Innerliche geistige Gemeinsamkeiten werden durch eine berufsständische Verbindung niemals hervorgerufen oder vertieft. Die sich aus der gleichen Berufstätigkeit ergebenden Gemeinsamkeiten sind niemals geistiger, sondern durchweg rein materiell-wirtschaftlicher Natur. Und diese vermögen, isoliert stehend, auf die Dauer keine Hebung der Wohlfahrt hervorzurufen.

Beim ständischen Aufbau des Staates ordnet sich der Einzelne nicht dem geistig und sittlich höherstehenden Einzelmenschen unter, sondern jeder Mensch A stellt sich genossenschaftlich auf Grund seines gleichen Berufsstandes, unabhängig von seinem geistigen Niveau, neben seinen Genossen und Kollegen A_1. Diese berufsständische Gliederung ist aber ihrem Wesen nach fast genau so eine mechanistisch tote Organisationsform, wie sie die Gewerkschaft, die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, die Berufsinteressenvertretungen durch politische Parteien u. dgl. heute darstellen. Denn welche auch nur geringste innerliche geistige Gemeinsamkeit hat wohl der Metallarbeiter Schulze in Essen mit dem ihm unbekannten Bandweber Müller in Elberfeld oder gar in Zittau? Analog verglichen: welche innerliche Gemeinsamkeit hat wohl der Kleineisenindustrielle Hartmann in Velbert mit dem ihm unbekannten Zechenbesitzer in Kattowitz? Berufsständische? Sind denn diese Gemeinsamkeiten überhaupt jemals geistige Gemeinsamkeiten? Oder sind diese vielmehr nicht immer nur rein materiell-wirtschaftlicher Natur? Der ständische Aufbau des Staates erweist sich daher noch nicht als die letzte Verwirklichung der Idee der organischen Gliederung des Gesellschaftsbaues, der natürlichen, höchsten Entfaltung der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte des Einzelnen, denn hier ist gleichgesetzt, was wirtschaftlich vielleicht, geistig niemals gleichwertig ist. Aus solch genossenschaftlicher, horizontaler Bindung können nichts anderes als wirtschaftliche Betätigungen entspringen, nicht aber geistige, sittliche und volksgemeinschaftliche. Der wahre Staat muß dagegen durchweg von oben nach unten aufgebaut sein, ohne den leisesten Ansatz zu

einer horizontalen, d. h. wagerechten Stufung. Jeder einzelne Mensch, möge er beruflich stehen, an welcher Stelle er will, muß organisch eingegliedert werden in einen Teilorganismus, dessen Aufbau und Handlungsrichtung senkrecht nach oben, nach dem Begriff *Staat* hinzeigt.

Etwas anders als bei den Arbeiterorganisationen verlaufen die Tendenzen in den *Berufsverbänden der Arbeitgeber*. Hier ist die Neigung zur *internationalen* Koalierung immerhin bedeutend schwächer, weil die Stoßkraft der meisten Arbeitgeberverbände nicht ausschließlich gegen die Berufspartner, die Arbeitnehmer, sondern auch gegen den Wettbewerb gerichtet ist. Die durch inländische Wettbewerber hervorgerufene Bedrängnis der einzelnen Unternehmer ist indessen bedeutend weniger gefährlich als die durch ausländische, weil die letzteren ihre Vorteile im Konkurrenzkampfe meist von der Verschiedenartigkeit der natürlichen Produktionsbedingungen ableiten. Bemerkenswert bei dieser Entwicklung ist, daß die Arbeitgeber ursächlich in die Gegnerschaft gegen die Arbeitnehmer durch die Tatsache des Bestehens der Arbeitnehmerorganisationen getrieben wurden. Andrerseits leiteten die Führer der Arbeitnehmerorganisationen später die Berechtigung der letzteren wiederum von der Zusammenfassung der Arbeitgeber in allgemeine Berufsverbände ab. Aus diesem Grunde ist die Tätigkeit der meisten Arbeitgeberverbände auf die *Interessenvertretung der Berufsklassen im Inlande*, also gegen die Arbeitnehmer einerseits, und die *Vertretung der Produktions- und Absatzinteressen gegen das Ausland* gerichtet. Diese letzte Einstellung ist der gute Kern der Arbeitgeberverbände, er muß, wie weiter unten ausgeführt wird, erhalten bleiben. *Die Fronteinstellung der Arbeitgeberverbände gegen die Masse der Arbeitnehmer indessen ist eine staats- und wirtschaftszerstörende Tendenz, der mit allen Mitteln entgegengewirkt werden muß.* Sie treibt den *Keil zwischen Volk und Staat* immer tiefer, sie untergräbt jeden volksgemeinschaftlichen Aufbau und schädigt letzten Endes damit sich selbst, da auf diese Weise die Staatseinheit und damit, wie eingangs ausgeführt, die politische Machtstellung des Staates und weiterhin die Grundlage jeder Volkswirtschaft zerstört wird.

Zur Überwindung dieser Gegensätze zwischen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen ist seinerzeit die sog. *Zentralarbeitsgemeinschaft* zustande gekommen, die aber tatsächlich keine Arbeitsgemeinschaft, sondern lediglich eine *Verhandlungskörperschaft* darstellt, in der diese beiden Gruppen mit entgegengesetzten Interessen um ihren Ausgleich feilschen. Aber nicht einmal die Angehörigen dieser beiden Organisationen selbst führen diese Verhandlungen, sondern im wesentlichen sind es die *bezahlten Geschäftsführer* dieser beiden Gruppen, die sich an den Verhandlungstisch setzen. Was letzten Endes bei diesen Verhandlungen zwischen diesen Geschäftsführern herauskommt, ist treffend durch die Worte Walter *Bacmeisters* in der „Industriellen Praxis" (Industrie-Beilage der Bergisch-Märkischen Zeitung) gekennzeichnet: „Dadurch, daß es sich bei der einen Gruppe um die Führer der deutschen Gewerkschaften handelt, ist die sog. Arbeitsgemeinschaft im Grunde genommen nichts anderes als ein unaufhörlich betriebener Versuch, Kompromisse zwischen der *gewerkschaftlichen Weltanschauung* und Politik einerseits und einer vernünftigen *industriellen Produktionspolitik* andrerseits zu schließen. Man erkannte durch die Arbeitsgemeinschaft die Gewerkschaften als *die*, nicht etwa als *eine* Vertretung der deutschen Industriearbeiterschaft an und verquickte

so das Schicksal der deutschen Wirtschaft mit dem Schicksal des gewerkschaftlichen Klassengedankens."

Weder der ständische Aufbau des Staates noch die Verhandlungsgemeinschaft zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber vermögen also die rechte Einheit von Wirtschaft und Staat herzustellen. Jede Art von berufsständischer Gliederung hemmt die Durchdringung des Volkes mit dem Staatsgedanken. Die Organisation, die indessen wirklich nach oben, äußerlich zur Staatseinheit, innerlich zur Volksgemeinschaft weist, ist für den Einzelnen lediglich seine Wirkungsstätte, und die organische Aufgliederung vollzieht sich in immer größer werdenden konzentrischen Kreisen örtlich um die Wirkungsstätte.

Aus Vorstehendem gehen jetzt klar die Gesichtspunkte hervor, die für die Wirtschaftsordnung und die Staatsverfassung die ausschlaggebenden sein müssen. Produktionspolitik statt Berufsklassenpolitik; Verbindung der in der gleichen Produktion beteiligten Arbeitnehmer und Arbeitgeber statt Front der in der gleichen Produktion stehenden Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber; Vereinigung der gleichen geistigen statt der gleichen materiellen Interessen; volksgemeinschaftliche statt berufsständischer und internationalistischer Bindungen, volksgemeinschaftlicher Staatsaufbau statt Zerreißung von Staat und Volk!

Dieser volksgemeinschaftliche Staatsaufbau gliedert sich folgendermaßen: Die Werksgemeinschaft schafft die geistige und materielle Interessengemeinschaft zwischen dem Arbeitnehmer und seinem Arbeitgeber. Beide haben im Interesse der besseren Lebenshaltung das gemeinsame Ziel bester Produktionswirtschaft, d. h. größtmöglichster Erzeugung mit den geringsten Kosten und der Ausschaltung des internationalen Wettbewerbs. Aus der bisherigen staatlichen Sozialpolitik, an der der Arbeitgeber nur durch bureaukratisch vorgeschriebene Beiträge beteiligt war, wird durch das Moment der persönlichen Fühlung eine sittliche Pflicht. Die materielle Zukunftssicherung, der Ertrag der Lebensarbeit, wächst dem Einzelnen dann aus dem zu, was er selbst unmittelbar schafft. Nicht allgemeine Mächte, sondern der einzelne Betrieb, in dem der betreffende Arbeiter tätig ist, wird zum verantwortungsvollen Träger der sozialen Leistungen. In der Werksgemeinschaft bewahrheitet sich der Satz, daß eine gesunde Wirtschaftspolitik zugleich eine gute Sozialpolitik in sich schließt; denn der Betrieb, in dem die höchstqualifizierten Arbeiter die günstigste Produktion ermöglichen, wird auch in der Lage sein, das größte soziale Wohlergehen seiner Arbeiter zu erreichen. Diese Werksgemeinschaften sind vereinigt in Kreiswirtschaftsbünden, die alle Werksgemeinschaften — also Industrie, Handel und Landwirtschaft — zusammenfassen. Die Kreiswirtschaftsbünde sind im allgemeinen Kreisbund vereinigt mit den politischen und kulturellen Kreisbünden. Über dem analog aufgebauten Provinzialbund geht der Aufbau weiter zum Staatsausschuß, in welchem sich von jeder Provinz ein Vertreter befindet. An der Spitze des Staatsausschusses steht der Führer des Volkes, der Aristokrat, der Beste unter den Besten.

Dieser volksgemeinschaftliche Staatsaufbau bindet also auch die letzten und die kleinsten Einzelbetriebe fast unmittelbar an die Interessen des Staates. Nur so wird die tatsächliche Einheit von Volk, Staat und Wirtschaft erreicht; dies ist der Weg zur Wiedererlangung der politischen Einheit und Macht des Staates und damit zur innerstaatlichen Daseinssicherung unserer Wirtschaft.

Eine wirklich nationale Landarbeiterbewegung.

Von Johannes Wolf, Stettin.

Der heutige Zustand des Deutschen Reiches ist in erster Linie eine Folge der Zustände des Reiches aus der Vorkriegszeit, die sich während des Krieges nach der negativen Seite hin in immer steigenderem Umfange entwickelten. Weil das deutsche Volk von dem Geiste der Zwietracht, des Klassenhasses, von vaterländischer Gleichgültigkeit, schnöder Gewinnsucht durchsetzt war, konnte der Widerstand dem Feinde gegenüber so vollständig unterminiert und der Ordnungsstaat so plötzlich gestürzt werden. Der 9. November war nicht der Anfang einer Entwicklung, sondern die Vollendung einer jahrzehntelangen Tätigkeit staatsfeindlicher Organisationen und Parteien. Die revolutionäre Tat führte die Anhänger dieser Parteien plötzlich hinein in die Staatsstellen, die Ministerien, Provinzregierungen, Landratsämter, gab den staatsverneinenden Parteien das Gepräge der amtlichen Macht, trieb Millionen neuer Anhänger in die Parteien und Gewerkschaften. Da war es natürlich, daß die Sozialdemokratie, die als Hauptträgerin dieser staatszersetzenden, internationalen, klassenkämpferischen Ideen anzusehen ist, ihren Wirkungskreis auch auf das Land ausdehnte. Das geschah zunächst im Frühjahr 1919 durch die Arbeiter- und Soldatenräte, kurz darauffolgend durch die Bauernräte, die jedoch ein weniger sozialdemokratisches Gesicht zeigten, dann aber und nun nachhaltig durch die Landarbeitergewerkschaften. Die demokratisch-sozialistischen Parteien haben immer die Wirtschaftsorganisationen vorausgeschickt, die Partei folgte dann langsam, aber sicher nach. Immer sind die Gewerkschaften die Rekrutenschulen der politischen Parteien gewesen; das gilt bei den freien Gewerkschaften für die Sozialdemokratie, bei den christlichen Gewerkschaften für das Zentrum, bei den H.-D.-Gewerkschaften für die demokratische Volkspartei. Die bestehenden Gewerkschaften haben sich bisher ausschließlich als politische Organisationen mit einer starken, wirtschaftlichen Fassade erwiesen. Die wirtschaftliche Fassade hatte die Arbeiterschaft anzulocken, der Parteigeist nahm sie dann gefangen.

Die Zustände, welche in Deutschland zum Zusammenbruche führten, beruhen zum erheblichen Teile in seiner wirtschaftlichen Entwicklung in den letzten 50 Jahren. Das deutsche Volk hatte es verlernt, staatspolitisch zu denken, oder auch: es hatte es noch gar nicht gelernt. Ihm galt die Entwicklung der Wirtschaft alles. Erfolg: glänzender Aufschwung der deutschen Industrie mit der Zusammenballung der Menschenmassen in den Großstädten. Diese verloren die Verbindung mit der Natur, wurden gekünstelt in ihrer Lebensweise, verlernten das natürliche Denken, wurden angewiesen auf Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Redner, Darstellungen. Das demokratische Staatssystem, das eigentlich bereits vor dem Kriege eingeführt war, da das Parlament in alles hineinredete, übergab der Mehrheit die Gesetzgebung, die Staatsmacht. Die Verschiebung der Bevölkerungszahl gab der naturfernen Großstadtbevölkerung das Staatssteuer in die Hand. Die Industrie, welche daran war, den Weltmarkt zu erobern, hatte außerordentlich tüchtige Wirtschaftsführer, aber keine staatspolitisch denkenden Volksführer hervorgebracht. Die Arbeiterschaft sah sich bei ihrem Anschwellen führerlos, die Industriellen lehnten die beginnende Arbeiterbewegung ab, bekämpften sie und trieben damit die Arbeiterschaft in die Hände des volksfremden Marxismus. Die Großstädte gaben so den besten Nährboden für den

klassenkämpferischen Marxismus ab; von da verpflanzte er sich auf die Kleinstädte und drang nach der Revolution auf das Land vor.

Der Industriearbeiter erblickte sich an einem Ende des Weltverkehrs. Die Ware, die er herstellte, ging über die Ozeane; also, sagte er sich, empfange ich meinen Arbeitslohn aus fremdem Volke; also steht mir das fremde Volk ebenso nahe, wie mein eigenes; daher die nationale Gleichgültigkeit des Arbeiters. Diese wandelte sich durch die Hetze volksfremder Parteiführer, die nach Weltherrschaft strebten, in Staatsverdrossenheit und schließlich in Staatsfeindschaft um. Diese Stimmung hatte sogar weite Teile des Bürgertums ergriffen, wobei konfessionelle Voreingenommenheit und provinzieller Partikularismus mitwirkten.

Das Land stand dieser Entwicklung vor dem Kriege teilnahmslos gegenüber. Man sah die starke Armee, die glänzende Monarchie, die Ordnung des Beamtentums und hielt das alles für unüberwindlich. Die Industrialisierung des Reiches brachte auch der Landwirtschaft Gewinne. Die Caprivizeit führte zur Gründung des Bundes der Landwirte und der Bauernvereine. Sie verfolgten wirtschaftliche Interessen. Mit der Sicherung auskömmlicher Preise genügten sie den damaligen Anforderungen. Die Organisierung der Landarbeiter lag in nebelhafter Ferne. Sie selbst herbeizuführen, erschien als wahnwitziger Gedanke. Und doch, man hätte gerade damit wohl den Staat retten können.

Zu Anfang des Jahrhunderts kämpften die christlichen Gewerkschaften einen erbitterten Kampf gegen die Sozialdemokratie. Hätte die Landwirtschaft damals eine halbe Million Landarbeiter in die christlichen Gewerkschaften geführt, so wären diese im Widerstand gestärkt und mit wahrhaft christlich-konservativem Naturgeist erfüllt worden. *Sie hätten den sozialistischen Gedanken überwunden*, während sie ohne diese Hilfe nach Verständigung suchten und selbst soviel marxistischen Geist aufnahmen, daß sie heute als vollgültige Bundesgenossen von diesem gewertet und ebenso vom Bürgertum eingeschätzt werden müssen. Zwischen Kommunismus, Sozialismus, christlichen und H.-D.-Gewerkschaften bestehen nur graduelle Unterschiede, die wirtschaftlichen Ziele aller dieser Richtungen sind heute gleich.

Das demokratische Staatsprinzip gab der großstädtischen, naturfernen, wirklichkeitsfremden Bevölkerung das Staatssteuer in die Hand. Damit hängt der Staatszusammenbruch ursächlich zusammen. Das naturnahe, mit rauhem Wirklichkeitssinn ausgestattete Landvolk muß die Rettung bringen. Nach dem augenblicklich herrschenden demokratischen Staatsprinzip kann das Landvolk diese Aufgabe nur erfüllen, wenn es sich durch Massenwirkung das Staatssteuer erobert. Diese Massenwirkung erzielt das Landvolk nur durch den Ausbau seiner Organisationen. Nun ist ein Hauptmerkmal der marxistisch-sozialistischen Zersetzungspolitik die klassenweise Trennung der Bevölkerung. Die machtstrebigen volksfremden Parteikönige erkannten sehr wohl, daß zahlenmäßig die Arbeiterschaft eine Mehrheit werden könnte. Diese zu rücksichtslosem Kraftgebrauch erzogenen Massen in der Demokratie geschickt verwandt, konnten jeden Ordnungsstaat in das Chaos stürzen. Der Aufbau stand nicht in ihren Programmen, was ja auch der immer wieder zitierte Vers besagt:

„Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will."

Das Ziel, die Wirtschaft stillzulegen, ist der Sozialdemokratie gelungen. Die Landwirtschaft soll nun um das Staatssteuer kämpfen, um den entgegen-

gesetzten Zweck zu erfüllen, nämlich die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen, das Chaos zu beseitigen, die Ordnung wieder zu schaffen, dem Staate wieder Macht zu geben. Wenn sie diese Aufgabe lösen will, muß sie mit genau den entgegengesetzten Mitteln arbeiten wie der Marxismus. Sie muß also an die Stelle des Klassengegensatzes die Ständeverbundenheit setzen. Ohne diese wird sie überhaupt nicht den Platz am Staatssteuer erreichen, den sie notwendig hat, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Die legale politische Macht im demokratischen Staate wird verteilt bei denn Wahlen. Das Landvolk umfaßt nur $^1/_3$ der Gesamtbevölkerung. Wenn hiervon der Großgrundbesitz konservativ, die Bauernschaft demokratisch und zentrümlich, die Arbeiter sozialistisch wählen, dann wird das Landvolk nie eine Macht und kann seine Ideen nicht zur Geltung bringen. Schon der natürliche Instinkt der Minderheit muß hier zum Zusammenschluß führen, erst recht aber muß die Erfassung eines hohen Staatsideals diesen Zusammenschluß erzwingen.

Die Landwirtschaft stand den Ereignissen vom Herbst 1918 unvorbereitet gegenüber. Um der sozialistischen Flut zu begegnen und dem eingetretenen Zwang zu steuern, schuf man einerseits die Landbünde, andererseits die landwirtschaftlichen Arbeitgeberverbände. Die Landbünde waren auf ihrem Gebiete nicht erfolglos, es gelang ihnen, die Zwangswirtschaft abzubauen und manche andere wirtschaftliche Erfolge zu erringen. Die Arbeitgeberverbände aber, welche zum Teil auf Wunsch der landfeindlichen, gewerkschaftlich eingestellten Regierung gegründet wurden, zeitigten ein recht sonderbares Ergebnis; sie wurden gleich 1919 die Tarifkontrahenten für die Gewerkschaften. Durch den Eintritt in die Reichsarbeitsgemeinschaft ließen sie sich sogar dazu bestimmen, die Gewerkschaften allein als Vertretung der Arbeiterschaft anzuerkennen. Dadurch aber trieben sie die Landarbeiter in die Verbände hinein und schoben damit auch noch jene Arbeiter von sich weg, die bisher in einer Wahlfront mit der selbständigen Landwirtschaft standen. Dieser Weg führt natürlich nicht zu dem angegebenen Ziele hin, sondern führt hinweg von demselben.

Eine gänzlich andere Organisationsform wählte der Pommersche Landbund. Hier stellte man weniger die Erringung wirtschaftlicher Vorteile, als vielmehr den staatlichen Wiederaufbau in den Vordergrund. Da die Gewerkschaften das zersetzende Element im Staate bilden, lehnte man sie ab, öffnete aber der Arbeiterschaft die Türe zum Landbund. Man schuf also nicht eine einseitige landwirtschaftliche Besitzerorganisation und erst recht keine Arbeitgeberorganisation, sondern einen Landvolkbund, welcher alles Landvolk, Gutsbesitzer, Bauern, Büdner, Angestellte, Arbeiter und freie Berufe umfaßt.

Eine solche Organisation muß auch den sozialen Problemen und Tagesfragen anders gegenübertreten wie die bisherigen Standes- und Klassenorganisationen. In bezug auf die Arbeitnehmerfrage stellte der Pommersche Landbund dem Klassengedanken den Bundesgedanken entgegen. Und hier beginnt der Zweifel der Fernstehenden.

Ist zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber eine wirtschaftliche Bundesgemeinschaft überhaupt möglich? Der Marxist sagt, nein, denn der Arbeitgeber verdient an dem Arbeiter, ist dessen Ausbeuter, daher sein Feind, darum muß der Arbeiter den Unternehmer bekämpfen. Auf diesem Grundsatz sind die Gewerkschaften aller Richtungen aufgebaut. Es handelt sich also bei ihnen in erster Linie, soweit wirtschaftliche Gründe überhaupt in Betracht kommen, um die Verfechtung des Verteilungsprinzips. Der Verdienst kann aber erst zur Ver-

teilung gelangen, nachdem er durch Arbeitsleistung, also durch Warenerzeugung, erzielt ist. Also ist das oberste Prinzip die Warenerzeugung. Hierbei aber haben Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleiche Interessen. Sie haben das gleiche Interesse an einer reichlichen Erzeugung, gutem Absatz und auskömmlichen Preisen. Das Dasein beider Teile hängt an dem Wohlergehen des Betriebes. Blüht er, dann wird die Stellung des Arbeiters sicherer, geht er zurück, so führt das zur Entlassung von Arbeitern, geht er zugrunde, so verlieren Arbeitgeber und Arbeitnehmer ihre Existenz.

Das gemeinsame Interesse von Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist also dem trennenden Interesse übergeordnet. Die Gewerkschaften, die sich auf dem trennenden Interesse aufbauen, haben damit eine untergeordnete Sache zur Hauptsache gemacht, und indem sie das Erzeugungs- und Betriebsinteresse erstickten, töteten sie die Wirtschaft selbst und untergruben damit auch die Existenz der Arbeiterschaft.

Von dem Grundsatz der Warenerzeugung ausgehend, entstand in Pommern der wirtschaftliche Bundesgedanke; auch der Landarbeiter fühlte die Fesseln der Zwangswirtschaft besonders schwer und erkannte damit in ihrer Abwehr das gemeinsame Interesse. So erwuchs in Pommern eine neue Form der Arbeiterorganisation, denn die Landarbeiterschaft ging nicht wie in einem Brei im Landbund unter, sondern bildete im Landbund eine eigene Organisation mit eigener Satzung, eigenem Vorstand, eigener Kassenführung. In derselben Weise wurde eine Angestellten-, Arbeitgeber-, Bauerngruppe gebildet. Sie alle zusammen bilden den Pommerschen Landbund. Arbeitgeber- und Arbeitnehmergruppe bilden die Tariftontrahenten, die die Aufgabe der Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände erfüllen, nämlich den Streit um den Verdienst schlichten.

Der Arbeiter ist seitens der Gewerkschaften gegen eine solche Organisationsform mit Mißtrauen erfüllt worden. Eine große Anzahl von Arbeitern konnte daher erst dann für diese Bundesorganisation gewonnen werden, nachdem die Arbeitgeber bei den Lohnverhandlungen bewiesen hatten, daß sie auch den Willen hatten, den Lohnstreit ehrlich zu lösen. Wo die Arbeitgeber diese wirtschaftsfriedlichen Organisationen als „gelb" ansehen, das heißt für das halten, als was die Gewerkschaften sie so gern hinstellen, nämlich nur als Lohndrücker und sie demgemäß behandeln, kann die Bundesorganisation nicht bestehen. Den Bundesgenossen darf man nicht betrügen, sondern aus dem Bewußtsein der Bundestreue heraus muß er auch wirtschaftlich mehr erreichen als der Gegner. Das heißt jedoch nicht, daß in Pommern die Landarbeiter durch hohe Löhne wären eingefangen worden, im Gegenteil, die Gewerkschaften stellten in der Regel höhere Forderungen wie sie die Arbeitnehmergruppe vertrat. Sache der Organisation war es aber, nachzuweisen, daß man ehrlich den Arbeitern zu geben bereit war, was der Betrieb zu leisten vermag. Da das in vollem Umfange geschah, sah die Arbeiterschaft allmählich ein, daß die Forderungen der Gewerkschaften nur Propagandazwecken dienten, und sie verließen die Gewerkschaften. Das zahlenmäßige Stärkeverhältnis war 1920: Deutscher Landarbeiterverband 68000, Arbeitnehmergruppe des Pommerschen Landbundes 10000, christlicher Zentralverband 2000 Mitglieder. Gegenwärtiger Stand: Arbeitnehmergruppe des P. L. 70000, D. L. 5—8000, Zentralverband 400

Mitglieder; zu letzterem zählen noch ungefähr 500 Wegewärter, die aber mit der Landwirtschaft nichts zu tun haben.

Dieser Erfolg des wirtschaftlichen Bundesgedankens wurde mit erreicht durch die Tatsache der Naturalentlöhnung, welche in den Küstenprovinzen seit jeher Sitte ist. Dadurch, daß der Landarbeiter selbst als Verkäufer von Vieh, Eiern, Milchprodukten auf den Markt tritt, wird er in die gemeinsame Front der Landwirtschaft gestellt. Durch die Einstellung auch des Barlohns auf den Roggen- und Kartoffelpreis wurde diese Front verstärkt.

Aber diese materielle Einstellung war nicht ausschlaggebend für das Eintreten der Landarbeiter in den Landbund, denn andere Landesteile, wie Ostpreußen, Mecklenburg-Schwerin, Schleswig-Holstein, geben die gleichen Naturallöhne, und doch stehen ihre Arbeiter in den Gewerkschaften. Entscheidend war der Führerwille der pommerschen Besitzer, welche auch die gewerkschaftlichen Kämpfe mit ihren materiellen Opfern und ihren Nervenaufregungen auf sich nahmen. Pommern war 1920 Brennpunkt der landwirtschaftlichen Gewerkschaftskämpfe, wobei stützend hinter den Gewerkschaften der ganze Regierungsapparat stand. Damals forderten die Gewerkschaften in Pommern die Alleinberechtigung zum Tarifabschluß auf Arbeitnehmerseite. Heute sind sie in der ganzen Provinz an keinem Tarifabschluß mehr beteiligt.

Zweifler werden sagen, dann sind aber jedenfalls die Löhne der Landarbeiter in Pommern niedriger als in jenen Landesteilen, in welchen die Gewerkschaften bei den Tarifabschlüssen als Arbeitervertreter fungieren. Diesen Zweiflern sei folgendes gesagt: die Arbeitnehmergruppe des P. L. sandte in der Zeit vom August 1922 bis März 1923 ca. 14 Kommissionen aus ihren Mitgliedern heraus in die Provinzen Sachsen und Schlesien, wo die Gewerkschaften Tarifpartei sind. Diese stellten übereinstimmend fest, daß die Lage der pommerschen Landarbeiter unvergleichbar besser ist als die der Arbeiter in jenen Provinzen.

Selbstverständlich gibt es zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auch bei den besten Verhältnissen gewisse Reibungen. Diesem Umstande trägt der Pommersche Landbund Rechnung, indem in jedem Kreise eine Arbeitsgemeinschaft gebildet ist, welche zu gleichen Teilen aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern besteht, unter einem unparteiischen Vorsitzenden. Diese Arbeitsgemeinschaft hat die Aufgabe, in Streitfällen unparteiisches Urteil zu sprechen. Beim Direktorium in Stettin ist unter denselben Bedingungen eine Berufungsinstanz gebildet worden. Diese Arbeitsgemeinschaft entscheidet endgültig. Die Mitglieder haben sich dem Urteilsspruch zu fügen, widrigenfalls der Ausschluß aus der Organisation erfolgt. Der Austritt aus der Organisation bedeutet Aufgabe des Bundesverhältnisses, damit evtl. Kampfstellung.

Die Arbeitnehmergruppe des Pommerschen Landbundes bildet zugleich den Grundstock des Reichslandarbeiterbundes, welchem angehören: die in gleicher Weise eingerichtete Arbeitnehmergruppe des Landbundes Mecklenburg-Strelitz, der Brandenburgische Landarbeiterbund, der Schleswig-Holsteinsche Landarbeiterbund, die Gruppe Schlesien des Reichslandarbeiterbundes, der Schweizer Sennenverband und Einzelmitglieder in den verschiedenen Landesteilen. Der Reichslandarbeiterbund umfaßt z. Zt. rund 105 000 Mitglieder und ist damit die zweitstärkste Landarbeiterorganisation Deutschlands. Inwieweit

der wirtschaftliche Bundesgedanke bereits in Pommern in der Industriearbeiterschaft Fuß gefaßt hat, darüber dürfte besonders zu berichten sein. Eine Parallele aber erscheint angezeigt. Der marxistische Gedanke ergriff zunächst die naturferne Großstadtbevölkerung, griff dann auf die Mittelstädte über und kam von da in die Kleinstädte und auf das Land. Der wirtschaftliche Bundesgedanke entstand in der naturnahen Landbevölkerung, wird sich über die Kleinstadt hinweg auf die Mittelstädte erstrecken und von da aus die Großstädte erobern. Die Gesundung geht eben den umgekehrten Weg wie die Erkrankung. Die von der Krankheit am schlimmsten ergriffenen Körperteile können nicht zuerst behandelt werden, sondern die gesunden Teile müssen gestärkt werden, um sie vor weiterer Erkrankung zu schützen, und von hier aus muß der Gesundungsvorgang auf die kranken Stellen übertragen werden.

Ein gewichtiger Einwurf muß unbedingt noch bei diesen Darlegungen besprochen werden: Wenn nun die Landwirtschaft sich in einer solchen Bundesorganisation sammelt, und andere Berufe folgen diesem Beispiel, dann werden zwar die Klassenkämpfe aufgehoben, aber es treten dafür die Berufsstandskämpfe an ihre Stelle. Dann kommt eben der Gegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft und so fort, und dann erleben wir den alten Zustand in neuer Form.

Dazu ist zu sagen: die Organisationen sind zunächst nur Form. Entscheidend ist der Geist. Wie ein Acker sich mehr für den Anbau von Weizen, der andere sich für Kartoffeln eignet, so fördern auch die Organisationsformen diese oder jene Lehre. Die Organisationsform der Gewerkschaften war verquickt mit der Lehre vom Klassenkampf; die Lehre vom Klassenhaß wurde in den Organisationen sorgsam gepflegt. In der Dorfschule meiner Heimat lasen wir dagegen im Lesebuch die Erzählung des Menenius Agrippa: „Die Glieder des Leibes." Lehrer und auch Dorfpfarrer erklärten uns gerade im Hinblick auf das Gesellschaftsleben die Zusammengehörigkeit der Berufe, die so notwendig ist wie das Zusammenarbeiten von Kopf, Hand und Magen. Der Marxismus hat diese Lehre widersinnigerweise gerade mit Hinweis auf obiges Beispiel des menschlichen Körpers beiseite geschoben.

„Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben."

Damit wurde der Marxismus unnatürlich und wirkte staats- und wirtschaftszerstörend. Die berufliche Bundesorganisation schafft der natürlichen Lehre der Zusammengehörigkeit wieder die besten Vorbedingungen. In dieser Organisation wird der Staatsgedanke gepflegt, von dem ich eingangs ausging, wird das Zusammenspiel der Kräfte zu einem harmonischen Ganzen bewirkt, und durch dieses Zusammenwirken ergibt sich der geeinte Staat, und nur das geeinte Deutschland wird einmal wieder stark werden, Ansehen genießen, Weltgeltung haben.

Das ist es, was wir in Pommern wollen!

Einst und heut.

Gedanken über unsere Zeit.

Von v. Natzmer, Gahry,
Vorsitzender des Rhein- und Ruhrhilfe-Ausschusses des Reichs-Landbundes.[1])

Das Leben bei Pflanzen, Tieren und Menschen empfängt seine Triebkraft nur aus zwei Elementen, dem Selbsterhaltungstrieb und dem Fortpflanzungstrieb. Wer dies aberkennen oder nicht anerkennen will, bleibt ein Narr sein Leben lang.

Dieses elementare Naturgesetz hat zur Folge den Kampf ums Dasein. — Sehen wir die Bäume im Walde, den Getreidehalm auf dem Felde an, sie streben der Sonne, der Nahrung entgegen. Das Starke siegt über das Schwache. Sehen wir die Tiere, sie verdrängen sich vom Futter, und es gibt um den Preis der Atzung bittere Kämpfe. Diese Naturgesetze sind fundamental, wer sie nicht zum Ausgangspunkt jeglicher Überlegung macht, wird sich ewig irren.

Klare Urteile bilden sich nur durch Vergleiche, und das Ergebnis ist die Erfahrung, im Völkerleben Geschichte genannt.

Es gibt Menschen, die lernen nicht aus der Erfahrung, sie bleiben oder kommen ins Elend. Führen solche Menschen eine Familie, so reißen sie diese mit, führen solche Menschen aber ein Volk oder gewinnen auf ein solches irgendwie Einfluß, so reißen sie das ganze Volk ins Unglück. — Gleichheit, Brüderlichkeit, Völkerversöhnung, Weltfrieden, kurz „das Paradies auf Erden", das sind fixe Ideen, die es in Wirklichkeit nicht gibt, sie sind wider die Natur; die Erfahrung, die Geschichte lehrt es. Menschen, die daran glauben, kann man unverbesserlich nennen, Idealisten, Phantasten oder auch Rindsköpfe, immer aber werden sie aus ihrer Wirksamkeit heraus in der rauhen Wirklichkeit Verbrecher an sich selbst, an ihrer Familie oder an ihrem Volke sein, und solche Leute gibt es leider in Deutschland zu allen Zeiten immer mehr wie in anderen Ländern. Was für unser Volk aber von ganz besonderem Nachteil ist: es glaubt solchen Predigern zu gern.

In der Zeit, da die anderen Völker Europas unter sich die Welt teilten, bekämpfte sich das deutsche Volk in Religionskämpfen und lag danach erschöpft, zerfleischt und zerschlagen, in wirtschaftlicher Ohnmacht und politischer Zerrissenheit am Boden. Hoffen und Glauben, die Welt verbessern wollen und sich für Ideen gegenseitig bekämpfen und aufreiben, ist deutsche Art, und auf diese Dummheit sind wir auch noch stolz und überheben uns über die Völker mit praktischem Sinn. Der Erfolg: alle Jahrhunderte fast muß eine Generation diese deutsche Dummheit am eigenen Leibe büßen.

Für einen Menschen, der im Elend liegt und sich in Schmerzen windet, ist es schwer, ein klares Urteil sich zu bilden über die Zusammenhänge der Dinge und der Ereignisse. Die subjektiven Empfindungen beeinflussen das Denken und

[1]) Der Reichs-Landbund ist die große Organisation der Landwirtschaft, die über das ganze Reich, in Unterorganisationen verzweigt, die Interessen des deutschen Landvolkes vertritt. Seine vaterländische Arbeit ist in letzter Zeit besonders durch die vorzügliche Organisation der Lebensmittelspenden für Rhein und Ruhr und der Unterbringung von bis zu 500 000 Kindern aus dem besetzten Gebiet auf dem Lande hervorgetreten. — Die Arbeit ist als Sonderdruck erschienen. Grundpreis Mk. —.25 mal Buchhandels-Schlüsselzahl.

verhindern dadurch eine objektive Urteilsbildung. Mit Völkern, die solche Zustände durchmachen, ist es ebenso, und ein solches Volk sind augenblicklich wir. In solchen Zeiten ist der begehrteste Trost die subjektive Augenblicksbefriedigung. Es mangelt unserem Volke gerade jetzt in seiner Not an klarer Erkenntnis, und so ziehen bei uns falsche Tröster mit Erfolg durchs Land.

Die Unwahrheit richtet sich nach dem Geschmack, sonst würde sie nicht geglaubt, die Wahrheit aber schmeckt bitter, darum hört und glaubt das Volk die Wahrheit nicht gern. Heilen kann aber nur der, der das Natürliche erkennt, und aus der Natur spricht die Wahrheit. Die Erkenntnis der Wahrheit führt zur Erfahrung, die Erfahrung zum Erfolg.

Darum erkenne Deutscher das Natürliche, daß du ein Vaterland brauchst um gesund, d. h. frei zu sein, daß du frei sein mußt, um leben zu können! Darum lebe für dein Vaterland, sonst wirst du ein Sklave bleiben! Die Deutschen aber wurden krank und starben einst als Sklaven vor Sehnsucht nach ihrem Vaterland, nach ihrer Freiheit. Drum kämpfe für dein Vaterland und deine Freiheit, sonst wirst du sterben müssen.

Unsere Geschichte vor 110 Jahren ist ein Spiegelbild von heute. Man sagt, die Zeiten haben sich geändert; ja, die Jahreszahlen, aber nicht die Naturgesetze. Daran ändert auch keine Völkerbundidee etwas, auch nicht die erste, zweite, dritte usw. Internationale, kein Bolschewismus und kein Pazifismus. Das alles sind Zeiterscheinungen und sind in der Welt seit Jahrhunderten nichts Neues.

Ernst Moritz Arndt schreibt 1812: „Von Freiheit und Vaterland“:

„..... und es sind Elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört. Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist dein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit. — Diese Menschen sind wie die dummen Tiere, nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von den Wehen des himmlischen Geistes. Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren. — Auf denn, redlicher Deutscher, bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut, daß keine Liebe dir heiliger sei, als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer, als die Freude der Freiheit, damit du wiedergewinnst, worum dich Väter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten, denn der Sklave ist ein listiges und geiziges Tier, und ein Mensch ohne Vaterland der Unseligste von allen.“

Und an einer anderen Stelle sagt Arndt:

„Die Deutschen sind Kosmopoliten geworden und verachten ‚die elende Eitelkeit ein Volk zu sein‘. Freie, leichte und aufgeklärte Gesellen sind es, ohne Vaterland, Religion und Zorn....“

Man sieht das gleiche Bild einst wie heut', aber solche Gedanken haben damals nicht zur Befreiung Deutschlands geführt. Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, — nämlich Gedanken wie Freiheit, Vaterland, Ehre werden heute verlacht, besudelt und von mancher Regierungsseite unterdrückt. Und wenn man näher hinsieht warum — um Konjunkturgewinne einzuziehen oder sicher zu stellen. Heut' wie einst!

Betrachte jeder einmal daraufhin diese Propheten und Führer, diese Vertreter der politischen und nationalen Feigheit!

Die Revolution 1918 brachte uns durch eine Massenkündigung nur einen Personalwechsel in den Herrschern, verbessert hat sich dadurch nichts, verschlechtert viel — schon schreibt der Griffel der Geschichte.

Mit voller Überzeugung sage ich, daß es um den Abgang manches Fürsten nicht schade gewesen ist. Aber die neuen Herrscher sind um nichts besser, sie füllen ebenfalls ihren Posten nicht aus, weil sie keine Führer zur Freiheit ihres Volkes sind. Es sind elende Führer ihrer Parteien, wie jene zum Teil nur Platzhalter der Throne waren. Sie zerschlagen durch Sonderinteressen die Lebensnotwendigkeit unseres Volkes, die Einheit.

Freiherr vom Stein schreibt 1812 von Petersburg am 20. November an den Grafen Münster in London:

„Ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland. — Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen. Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit." — (Stein war seiner Ideen wegen verbannt, er wurde aber der große Mann der Befreiung.)

Das deutsche Volk müßte heute auch sagen:

„Uns sind im Augenblicke alle politischen Parteien und ihre Führer gleichgültig, ebenso wie unsere ganzen Minister usw...."

Aber unter dem Schutzmantel der politischen Parteien läuft heute bei uns ein vaterlandsloses Gesindel, Spione und Zuträger unserer Feinde durch unser deutsches Vaterland, hetzt Deutsche gegen Deutsche und denunziert jeden erwachenden, sich bildenden nationalen Widerstand. — Heut' wie einst!

Und eine unzählige Masse der deutschen Michelei glaubt solchen Halunken, glaubt, daß wir dadurch den feindlichen Völkern, Tyrannen und Bedrückern uns wohlgefälliger zeigen und dadurch unser Los verbessern. Mord, Prügel und ruchlose Gemeinheiten unserer Feinde, wie jetzt an Ruhr und Rhein, sind die Quittungen unseres Volksbenehmens seit 4 Jahren. Wer sich prügeln läßt und Hände leckt, wer um Verzeihung bittet, wenn er auf seine Füße getreten wird, verkennt das Naturgesetz, sein Los wird nicht besser, sondern schlechter. 1812, als Napoleon Deutschland knechtete, seine Macht aber gleichzeitig in Rußland vernichtet wurde, ist es den damaligen Führern und Feiglingen gelungen, das Volk davon zu überzeugen, daß es ein Unmögliches sei, die auf Schlitten durch ganz Deutschland fliehenden Tyrannen, den Napoleon und seine Generäle zu vernichten. Diese kamen unbehelligt durch ganz Deutschland nach Paris und schufen eine neue Armee.

Nach diesen Erfahrungen schreibt Napoleon an seinen Marschall Davoust über das deutsche Volk:

„Urteilen Sie doch selbst, was zu befürchten ist von einem ‚so braven, so kalten, so vernünftigen, so geduldigen Volke', das von jeder Ausschreitung soweit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde."

Vorher aber hatte Blücher an Scharnhorst geschrieben:

„Mich juckts in alle Finger den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Seiner Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen deutschen Nation Fürnehmen ist, alles Schelmenfranzosenzeug mitsammt dem Bonnarparte und all seinen ganzen Anhang vom deutschen Boden

weg zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert war. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon anno 9 angeraten, und wann die Fürsten nich wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonnarparte wegzujagen, denn das ganze Volk muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden."

So kann man auch heute über Minister und Parteien schreiben.

Blücher, Scharnhorst, Stein, Gneisenau, York, Moritz Arndt, Clausewitz und alle ihre Freunde, das waren damals die Männer der Tat. Sie wurden ebenso wie heute an der Tat verhindert von den Feigen, Schwachen und Kleingläubigen, dennoch wurden sie die Retter ihres Volkes. Allerdings wäre es 1812 ein Leichtes gewesen, was ein Jahr später drei schwere, blutige Befreiungsjahre gekostet hat. Damals hielten „die vernünftigen, besonnenen Politiker" das Auflehnen, einen Widerstand gegen Napoleon für ein Volksverbrechen, für eine Unmöglichkeit, für eine Katastrophe. Clausewitz schreibt 1813:

„Die Meinung, daß wir Frankreich widerstehen können, ist unter uns fast gänzlich verschwunden. Man glaubt an die Notwendigkeit einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, — dies ist die allgemeine Stimmung. Einzelne zeichnen sich noch durch die Frechheit aus, mit der sie auf die Sicherheit und den ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigentums pochen, auf die Notwendigkeit diesen alles zu opfern." —

Einst genau wie heute! —

Clausewitz fährt fort:

„Ich sage mich los von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch den Zufall; von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will; von der kindlichen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen; von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens; von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte; von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste; von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen — und Menschenwürde."

Ich frage die Parlamente und die Minister, besonders die von Preußen: Ist es nicht heute wie einst?

Clausewitz fährt fort:

„Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins, daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll; daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen hat, keinem höheren Gesetz zu gehorchen hat, daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; daß die Ehre der Regierung eines ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Volkes; daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit." — Einst wie heut! —

Auch damals gab es eine Erfüllungspolitik. Friedrich Wilhelm III. begann sie bereits 1806 vor dem Krieg, indem er auf Wunsch von Napoleon

den Staatskanzler, Grafen Hardenberg, entließ. Dieser war Napoleon wegen seiner Tätigkeit gefährlich und hinderlich. Der König entließ Hardenberg, kurz darauf erklärte Napoleon dennoch den Preußen den Krieg.

In dem Aufruf Friedrich Wilhelms III., 17. März 1813, „An mein Volk" haben wir den besten Beweis der auch damals Pleite gegangenen Erfüllungspolitik:

„Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört."

Wir sehen: ob Friedrich Wilhelm III. und Napoleon oder ob Herr Wirth und Poincaré, bleibt sich gleich, die Naturgesetze in der Welt ändern sich nicht.

Spionenwesen, Denunziation, alle Mannesuntugenden und Gemeinheiten, womit eine arbeitsscheue Gesellschaft sich durch das Blut seines eigenen Volkes mästet, waren damals ebenso im Schwunge wie heute, und diese Menschen waren auch damals im Staat zum Teil geachteter wie die, die zähneknirschend Tag und Nacht unter der Schmach und Schande, unter der Wehr- und Ehrlosigkeit ihres Volkes litten, vom König und ihren eigenen Volksgenossen verfolgt, geistig und praktisch an der Befreiung ihres Volkes arbeiteten.

Einst wie heute wurden diese Braven von den sogenannten Vernünftigen und Besonnenen volksgefährliche Stürmer, Katastrophenpolitiker genannt. Sie wurden geächtet, eingesperrt und des Landes verwiesen, und dennoch wurden sie die Retter des Volkes. Die damaligen Regierenden und jene Halbmenschen, jene entschlußlosen, elenden, charakterlosen Kompromißnaturen von 1806—13 in Preußen — empfindet nicht jedes Kind sie heute in der Geschichtsstunde als Vaterlandsverräter und Aderlasser ihres Volkes und als Schelme jener Zeit? — Heute kommt noch zu der allgemeinen minderwertigen Charakterbildung, die zum Führer ungeeignet macht, die Charakterverbildung durch die parlamentarisch-parteipolitische Demagogie.

Damals waren die offiziellen Führermenschen nur behindert, die volks- und vaterländischen Notwendigkeiten zu erkennen durch ihre natürliche Minderwertigkeit, heute kommt hierzu noch die Parteibrille mit starkem Farbglas hinzu, um sie völlig blind zu machen.

Bis in die letzten Wochen hinein, wo längst die Franzosen und Belgier ins Ruhrgebiet eingebrochen waren, wurden z. B. noch deutsche Männer auf „allerhöchsten preußischen Befehl" — nicht etwa auf französischen Befehl, nein, aus eigener Passion — vor den Untersuchungsrichter geschleppt — man sollte es nicht glauben „wegen Vergehens gegen einen Paragraphen des Versailler Vertrages". Weil sie die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes vor dem Zugriff der Feinde geschützt hatten!

Ich behaupte, wenn nicht deutsche Männer als Minister und Beamte, wenn nicht deutsche politische Parteien das deutsche Volk entwaffnet hätten, unseren Feinden allein wäre die Entwaffnung niemals in dem Umfange gelungen, daß wir wie heute waffen- und hilflos zusehen müssen, wie ein sadi-

stisches Affenvolk uns schändet. Fluch und Schmach über die, die sich die fetten Wänste ob ihrer für Volk und Vaterland ruchlosen, nur für ihre Partei einträglichen Taten streicheln!

Wenn diese Kreaturen nicht das deutsche Volk entwaffnet hätten, so stünden längst Millionen deutscher Männer kampf- und todbereit wohl bewaffnet an der Ruhr und schützten dort deutsche Männer, deutsche Ehre, deutsche Frauen, deutsche Arbeit vor der Schmach entarteter Gesellen.

Aber nicht nur aufrechte deutsche Tat, nein auch aufrechter deutscher Geist wird erdrosselt und totgeschlagen. Anstatt daß sich die Staatsleiter, und wenn auch nur im Geheimen, über das Erwachen und Anwachsen des Nationalbewußtseins und des Widerstandswillens freuen, bekämpfen sie auch den Geist, wie die Ereignisse der letzten Wochen zeigen, und sperren die Träger des deutschen Freiheitsgedankens ein. Und damit helfen sie den Bedrückern, sie helfen dem Feinde, sie reichen ihm damit nicht nur die Hand, sie entwinden sogar damit die einzige verbliebene Waffe dem eigenen Volke und reichen sie dem Feind, damit er uns züchtigen kann. — Heut wie einst! —

Die Tätigkeit des Ministers des Innern von Preußen erinnert in dieser Beziehung an die des Polizeipräsidenten von Berlin 1812—13.

1812—13 war der Befreiungsakt Deutschlands gegen den Willen verantwortlicher Männer bereits im Gange. York hatte gegen den Willen des schwachen, entschlußlosen Königs mit den Russen paktiert und stand bereits Anfang des Jahres gemeinsam mit russischen Truppen mitten in Preußen vor Berlin. Die Berliner schickten eine Abordnung zu dem russischen kommandierenden General von Tettenborn mit der Erklärung, er möchte doch nur in Berlin einrücken, um das französische Schelmenzeug aus der Stadt zu hauen, sie, die Berliner, würden begeistert mitmachen. Nach dem Einmarsch in Berlin schreibt der Oberst von Tettenborn dem Minister a. D. vom Stein:

Oranienburg, den 22. Februar 1813.

„Der preußische Polizeipräsident Lecocq, der selbst mit Augereau (französischer Kommandant) herumritt, um die Verteidigungsanstalten (gegen die Deutschen und Russen) zu machen, erstickte noch den wenigen Geist (in Berlin), indem er viele Leute verhaften ließ, die sich für uns erklärten. Daß dieser Racker an den Galgen muß, werden Euer Exzellenz einsehen, und ich hoffe Hochdieselben werden ihm diesen Ehrenplatz verschaffen."

Abgeordnete und Minister streiten sich heute in den Parlamenten herum, wer dem Feinde die größten Dienste erwiesen hat. Ein schamloser Zustand. Ich behaupte, unsere ganzen deutschen Parlamente sind die Kloaken, aus denen nicht nur der Jank über das ganze deutsche Volk kommt, sondern aus denen unsere Feinde auch in den letzten vier Jahren den Dünger für ihre Reparations- und Erpressungspolitik gezogen haben. Als deutscher Mann möchte man mit dem Knüppel auf den sog. Tisch des Hauses schlagen und auf gut deutsch sagen: Haltet allesamt das Maul, geht nach Haus und arbeitet!

Die vier Jahre des deutschen, demokratischen Parlamentarismus haben den Beweis erbracht, daß die alten politischen Parteien dazu unfähig sind, irgendein deutsches Parlament mit deutschen Männern zu beschicken. Die politischen Parteien sind noch alle vom alten Geist der politischen Unverantwortlichkeit beherrscht. Man möchte fast glauben, ehe diese Generation nicht ausgestorben ist, wird's mit Deutschland nicht besser.

War der Abschluß des Krieges am 9. November 1918, die sog. Revolution, eine logische Folge der Vorgänge, so wird die logische Folge deutscher Korruption der letzten vier Jahre eines Tages ebenfalls einen besonderen Abschluß haben. 1918 schrie alles: „Fort mit Waffen und Vaterland!“ — Es kommt die Zeit, da wird das Volk schreien: „Ich will mein Vaterland, her mit den Waffen!“

Es wird dann nicht gehen um Republik oder Monarchie, es geht um die Freiheit von Volk und Staat. Was dann kommen wird, wird keine Revolution sein wie 1918, sondern Millionen und aber Millionen im deutschen Volk fühlen es schon heut in ihrer Brust: sie werden auferstehen zum Kampf um Wahrheit, Recht und Freiheit, zum nationalen Befreiungskampfe. Elend ist die gemeine Angst der politischen Parteien vor diesem Volkserwachen, weil sie befürchten, daß ihre Dogmen und Pfründen, ihre Errungenschaften dabei verloren gehen könnten.

Diese Auferstehung, dieser heilige Freiheitskampf des deutschen Volkes wird und muß naturnotwendig kommen, und er wird durch keinen Ministerialerlaß, durch keine Polizeiverordnung aufgehalten werden. Der natürliche Instinkt im Volke wird schreien nach Wahrheit und Freiheit, nach Einfachheit und nach dem alten Gott, und die Elemente werden entfesselt wie Lavamassen über die Hoffnungen und Projekte der Elenden gehen.

Fichte sagt einst: „Von der wahren Vaterlandsliebe“:

„Unsere ältesten Vorfahren und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft. — Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt: Selbständigkeit fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zur Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird.“

Ernst Moritz Arndt schreibt in seinem Aufruf an die Deutschen, Februar 1813:

„Nicht Bayern, nicht Braunschweiger, nicht Hannoveraner, nicht Hessen, nicht Holsteiner, nicht Mecklenburger, nicht Österreicher, nicht Pfälzer, nicht Preußen, nicht Schwaben, nicht Westfalen, nicht ihr, die ihr sonst freie Reichsstädte heißt und ward, alles was sich deutsch nennen darf, nicht gegeneinander, sondern: ‚Deutsche für Deutsche!‘“

Ich rufe:

„Nicht Deutschnationale, nicht Sozialisten, nicht Demokraten, nicht deutsche Volkspartei, nicht Zentrum, nicht Arbeitnehmer, nicht Arbeitgeber, nicht Stadt, nicht Land, alles was sich deutsch nennen darf, nicht gegeneinander, sondern: ‚Deutsche für Deutsche!‘“

Es kommt der Tag, an dem das deutsche Volk gepeinigt bis aufs Blut am Rande der Verzweiflung stehend, von der Wut im Wahnsinne getrieben sich auf den Blutsauger und Schänder werfen wird. Der große Tag der Rache wird kommen. Er ist, solange Menschengeschichte geschrieben wird, immer noch

über die Völker hereingebrochen, die freventlich Gottes Gesetze verachteten und in der Gier und Selbstbefriedigung kein Maß und Ziel kannten.

Millionen innerhalb und außerhalb des besetzten Gebietes ertragen die jetzige Zeit nur mit dem einen beruhigenden Gedanken: Es kommt der Tag der Rache! — Und je länger diese Tyrannei der Franzosen dauert, um so maßloser wird die Wut der darunter leidenden Bevölkerung, um so fürchterlicher der Zorn. Wann der Tag kommen wird, ist heute noch nicht abzusehen, unser Gebet sei „so schnell als möglich". Es wird der Tag sein, an dem nur noch der nackte Tod hinter dem deutschen Volke und der zynisch lachende Feind vor ihm stehen wird, wo nichts ihm bleibt als die Wahl „vorwärts oder rückwärts". Dann wird die Wahl zwischen beiden nicht schwer sein, dann werden wir nicht fragen, wieviele werden fallen, dann werden wir nicht danach fragen, gehen blühende deutsche Städte, Zechen, Fabriken und Fluren zugrunde, wir werden nicht danach fragen, geht die Weltwirtschaft zugrunde, nicht danach, welche Mittel sind recht, den Blutsauger zu töten, denn es gibt keine Erfindung, kein Mittel auf der Welt, was nicht einem Volke in der Verzweiflung von Gott selbst gegeben wäre, sich zu retten. — Deutsches Volk, so wird der Tag der Rettung aussehen, heute wie einst. Nicht das Weltgewissen, nicht der Völkerbund, keine internationale Verbrüderung werden dem deutschen Volk die Freiheit, Luft und Licht zum Leben wiedergeben, sondern einzig und allein die deutsche Faust, die deutsche Kraft entflammt vom heiligen Zorn der Verzweiflung. Heute haben wir keine Freunde unter den Völkern der Erde, weil wir feige und geduldig sind. Erst an dem Tage, da wir den Feind erschlagen, werden wir wieder Freunde haben.

Bereite dich vor zu dem heiligen Kampf! Millionen deutscher Männer stehen schon heute kampf- und todesbereit und warten auf Tag und Gelegenheit. Ihr alle kümmert euch, damit ihr wißt, was ihr am Freiheitsmorgen zu tun habt. Bis dahin, ihr Techniker, ihr Ingenieure, ihr Chemiker, ihr Erfinder, du deutscher Geist sinne nach, deine vornehmste Aufgabe sei: wie kann ich mein Volk retten und befreien? — Ihr deutschen Dichter und Schriftsteller, erzählt tagaus tagein von den Gemeinheiten der Feinde, verschweigt nichts, hinzuzusetzen braucht ihr nichts! Erzählt und singt ferner vom Mut und den Taten der Väter und Urahnen, die um der Freiheit willen gegen denselben Bedrücker und Feind siegreich fielen. Schürt den Haß und den Zorn in dem heute noch teilweise gleichgültigen Volke. Ihr Mütter schenkt euren Buben Flinte, Trommel und Säbel, ihr Väter spielt mit ihnen Soldat!

So, deutsches Volk, bereite dich vor auf den Tag der Befreiung, du selbst bist deine einzige Rettung, heute wie einst. Es kommt der Tag, bereit sein ist alles!

Ob sie's endlich merken?

Seht ihr, nun sitzt ihr in den Nesseln!
Verspürt ihr nun, wie weich das trägt? —
Noch immer hat man die schlimmsten Fesseln
Im Namen der Freiheit angelegt . . .

Adolf Schaube.

Vom pazifistischen Loki.

Von Dr. Pröbster, Neustadt (Orla).

Ein ausländischer Diplomat hat von der deutschen Presse gesagt: „Mit einer solchen Presse könnte selbst der liebe Gott keine anständige Politik machen." Nun darf man allerdings Urteile von Ausländern und insbesondere von fremden Diplomaten über deutsche Verhältnisse nicht kritiklos hinnehmen. Sonst hätte Wirth Recht gehabt, als er sich im Januar d. Js. in Cöln als Retter der Einheit Deutschlands bezeichnete und Lloyd George als Kronzeugen für diese Behauptung anführte, oder es hätte Stresemann Grund darauf stolz zu sein, daß ihn der Berliner Berichterstatter der „Daily News" kürzlich als den weitaus fähigsten deutschen Politiker bezeichnete, oder wir hätten die guten Ratschläge ernst zu nehmen, zu denen die englischen Kritiken unseres mangelnden psychologischen Verständnisses der Frankfurter Zeitung nach der Cunoschen Reparationsnote wie 1921 nach Dr. Simons Auftreten in London Anlaß geben. Wir könnten unendlich viel bessere Psychologen sein als wir sind: Poincaré gegenüber würden wir Erfolg nur dann haben, wenn wir in der Lage wären, „à corsaire corsaire et demi" zu setzen.

Aber manchmal sind ausländische Urteile doch auch zutreffend. Und die von dem ausländischen Diplomaten kritisierte Unzulänglichkeit der deutschen Presse hat ihren Grund z. T. in jenem deutschen Nationalfehler, der — wie Bismarck am 12. März 1885 im Reichstage sagte — darin besteht, daß, so oft ein deutscher Völkerfrühling anbricht, dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen. Fürst Bismarck hat tags darauf zu diesem Ausspruch einige Erläuterungen gegeben. Danach verstand er unter „Völkerfrühling": „Daß wir alle als ein einig Volk von Brüdern den Angriffen des Auslands entgegentreten." Loki war ihm der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet und unser ganzes öffentliches Leben überwuchert, und der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, dazu verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlägt.

Die Lokis sind bei uns gewachsen wie die Pilze nach einem Sommerregen. Eine besonders gefährliche Spielart ist der pazifistische Loki, der bewußt oder unbewußt die Geschäfte auswärtiger Imperialisten besorgt. Zum 1. April — Ostersonntag — erfreute das „Organ der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei, Publikationsorgan für Stadt und Landkreis Gera und den Kreis Schleiz", die Ostthüringer Tribüne, ihre pazifistischen Leser mit Tolstois Märchen „Da schämen sich die Soldaten". Der blutige Karsamstag in Essen ironisierte diesen unzeitgemäßen Aprilscherz, und die Anerkennung, die General Degoutte dem Leutnant Durieux, dem Befehlshaber des Mord-Detachements, für sein Verhalten aussprach sowie die jedem Rechtsempfinden hohnsprechende Justizkomödie in Werden dürften den pazifistischen Verehrern des französischen Militarismus in Deutschland bewiesen haben, daß sie ihrem Idol Unrecht taten, wenn sie von ihm annahmen, daß es sich noch schämen könne.

Tolstoi erzählt von einem Zar der Tarakanen, der die Vorhut seines Heeres aussandte, um seines Feinds, Iwans, Heer aufzusuchen. Aber die Soldaten

über die Völker hereingebrochen, die freventlich Gottes Gesetze verachteten und in der Gier und Selbstbefriedigung kein Maß und Ziel kannten.

Millionen innerhalb und außerhalb des besetzten Gebietes ertragen die jetzige Zeit nur mit dem einen beruhigenden Gedanken: Es kommt der Tag der Rache! — Und je länger diese Tyrannei der Franzosen dauert, um so maßloser wird die Wut der darunter leidenden Bevölkerung, um so fürchterlicher der Zorn. Wann der Tag kommen wird, ist heute noch nicht abzusehen, unser Gebet sei „so schnell als möglich". Es wird der Tag sein, an dem nur noch der nackte Tod hinter dem deutschen Volke und der zynisch lachende Feind vor ihm stehen wird, wo nichts ihm bleibt als die Wahl „vorwärts oder rückwärts". Dann wird die Wahl zwischen beiden nicht schwer sein, dann werden wir nicht fragen, wieviele werden fallen, dann werden wir nicht danach fragen, gehen blühende deutsche Städte, Zechen, Fabriken und Fluren zugrunde, wir werden nicht danach fragen, geht die Weltwirtschaft zugrunde, nicht danach, welche Mittel sind recht, den Blutsauger zu töten, denn es gibt keine Erfindung, kein Mittel auf der Welt, was nicht einem Volke in der Verzweiflung von Gott selbst gegeben wäre, sich zu retten. — Deutsches Volk, so wird der Tag der Rettung aussehen, heute wie einst. Nicht das Weltgewissen, nicht der Völkerbund, keine internationale Verbrüderung werden dem deutschen Volk die Freiheit, Luft und Licht zum Leben wiedergeben, sondern einzig und allein die deutsche Faust, die deutsche Kraft entflammt vom heiligen Zorn der Verzweiflung. Heute haben wir keine Freunde unter den Völkern der Erde, weil wir feige und geduldig sind. Erst an dem Tage, da wir den Feind erschlagen, werden wir wieder Freunde haben.

Bereite dich vor zu dem heiligen Kampf! Millionen deutscher Männer stehen schon heute kampf- und todesbereit und warten auf Tag und Gelegenheit. Ihr alle kümmert euch, damit ihr wißt, was ihr am Freiheitsmorgen zu tun habt. Bis dahin, ihr Techniker, ihr Ingenieure, ihr Chemiker, ihr Erfinder, du deutscher Geist sinne nach, deine vornehmste Aufgabe sei: wie kann ich mein Volk retten und befreien? — Ihr deutschen Dichter und Schriftsteller, erzählt tagaus tagein von den Gemeinheiten der Feinde, verschweigt nichts [illegible] zusetzen braucht ihr nichts! Erzählt und singt ferner vom [illegible] und [illegible] en der Väter und Urahnen, die um der Freiheit willen ge[illegible]lbe[illegible]r und Feind siegreich fielen. Schürt den Haß und den [illegible]m[illegible] teilweise gleichgültigen Volke. Ihr Mütter schenkt [illegible] ommel und Säbel, ihr Väter spielt mit ihnen Soldat[illegible]

So, deutsches Volk, bereit[illegible]ich vor auf d[illegible] bist deine einzige Rettung, [illegible] wie einst. ist alles!

endli

[illegible] sitzt i[illegible] nun, [illegible] hat n[illegible] der F[illegible]

Vom pazifiſtiſchen Loki.

Von Dr. Pröbſter, Neuſtadt (Orla).

Ein ausländiſcher Diplomat hat von der deutſchen Preſſe geſagt: „Mit einer ſolchen Preſſe könnte ſelbſt der liebe Gott keine anſtändige Politik machen.“ Nun darf man allerdings Urteile von Ausländern und insbeſondere von fremden Diplomaten über deutſche Verhältniſſe nicht kritiklos hinnehmen. Sonſt hätte Wirth Recht gehabt, als er ſich im Januar d. Js. in Cöln als Retter der Einheit Deutſchlands bezeichnete und Lloyd George als Kronzeugen für dieſe Behauptung anführte, oder es hätte Streſemann Grund darauf ſtolz zu ſein, daß ihn der Berliner Berichterſtatter der „Daily News“ kürzlich als den weitaus fähigſten deutſchen Politiker bezeichnete, oder wir hätten die guten Ratſchläge ernſt zu nehmen, zu denen die engliſchen Kritiken unſeres mangelnden pſychologiſchen Verſtändniſſes der Frankfurter Zeitung nach der Cunoſchen Reparationsnote wie 1921 nach Dr. Simons Auftreten in London Anlaß geben. Wir könnten unendlich viel beſſere Pſychologen ſein als wir ſind: Poincaré gegenüber würden wir Erfolg nur dann haben, wenn wir in der Lage wären, „à corsaire corsaire et demi“ zu ſetzen.

Aber manchmal ſind ausländiſche Urteile doch auch zutreffend. Und die von dem ausländiſchen Diplomaten kritiſierte Unzulänglichkeit der deutſchen Preſſe hat ihren Grund z. T. in jenem deutſchen Nationalfehler, der — wie Bismarck am 12. März 1885 im Reichstage ſagte — darin beſteht, daß, ſo oft ein deutſcher Völkerfrühling anbricht, dann auch ſtets der Loki nicht fehlt, der ſeinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menſchen, den er mit Geſchick veranlaßt, den deutſchen Völkerfrühling zu erſchlagen. Fürſt Bismarck hat tags darauf zu dieſem Ausſpruch einige Erläuterungen gegeben. Danach verſtand er unter „Völkerfrühling“: „Daß wir alle als ein einig Volk von Brüdern den Angriffen des Auslands entgegentreten.“ Loki war ihm der alte deutſche Erbfeind, der Parteihader, der in dynaſtiſchen und konfeſſionellen, in Stammesverſchiedenheiten und in den Fraktionskämpfen ſeine Nahrung findet und unſer ganzes öffentliches Leben überwuchert, und der mit ſeiner Lokiſtimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, dazu verleitet, [illegible] das eigene Vaterland erſchlägt.

[illegible] uns gewachſen wie die Pilze nach einem Sommerregen. Ein[illegible] Spielart iſt der pazifiſtiſche Loki, der bewußt oder unb[illegible]auswärtiger Imperialiſten beſorgt. Zum 1. April — [illegible] das „Organ der Vereinigten Sozialdemokratiſchen [illegible] für Stadt und Landkreis Gera und den Kreis [illegible]ne, ihre pazifiſtiſchen Leſer mit Tolſtois [illegible]ten“. Der blutige Karſamstag in Eſſen [illegible]rz, und die Anerkennung, die General [illegible]efehlshaber des Mord-Detachements, [illegible]m Rechtsempfinden hohnſprechende [illegible]tiſchen Verehrern des franzöſiſchen [illegible]daß ſie ihrem Idol Unrecht taten, [illegible] ſchämen könne.

[illegible], der die Vorhut ſeines Heeres [illegible]ſuchen. Aber die Soldaten

der wirtschaftliche Bundesgedanke bereits in Pommern in der Industriearbeiterschaft Fuß gefaßt hat, darüber dürfte besonders zu berichten sein. Eine Parallele aber erscheint angezeigt. Der marxistische Gedanke ergriff zunächst die naturferne Großstadtbevölkerung, griff dann auf die Mittelstädte über und kam von da in die Kleinstädte und auf das Land. Der wirtschaftliche Bundesgedanke entstand in der naturnahen Landbevölkerung, wird sich über die Kleinstadt hinweg auf die Mittelstädte erstrecken und von da aus die Großstädte erobern. Die Gesundung geht eben den umgekehrten Weg wie die Erkrankung. Die von der Krankheit am schlimmsten ergriffenen Körperteile können nicht zuerst behandelt werden, sondern die gesunden Teile müssen gestärkt werden, um sie vor weiterer Erkrankung zu schützen, und von hier aus muß der Gesundungsvorgang auf die kranken Stellen übertragen werden.

Ein gewichtiger Einwurf muß unbedingt noch bei diesen Darlegungen besprochen werden: Wenn nun die Landwirtschaft sich in einer solchen Bundesorganisation sammelt, und andere Berufe folgen diesem Beispiel, dann werden zwar die Klassenkämpfe aufgehoben, aber es treten dafür die Berufsstandskämpfe an ihre Stelle. Dann kommt eben der Gegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft und so fort, und dann erleben wir den alten Zustand in neuer Form.

Dazu ist zu sagen: die Organisationen sind zunächst nur Form. Entscheidend ist der Geist. Wie ein Acker sich mehr für den Anbau von Weizen, der andere sich für Kartoffeln eignet, so fördern auch die Organisationsformen diese oder jene Lehre. Die Organisationsform der Gewerkschaften war verquickt mit der Lehre vom Klassenkampf; die Lehre vom Klassenhaß wurde in den Organisationen sorgsam gepflegt. In der Dorfschule meiner Heimat lasen wir dagegen im Lesebuch die Erzählung des Menenius Agrippa: „Die Glieder des Leibes." Lehrer und auch Dorfpfarrer erklärten uns gerade im Hinblick auf das Gesellschaftsleben die Zusammengehörigkeit der Berufe, die so notwendig ist wie das Zusammenarbeiten von Kopf, Hand und Magen. Der Marxismus hat diese Lehre widersinnigerweise gerade mit Hinweis auf obiges Beispiel des menschlichen Körpers beiseite geschoben.

„Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben."

Damit wurde der Marxismus unnatürlich und wirkte staats- und wirtschaftszerstörend. Die berufliche Bundesorganisation schafft der natürlichen Lehre der Zusammengehörigkeit wieder die besten Vorbedingungen. In dieser Organisation wird der Staatsgedanke gepflegt, von dem ich eingangs ausging, wird das Zusammenspiel der Kräfte zu einem harmonischen Ganzen bewirkt, und durch dieses Zusammenwirken ergibt sich der geeinte Staat, und nur das geeinte Deutschland wird einmal wieder stark werden, Ansehen genießen, Weltgeltung haben.

Das ist es, was wir in Pommern wollen!

Einst und heut.

Gedanken über unsere Zeit.

Von v. Natzmer, Gahry,
Vorsitzender des Rhein- und Ruhrhilfe-Ausschusses des Reichs-Landbundes.[1])

Das Leben bei Pflanzen, Tieren und Menschen empfängt seine Triebkraft nur aus zwei Elementen, dem Selbsterhaltungstrieb und dem Fortpflanzungstrieb. Wer dies aberkennen oder nicht anerkennen will, bleibt ein Narr sein Leben lang.

Dieses elementare Naturgesetz hat zur Folge den Kampf ums Dasein. — Sehen wir die Bäume im Walde, den Getreidehalm auf dem Felde an, sie streben der Sonne, der Nahrung entgegen. Das Starke siegt über das Schwache. Sehen wir die Tiere, sie verdrängen sich vom Futter, und es gibt um den Preis der Äzung bittere Kämpfe. Diese Naturgesetze sind fundamental, wer sie nicht zum Ausgangspunkt jeglicher Überlegung macht, wird sich ewig irren.

Klare Urteile bilden sich nur durch Vergleiche, und das Ergebnis ist die Erfahrung, im Völkerleben Geschichte genannt.

Es gibt Menschen, die lernen nicht aus der Erfahrung, sie bleiben oder kommen ins Elend. Führen solche Menschen eine Familie, so reißen sie diese mit, führen solche Menschen aber ein Volk oder gewinnen auf ein solches irgendwie Einfluß, so reißen sie das ganze Volk ins Unglück. — Gleichheit, Brüderlichkeit, Völkerversöhnung, Weltfrieden, kurz „das Paradies auf Erden", das sind fixe Ideen, die es in Wirklichkeit nicht gibt, sie sind wider die Natur; die Erfahrung, die Geschichte lehrt es. Menschen, die daran glauben, kann man unverbesserlich nennen, Idealisten, Phantasten oder auch Kindsköpfe, immer aber werden sie aus ihrer Wirksamkeit heraus in der rauhen Wirklichkeit Verbrecher an sich selbst, an ihrer Familie oder an ihrem Volke sein, und solche Leute gibt es leider in Deutschland zu allen Zeiten immer mehr wie in anderen Ländern. Was für unser Volk aber von ganz besonderem Nachteil ist: es glaubt solchen Predigern zu gern.

In der Zeit, da die anderen Völker Europas unter sich die Welt teilten, bekämpfte sich das deutsche Volk in Religionskämpfen und lag danach erschöpft, zerfleischt und zerschlagen, in wirtschaftlicher Ohnmacht und politischer Zerrissenheit am Boden. Hoffen und Glauben, die Welt verbessern wollen und sich für Ideen gegenseitig bekämpfen und aufreiben, ist deutsche Art, und auf diese Dummheit sind wir auch noch stolz und überheben uns über die Völker mit praktischem Sinn. Der Erfolg: alle Jahrhunderte fast muß eine Generation diese deutsche Dummheit am eigenen Leibe büßen.

Für einen Menschen, der im Elend liegt und sich in Schmerzen windet, ist es schwer, ein klares Urteil sich zu bilden über die Zusammenhänge der Dinge und der Ereignisse. Die subjektiven Empfindungen beeinflussen das Denken und

[1]) Der Reichs-Landbund ist die große Organisation der Landwirtschaft, die über das ganze Reich, in Unterorganisationen verzweigt, die Interessen des deutschen Landvolkes vertritt. Seine vaterländische Arbeit ist in letzter Zeit besonders durch die vorzügliche Organisation der Lebensmittelspenden für Rhein und Ruhr und der Unterbringung von bis zu 500 000 Kindern aus dem besetzten Gebiet auf dem Lande hervorgetreten. — Die Arbeit ist als Sonderdruck erschienen. Grundpreis Mk. —.25 mal Buchhandels-Schlüsselzahl.

verhindern dadurch eine objektive Urteilsbildung. Mit Völkern, die solche Zustände durchmachen, ist es ebenso, und ein solches Volk sind augenblicklich wir. In solchen Zeiten ist der begehrteste Trost die subjektive Augenblicksbefriedigung. Es mangelt unserem Volke gerade jetzt in seiner Not an klarer Erkenntnis, und so ziehen bei uns falsche Tröster mit Erfolg durchs Land.

Die Unwahrheit richtet sich nach dem Geschmack, sonst würde sie nicht geglaubt, die Wahrheit aber schmeckt bitter, darum hört und glaubt das Volk die Wahrheit nicht gern. Heilen kann aber nur der, der das Natürliche erkennt, und aus der Natur spricht die Wahrheit. Die Erkenntnis der Wahrheit führt zur Erfahrung, die Erfahrung zum Erfolg.

Darum erkenne Deutscher das Natürliche, daß du ein Vaterland brauchst um gesund, d. h. frei zu sein, daß du frei sein mußt, um leben zu können! Darum lebe für dein Vaterland, sonst wirst du ein Sklave bleiben! Die Deutschen aber wurden krank und starben einst als Sklaven vor Sehnsucht nach ihrem Vaterland, nach ihrer Freiheit. Drum kämpfe für dein Vaterland und deine Freiheit, sonst wirst du sterben müssen.

Unsere Geschichte vor 110 Jahren ist ein Spiegelbild von heute. Man sagt, die Zeiten haben sich geändert; ja, die Jahreszahlen, aber nicht die Naturgesetze. Daran ändert auch keine Völkerbundidee etwas, auch nicht die erste, zweite, dritte usw. Internationale, kein Bolschewismus und kein Pazifismus. Das alles sind Zeiterscheinungen und sind in der Welt seit Jahrhunderten nichts Neues.

Ernst Moritz Arndt schreibt 1812: „Von Freiheit und Vaterland“:

„..... und es sind Elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört. Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist dein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit. — Diese Menschen sind wie die dummen Tiere, nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von den Wehen des himmlischen Geistes. Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren. — Auf denn, redlicher Deutscher, bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut, daß keine Liebe dir heiliger sei, als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer, als die Freude der Freiheit, damit du wiedergewinnst, worum dich Väter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten, denn der Sklave ist ein listiges und geiziges Tier, und ein Mensch ohne Vaterland der Unseligste von allen.“

Und an einer anderen Stelle sagt Arndt:

„Die Deutschen sind Kosmopoliten geworden und verachten ‚die elende Eitelkeit ein Volk zu sein‘. Freie, leichte und aufgeklärte Gesellen sind es, ohne Vaterland, Religion und Zorn....“

Man sieht das gleiche Bild einst wie heut', aber solche Gedanken haben damals nicht zur Befreiung Deutschlands geführt. Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, — nämlich Gedanken wie Freiheit, Vaterland, Ehre werden heute verlacht, besudelt und von mancher Regierungsseite unterdrückt. Und wenn man näher hinsieht warum — um Konjunkturgewinne einzuziehen oder sicher zu stellen. Heut' wie einst!

Betrachte jeder einmal daraufhin diese Propheten und Führer, diese Vertreter der politischen und nationalen Feigheit!

Die Revolution 1918 brachte uns durch eine Massenkündigung nur einen Personalwechsel in den Herrschern, verbessert hat sich dadurch nichts, verschlechtert viel — schon schreibt der Griffel der Geschichte.

Mit voller Überzeugung sage ich, daß es um den Abgang manches Fürsten nicht schade gewesen ist. Aber die neuen Herrscher sind um nichts besser, sie füllen ebenfalls ihren Posten nicht aus, weil sie keine Führer zur Freiheit ihres Volkes sind. Es sind elende Führer ihrer Parteien, wie jene zum Teil nur Platzhalter der Throne waren. Sie zerschlagen durch Sonderinteressen die Lebensnotwendigkeit unseres Volkes, die Einheit.

Freiherr vom Stein schreibt 1812 von Petersburg am 20. November an den Grafen Münster in London:

„Ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland. — Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen. Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit." — (Stein war seiner Ideen wegen verbannt, er wurde aber der große Mann der Befreiung.)

Das deutsche Volk müßte heute auch sagen:

„Uns sind im Augenblicke alle politischen Parteien und ihre Führer gleichgültig, ebenso wie unsere ganzen Minister usw...."

Aber unter dem Schutzmantel der politischen Parteien läuft heute bei uns ein vaterlandsloses Gesindel, Spione und Zuträger unserer Feinde durch unser deutsches Vaterland, hetzt Deutsche gegen Deutsche und denunziert jeden erwachenden, sich bildenden nationalen Widerstand. — Heut' wie einst!

Und eine unzählige Masse der deutschen Michelei glaubt solchen Halunken, glaubt, daß wir dadurch den feindlichen Völkern, Tyrannen und Bedrückern uns wohlgefälliger zeigen und dadurch unser Los verbessern. Mord, Prügel und ruchlose Gemeinheiten unserer Feinde, wie jetzt an Ruhr und Rhein, sind die Quittungen unseres Volksbenehmens seit 4 Jahren. Wer sich prügeln läßt und Hände leckt, wer um Verzeihung bittet, wenn er auf seine Füße getreten wird, verkennt das Naturgesetz, sein Los wird nicht besser, sondern schlechter. 1812, als Napoleon Deutschland knechtete, seine Macht aber gleichzeitig in Rußland vernichtet wurde, ist es den damaligen Führern und Feiglingen gelungen, das Volk davon zu überzeugen, daß es ein Unmögliches sei, die auf Schlitten durch ganz Deutschland fliehenden Tyrannen, den Napoleon und seine Generäle zu vernichten. Diese kamen unbehelligt durch ganz Deutschland nach Paris und schufen eine neue Armee.

Nach diesen Erfahrungen schreibt Napoleon an seinen Marschall Davoust über das deutsche Volk:

„Urteilen Sie doch selbst, was zu befürchten ist von einem ‚so braven, so kalten, so vernünftigen, so geduldigen Volke', das von jeder Ausschreitung soweit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde."

Vorher aber hatte Blücher an Scharnhorst geschrieben:

„Mich juckts in alle Finger den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Seiner Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen deutschen Nation Fürnehmen ist, alles Schelmenfranzosenzeug mitsammt dem Bonnarparte und all seinen ganzen Anhang vom deutschen Boden

weg zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert war. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon anno 9 angeraten, und wann die Fürsten nich wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonnarparte wegzujagen, denn das ganze Volk muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden."

So kann man auch heute über Minister und Parteien schreiben.

Blücher, Scharnhorst, Stein, Gneisenau, York, Moritz Arndt, Clausewitz und alle ihre Freunde, das waren damals die Männer der Tat. Sie wurden ebenso wie heute an der Tat verhindert von den Feigen, Schwachen und Kleingläubigen, dennoch wurden sie die Retter ihres Volkes. Allerdings wäre es 1812 ein Leichtes gewesen, was ein Jahr später drei schwere, blutige Befreiungsjahre gekostet hat. Damals hielten „die vernünftigen, besonnenen Politiker" das Auflehnen, einen Widerstand gegen Napoleon für ein Volksverbrechen, für eine Unmöglichkeit, für eine Katastrophe. Clausewitz schreibt 1813:

„Die Meinung, daß wir Frankreich widerstehen können, ist unter uns fast gänzlich verschwunden. Man glaubt an die Notwendigkeit einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, — dies ist die allgemeine Stimmung. Einzelne zeichnen sich noch durch die Frechheit aus, mit der sie auf die Sicherheit und den ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigentums pochen, auf die Notwendigkeit diesen alles zu opfern." —

Einst genau wie heute! —

Clausewitz fährt fort:

„Ich sage mich los von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch den Zufall; von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will; von der kindlichen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen; von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens; von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte; von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste; von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen — und Menschenwürde."

Ich frage die Parlamente und die Minister, besonders die von Preußen: Ist es nicht heute wie einst?

Clausewitz fährt fort:

„Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins, daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll; daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen hat, keinem höheren Gesetz zu gehorchen hat, daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; daß die Ehre der Regierung eines ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Volkes; daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit." — Einst wie heut! —

Auch damals gab es eine Erfüllungspolitik. Friedrich Wilhelm III. begann sie bereits 1806 vor dem Krieg, indem er auf Wunsch von Napoleon

den Staatskanzler, Grafen Hardenberg, entließ. Dieser war Napoleon wegen seiner Tätigkeit gefährlich und hinderlich. Der König entließ Hardenberg, kurz darauf erklärte Napoleon dennoch den Preußen den Krieg.

In dem Aufruf Friedrich Wilhelms III., 17. März 1813, „An mein Volk" haben wir den besten Beweis der auch damals Pleite gegangenen Erfüllungspolitik:

„Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört."

Wir sehen: ob Friedrich Wilhelm III. und Napoleon oder ob Herr Wirth und Poincaré, bleibt sich gleich, die Naturgesetze in der Welt ändern sich nicht.

Spionenwesen, Denunziation, alle Mannesuntugenden und Gemeinheiten, womit eine arbeitsscheue Gesellschaft sich durch das Blut seines eigenen Volkes mästet, waren damals ebenso im Schwunge wie heute, und diese Menschen waren auch damals im Staat zum Teil geachteter wie die, die zähneknirschend Tag und Nacht unter der Schmach und Schande, unter der Wehr- und Ehrlosigkeit ihres Volkes litten, vom König und ihren eigenen Volksgenossen verfolgt, geistig und praktisch an der Befreiung ihres Volkes arbeiteten.

Einst wie heute wurden diese Braven von den sogenannten Vernünftigen und Besonnenen volksgefährliche Stürmer, Katastrophenpolitiker genannt. Sie wurden geächtet, eingesperrt und des Landes verwiesen, und dennoch wurden sie die Retter des Volkes. Die damaligen Regierenden und jene Halbmenschen, jene entschlußlosen, elenden, charakterlosen Kompromißnaturen von 1806—13 in Preußen — empfindet nicht jedes Kind sie heute in der Geschichtsstunde als Vaterlandsverräter und Aderlasser ihres Volkes und als Schelme jener Zeit? — Heute kommt noch zu der allgemeinen minderwertigen Charakterbildung, die zum Führer ungeeignet macht, die Charakterverbildung durch die parlamentarisch-parteipolitische Demagogie.

Damals waren die offiziellen Führermenschen nur behindert, die volks- und vaterländischen Notwendigkeiten zu erkennen durch ihre natürliche Minderwertigkeit, heute kommt hierzu noch die Parteibrille mit starkem Farbglas hinzu, um sie völlig blind zu machen.

Bis in die letzten Wochen hinein, wo längst die Franzosen und Belgier ins Ruhrgebiet eingebrochen waren, wurden z. B. noch deutsche Männer auf „allerhöchsten preußischen Befehl" — nicht etwa auf französischen Befehl, nein, aus eigener Passion — vor den Untersuchungsrichter geschleppt — man sollte es nicht glauben „wegen Vergehens gegen einen Paragraphen des Versailler Vertrages". Weil sie die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes vor dem Zugriff der Feinde geschützt hatten!

Ich behaupte, wenn nicht deutsche Männer als Minister und Beamte, wenn nicht deutsche politische Parteien das deutsche Volk entwaffnet hätten, unseren Feinden allein wäre die Entwaffnung niemals in dem Umfange gelungen, daß wir wie heute waffen- und hilflos zusehen müssen, wie ein sadi-

stisches Affenvolk uns schändet. Fluch und Schmach über die, die sich die fetten Wänste ob ihrer für Volk und Vaterland ruchlosen, nur für ihre Partei einträglichen Taten streicheln!

Wenn diese Kreaturen nicht das deutsche Volk entwaffnet hätten, so stünden längst Millionen deutscher Männer kampf- und todbereit wohl bewaffnet an der Ruhr und schützten dort deutsche Männer, deutsche Ehre, deutsche Frauen, deutsche Arbeit vor der Schmach entarteter Gesellen.

Aber nicht nur aufrechte deutsche Tat, nein auch aufrechter deutscher Geist wird erdrosselt und totgeschlagen. Anstatt daß sich die Staatsleiter, und wenn auch nur im Geheimen, über das Erwachen und Anwachsen des Nationalbewußtseins und des Widerstandswillens freuen, bekämpfen sie auch den Geist, wie die Ereignisse der letzten Wochen zeigen, und sperren die Träger des deutschen Freiheitsgedankens ein. Und damit helfen sie den Bedrückern, sie helfen dem Feinde, sie reichen ihm damit nicht nur die Hand, sie entwinden sogar damit die einzige verbliebene Waffe dem eigenen Volke und reichen sie dem Feind, damit er uns züchtigen kann. — Heut wie einst! —

Die Tätigkeit des Ministers des Innern von Preußen erinnert in dieser Beziehung an die des Polizeipräsidenten von Berlin 1812—13.

1812—13 war der Befreiungsakt Deutschlands gegen den Willen verantwortlicher Männer bereits im Gange. York hatte gegen den Willen des schwachen, entschlußlosen Königs mit den Russen paktiert und stand bereits Anfang des Jahres gemeinsam mit russischen Truppen mitten in Preußen vor Berlin. Die Berliner schickten eine Abordnung zu dem russischen kommandierenden General von Tettenborn mit der Erklärung, er möchte doch nur in Berlin einrücken, um das französische Schelmenzeug aus der Stadt zu hauen, sie, die Berliner, würden begeistert mitmachen. Nach dem Einmarsch in Berlin schreibt der Oberst von Tettenborn dem Minister a. D. vom Stein:

Oranienburg, den 22. Februar 1813.

„Der preußische Polizeipräsident Lecocq, der selbst mit Augereau (französischer Kommandant) herumritt, um die Verteidigungsanstalten (gegen die Deutschen und Russen) zu machen, erstickte noch den wenigen Geist (in Berlin), indem er viele Leute verhaften ließ, die sich für uns erklärten. Daß dieser Racker an den Galgen muß, werden Euer Exzellenz einsehen, und ich hoffe Hochdieselben werden ihm diesen Ehrenplatz verschaffen."

Abgeordnete und Minister streiten sich heute in den Parlamenten herum, wer dem Feinde die größten Dienste erwiesen hat. Ein schamloser Zustand. Ich behaupte, unsere ganzen deutschen Parlamente sind die Kloaken, aus denen nicht nur der Jank über das ganze deutsche Volk kommt, sondern aus denen unsere Feinde auch in den letzten vier Jahren den Dünger für ihre Reparations- und Erpressungspolitik gezogen haben. Als deutscher Mann möchte man mit dem Knüppel auf den sog. Tisch des Hauses schlagen und auf gut deutsch sagen: Haltet allesamt das Maul, geht nach Haus und arbeitet!

Die vier Jahre des deutschen, demokratischen Parlamentarismus haben den Beweis erbracht, daß die alten politischen Parteien dazu unfähig sind, irgendein deutsches Parlament mit deutschen Männern zu beschicken. Die politischen Parteien sind noch alle vom alten Geist der politischen Unverantwortlichkeit beherrscht. Man möchte fast glauben, ehe diese Generation nicht ausgestorben ist, wird's mit Deutschland nicht besser.

War der Abschluß des Krieges am 9. November 1918, die sog. Revolution, eine logische Folge der Vorgänge, so wird die logische Folge deutscher Korruption der letzten vier Jahre eines Tages ebenfalls einen besonderen Abschluß haben. 1918 schrie alles: „Fort mit Waffen und Vaterland!“ — Es kommt die Zeit, da wird das Volk schreien: „Ich will mein Vaterland, her mit den Waffen!“

Es wird dann nicht gehen um Republik oder Monarchie, es geht um die Freiheit von Volk und Staat. Was dann kommen wird, wird keine Revolution sein wie 1918, sondern Millionen und aber Millionen im deutschen Volk fühlen es schon heut in ihrer Brust: sie werden auferstehen zum Kampf um Wahrheit, Recht und Freiheit, zum nationalen Befreiungskampfe. Elend ist die gemeine Angst der politischen Parteien vor diesem Volkserwachen, weil sie befürchten, daß ihre Dogmen und Pfründen, ihre Errungenschaften dabei verloren gehen könnten.

Diese Auferstehung, dieser heilige Freiheitskampf des deutschen Volkes wird und muß naturnotwendig kommen, und er wird durch keinen Ministerialerlaß, durch keine Polizeiverordnung aufgehalten werden. Der natürliche Instinkt im Volke wird schreien nach Wahrheit und Freiheit, nach Einfachheit und nach dem alten Gott, und die Elemente werden entfesselt wie Lavamassen über die Hoffnungen und Projekte der Elenden gehen.

Fichte sagt einst: „Von der wahren Vaterlandsliebe“:

„Unsere ältesten Vorfahren und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft. — Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt: Selbständigkeit fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zur Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird.“

Ernst Moritz Arndt schreibt in seinem Aufruf an die Deutschen, Februar 1813:

„Nicht Bayern, nicht Braunschweiger, nicht Hannoveraner, nicht Hessen, nicht Holsteiner, nicht Mecklenburger, nicht Österreicher, nicht Pfälzer, nicht Preußen, nicht Schwaben, nicht Westfalen, nicht ihr, die ihr sonst freie Reichsstädte heißt und ward, alles was sich deutsch nennen darf, nicht gegeneinander, sondern: ‚Deutsche für Deutsche!‘“

Ich rufe:

„Nicht Deutschnationale, nicht Sozialisten, nicht Demokraten, nicht deutsche Volkspartei, nicht Zentrum, nicht Arbeitnehmer, nicht Arbeitgeber, nicht Stadt, nicht Land, alles was sich deutsch nennen darf, nicht gegeneinander, sondern: ‚Deutsche für Deutsche!‘“

Es kommt der Tag, an dem das deutsche Volk gepeinigt bis aufs Blut am Rande der Verzweiflung stehend, von der Wut im Wahnsinne getrieben sich auf den Blutsauger und Schänder werfen wird. Der große Tag der Rache wird kommen. Er ist, solange Menschengeschichte geschrieben wird, immer noch

über die Völker hereingebrochen, die freventlich Gottes Gesetze verachteten und in der Gier und Selbstbefriedigung kein Maß und Ziel kannten.

Millionen innerhalb und außerhalb des besetzten Gebietes ertragen die jetzige Zeit nur mit dem einen beruhigenden Gedanken: Es kommt der Tag der Rache! — Und je länger diese Tyrannei der Franzosen dauert, um so maßloser wird die Wut der darunter leidenden Bevölkerung, um so fürchterlicher der Zorn. Wann der Tag kommen wird, ist heute noch nicht abzusehen, unser Gebet sei „so schnell als möglich". Es wird der Tag sein, an dem nur noch der nackte Tod hinter dem deutschen Volke und der zynisch lachende Feind vor ihm stehen wird, wo nichts ihm bleibt als die Wahl „vorwärts oder rückwärts". Dann wird die Wahl zwischen beiden nicht schwer sein, dann werden wir nicht fragen, wieviele werden fallen, dann werden wir nicht danach fragen, gehen blühende deutsche Städte, Zechen, Fabriken und Fluren zugrunde, wir werden nicht danach fragen, geht die Weltwirtschaft zugrunde, nicht danach, welche Mittel sind recht, den Blutsauger zu töten, denn es gibt keine Erfindung, kein Mittel auf der Welt, was nicht einem Volke in der Verzweiflung von Gott selbst gegeben wäre, sich zu retten. — Deutsches Volk, so wird der Tag der Rettung aussehen, heute wie einst. Nicht das Weltgewissen, nicht der Völkerbund, keine internationale Verbrüderung werden dem deutschen Volk die Freiheit, Luft und Licht zum Leben wiedergeben, sondern einzig und allein die deutsche Faust, die deutsche Kraft entflammt vom heiligen Zorn der Verzweiflung. Heute haben wir keine Freunde unter den Völkern der Erde, weil wir feige und geduldig sind. Erst an dem Tage, da wir den Feind erschlagen, werden wir wieder Freunde haben.

Bereite dich vor zu dem heiligen Kampf! Millionen deutscher Männer stehen schon heute kampf- und todesbereit und warten auf Tag und Gelegenheit. Ihr alle kümmert euch, damit ihr wißt, was ihr am Freiheitsmorgen zu tun habt. Bis dahin, ihr Techniker, ihr Ingenieure, ihr Chemiker, ihr Erfinder, du deutscher Geist sinne nach, deine vornehmste Aufgabe sei: wie kann ich mein Volk retten und befreien? — Ihr deutschen Dichter und Schriftsteller, erzählt tagaus tagein von den Gemeinheiten der Feinde, verschweigt nichts, hinzuzusetzen braucht ihr nichts! Erzählt und singt ferner vom Mut und den Taten der Väter und Urahnen, die um der Freiheit willen gegen denselben Bedrücker und Feind siegreich fielen. Schürt den Haß und den Zorn in dem heute noch teilweise gleichgültigen Volke. Ihr Mütter schenkt euren Buben Flinte, Trommel und Säbel, ihr Väter spielt mit ihnen Soldat!

So, deutsches Volk, bereite dich vor auf den Tag der Befreiung, du selbst bist deine einzige Rettung, heute wie einst. Es kommt der Tag, bereit sein ist alles!

Ob sie's endlich merken?

Seht ihr, nun sitzt ihr in den Nesseln!
Verspürt ihr nun, wie weich das trägt? —
Noch immer hat man die schlimmsten Fesseln
Im Namen der Freiheit angelegt . . .

Adolf Schaube.

Vom pazifistischen Loki.

Von Dr. Pröbster, Neustadt (Orla).

Ein ausländischer Diplomat hat von der deutschen Presse gesagt: „Mit einer solchen Presse könnte selbst der liebe Gott keine anständige Politik machen." Nun darf man allerdings Urteile von Ausländern und insbesondere von fremden Diplomaten über deutsche Verhältnisse nicht kritiklos hinnehmen. Sonst hätte Wirth Recht gehabt, als er sich im Januar d. Js. in Cöln als Retter der Einheit Deutschlands bezeichnete und Lloyd George als Kronzeugen für diese Behauptung anführte, oder es hätte Stresemann Grund darauf stolz zu sein, daß ihn der Berliner Berichterstatter der „Daily News" kürzlich als den weitaus fähigsten deutschen Politiker bezeichnete, oder wir hätten die guten Ratschläge ernst zu nehmen, zu denen die englischen Kritiken unseres mangelnden psychologischen Verständnisses der Frankfurter Zeitung nach der Cunoschen Reparationsnote wie 1921 nach Dr. Simons Auftreten in London Anlaß geben. Wir könnten unendlich viel bessere Psychologen sein als wir sind: Poincaré gegenüber würden wir Erfolg nur dann haben, wenn wir in der Lage wären, „à corsaire corsaire et demi" zu setzen.

Aber manchmal sind ausländische Urteile doch auch zutreffend. Und die von dem ausländischen Diplomaten kritisierte Unzulänglichkeit der deutschen Presse hat ihren Grund z. T. in jenem deutschen Nationalfehler, der — wie Bismarck am 12. März 1885 im Reichstage sagte — darin besteht, daß, so oft ein deutscher Völkerfrühling anbricht, dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen. Fürst Bismarck hat tags darauf zu diesem Ausspruch einige Erläuterungen gegeben. Danach verstand er unter „Völkerfrühling": „Daß wir alle als ein einig Volk von Brüdern den Angriffen des Auslands entgegentreten." Loki war ihm der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet und unser ganzes öffentliches Leben überwuchert, und der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, dazu verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlägt.

Die Lokis sind bei uns gewachsen wie die Pilze nach einem Sommerregen. Eine besonders gefährliche Spielart ist der pazifistische Loki, der bewußt oder unbewußt die Geschäfte auswärtiger Imperialisten besorgt. Zum 1. April — Ostersonntag — erfreute das „Organ der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei, Publikationsorgan für Stadt und Landkreis Gera und den Kreis Schleiz", die Ostthüringer Tribüne, ihre pazifistischen Leser mit Tolstois Märchen „Da schämen sich die Soldaten". Der blutige Karsamstag in Essen ironisierte diesen unzeitgemäßen Aprilscherz, und die Anerkennung, die General Degoutte dem Leutnant Durieux, dem Befehlshaber des Mord-Detachements, für sein Verhalten aussprach sowie die jedem Rechtsempfinden hohnsprechende Justizkomödie in Werden dürften den pazifistischen Verehrern des französischen Militarismus in Deutschland bewiesen haben, daß sie ihrem Idol Unrecht taten, wenn sie von ihm annahmen, daß es sich noch schämen könne.

Tolstoi erzählt von einem Zar der Tarakanen, der die Vorhut seines Heeres aussandte, um seines Feinds, Iwans, Heer aufzusuchen. Aber die Soldaten

suchten vergeblich. Iwan hatte kein Heer. Da befahl der Zar seinen Soldaten, sie sollten die Dörfer des Narrenlands plündern. Im ersten Dorf staunten Narren und Närrinnen die fremden Krieger an und ließen sich, ohne sich zu wehren, Getreide und Vieh wegnehmen. Ja sie luden die fremden Soldaten ein, für immer bei ihnen zu bleiben. Und so ging es überall. Da die Soldaten nirgends im Lande auf Widerstand stießen, baten sie ihren Zaren, er möchte sie anderswohin schicken; in dem Lande sei an ein Kriegführen nicht zu denken. Da befahl ihnen der Zar, sie sollten die Dörfer des Narrenlands zerstören, das Getreide verbrennen und das Vieh töten. Sie führten den Befehl aus; aber die Narren setzten sich auch dann nicht zur Wehr; sondern — sie weinten nur und fragten: „Warum fügt ihr uns solches Unrecht zu? Warum vernichtet ihr zwecklos unser Hab und Gut? Nehmt es doch lieber, wenn ihr es braucht!" Da schämten sich die Soldaten und liefen nach allen Seiten auseinander.

Damit endet das Tolstoi'sche Märchen, soweit es von der Ostthüringer Tribüne erzählt wird. Unter den Narren aber — so will ich es fortsetzen — brach eine schreckliche Hungersnot aus. Sie stritten sich erbittert um die wenigen ihnen verbliebenen Nahrungsmittel. Und wenn sie sich vorher nicht hatten entschließen können, für ihr Vaterland zu sterben: jetzt kamen sie in Massen um teils im vielgepriesenen Klassenkampf, teils infolge der Not. So führte sich der Pazifismus selbst ad absurdum.

Aber daß die Soldaten sich schämten und nach allen Seiten auseinanderliefen: das mag wohl im fernen Asien und im Märchen vorkommen, aber nicht im gepriesenen Zeitalter der Weltherrschaft westmächtlicher sogenannter Demokratien und insbesondere in den Gebieten, in denen unser Erbfeind unsere Volksgenossen mit den Segnungen der spezifisch gallischen Spielart dieser Demokratien beglückt. Einige Beispiele aus Frankreichs Kolonialgeschichte mögen dies beweisen.

Der französische Akademiker Camille Rousset erzählt im 2. Band seines Werks „La Conquête de l'Algérie", wie der damalige Oberst Cavaignac im Juni 1844 den algerischen Stamm der Schea gefügig machte, der sich nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollte und sich in unterirdische Grotten geflüchtet hatte. Die „Pazifikation" wurde damals in der Weise durchgeführt, daß vor dem Ausgang der Grotten Scheiterhaufen errichtet wurden, um die Araber auszuräuchern. Ein Jahr später wurden in ähnlicher Weise die Grotten der Ulad Ria ausgeräuchert. Diese Art der „Pazifikation" kostete mehr als 500 Eingeborenen, darunter Frauen und Kindern, das Leben. „Diese tragische Begebenheit wurde in Frankreich und im Auslande lebhaft besprochen. In der Kammer darüber interpelliert gab General Soult eine ausweichende Antwort, die niemanden befriedigte."

Daß die Franzosen in der Folge noch weniger von menschlichen Rücksichten „angekränkelt" waren, möge ein englischer Bericht über die französische Festsetzung im marokkanischen Casablanca beweisen. Es heißt darin:

„Die ganze nichtfranzösische Bevölkerung von Tanger ist mit Schrecken und Entrüstung erfüllt über die Scheußlichkeiten, die die Franzosen in Casablanca begangen haben. Diese bisher blühende Seestadt von einigen 30 000 Einwohnern ist bombardiert, geplündert, ausgeraubt und niedergebrannt worden im Namen der Zivilisation durch die Truppen einer europäischen Macht, die sich selbst zivilisiert nennt. Tausende und aber Tausende unschuldiger Männer, Frauen und Kinder wurden von Melinitgranaten in Stücke gerissen, auf der Flucht auf

Bajonette aufgespießt und niedergeschossen oder, nachdem das Bombardement das Schlimmste getan hatte, aus ihren Verstecken hervorgezogen und kaltblütig ermordet. Als Entschuldigung für all dieses Teufelswerk diente die Ermordung von sieben oder acht Angestellten der französischen Unternehmer durch unbekannte Araber, die sehr wahrscheinlich alle von weither gekommen waren, und für deren Handlungen die Stadtbewohner nicht verantwortlicher sind als die Einwohner von Clapham oder Bayswater. Ohne diese Mordtaten beschönigen zu wollen, kann man wohl sagen, daß sie bis zu einem gewissen Grade durch die Unverschämtheit und Anmaßung der Franzosen herausgefordert worden waren, die fremd im Lande und unbekannt mit seinen Sitten oder unduldsam gegenüber den Gepflogenheiten und Vorurteilen der Bevölkerung, keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, eine stolze und unabhängige Rasse zu beleidigen und zu reizen...

Die französische Presse, ängstlich bemüht, die Greueltaten zu bemänteln und zu entschuldigen, hat mit ihrer bekannten Findigkeit das Wort ‚Fremdenhaß' eingeführt und ihm die Schuld an den Ereignissen zugeschoben. Es gab keinen Fremdenhaß bis zu dem Zeitpunkte, wo die Franzosen, um den englandfreundlichen Neigungen des Sultans entgegenzuwirken, ihre Ränke zum Zweck der Untergrabung und Zerstörung seiner Autorität begannen...

Die Urheber des furchtbaren Gemetzels von Casablanca brüsten sich, 2500 Melinitgranaten auf die unverteidigte Stadt und ihre entsetzten Bewohner abgeschossen zu haben. Überallhin, wo eine kleine Schar Flüchtlinge ein einigermaßen sicheres Versteck außerhalb der Gewehrschußweite gefunden hatte, folgte ihr der mörderische Schauer der Explosivgeschosse. Eine Anzahl Juden waren aus ihren zerstörten Häusern nach einem für sicher gehaltenen Zufluchtsort an der Seeseite geflohen; doch kaum wurden sie von den Schiffen aus entdeckt, als man sie mit einem Regen von Granaten überschüttete. Dieses Zerstörungswerk wurde in Zwischenräumen zwei Tage lang fortgesetzt. Am dritten Tage wurden die französischen Fremdenlegionäre gelandet und auf die verurteilte Stadt losgelassen. Diese Teufel mordeten alles, was ihnen in den Weg kam, erbrachen und plünderten Häuser, Läden und Niederlagen."

Eine andere Darstellung französischer Pazifikationsmethoden finden wir in der in Tanger erscheinenden englischen Zeitung El-Moghreb-el-Aqsa vom 21. März 1908. Dort heißt es:

„Die meisten unserer Leser wissen, was ein ‚marof' ist. Es ist ein halbreligiöses Picknick — bei uns würde man camp-meeting sagen —, veranstaltet von den angesehensten Frauen des Stammes. Ihre Freundinnen nebst Kindern nehmen an der Versammlung teil. Es ist ein reizender Anblick, die Töchter des Landes zum Feste ziehen zu sehen, einige auf Eseln reitend; die meisten zu Fuß, bis zu dem meist in der Nähe eines Heiligen gelegenen Festplatz. Jede Familie bringt ihre Mahlzeit mit, die im Freien zubereitet wird. Grüner Tee mit viel Zucker wird getrunken. Man hört das helle Lachen der Mädchen, das freudige Geschrei der Kinder, das zufriedene Geschwätz der Mütter. In einiger Entfernung sind die Männer des Stammes unter einem Palm-, Oliven- oder Arganbaum versammelt, um über die Schlechtigkeit der Regierung herzuziehen und dazu Tee zu trinken und aus mächtigen Schüsseln die landesüblichen Gerichte zu verzehren.

Am vergangenen Sonntag wurde solch ein Fest in der Nähe der Hütte eines Heiligen Sidi-el-Ghlumi irgendwo in Schawia veranstaltet. Die Teil-

nehmer wollten mit dem Heiligen beten, er möge den zur Pazifikation jener Gegend mit Hilfe von Melinit unternommenen militärischen Operationen ein Ende machen... Plötzlich erscheint ein Regiment französischer Infanterie nebst Artillerie am Horizont, und nach Mitteilung von Briten und Eingeborenen geschah dann, wie uns aus Masagan berichtet wird, folgendes: ‚Einer unserer Araber ist gerade vom Schauplatz der Schlächterei vom vergangenen Sonntag zurückgekehrt. Er berichtet, daß die Eingeborenen gar keinen Widerstand leisteten; sie waren nicht da, um zu kämpfen, sondern erwarteten Wunderdinge von dem Heiligen el-Ghlumi, und der Glaube an dessen Wunderkraft war so stark, daß, als die französischen Truppen Feuer auf sie eröffneten und den Platz mit Artillerie zu beschießen begannen, sie einfach stillstanden und abwarteten, was nun geschehen werde. Als sie aber sahen, daß eine Menge Leute fiel, flohen sie mit denjenigen, welche nicht zu schwer verwundet waren. Die Artillerie feuerte weiter, und viele Männer und Frauen, Mädchen und Knaben und kleine Kinder wurden getötet. Die Landleute waren durch das Unglück so niedergeschmettert, daß sie erst am nächsten Nachmittag zurückkehrten, um ihre Toten und Verwundeten zu holen.'"

Als Italien seinen räuberischen Überfall auf die Türkei unternommen hatte, um ihr die Provinz Tripolitanien zu entreißen (1911), schrieb Sir Thomas Barclay, eine allgemein anerkannte britische Autorität auf dem Gebiet des Völkerrechts, ein dickes Buch: The Turco Italian War and its problems. Es enthält eine erbauliche Sammlung diplomatischer Aktenstücke, die die Souveränitätsrechte der Türkei über Tripolitanien bestätigten. Ein dreifacher Wall feierlicher Verträge gewährleistete die Unantastbarkeit dieser türkischen Provinz: zunächst die von den Großmächten wohl ein dutzendmal erneuerten und bekräftigten Verhandlungen auf den Kongressen in Paris 1856, Berlin 1878, London 1913 usw., die den Grundsatz der Integrität des türkischen Reiche anerkannten und sanktionierten, dann die mit der Türkei abgeschlossenen Verträge und Übereinkommen, die die Grenzen der Besitzungen der Nachbarmächte festsetzten und gleichzeitig die Autorität der Türkei über die Provinzen anerkannten, die in ihrem Bereiche verblieben waren, und schließlich die auf der Haager Friedenskonferenz von den Mächten übernommenen feierlichen Verpflichtungen, die Vorkehrungen trafen, um bewaffnete Konflikte auszuschließen, gewalttätige Angriffe zu verhindern und im gegebenen Fall die Vermittelung, das Schiedsgericht und das Eingreifen der Neutralen anzuordnen. Alles das war Makulatur vor dem italienischen Erobererwillen, und Barclay unterstreicht diese Bankrotterklärung des Völkerrechts.

Unsere pazifistischen Lokis werden Mühe haben, eine solche dreifache Sicherung von Deutschlands Unantastbarkeit durch internationale Verträge zu entdecken. Und wenn sie in ihrem Wolkenkuckucksheim solche internationalen Verträge wirklich finden sollten: Poincaré würde sich beeilen, ihnen zu beweisen, daß sie nichts als „blagues" sind. Als die Franzosen Rom besetzten (Juni 1849), sagte H. Thiers: „Ehe ich den österreichischen Adler auf der Flaggenstange über dem Tiber sehe, wollte ich lieber 100 Verfassungen und 100 Religionen vernichten." Und die praktische Betätigung dieser Gesinnung war für Frankreich damals viel riskanter als heute.

Musik und Bühne.

Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Die längere Unterbrechung möge der gütige Leser mit der störenden Not der Zeit entschuldigen. Einen erschöpfenden Rückblick auf den Winter zu geben, würde nun zu weit führen. Es ist auch immer wieder das alte Lied: solange sich die Einrichtungen des Staates nicht ändern, wird auch die Kunstrichtung nicht anders. Wir geben diesmal nur eine kurze allgemeine Betrachtung.

Man redet viel von Volkslied, das bewahrt oder wiedererweckt werden soll. In tragikomischer Weise veranschaulichte diese Bestrebungen die Regierung in Thüringen, indem sie eine Reihe alter bekannter Lieder, namentlich Weihnachtslieder, verbot; der Bann erstreckt sich auch auf: Üb immer Treu und Redlichkeit! Ein guter, weil unfreiwilliger Witz; denn es ist überflüssig, die Jugend zur Treue und Redlichkeit anzuspornen, da sie seit 1918 in ungeahnter Vollkommenheit geübt wird.

Inzwischen geht die Pflege volkstümlicher und kunstvoller Musik ihre Wege wie ehedem, wie es eben im guten Willen und der Fähigkeit der maßgebenden Kräfte liegt. Max Regers Gedenktag hat dem ganzen Winter Anlaß zu gesteigerter Darbietung seiner Kunst gegeben. Das Großartigste waren wohl die Regertage Schulz-Dornburgs in Bochum. Es hat auch nicht an neuen Erscheinungen des Regerschrifttums gefehlt: menschlich nahe bringt den Künstler Adolf Spemanns geschickt zusammengestelltes Regerbrevier (in den Musikalischen Volksbüchern), während der Verlag Halbreiter (der auch Galstons Studienbücher verlegt) ein großangelegtes Unternehmen durchführt, das die Kunstwerke unter verschiedenen Gattungen zusammenfaßt; erschienen sind bis jetzt die Chorwerke, bearbeitet von Dr. Holle. Eine Folge der neuen französischen Besetzungen waren bzw. sind die Konzertreisen ganzer Orchester aus der Pfalz und Westfalen (Böhe, Fiedler, Schulz-Dornburg, Sieben). Wir bitten unsere Freunde inständig, jeder derartigen Unternehmung ihre Aufmerksamkeit und Gunst zu schenken! Voraussetzung dabei ist natürlich, daß auch wirklich deutsche Musik gemacht werde. Lange genug haben wir z. B. die Schönbergseuche über uns ergehen lassen müssen. Ihr begegnen wir mit Weckung des geschichtlichen Sinns, welchem z. B. Langewiesches Ausgabe musikhaltiger klassischer Bilder („Die Musik") oder Landshoffs „Alte Meister" (für Gesang), auch die „Philosophie der Musik" von P. Moos, und endlich Fleischers Germanische Neumen dienen, durch welche bisher dunkle Jahrhunderte entschleiert werden.

Von der vorteilhaftesten und schönsten Seite zeigt sich unser vielgestaltiges Musikleben dort, wo die alten Meister gepflegt werden. Da kann man meist sicher sein, daß der Veranstalter ein lebendiges Verhältnis zu ihnen hat, wie etwa Lewicki in Dresden zu Mozart. Wir kennen noch lange nicht alle Werke Mozarts. Kürzlich hörte ich vom Berner Münsterorganisten Ernst Graf fast alle Sätze für Glasharmonika und Orgelwalze. Bezeichnend ist auch das trotz aller Zerstörungswut anschwellende Mozartschrifttum: außer dem Meisterwerke Aberts (-Jahn) haben wir u. a. die zweite Auflage der Schurigbände, dann Schiedermair, und ein Buch des Engländers Dent. Für die herrlichen

Klavierkonzerte setzt sich neuerdings Walter Rehberg ein, der Sohn Willy Rehbergs, des Pianisten und Musikpädagogen in Basel. Mozartfeste gab es in München (Adolf Busch) und Stuttgart (Wendling). Über Haydn haben wir ein neues Buch von Schnerich.

Die Bachpflege nimmt ebenfalls immer größere Ausdehnung an. Nach Mottls Vorgang entschließt man sich zu ungekürzter Wiedergabe der Matthäuspassion; so hatte ich das Glück, einer der berühmten Aufführungen Suters im Baseler Münster anzuwohnen. Erwähnung verdienen die hingebenden, selbstlosen Veranstaltungen des Münchener Organisten Nowotny (der besonders das wohltemperierte Klavier pflegt). Aus der Sängerwelt seien diesmal genannt: Frl. Potz in Barmen, Frl. Philippi in Basel. Auch wiederholen wir den Hinweis auf Großtabarz, wo Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen Bach aufführt. Um Vorbachische Musik bemüht sich erfolgreich Prof. Willibald Gurlitt in Freiburg. Von neuem Schrifttum zu Bach nennen wir den zweiten Band der Deutschen Musikgeschichte von Hans Joachim Moser. Gerühmt wird ein neues Bachspiel (Schauspiel) von Prof. Arnold Schering, das hoffentlich seinen Weg macht. Von Kurths Linearem Kontrapunkt, der in Bachs Stil einführt, erschien die zweite Auflage. Neu ist Werkers Formstudie zum Wohltemperierten Klavier, unter dessen Ausgaben die von Busoni obenan steht. Erfreulich ist auch die nachdrückliche Händelpflege: man vermittelt sogar die Kenntnis seiner Opern. Weite Kreise zieht Bruckner, dessen Gedenkjahr naht; schon vergangene Spielzeit hat Max Fiedler in Essen alle neun Symphonien mit beispiellos wachsendem Erfolge aufgeführt. Mannheim kündigt schon eine Brucknerwoche für 1924 an. Nach Italien trägt Bruckners Ruhm Volkmar Andreä (Zürich). Eine neue, sehr rühmenswerte Biographie Bruckners hat Max Auer verfaßt. Die Bayreuther Festspiele sind für 1924 geplant. Über ihre unvergleichliche Geschichte äußert sich Siegfried Wagner in seinen Erinnerungen (siehe Musikalische Volksbücher). Das Schrifttum über den Parsifal ist durch eine Arbeit von Hohberger neuerdings aufs wertvollste bereichert worden; ihr Hauptgewicht ruht auf dem Vergleich mit den mittelalterlichen „Quellen". Die musikalische Formfrage bei Wagner ist in einem Werke von Dr. Alfred Lorenz (München) über den Ring in grundlegender Weise neu behandelt. Ein denkwürdiges Ereignis war in München die Wiederaufnahme des Liebesverbotes von R. Wagner, das 1836 eine einzige hastig einstudierte Aufführung erlebt hatte. Text und Klavierauszug sind bei Breitkopf und Härtel erschienen (mit Geleitwort von Balling). Zwischen Feen und Rienzi stehend, verrät das Liebesverbot, wie der Schöpfer selber bekennt, am meisten italienische Einflüsse, zeigt aber zugleich doch das Ungestüme, Willensheftige der nordischen Künstlernatur. Man wird gut daran tun, dieses Werk als notwendiges Glied in Wagners Entwicklung zu begreifen. Natürlich kam im Laufe des Winters eine Unmasse neuer Konzertwerke zum Vorschein; wir werden, was sich als bleibend herausstellt, gelegentlich aufzeigen. Von dem, was wir ohne Aufführung zur Kenntnis nahmen, empfehlen wir die Weihnachtskantate von Roderich von Mojsisowitsch (Verlag Steingräber). Unter den neuen Opern haben mehr heitere als ernste Aussicht auf Bestand. Maukes Thamar scheitert am unmöglichen Stoff. Bleyles Hannele und Sannele (nach Otto Ludwig) ist auf dem Gebiete der Komischen Oper eine hervorragende Leistung. Bernhard Schusters „Dieb des Glücks" kenne ich noch nicht aus eigener Anschauung.

Auf dem Gebiete des Schauspiels ist der Zug der Zeit deutlicher zu verfolgen und abzulesen, als in der Oper, weil hier die Wahl der Stoffe schon eine weit größere Rolle spielt. Nach unsern Beobachtungen ist keine Aussicht, daß sich die Herrschaft der Undeutschen mindere. Wir haben seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, wie heftig sich z. B. Franz Werfel an der Offiziershetze beteiligt habe. Trotzdem bot das Stuttgarter Landestheater der Theatergemeinde während der Ruhrbesetzung ein neues Stück von Werfel, das keinen Zweifel läßt, wes' Geistes Kind der sogenannte „Dichter" ist. Hans Franck scheint mit seinem „Geschlagen" (gemeint ist Friedrich II. nach Kollin) einen anderen Weg betreten zu wollen; es ist ein Stück, über das sich sprechen läßt. Gerhart Hauptmanns 60. Geburtstag ist mit viel Bedacht gefeiert worden. Die Lobsprüche in der „Festschrift" übersteigen zum Teil alles Maß. Je bescheidener der Hauptmann, desto unbescheidener offenbar die Hauptleute. Zugleich erfährt man die Stellung der verschiedenen Pächter des Schrifttums und Theaterwesens; insofern ist die Denkschrift von großem urkundlichem Werte. Reinhardt aber, dem überall Gefeierten, sollte man nicht vergessen, daß er im Kriege die Seeschlacht Görings aufführte, worin streikende Matrosen die Revolution besprachen. Hätte unsere rechtsstehende Presse auch unter dem Strich immer ihre Pflicht getan, so wären wir sicher nicht in so große Abhängigkeit geraten. Als ein Beispiel diesen Winters setze ich die Auslassung eines sonst vaterlandsbegeisterten Blattes hieher, über dessen ungenügenden Berichterstatter die Leser seit Jahren klagen; es handelt sich um einen Heinevortrag:

„Einen Vortragsabend ganz auf Heine abzustellen, dazu gehört Mut, Geschmack und Talent. Herr N. N. . . . durfte den ganzen Heine zeigen, den Adoranten und den Spötter, den Humoristen und den dichterischen Bekenner einer leidenden Menschenseele. Herr N. N. . . . besitzt ein feines Witterungsvermögen für die Hautlosigkeit der Heineschen Sentiments, wie für die unterirdische Trauer seiner Frivolitäten. Herr N. N. . . . zeigte ein lebendiges, zuckendes Stück vom Menschen und vom Dichter."

In diesem Stile 27 Zeilen, rechtsstehend! Tatsächlich findet man linksstehend keinen anderen Standpunkt.

Aus dem Gebiete des Tanzes, der mit Eifer in den Vordergrund der unentbehrlichen Kunstübung gerückt wird, erwähnen wir ein „Triadisches Ballett", das ernst genommen sein wollte. Für das Lichtspiel sind die Aufführungen Nathans verräterisch.

Völker-Feigheit.

Seht, Abels Blut raucht hundertfach empor:
Und „Christen"-Völker bleiben gaffend stehn? —
O nein, es ist ein Kainsgenossen-Chor!
Ein feiger Zeuge, der da „nichts gesehn",
Schließt vor der Frauen Schändung Aug' und Ohr
Und läßt an Kindern mehr als Mord geschehn! —
Der Menschheit Würde war in eure Hand gegeben: — —
Und das „besiegte" Deutschland schützt ihr Leben.

Oswald Schmidt.

Das deutſche Leid.

Ein Schauſpiel in 4 Akten

von

Wolf Meyer-Erlach.

Ort: Stadt im beſetzten Gebiet.
Zeit: Gegenwart.

Perſonen:

Gottfried Lechner . . . älterer Bergmann
Paula „ . . . ſeine Frau
Anna „ . . . Tochter, etwa 20 Jahre
Maria „ . . . „ „ 10 „
Karl Grock . . . . . Bräutigam von Anna Lechner
Fritz Irrgang . . . . Arbeiter
Gretl . . . . . ſein Kind
Schmied
Franzöſiſcher Kapitän
„ Leutnant
Schwediſcher Delegierter
Eine alte Frau
Ein Schwerverletzter, deren Sohn
Primaner. Maurer. Zimmermann. Arbeiter.
Weiße, ſchwarze Franzoſen.

Alle Rechte vorbehalten.
Das Aufführungsrecht iſt durch den Verlag J. F. Lehmann zu erwerben.

Wir bitten alle unſere Leſer, dahin wirken zu wollen, daß das Stück, das berufen iſt, eine geiſtige Einheitsfront aller deutſch Fühlenden herzuſtellen, auf möglichſt vielen Bühnen und von Vereinen aufgeführt wird.

Vorspruch.

Es ist kein Spiel, was eure Augen seh'n,
Erdacht von einer wilden Phantasie,
Wie's vor euch weint und stirbt, so ist's geschehn.*)

Des Welschen Wille ist des Deutschen Tod,
Drum sauget in euch jedes Bild der Qual
Und hört mit wachem Ohre jeden Schrei der Not.

Kein Beifallsrufen darf die Luft erfüllen,
Kein Schrei des Mitleids schwäche euren Willen,
Erkennt die Teufel und dann sinnt im Stillen:

Schweigen und denken ist die große Kraft,
Die stahlhart Männer schmiedet und das Weib zum Weibe,
Die aus den Kindern unsre Rächer schafft.

Wir müssen schweigen, denken, warten können,
Ein Wirbelsturm treibt einst die Glut zurück,
Und Welschland wird in eigner Glut verbrennen.

I. Akt.

1. Szene.

Vorgarten. Rechts Wand eines neugebauten Hauses mit Fenster und Haustür. Im Hintergrund Gartenzaun. Am Gartenzaun steht eine Bank; Blick auf Fabriken, links ein waldiger Bergbang sichtbar.

Lechner, der Besitzer des Hauses; ein Maurer; ein Zimmermann aus der Türe tretend.

Lechner: Ihr seid nun fertig mit dem Haus?

Maurer: Der letzte Hammerschlag ist heut' getan.

Zimmermann: Der Zimmermann legt seine Axt zur Ruhe.

Lechner: Das Werk lobt seine Meister.

Maurer: Der Grund ist tief gehoben und aus schweren Quadern festgefügt. Die Mauern sind aus guten eichnen Steinen.

Zimmermann: Das beste Holz gab eure Zeche zum Gebälk.

Lechner: Ohne Reich und Zechenhilfe hätt' ich's nie geschaffen. Ihr wißt es selbst: ein schweres Tagwerk hat der Bergmann, und kärglich ist sein Lohn. Die Kohlen holt er aus den tiefsten Schächten ans Licht der Sonne.

Zimmermann: Doch sorgt man für euch, wie für andre kaum.

Maurer: Wer baut noch heute Häuser? Wenn nicht die Zechen und die Hütten wären, wir hätten endlos langen Feiertag.

Lechner: Ich weiß, was wir der Zeche danken. Seht dort drüben, das hat sie alles für die ihrigen gebaut.

Maurer: Wohnt glücklich drin! (beide ab).

Lechner: Ich danke euch. Lebt wohl!

---

*) Das Schauspiel gründet sich auf das amtliche deutsche Material.

2. Szene.

Lechner (allein): Ein Lebenswunsch ist mir erfüllt; ein eignes Haus auf eignem Grund und Boden. Gerade hier beglückt mich's. Hier seh' ich beide Stätten, den Berg da drüben, wo meine Ahnen als deutsche Bauern ihre Felder pflügten, wo mich der Alte das Seh'n und Hören lehrte. Und drunten Essen, die Stätte meiner Arbeit. Hier will ich leben und meine Enkel um mich sammeln und ihnen weitergeben, was ich selbst erhielt. — Jedes Geschlecht ist nur ein kurzes Glied an einer langen Kette. Nicht jeder Ring der Kette ist an des Schicksals Wagen hart gepreßt wie wir, wo es von innen zerrt und außen drängt. Doch jedes Gliedes Pflicht ist, hart zu halten. Weh einem Land, wenn ein Geschlecht versagt, die ganze Kette reißt, und in den Abgrund stürzt das ganze Volk.

3. Szene.

Anna (eintretend): Du stehst voll Sorgen vor dem neuen Haus.

Lechner: Weil ich es spüre, wie der Boden wankt. Wie eine Wetterwolke liegt der Welsche drohend überm Land.

Anna: Wer Frieden hält, dem werden sie nichts tun.

Lechner: Vor Wölfen schützt das Schaf sein Frieden nicht, und schließlich hat ein jeder seinen Feind.

Anna: Wer soll dich hassen, Vater?

Lechner: Vor offnen Feinden weiß jeder sich zu schützen, doch einem Freund gibt man den Rücken preis.

Anna: Du stehst ehrbar und ohne Tadel, wie eine Säule der Zucht und Ordnung unter allen.

Lechner: Wer Zucht und Ordnung will, in denen allein der Einzelne, das ganze Volk gedeihen kann, der hat der Feinde viel; denn zuchtlos schwankend ist des Menschen Wesen, er folgt so gerne seines Herzens Laune, und seines Blutes Wallen wird ihm zum Gesetz. Der Schwache, der dem Reize unterliegt, neidet dem Starken seinen Willen, mit dem er selbst sich bändigt. — — Ich kenn' des Herzens wildes Drängen auch, ich kenn' den Sturm, der in den Gliedern rast, doch eisern beug' ich diese Mächte dem einen Ziel, im eignen Herzen und im eignen Kopf stets Herr zu bleiben.

Anna: Ich geh' in's Haus, um manches drin zu richten.

Lechner: Die Luft ist warm und sonnig ist der Tag, du kannst ja draußen sitzen bleiben. Ich muß jetzt fort (ab).

Anna (allein): Ich weiß nicht, was mich heute quält und ängstigt. Ist es der Vater, dem ein Unheil droht? Ist es der Fritz, der wieder mich umschleicht? Droht Karl Gefahr dort unten in der Grube? (Singt: Ich hab' die Nacht geträumet wohl einen schweren Traum...)

4. Szene.

Gretel (kommt schüchtern herein, Anna bricht ab).

Anna: Gretel, komm' her zu mir (für sich) hoffentlich kommt ihr Vater nicht nach! Doch was kann das Kind für seinen Vater?

Gretel (sich anschmiegend): Mutter! Anna!

Anna: Ich bin nicht deine Mutter, kleine Gretel; doch lieb' ich dich wie sie.

Gretel: Werd' meine Mutter, komm' zu uns! Seit sie die Mutter fortgetragen, ist's nicht mehr schön zu Haus. Komm', hilf dem Vater!

Anna: Ich kann nicht kommen; doch komm' du zu mir!

Gretel: Der Vater verbietet's — manchmal — dann wieder schickt er mich zu dir — ich weiß nicht, was ich soll.

Anna: Hat dich der Vater hergeschickt?

Gretel: Er wird gleich selber kommen.

Anna: Das darf er nicht, komm mit! Wir geh'n ins Haus. (Für sich) Dort wird er mich nicht suchen.

5. Szene.

(Karl und Vater hereintretend.)

Karl: Der Welsche ist ein Mensch wie jeder Deutsche, mit Augen, Mund und Nase und zwei Beinen.

Lechner: Doch hinter allem lauert welscher Geist. Welschland ist Falschland. Ich kenn's. Ich war in Courriers dabei. Ich hab' sie ausgegraben aus geborst'nen Schächten. Die Weiber heulten dankend, und zitternd faßten die Kinder unsre Hände. Doch als ich wieder kam, vier Jahre später, da gab's nur Haß und Wut. — Vergessen war's, was wir getan. Die Güte und der Dank, die sind für welsche Seelen eine Wolke, die den Mittag trübt. Rasch scheint der Sonne Glut die Wolken nieder, der welsche Haß währt ewig. Karl, gib mir deine Hand; versprich mir's, wenn mir im Kampf für mein Westfalenland was Menschliches begegnet: hüt' Anna vor den Welschen.

Karl: Sie werden ihr nichts tun!

Lechner: Ich bin kein Pfaffenknecht, doch seh' ich Anna an, dann ist es mir, als sollte ich die Hände über sie falten und für sie beten. Ich hab' sie rein erhalten bis auf diesen Tag. Karl, du bekommst, was wenige bekommen in unserm Stand, der Mädchen und Burschen so früh in den Fabriken zueinander führt, du bekommst ein reines, deutsches Mädchen...

Karl: Du denkst an Krieg. Ich sage: Nie wieder Krieg!

Lechner: Du träumst, wie ich einst träumte, daß bald die Zeiten kommen, wo neben Lämmern Löwen weiden. Ich hab' sie nicht erlebt. Solange noch ein Bruder mit dem Bruder streitet und noch die Klassen eines Volkes sich in Zwietracht hassen, solange noch das Tier im Menschen lebt, gibt's Völkerkriege.

Karl: Wir brauchen keinen Krieg, den Welschen fernzuhalten. — Treiben sie's zu arg, dann streiken wir. Wenn alles stille steht, wenn keine Bahnen fahren und keine Esse glüht, wenn sich der Bergmann, statt in den Schacht zu steigen, mit waffenloser Hand auf Gassen, Märkten in finstern Haufen drohend ballt, wenn alle Lippen, die der harte Kampf des Lebens in Schächten und Fabriken stumm gemacht, in einen Schrei ausbrechen: Freiheit!, dann wird der Welsche weichen.

Lechner: Vor eurem Schreien wird kein Welscher flieh'n, er fliehet nur vor deutschen Fäusten.

6. Szene.

Plötzlich heulen die Sirenen und die Notpfeifen gellen. Stoßweise klingen die Notrufe bis zum Schluß des Aktes.

Karl: Was ist?

Lechner: Notzeichen sind es, die um Hilfe rufen!

Karl: Auf meiner Zeche heult's. Ich kenne die Sirenen.

7. Szene.

(Anna und Mutter stürzen aus dem Haus.)

Anna: Gott, was ist drunten los? Gut, daß ihr hier seid!

Mutter: Ein Grubenunglück. Sieh nur, dort unten springen Menschen, Frauen, Männer, Kinder.

Stimmen: Hilfe, Hilfe! Der Schacht ist eingestürzt, die Wetter zündeten.

8. Szene.

Alte (hereinwankend): Helft, Lechner, helft!

Stimmen von unten: Mein Mann ist unten! Ein halbes Dutzend Kinder schreit nach ihm! Mein Bruder!

Alte: Mein letzter Sohn und meines Alters Stütze, mein ganzes Leben ist verschüttet. Helft, ach helft! — Besinnt euch nicht, kommt ihn zu retten.

(Lechner will gehen.)

Mutter: Bleib', Vater bleib'! —

Lechner: Ich muß hinab zu helfen.

Mutter: Dank' Gott, daß du nicht drunten bist, bleib' hier!

Lechner: Das ist kein Bergmann, der den andern im Schachte hilflos läßt.

Anna: Bleib', Vater, bleib'!

Karl: Ich geh' mit dir!

Anna: Karl!

Mutter: Vater!

Lechner: Die drunten sind Menschen grad wie wir, Väter und Männer, einer Mutter Stütze, und die dort weinen und um Hilfe rufen, die wie von Furien gepeitscht zum Schachte fliehen, das seid ihr, das bist du Mutter, Anna! — Behüt euch Gott (Rasch ab mit Karl.)

Anna: Glück auf!

Alte (hinauswankend): Mein Sohn, mein letzter Sohn.

9. Szene.

Mutter (dumpf für sich): Heute sind's sechs Jahre, daß sie meinen Zweiten aus der Grube brachten, erstickt und tot. (Sirenenstoß.)

Anna (für sich): Wär' Karl im Bergwerk, hätt' es ihm gegolten. (Sirenenstoß.)

Mutter (für sich): Wenn nur die Retter keinen Schaden leiden. (Sirenenstoß.) (Geht ab ins Haus.)

Anna (für sich): Ich seh' sie drunten mit dem Tode ringen. — —

10. Szene.

Fritz (rasch herein): Anna, endlich hab' ich dich allein.

Anna (erschreckt): Fritz, du? — — Du weißt, der Vater hat es dir verboten.

Fritz: Kann er dem Schatten wehren, der dem Menschen folgt, um selber Mensch zu werden?

Anna: Du bist kein Schatten — geh'!

Fritz: Du kannst den Hund wohl von dir jagen, doch wer kann's hindern, daß er wieder kommt? Karl braucht dich nicht, er kann auch leben ohne dich!

Anna: Doch ich nicht ohne ihn.

Fritz: Erbarm' dich mein und werd' mein Weib — denk an die Tote! Sie war deine Freundin! Du kamst so oft zu uns, ihr liebtet euch. Du hast ihr auch versprochen, dich um uns zu kümmern.

Anna: Ich hab's versprochen — du hast viel verloren.

Fritz: Alles kannst du ersetzen. Denk, wie sie immer sagte: Wenn ich sterbe, dann nimm ein Mädchen nur wie Anna, die sorgt für's Kind und dich. Erbarm' dich meines Kindes — werde seine Mutter!

Anna: Es kann nicht sein.

Fritz: Und wenn du dich des Kindes nicht erbarmst, dann denk an mich (fällt vor ihr nieder). Anna — du kennst mich — du weißt, ich bin nicht schlecht, doch schwach. Du kannteſt meinen Vater. Es ist kein gutes Blut, das mir im Leibe kreist — erbarm' dich meiner. Die Erste hat aus dem Sumpfe mich gezogen. Sie starb, nun bin ich wieder haltlos. Stoß' mich nicht zurück! Mich lockt der Sumpf — halt mich und werd' mein Weib!

Anna: Du tust mir leid, doch lieb' ich einen andern.

Fritz: Rührt unsere Not dich nicht, dann habe Mitleid mit dir selbst! (Zieht einen Revolver.)

Anna (zurückweichend): Was hast du vor? Willst du mich töten?

Fritz: Heut' werd' ich dich erschießen, wenn du mich von dir stößt.

Anna: Das kannst du nicht.

Fritz (Waffe sinken lassend): Noch kann ich's nicht, aber das sag' ich dir, die Zeit wird kommen, wo ich's kann. Laß' mich allein mit meinem Herzen und mit meinem Hirn, das nach dir brennt, das Feuer wird mich fressen und zum Schuften machen. Du bist das Letzte, was mich jetzt noch hält. Stoß' mich zurück, dann will ich in den Sumpf und sauf' das Leichenwasser. Anna! Da drinnen jagen Gedanken, vor denen die Hölle selbst erzittert.

Gretel (aus dem Hause, erstaunt, dann auf Fritz zuspringend): Vater — sei nicht so bös auf Anna. Vater! Vater!

Fritz (rasch erregt, sich zu ihr beugend): O Gretel, Kind, mein Kind, was wird aus deinem Vater werden? (Beide ab.)

11. Szene.

Anna (allein): Ist es ein Unrecht, ihn zurückzuweisen? Den Nächsten lieben ist uns wohl geboten, doch andere Liebe bindet Mann und Weib. Nicht Mitleid darf die Menschen aneinander ketten, der freie Trieb des Herzens muß es sein. So hat mich meine Ahnung nicht betrogen. Das Unheil schleicht uns nach auf allen Wegen; Gott, stell' ihm wehrend deine Kraft entgegen!

12. Szene.

(Lechner trägt einen Schwerverletzten herein.)

Alte (hinter ihm): Es ist mein Sohn, mein einziger, meine letzte Stütze.

Anna: Wie steht es mit den andern?

Lechner: Ein Bild des Grausens ist dort unter uns. Der ganze Schacht ist eingestürzt, Menschen und Steine liegen durcheinander, und über das Gebälk fließt Blut.

Mutter (aus dem Hause tretend): Sind alle tot?

Lechner: Viele leben, doch besser wär's, sie wären tot.

Mutter: Warum, sag' an!

Lechner: Sie sind in eine Höhle eingeschlossen, sie können vorwärts nicht und nicht zurück. Die Decke, die sich über ihnen wölbt, gibt nach.

Anna: O, Vater!

Lechner: Von hinten frißt das Feuer sich zu ihnen und brät die Eingeklemmten.

Mutter: Entsetzlich! Wir gehen in der Sonne frei spazieren, dahin und dorthin, wie wir wollen, und drunten liegen Menschen gleich wie wir. Sie können sich nicht rühren, nicht retten vor der Flamme. Ich seh' das Feuer ihre Füße brennen, o, wie sie schreien.

Lechner: Von vorne wächst das Wasser, die Eingekeilten zu ersäufen.

Mutter: Feuer und Wasser!

Anna: Ist denn die Hölle durchgebrochen, und müssen Menschen mit den Teufeln kämpfen?

Verletzter (aus der Ohnmacht erwachend): Wo bin ich?

Alte (bei ihm kniend): Auf freier Erde bist du, bei deiner Mutter, nicht mehr im Todesrachen.

Verletzter: Nicht mehr im Grab? (halb sich aufrichtend).

Karl: Erzählt, wie kam's? Ich sollte heute selber drunten sein im Schacht.

Verletzter: Die neue Schicht war noch kaum eingefahren. Ich war beim letzten Trupp, dem Hunde grad' entstiegen und ging die offne Strecke im toten Gebirge. Mir war es heut' nicht ganz geheuer, drum blieb ich manchmal steh'n und horchte in die Finsternis hinaus. Mehr als sonst kracht' durch die dunkle Stille ein Schuß.

Karl: Die Grubenhölzer brachen? —

Verletzter: Das Wasser rauschte stärker. Vor der Wettertüre da flammte, als der Obersteiger prüfte, ein greller Lichtstrahl auf; die Wasserpfeife gellt, die Türe kracht, das Hangende gibt nach — ein Blitz — ein Schrei — ein Donner — — es ist Nacht. (Schwächer, stoßweise.) Mich drückt zu Boden eine Riesenfaust, ich greif' nach meinem Rücken, hör' noch das wilde Schrei'n aus dem Kamin, dann seh' und hör' ich nichts mehr. Habt Dank, ich bin gerettet! Mutter, Mutter! (sinkt zurück).

Lechner: Tragt ihn in's Haus, pflegt ihn, so gut ihr könnt, ich fahre nochmals ein zur Hilfe.

Anna: Bleib, Vater bleib! (sich anschmiegend).

Mutter: Du hörst, das Hangende stürzt nach.

Anna: Das Feuer wütet und das Wasser wächst, bleibt hier!

Karl: Laßt uns!

Mutter: Wenn ihr verunglückt!

Lechner: Wir sind nur Wanderer in dieser Welt,
Ein schattenflüchtig Ding ist unser Leben,
Doch wie wir's leben, wirkt's für alle Zeit.

(Während Lechner und Karl hinausgehen, fällt der Vorhang.)

II. Akt.

Einfaches, sauberes Zimmer, rechts in der Ecke ein Bett, einige Einrichtungsgegenstände, rechts und links eine Türe.

1. Szene.

(Anna und Karl hereintretend.)

Karl: Wir sind daheim, du brauchst nichts mehr zu fürchten.
Anna: Mir ist, als sei ein Toter in dem Haus.
Karl: Der drüben wird genesen. Nimm seine Heilung für ein gutes Zeichen.
Anna (sich setzend): Ich träumte die Nacht, ich sei eine Taube, die hoch in Lüften flog auf unser Haus. Mich peitscht der Sturm, ein schweres Wetter naht, ich strebe atemlos dem Schlage zu. Du stehst am Fenster, lockst und lockst. Da schießt ein Geier aus den Wetterwolken, packt mich mit seinen Krallen und schleppt mich in sein Nest zum Fraß. So, wie der Geier sah der Welsche eben aus.
Karl: Das sind nur dumme Träume, Anna!
Anna: Bedenk', wie er mich ansah! Er redete mit Fritz, du weißt —
Karl: Daß Fritz dich liebt, dir nachläuft!
Anna: Umschleicht, so wie ein Tiger seine Beute.
Karl: Fritz ist nicht bös, er ist nur schwach.
Anna: Die Schwachen sind in solcher Zeit gefährlich, sie sind wie Treibholz in der hohen Flut, das, von den Wellen willenlos ans Schiff geworfen, das Schiff zermalmt.
Karl: Wenns dich gilt, Anna, werd' ich auch französisch.
Anna: Im Sumpfe des Verrats kann nichts gedeih'n.
Karl: Wer heute Frankreich dient, der baut auf guten Grund.
Anna: Frankreich ist ein Koloß: von Eisen ist sein Schädel, seine Brust von Erz, von Stahl die Hände und der Leib. Doch seine Füße sind aus Ton, aus Unrecht, Lüge, Mord, Verrat gebaut. Die Füße taugen nicht zum langen Stehen. Laß einen Stein von seiner Höhe rollen, trifft er den Kopf, die Brust: er prallt zurück, trifft er die Füße — sieh', wie der Götze zittert, sieh, wie der Götze stürzt! In tausend Stücke bricht der schwere Leib.
Karl: Das weißt du, Anna, und zitterst vor dem Welschen?
Anna: Weil jetzt den Höllengeistern Macht gegeben.
Karl: Höre, da stürzt jemand die Treppe rauf.

2. Szene.

(Schmied, erschöpft hereinstürzend.)

Schmied: Helft, gute Leute, helft, mich zu verbergen.
Lechner (aus der linken Türe tretend): Was ist mit dir?
Anna: Ein Mörder ist es, seine Hand ist blutig.
Schmied: Ein Mörder bin ich nicht, wenn ich den Welschen auch erschlug.
Anna: Einen Welschen habt ihr erschlagen? Weh euch und uns!
Karl: Geht, geht! Wenn man euch findet, sind wir mit euch verloren.
Schmied: Erbarmt euch meiner! Ich floh in dieses Haus, da man mir sagte, treue Westfalen wohnten drin.
Lechner: Wir sind Westfalen.
Schmied: Ein Westfale hilft dem andern in jeder Not.

Lechner: Doch nicht dem Mörder wider seinen Henker.

Schmied: Ich bin kein Mörder. Hört, wie alles kam! Heute morgen — ich habe meine Schmiede kaum geöffnet — da hör ich ein Geschrei die Straße kommen. Vor meiner Esse hält's, ein welscher Offizier tritt ein und hinter ihm ein Bauer und sein Weib. Der Welsche führt ein schönes Pferd am Zügel, der Bauer schreit ihn an, das Weib weint herzzerbrechend. Der Welsche stahl es ihm vom Pflug. Ich soll's beschlagen. Ich sag', ich hätte keine Zeit. Der Franzmann schreit, ich sollt' ihn erst bedienen. Ich geb' ihm zu verstehen, daß ich kein Deutscher bin, der einem Welschen wider Deutsche hilft. Da nimmt er seine Peitsche, schlägt mir ins Gesicht. Ich heb' den Hammer — —

Lechner: Und erschlugt den Frechen?

Schmied: Ich tu es nicht. Ich laß den Hammer auf den Amboß fallen und schaffe weiter.

Lechner: Ihr tatet gut daran. Denn heute zeigt sich Mannesmut im Tragen.

Schmied: Der Welsche schreit mich an. Ich will ihn nicht mehr hören. Da schlägt er mir die Peitsche mit dem Stiel zwei, dreimal über'n Schädel, daß mir das warme Blut von meiner Stirne rinnt. Da faß' ich meinen Hammer — stürz' mich auf den Frechen und schlag' ihn tot. Sagt, bin ich ein Mörder? Was hättet ihr getan?

Lechner: Fürwahr, ich hätte anders nicht gehandelt. Noch ist der Deutsche nicht zum Hund geworden.

Anna: Doch wie seid Ihr entfloh'n?

Schmied: Ich schwing' mich auf das Pferd und spreng' zum Berge, dort laß ich's steh'n und schleiche mich hieher. — Verbergt mich!

Karl: Es kann nicht sein.

Lechner: Und dennoch muß es sein. Es ist ein Gotteswerk, das Wild vor seinen Mördern retten.

Karl: Doch ihn zu retten, heißt uns selber jagen.

Lechner: Wer an sich selbst nur denkt, verrät sein Volk. Komm mit, ich kenne einen Winkel, den niemand findet.

Schmied (aufstehend): Ich dank euch, Freund! Der Himmel wird's euch lohnen! (sieht zum Fenster hinaus) Doch rasch muß es geschehn. Dort oben kommen Welsche, die sind's, die mich verfolgen, bergt mich!

Lechner: Kommt eilends mit. (Beide rasch ab.)

3. Szene.

Karl (zum Fenster hinaussehend): Die Welschen biegen ein auf unser Haus —

Anna (zum entgegengesetzten Fenster hinaussehend): Dort drüben eilt der Vater mit dem Schmied zur Zeche. Der ist gerettet (auf Karl zuschreitend).

Karl: Sie bleiben unten steh'n — — (entsetzt) Fritz ist bei ihnen.

Anna (bleibt erstarrt in der Mitte des Zimmers stehen, schreit voll schreckhafter Ahnung): Verräter!

4. Szene.

Fritz (von draußen): Da drinnen wohnt sie. (Herein ein französischer Offizier mit zwei Schwarzen und Fritz.)

Anna (sich an Karl klammernd): Karl, der Geier!

Fritz: Da ist das süße Täubchen, das Ihr sucht, Herr Leutnant. Ich wollte sie vor Euch, doch dieser Kerl da hat mir's weggeschnappt. Seid glücklicher als ich. Na, Ihr habt bessere Krallen.

Karl: Pfui Teufel, Fritz, uns zu verraten! Hinaus mit dir!

Leutnant: Halt dein deutsches Maul!

Fritz: Ich gehe schon, ha, ha. Hab' ich sie nicht, dann hast du sie genau so wenig. Haltet sie fest, Herr Leutnant, und viel Vergnügen, Anna! (ab)

5. Szene.

Karl: Was wollt Ihr, Leutnant?

Leutnant: Das Weib in deinem Arm. Verkauf' sie mir!

Karl: Sie ist nicht feil, um gar nichts in der Welt.

Leutnant: Freiwild seid ihr.

Anna: Der Geier — der Geier! Halt mich fest!

Karl: Die ist mein eigen Weib! Nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr.

Leutnant: Nehmt diesen Kerl und bindet ihn. Dies Weib ist mein.

Anna: Nein, ich gehöre nur einem Deutschen.

Karl (will sich wehren, die Schwarzen zücken die Bajonette, er weicht einen Augenblick zurück): Anna, keinen Welschen! Das ist, wie wenn ein Mensch mit einem Hund sich paart.

Leutnant (Anna umfassend): Mein süßes Täubchen!

Anna: Ich bin nicht wehrlos (an den Händen gepackt) o, diese Krallen!

Karl: Was liegt am Leben, wenn es Anna gilt? (vordrängend)

Schwarzer (hinter ihn tretend, umfaßt ihn und schleudert ihn zu Boden): Deutsches Halunke!

Karl: Hilfe, Hilfe! Anna! Mörder!

Leutnant: Komm mit mein Täubchen, wir wollen miteinander girren. Bindet den Kerl und werft ihn auf's Bett. Die Dirne krieg' ich schon. Sie wär' die erste, die mir widersteht.

Anna: Hilf, Himmel, weck' mich auf, ich träume! Reiß' mich vom Geier los, Karl! Karl!

6. Szene.

(Schwarze durchsuchen das Zimmer und stehlen.)

1. Schwarzer: Sieh, dieses Uhr und dieser Kette. Requirieren die Offiziere bei den Großen, dann requiriert der Schwarze bei den Kleinen.

2. Schwarzer (findet einen Zylinder. Setzt ihn auf. Tritt vor den Spiegel): Sieh, dieses Zylinder, dieses schöne Zylinder. Jetzt bin ich Poincaré.

Leutnant: Herein, ihr Kerle, dieses deutsche Weib wehrt sich, als wollt' ich ihr an's Leben. Haltet sie und nehmt sie selbst! Der Teufel hol' mich, wenn ein Franzose vor einem Weibe weicht.

1. Schwarzer: Sehr gut, Herr Leutnant.

2. Schwarzer: Gleichheit und Brüderlichkeit. (grinsend ab in die Kammer.)

7. Szene.

Karl (auf dem Bett sich windend): Zerreißt ihr Stricke, Bande brecht entzwei, daß ich mein Weib aus ihren Krallen rette! — — — Umsonst, die Fesseln kennen kein Erbarmen — sie schneiden tiefer nur ins Fleisch —

zersägen meine Arme — (die Fäuste zum Himmel ballend). Ich fluch den Mächten, die den Welschen schufen — verflucht die Welt, die solche Bestien duldet! (erschöpft, stille. Plötzlich) Vater! Vater! Hilfe!

8. Szene.

Lechner (kommend): Was, Karl? Du hier gefesselt!
Karl: Da drinnen sind drei Welsche über Anna.
Lechner: Welsche?

9. Szene.

Anna (herausstürzend): Vater, der Geier fraß mich! (bricht zusammen) Ich kann nicht mehr. Die Wände brechen und die Decke stürzt. Der Boden fällt und kracht zusammen, und aus dem Abgrund rasen Feuerflammen.

Lechner: Wasser, Wasser! Ohnmächtig wird sie.

Anna (unheimlich, langsam verhaltend): Du brauchst kein Wasser — nein, du brauchst kein Wasser. Ich weiß ein Wort, das jeden Schlaf verscheucht und alle Ohnmacht hindert. Ein Wort, das aus dem Grab mich noch erweckt. Schrei mir dies Wort ins Ohr, und ich bin schreckhaft wach.

Lechner: Sag mir dies Wort.

Anna: Franzosenmetze! Wie Peitschenhiebe schlägt's in mein Gehirn, wie Marterpfähle dringt's in meine Brust. Vater! Vater! (weinend) Verzeih', ich hab' es nicht gewollt. Der Welsche wirft mich auf mein Bett, das nie ein Mann in Träumen nur betrat. Er bückt sich zu mir nieder. Ich krall ihm meine Finger ins Gesicht. Er beißt nach mir. Ich stoße ihn zurück. Er weicht. Ich springe auf. Da schreit er nach den Schwarzen. Wie tolle Hunde stürmen sie herein, sechs Arme greifen mich und zerren mich nieder. Ich liege wie gekreuzigt. Vater, Vater! O, wie die Küsse brennen auf meinem Leib — — — Ich hab' es nicht gewollt.

Lechner (erschüttert): Was haben sie mit dir getan, mein Kind!
Anna (erwartungsvoll): Ich bitt' dich nur um eins, erfüll' es mir!
Lechner: Ich tu dir alles, was du willst.
Anna (rasch schreiend): Erwürg' mich, Vater, stich oder schlag mich tot, daß diese Qualen enden.
Lechner: Anna, Anna! Alles verlang von mir, nur dieses eine nicht.
Anna: Bist du zum Schwätzer jetzt geworden? Wie oft hast du gesagt, du würdest deine Töchter selbst erwürgen, wenn sie zu Dirnen würden. Da sieh nun deine Anna, wie sie mit Welschen buhlt in ihrer eig'nen Kammer. Vater erbarm' dich mein. Sei, der du immer warst und schlag mich tot!

Lechner (die Augen bedeckend): Gott, dieses Elend meines liebsten Kindes!

Anna: Und willst du's nicht, bist du zur Memme jetzt geworden, dann tu ich's selbst. Ich spring aus diesem Fenster und meine Qual ist aus. (reißt das Fenster auf).

Karl: Anna! Anna! Denk an mich!

Anna: Hast du an mich gedacht, als mich der Welsche zwang? Du dachtest nur an dich und gabst mich preis.

Lechner: Du bist mein Kind wie sonst, nur heißer schlägt mein Vaterherz für dich. Ich will den Fluch der Knechtschaft mit dir tragen.

Anna: Ich will's nicht tragen. Willst du dein Kind durch alle Gassen schleichen sehen mit stieren Augen und mit irrem Blick, ein Spott für alle? — Nein, lieber sterben, als im Wahnsinn leben.

Lechner (hält sie): Nicht, Anna, nein!

Anna: Du hältst mich noch? Sind das die Vaterarme, die das Kind einst trugen? Die Vaterhände, die mich zärtlich strichen? Du hast dieselben Krallen, wie der Welsche, der mich ins Elend riß, du willst mich drinnen halten.

Lechner: Ich will dich tragen, wie ich dich einst trug. Ich will dich schützen, wie ich stets dich schützte, kein Finger soll auf deine Schande deuten. Dein Leid ist meines.

Anna: O Vater, Vater (sinkt zusammen, unheimlich fragend), und wenn ich lebe und ein Kind gebäre?

Karl: Ich will es halten, wie das meine.

Anna (mild versonnen): Wie liebt' ich sonst die Kinder! Wie freut' ich mich, wenn sie die Händchen mir entgegenstreckten. Vor Wonne bang, erbebt' ich bei dem Gedanken, ein eig'nes Kind an meiner Brust zu nähren. (in steigender Erregung:) Doch denk' ich nun daran, daß aus den Küssen mir ein Kind entsteht, dann wird mein Herz zu einer Höllenflamme. Ich zieh' es selbst aus meinem wunden Leib, und wenn es mir entgegenlacht, wenn es mich ansieht wie ein heiliger Engel, dann nehme ich seine Beine und schmettere seinen Schädel an die Wand. Sein erster Schrei soll auch sein letzter sein. Mit einem Messer zerschneid' ich seine weichen Glieder und werf' den eklen Fraß den Schweinen vor, und wenn sie auch an dem Franzosenfleisch verrecken.

Lechner: Anna, du rasest, komm' zu dir!

Anna: Ich kam zum letzten Winkel in der deutschen Brust, in dem nur Haß und Rache wohnt. Ha, ihr schreckt zurück, ihr deutschen Väter, vor euren eignen Töchtern. Ihr Männer zittert vor dem eig'nen Weib. Ja, weil der deutsche Mann zum Narren wurde, weil er vor Feigheit sich entwaffnete und seinen Kopf in Wahngedanken hüllte, weil Deutschland schläft und träumt in einer Welt voll Wölfen, — deshalb wird das Weib zur Wölfin, — das vielgeplagte, das Leib an Leib gepreßt, den welschen Pesthauch atmet.

Karl: Anna! Anna!

Anna: Schweig, feiger Schurke, den ich einst geliebt! Wo fließt dein Blut für mich? Du wichest vor der Übermacht zurück und gabst dem Geier mich zum Fraß. Erst wenn ihr alle sterbt, ihr feigen Väter, erst wenn euch Männer euer Weib gleich in der ersten Nacht erwürgt und selbst zum Schwerte greift, um sich zu schützen, erst wenn wir Kinder aus uns selbst gebären mit Wehrwolfaugen und mit Schlangenzungen, erst dann wird Deutschland frei von welscher Schmach. (zum Vater:) Ja, du hast recht, es wär' ein Frevel, wenn ich mich selbst erwürgte. Selbstmord ist Feigheit, vom windelweichen Manne oft geübt. Ich werde von euch geh'n und leben. Das erste Kind, das ich gebäre, wird erwürgt. Dann flieh' ich in die weiten deutschen Wälder, dann steig' ich nieder in die tiefste Schlucht und auf die letzte deutsche Höhe und presse meinen Leib an deutsche Erde. Des deutschen Landes Rache wird aus den Tiefen, aus den Höhen mich beschatten. Ein Kind werd' ich gebären, das Rächer heißen

soll. In Felsenschluchten wird es wohnen. Schweigsam und hart; mit Felsen spielen lernen, mit Wölfen, Schlangen, Adlern, bis es den Felsen findet, den es auf Frankreich schleudert. (greift sich ans Herz) Ich will — ich muß noch leben — haltet mich nicht. (bricht vorwärtsschreitend zusammen) Hilf, Himmel, mir — —

Lechner: Sie atmet nur noch schwach.

Lechner (vor ihr kniend): Anna! Anna! Mein Kind, was ist aus dir, aus mir, aus uns geworden? Du liegst wie eine Blume, die der Fuß zertrat, wie eine Birke, die der Sturm geknickt, entehrt, geschändet und gemordet. Und ich hab nichts als Tränen — nichts als Tränen!

Karl: Mach mich frei! Wir schlagen die Hunde drinnen tot.

Lechner (aufspringend, einen Hammer ergreifend): Ha, ich hab die Arme und diesen Hammer, ich werd' die Buben drin erschlagen. (hinein, ein Schuß fällt.)

Lechner (drinnen): O, Anna, arme Anna! Armes Deutschland! Ich bin getroffen!

Leutnant (heraustretend): Der Helm hat mich gerettet vor dem deutschen Hieb. Nehmt diese Kerle, schleppt sie vor's Gericht! Das Haus räumt aus! Werft das Gerümpel durch die Fenster! Zerschlagt's! Verbrennt's! Macht, was ihr wollt! Dann holt die besten Möbel aus der Stadt! Ich sorge noch für einige deutsche Mädchen. Dies Haus soll unseren Freuden dienen.

Karl (über dem Bettrand sich aufrichtend, bricht schreiend zusammen): Himmel, unser Haus, ein Dirnenhaus! Und Anna, meine Braut — die Dirne drin!

(Der Vorhang fällt.)

III. Akt.

(Einfacher Raum, improvisiertes Kriegsgericht. Rechts ein kleiner Tisch mit Kerzenlicht. Zwei Stühlen.)

1. Szene.

Kapitän (zur Ordonnanz): Lechner, den Meuterer!

Ordonnanz: Zu Befehl, Herr Kapitän.

Kapitän (eine Zigarette sich anzündend): Ein verflucht zäher Bursche!

2. Szene.

(Lechner kommt, von zwei bewaffneten Franzosen begleitet, sein Kopf ist mit einem unsauberen, blutigen Tuch verbunden.)

1. Soldat: Der Meuterer Lechner.

Kapitän: Vor, und stramm gestanden, nur reden, wenn ich frage. — — — Sie sind wegen Widerstand, Aufreizung und Mordversuch angeklagt.

Lechner (erregt): Ich klage an. Ein welscher Offizier, zwei schwarze Schurken haben mein Kind mißbraucht.

Kapitän (aufstehend und vortretend): Du wagst die Ehre der französischen Armee zu schänden?

Lechner: Ihr seid die Schänder (vorwärtstaumelnd).

Kapitän (ihn zurückstoßend): Der Kerl will sich an mir vergreifen (läutet den Posten herein): Den Leutnant!

3. Szene.

Lechner (fährt sich über den Kopf): Da kommt der Hund.

Kapitän (zu dem Hereinkommenden): Wir haben gestern über Ihren Fall gesprochen. Ich habe die Anklage nach Ihrer Schilderung gefertigt. Der Schurke leugnet alles.

Lechner: Ihr lügt. Der Schurke da! (Soldaten packen ihn.) Mörder und Heuchler seid ihr alle!

Kapitän: Werft den Hund in den dunkelsten Winkel, wo die Trommel der Heizung glüht, und bindet ihn an's Rohr. Ich mach' den Kerl schon klein.

Lechner (hinausgezerrt): Hilft niemand, kein Mensch, kein Gott, kein Teufel?

Kapitän: Kein Funken Wahrheit lebt in diesem Volk. Bei keinem. Ob Arbeiter oder Bürger, sie sind sich alle gleich. Aber das starke Frankreich bricht der Wahrheit Bahn. Ihre Sache ist Frankreichs Sache.

Leutnant: Ich danke, Herr Kamerad.

Kapitän: Zeugen für die Wahrheit sind die beiden Schwarzen, die kommandiere ich zur Unterschrift. Fritz Irrgang ist bereit zum Unterschreiben.

4. Szene.

(Mutter Lechner mit Maria.)

Kapitän: Was willst du, Weib?

Mutter (mit Maria): Erbarmt euch mein, ihr Herren!

Kapitän: Wer bist du?

Mutter: Ich bin ein armes Weib, das nichts als Tränen kennt und seine Bitten. Erbarmt Euch unser, Herr, gebt mir den Mann und diesem Kind den Vater.

Kapitän: Wo ist er? Was hat er getan?

Mutter: Ein Bergmann ist's.

Kapitän: Lechner?

Mutter: Der ist's!

Kapitän: Der Kerl soll bleiben, wo er ist, bis alle Deutschen sehen, daß jeder, der gegen Frankreich seinen Arm erhebt, dem Tod verfallen ist. Hinaus!

Mutter: Ich geh nicht von Euch. Nein, schlimmer kann's nicht werden. Vom eig'nen Haus sind wir vertrieben. In ihrer Kammer windet sich mein Kind in welschen Armen. Wahnsinnig schreit sie in die Nacht hinaus. Komm, Marie, komm und wirf dich nieder vor dem Herrn und bitt' mit mir. Erbarmt Euch mein und meiner armen Kinder!

Kapitän: Verrecken sollt ihr, deutsche Brut, hinaus!

Mutter: Ich gehe nicht, bis Ihr mir mein Kind und meinen Mann gegeben. Erbarmen! Erbarmen!

Kapitän: Hinweg! (hebt die Peitsche.)

Mutter (wild auflachend): Ich fürchte die Peitsche nicht. Peitscht mich so viel Ihr wollt. Wer in dem Elend steckt wie ich, für den ist Eure Peitsche nur ein Kinderspiel. (umfaßt seine Knie.) Erbarmt Euch mein, um Gottes willen!

Kapitän (schlägt mit der Peitsche ihr ins Gesicht): Willst du mich zwingen, freches Weib?

Mutter (aufspringend): O meine Augen, meine Augen! Maria! (nach ihr tastend.)

Maria: Mutter, Mutter!
Mutter: Was wird aus uns noch werden? O, — o — — führ' mich, Marie, führe mich hinaus!
Maria: Komm Mutter, komm!
Leutnant: Freche Brut, die nur der Peitsche weicht!
Kapitän (läutet zur Ordonnanz): Den Meuterer Lechner! — Und jetzt bring' ich's zu Ende.

5. Szene.

(Schwede tritt rasch ein, Marie an der Hand.)

Schwede: Ist das der Offizier?
Marie: Der ist's.
Kapitän: Was führt Euch her?
Schwede: Mein Amt und meine Sendung.
Kapitän: Wer seid Ihr?
Schwede: Schwedischer Pfarrer, gesandt von meiner Kirche.
Kapitän (beiseite): Ein Schwede! Verflucht, kein Deutscher! Was wollt Ihr?
Schwede: Ich klage an!
Kapitän: Wen?
Schwede: Herr Kapitän, Sie kennen dieses Kind, Sie haben seine Mutter blind geschlagen, die hilflos suchend ihren Mann erflehte.
Kapitän: Das geht Sie gar nichts an.
Schwede: Die Welt will wissen, was der Welsche treibt. Ob Deutschlands jammervolle Klagen, ob eure Worte Lügen sind!
Kapitän: Der Deutsche lügt.
Schwede: Ja, ja, der Deutsche lügt, da habt Ihr recht! Was Deutschland sagt, ist nur das schwache Wimmern eines Kindes in der Todesnot. Ich habe eure Taten selbst gesehen. Das deutsche Mehl und drinnen welscher Kot! Ich sah die Kinder aus den Waisenhäusern in die Nacht getrieben, den Ort der Liebe von euch zum Ort der Schande umgewandelt. Eingewickelt in Zeitungen liegt der deutsche Säugling, weil ihr die faulen Glieder zwölffach in Leinen wickeln müßt. Ich sah' die Eisenbahner zu Tausenden aus ihren Häusern fortgetrieben, weil sie nicht wollten, was kein Welscher tut.
Kapitän: Mäßigen Sie sich mein Herr!
Schwede: Maßlos sind Sie in Ihrem Wüten. Das deutsche Volk war friedlich. Wehrlos lag es vor euch. Ihr habt dies waffenlose Volk mißbraucht, so wie ein Bub an einem Kinde seine Lüste büßt. Eure Folterqualen vergiften die deutsche Seele, der Haß so fremd ist, wie euch die Liebe und der Edelmut.
Kapitän: Sie vergessen, vor wem Sie stehen!
Leutnant: Schweigen Sie!
Schwede: Vor Menschen steh' ich. Doch sie vergessen, daß sie Menschen sind. Ich schweige nie und nimmer. O, hätt' ich tausend Zungen, ich wollte nur das eine in der Welt verkünden, was der Welsche über Deutschland bringt, was dieses Haus an Grauen in sich birgt. Es gibt ein Frankreich, das wir Schweden lieben, doch diese welsche Tat ist Bubenschande.
Kapitän: Hinaus! Hinaus!
Schwede: Ich gehe, wenn ich will.

Kapitän (höchst erregt): Wärt' Ihr kein Schwede — — —

Schwede: Dann würdet Ihr mit Eurer Peitsche mich zu Boden schlagen. Dann würdet Ihr die Kreaturen rufen, mit tierischem Instinkt mich zu zertreten. Dann würdet Ihr mich bis zum Wahnsinn martern, so wie die Deutschen in des Hauses Kellern.

Kapitän: Sie geh'n zu weit!

Schwede: So weit wie Sie kann nur der Teufel geh'n. — — Komm mit, mein Kind. Ich werde dich und deine Mutter mit nach Schweden nehmen und für euch sorgen. Dies schwache Kind soll in die Völker rufen, daß Euch der Abgrund auf die Erde spie und seine blinde Mutter soll das Ausland lehren, daß es mit Seherblick des Welschen Trug durchdringt. (beide ab.)

Kapitän: Ich werde dafür sorgen, daß kein Fremder mehr in Deutschland späht.

6. Szene.

Lechner (hereintaumelnd): Durst, Durst, Wasser! Ach, wie das Feuer mir im Rücken brennt! Wasser! — —

Kapitän: Ich will Euch braten, als seid Ihr in der Hölle.

Lechner (reißt sich zusammen): Da steht der Hund noch immer.

Kapitän: Gesteh', daß du zum Aufruhr hetzst und selbst ein Mörder bist.

Lechner: Nein!

Kapitän: Du bleibst bei deinen Lügen?

Lechner: Weil es die Wahrheit ist.

Kapitän: Dann stoßt ihn mit dem Schädel an den Boden. Der sagt noch was wir wollen! (reißt ihm den Verband weg).

Lechner: O, mein Kopf! (Die zwei Soldaten werfen ihn zu Boden, stoßen ihn wiederholt an die Wand.)

Kapitän: Du hassest Frankreich?

Lechner: Ja!

Kapitän: Den Leutnant?

Lechner: Ja!

Kapitän: Bist Sozialist?

Lechner: Ja!

Kapitän: Aha, jetzt sagt er bald die Wahrheit. Du hast gelogen?

Lechner (schwach): Ja.

Kapitän: Zum Mord gehetzt?

Lechner (dumpf): Ja.

Kapitän: Laßt ihn, es genügt. Herr Kamerad, die Anklage gegen Sie brach in sich selbst zusammen, der Deutsche hat alles widerrufen, sich selbst als Meuterer bezeichnet. Wir sind am Ende: Die Wahrheit hat gesiegt!

Leutnant: Ich danke Ihnen, Herr Kamerad!

Kapitän: Den Kerl schleift in das Zuchthaus. Er wird erschossen werden.

Leutnant: Das große Frankreich eilt von Sieg zu Sieg.

Soldaten tragen Lechner hinaus. (Plötzlich erlöschen die Lichter, aus der Ecke klingt es tonlos: „Die große Hure wird zur Hölle fahren.")

7. Szene.

Fritz (hastig herein, in der Hand ein blutiges Schulzeugnis, steht ganz im fahlen Lichte).

Kapitän: Spät kommt Ihr, kommt zum Unterschreiben!

Fritz: Bevor ich unterschreibe, helft mir selbst!

Kapitän: Was ist, bedroht der Deutsche Euch?

Fritz: Sein Droh'n veracht ich, doch mein Kind ist tot.

Kapitän: Hat es ein deutscher Hund ermordet?

Fritz: Ich wartete auf Euch, wie wir's besprochen. Der Schule gegenüber ging ich auf und ab. Da läuteten die Glocken in der Schule. Die Türe öffnet sich, und jubelnd stürzt die kleine Schar heraus. Ich sehe meine Gretel, rufe sie. Sie schwingt das Zeugnis lachend über sich und eilt zu mir. Da kommt ein Auto, im Zickzackkurse fährt's. Der Lenker ist betrunken. Mein Kind erschrickt und weiß nicht, was es soll. Hilflos bleibt's steh'n und sieht mich an mit einem Blick, wie ich ihn nie vergesse. Dann schreit es: Vater! Das Auto packt die Kleine und schleudert sie auf's Pflaster. Unförmig, blutig liegt sie auf dem Steine, mit diesem Zeugnis in der Hand, stumm, — tot — —. Das Auto hält, ein welscher Offizier entsteigt und wirft mir lachend diese Scheine zu, und damit sei die Sache abgemacht.

Leutnant: Beruhigt Euch, Ihr werdet mehr bekommen. Ich sorge schon dafür.

Fritz: Mehr Geld? Ich will mein Kind, sonst will ich nichts.

Kapitän: Das kann Euch keiner geben.

Leutnant: So tröstet Euch, sie ist die einzige nicht.

Fritz: Nicht die Einzige? Wühlt dieser Schmerz, der mich zerreißen will, auch noch in anderen Herzen? Herr Kapitän, ich hab' Euch manchen guten Dienst geleistet, gebt mir den Kopf des Leutnants, der mir mein Kind getötet!

Leutnant: Was fällt Euch ein? Einen Franzosen, Euch, dem Deutschen?

Fritz: Ich hab' Euch manchen Deutschen ausgeliefert.

Kapitän: Einen Franzosen für ein deutsches Kind? Ha, ha — —

Fritz: Ich unterschreibe alles — —, gebt ihn mir. Zu jeder Lüge bin ich dann bereit, zu Mord und zum Verrat.

Kapitän (listig): Da, unterschreibt! (Fritz unterschreibt.)

Leutnant: Nehmt dies für Euren Namen!

Fritz: Nun helft mein Kind mir rächen!

Leutnant: Ein Deutscher mag den Deutschen wohl verraten, doch ein Franzose gibt keinen andern preis.

Kapitän: Bei uns gibt's keinen, der sein Volk verrät.

Fritz (zusammenfahrend): Keinen, der sein Volk verrät? Und ich hab's dutzendmal getan. (rasch) Nehmt dieses Geld! (hinwerfend.)

Kapitän: Macht, was Ihr wollt. Laßt uns in Ruh' mit Euren dummen Launen.

Fritz (drohend bittend): Helft mir, ich bitt' zum letzten Male.

Leutnant: Seht selber zu, doch hütet Euch vor Lügen gegen Frankreich!

Kapitän: Einem Verräter seines Volkes glaubt man nicht. (beide hinaus.)

Leutnant (an Fritz vorübergehend): Ehrloser Lump!

8. Szene.

Fritz (allein): Ehrloser Lump sagt er, Verräter! Kein Welscher gibt einen Welschen preis! Ich habe Dutzend Deutsche preisgegeben. Das ist der Dank. Der Deutsche speit mich an und ballt die Hände fluchend gegen mich. Und jetzt speit mich der Welsche an. Sinnlos ist mein Leben. Ach, wer sein Volk verrät, verrät sich selbst. Ich will es enden. (den Revolver ziehend) O Ekel, Ekel vor mir selbst! Ich hör' dich wieder schreien Anna, du windest dich und schreist dein Leiden in die Nacht hinaus, so daß die Sterne zittern. Und ich steh' vor dem Haus und lache wie ein Teufel zu deiner Todesangst. Das Elend, das ich jedem Deutschen brachte, fällt tausendfach nun auf mich selbst zurück und bringt mich um (legt an). Doch ist der Selbstmord Sühne für ein solches Leben? Ist er nicht Feigheit vor der eig'nen Tat? Ha, wenn ich leben bliebe und Anna rettete und die andern? Das wär' ein Wagnis, eine Sühnetat! — Ich will sie retten, und stürbe ich dabei. (wirft die Waffe weg, das fahle Licht geht in's rötliche über). Mein Leben war ein Fluch für viele Deutsche, und meine Tat war ein Verrat am Land. Ich will den Fluch nun wenden. Anna, ich mach' dich frei noch diese Nacht. Ich schrei's hinaus in alle Welt, was ich im Dienste Frankreichs sah. Deutschland, du bist mein Vaterland und meine Heimat wieder (wirft sich zu Boden). Verzeih, verzeih, was ich dir angetan... Ich will es büßen (aufspringend) und will nur eines denken: Dich rächen an mir und deinen Feinden. (hinaus) Deutschland! Deutschland!

(Der Vorhang fällt.)

IV. Akt.

Zuchthauszelle. In der Hinterwand ein Eisengitter, hinter dem von Zeit zu Zeit eine französische Wache vorbeiwandert. An der rechten Wand stark vergittertes Fenster.

1. Szene.

Leutnant (hinter der Szene): Die Kerle sollen knien, ich will es haben. Wer sich hinlegt, den peitsche ich zu Tod.

Karl (kniend): Jetzt kommt die Hitze wieder (alle ducken sich).

1. Arbeiter (kniend): Das Höllenfeuer! Mir klebt die Zunge schon am Gaumen.

2. Arbeiter (kniend): Mein ganzer Leib ist ausgebrannt.

Lechner: Wasser, Wasser! Ich verdurste in der Glut!

(Leutnant kommt.)

Karl: Erbarmen, Herr Leutnant!

Leutnant: Habt Erbarmen mit euch selbst. Tut, was der General befiehlt. (liest). Das edle Frankreich will nicht der Deutschen Tod, nur ihre Buße. Jeder Gefangene, Mann oder Weib, alt oder jung, kann ledig werden seiner Fessel, wenn er bereit ist, in Frankreichs Dienst zu treten. Fünffachen Lohn bekommt ein jeder Bergmann, der wieder Kohlen fördert. Vierfachen erhält ein jeder Eisenbahner, der für Frankreich fährt; dreifach wird ausgezahlt, wer Kohlen auf Schiffe oder Wagen lädt; was er an Kleidung und Nahrungsmitteln braucht, erhält er zum halben Preis. Wer sich verpflichtet, wird sofort entlassen und tritt in alle seine Rechte wieder ein. Wer meldet sich von euch? — — Sprecht!

Karl: Stellt erst die Heizung ab!
Primaner: Und laßt den Kot entfernen.
Lechner (halb ohnmächtig am Boden liegend): Gebt Wasser, wir verdursten.
Leutnant: Mit einem Worte könnt ihr alles haben, sagt „Ja", und ihr seid frei. Wer meldet sich — — Keiner? Weist ihr die Gnade Frankreichs so zurück? — — So hört: Wer in Verstockung bleibt, wird ausgepeitscht an jedem Morgen. In Dunkelzellen wird er eingesperrt. Sein Vermögen verfällt an Frankreich. Sein Weib und seine Kinder werden als Bettler ins unbesetzte Reich gestoßen. Gibt er dann noch nicht nach, dann ist er nach Frankreich zu verschicken. Er verschwindet für immer aus der Menschen Augen.
Karl (aufspringend): Doch nicht aus Gottes Augen könnt' ihr Menschen reißen, und nicht aus Gottes Auge mögt ihr selbst entflieh'n.
Leutnant: Schweig, Hetzer! Ihr habt die Wahl: das Leben oder Tod!
Primaner: Verrat am Volk ist Totschlag an sich selbst.
1. Arbeiter: Sinnlos wär' jede Qual, die wir bis jetzt erduldet, wenn wir in diesem letzten Augenblick erlägen.
2. Arbeiter: Deutschland zu verraten, um uns selbst zu retten —.
Lechner: Eher erwürg' ich alle mit den eigenen Ketten.

(Leutnant bleibt wartend stehen.)

Karl (aufstehend): Geht, Seelenkäufer, geht! Ihr findet keinen, der Judasdienste tut für welsches Geld.
Primaner (sich aufreckend): Wohl mag es draußen deutsche Hunde geben, die gierig fressen, was der Welsche speit.
Karl: Doch hier im Zuchthaus, da liegt Deutschlands Kraft, die nie sich Frankreich beugt und nie für Frankreich schafft.
Alle (mit Ausnahme von Lechner aufspringend): Geht! Geht! wir wollen lieber sterben als für Frankreich fronen...
Leutnant: Ich werde gehen, doch eilend komm ich wieder. (ab, hinter der Szene) Die Kessel schüren, bis die Heizung glüht. Ich will die Deutschen lebend braten. (Man hört das Zischen der Dampfheizung.)

2. Szene.

Posten (draußen vorbeigehend): Hinlegen alles, oder ich schieße (alle legen sich zögernd hin).
1. Arbeiter: Die Hölle wird jetzt völlig aufgerissen.
2. Arbeiter: Sie werden mit uns wie die Teufel wüten.
1. Arbeiter: Warum sprengt Deutschland unsern Kerker nicht?
Primaner: Erwartet nichts von Deutschland! Deutschland ist wehrlos aus eigenem Irrsinn. Es schläft und träumt. Erst wenn die welsche Peitsche jeden Deutschen trifft, wenn jeder seine eigenen Töchter schreien hört in Schande, wenn jeder sich im Zuchthaus windet unter Folterqualen, dann erst erwacht der Deutsche zu der Wirklichkeit, und das Entsetzen wird sie alle einen.

3. Szene.

Leutnant (mit einem Schwarzen): Zuerst den Jungen!
Karl: Was wollt ihr mit mir?
Leutnant: Dienst oder Tod!

Lechner: Mörderbande, vergreift euch nicht an dem!
Karl: Vater, sie erschlagen mich.
Lechner: Stirb und lebe! Verräter fallen in die tiefste Hölle (zerren ihn heraus, ab).

4. Szene.

Primaner: Ich schau' durch's Eisengitter auf den Hof und sag' euch, was geschieht. (will sich aufrichten).
Leutnant (hinter der Szene): Auf jeden Gang nur eine Wache, die andern in den Hof, schußfertig machen.
Primaner: Jetzt wird es gehen (sieht hinaus, zuckt zusammen).
1. Arbeiter: Was ist es? Du erbleichst und zitterst, sprich?
Primaner (wegsehend): Laßt mich, ich hab' geträumt.
2. Arbeiter: Du wachst, sag' an, was ist?
Primaner (scheu hinausschend): Ich seh' das Grausen!
1. Arbeiter: Erzähl'!
Primaner: Da unten liegen Leichen, hochgetürmt und einzeln. Dem fehlt der Kopf und dem die Beine, der andre liegt halb nackt. Ich sah im Gymnasium einmal ein Bild aus dem 30jährigen Krieg, da liegen die Toten wie eine Herde, so ist's da unten. Mich graut (will sich hinlegen.)
1. Arbeiter: Sei stark und sieh' hinab.
Primaner: Ich kann nicht mehr.
2. Arbeiter: Tu's, tu's!
Primaner (hinausschend): Da bringen sie den Karl, er sträubt sich. Gefesselt ist er an den Händen. Sie schleifen ihn. Der Kapitän schlägt mit der Peitsche auf ihn ein. — Er reißt sich los und flieht!
1. Arbeiter: Gottlob!
Primaner: Sie haben ihn wieder.
Karl (schreit hinter der Szene): Hilfe, Hilfe! Deutschland, hilf deinen Männern an der Ruhr!
Primaner: Sie stechen mit den Bajonetten auf ihn ein. Der hebt den Kolben, — — schlägt ihm den Schädel ein.
Karl (gräßlich schreiend): Anna! — — Deutschland!

Primaner legt sich hin. (Stille.)

Lechner (wie aus tiefer Betäubung sich halb aufrichtend): Was ist? Wo bin ich?
1. Arbeiter: Im Zuchthaus.
Lechner: Karl?
2. Arbeiter: Erschlagen.

Man hört das dumpfe Toben einer Volksmenge und rufen: Freiheit, Deutschland! Sprengt die Zuchthausmauern! Die Gefangenen heraus!

Primaner: Hört, hört! (aufspringend, sieht durchs Fenster): ein großer Menschenhaufen — —
1. Arbeiter: Mit Waffen?
Primaner: Waffenlos. Arbeiter. Studenten. Bürger. Bauern. Männer und Frauen. Kinder. Alles durcheinander. Eine deutsche Fahne in der Mitte. Sie drängen auf das Tor. Zerbrechen es. Sie schreien. Ich winke ihnen. (Alles springt auf, nur Lechner bleibt liegen.) Freiheit! Freiheit!

Primaner (schlägt das Fenster ein und ruft hinunter): Herauf und rettet uns! Gott — — Die Welschen stürzen aus den Kasernentoren, dort kommt ein Tank, rechts, links und hinten. Sie schießen, die Unsern fallen reihenweis'. Sie flehen. Alles ist verloren. (stürzt zu Boden) o, o — —

5. Szene.

Wachen auf dem Gang: Aufruhr, Empörung! Hinlegen alles! (ein Schuß fällt, Soldaten springen vorbei, alle liegen. Dauernde Unruhe in der Ferne.)

Lechner (nach langer Stille, halb aufgerichtet; visionär): Was seh' ich da? Ein freches, schönes Weib mit kalten Katzenaugen und kalten dünnen Lippen. Halbnackt die Arme. Vor ihm zusammengebrochen ein Mann. — Mein Vater — — ich halbverhungert (greift sich an den Hals) einen Strick um den Hals. Erwürgt! Luft! Luft! Das Weib erwürgt mich — — uns alle, alle! Es wird immer dunkler. (Lechner im fahlen Licht) Nacht wird's über Deutschland, der Abgrund tut sich auf in zwölfter Stunde und speit die Hexen und die Teufel aus in unser Land. Ich seh' die Städte in Feuerbrünsten lodern. Ich seh' die Menschen durch die Nächte flieh'n, fallen, sterben! Zum Geier wird das Weib, es frißt die Leichen. Mein Herz — Mein Hirn — — — o, o — — — (Stille).

6. Szene.

(Fritz von draußen rufend; während der Szene dämmert es, bis zuletzt die Morgenglut den Raum füllt.)

Fritz: Lechner, wo seid Ihr?

Lechner: Wer ruft mich?

Primaner: Es ist des Verräters Stimme.

Lechner: Fritzens?

1. Arbeiter: Wenn der Euch ruft, dann ist's, als hätte Euch der Teufel selbst gerufen.

Fritz: Lechner, gebt Antwort, ich bitt' Euch!

Lechner: Hier bin ich, Schurke!

Fritz (ans Gitter tretend): Endlich find' ich dich.

Lechner (sich halb aufrichtend): Was willst du von mir?

Fritz: Ich sprenge deinen Kerker, komm heraus (reißt das Tor auf).

Lechner: Zum Henker? Dir dank' ich alle Qual.

Fritz: Verzeih, vergiß! Doch handle schnell, komm' mit!

1. Arbeiter: Ich kenn den Kerl jetzt wieder, der ist's, der bei den Welschen höhnisch lachend stand, als sie aus meinem Haus mich trieben.

Primaner: Er ging vorbei, als ich den welschen Wisch von unserer Mauer riß.

2. Arbeiter: Ich sah ihn gestern stehen, wie mich der Bluthund schlug.

Fritz: Verzeiht mir alle!

Lechner: Wer dir verzeiht, verzeiht dem Teufel selbst.

Primaner: Unsre Ahnen, die über alles ihre Freiheit liebten, ersäuften die Verräter in den Sümpfen. Eher wird Deutschland nicht frei von welschen Hunden, bis wir den letzten Deutschen, der sein Volk verrät, im eklen Kot ersticken.

Fritz: Ich war das alles, was ihr von mir sagt, ich leugne keine Tat die ich begangen. Lechner, dich brachte mein Verrat hieher.

Lechner: Schamloser, du rühmst dich deiner Untat? Geh, du schleuderst in den Kerker noch die Pest.

Fritz: Hör' mich um Anna's willen!

Lechner: Zur Dirne hast du sie gemacht, mein ganzes Haus ermordet.

Fritz: Sie ist gerettet.

Lechner: Du lügst.

Fritz (verzweifelt): Gott, hab' ich keinen Zeugen? Ich habe sie gerettet, ihr Haus hat sie mit eigner Hand verbrannt die Nacht.

Primaner: Ist es das Haus am Grabenweg? Ich sah es brennen.

Fritz: Du bist mein Zeuge für die Wahrheit.

Lechner (erstaunt): Anna gerettet, und mein Haus verbrannt?

Fritz: Ich führte die Nacht einen Offizier in Euer Haus. Der Kerl ging mit mir, weil er nach Freuden geilte. Er ahnte nicht, daß er zum Tode ging. Da hör' ich Anna schrei'n. Sie schreit seit jenem Tage, Nacht für Nacht. Ich sage zu dem Offizier: Laßt mich hinein, ich weiß ein Zaubermittel, das Mädchen zu beruhigen.

Lechner: Du wagst es, vor mein Kind zu treten?

Fritz: Der Jammer, den ich traf, hat mich fast umgebracht. Sie lag am Boden und rang die Hände voll Verzweiflung. Wie sie mich sah, da springt sie wie ein wildes Tier an mir empor, ich packe sie —

Lechner: Du hast sie angefaßt mit diesen Händen?

Fritz: Und flüst're ihr ins Ohr: Ich werd' dich retten, Anna! Nimm dieses Pulver, gieß' es in den Wein, doch trinke selber nichts, es ist ein rasend Gift. Sie schaut mich an, erstaunt und nimmt's. Ich sage, daß ich den Schurken, der ich war, erwürgte.

Lechner: Was hat dich umgewandelt?

Fritz: Die Welschen haben mir mein Kind gemordet. — Sie nimmt das Gift und schüttet's in den Wein. Ich geh' hinaus und schleiche zu den andern Mädchen. Sie sehen mich mit großen Augen an und tun's. Dann eil' ich in die Stadt und hole noch sechs welsche Offiziere. Als nun die Bande in die Zimmer tritt, sieht sie die Leichen liegen und meint, die Kerle schlafen. Sie bücken sich zu ihnen, da stößt ein jedes Weib den Dolch den Schuften in den Rücken.

Lechner: Uralte Zeiten kehren wieder. So wurde der Welsche in Sizilien erwürgt.

Primaner: So brachte Judith Holofernes um.

Fritz: Sie geht dann mit den andern durch das Haus, begießt alles mit Petroleum und brennt es an.

Lechner: Mein eigen Haus! — Wo ist sie selbst?

Fritz: Die Mädchen flieh'n in gut gewählte Winkel. Für Anna nahm ich, weil sie's wollte, ein welsches Auto. Wir fuhren in das unbesetzte Reich. Da steigt sie aus und sagt mir Lebewohl.

Lechner: Wo ist sie?

Fritz: Dorthin, wo du es wüßtest. Sie sprach von Bergen, die gen Himmel ragen, von engen stillen Tälern, die kein Mensch betritt, von dichten Wäldern, in denen vor den Jägern sich das Wild verbirgt. Dort, wo die Ströme von den Bergen stürzen, wo noch der Aar in hohen Lüften schwebt: dorthin ist sie gegangen.

Lechner: Ins Land der Freiheit.

Primaner: Wo noch die Menschen ihre Heimat lieben!

Fritz: Wir sollten sie nicht suchen, sagte sie. Sie habe keinen Vater, keine Mutter mehr. Niemand sei ihr mehr Bruder oder Schwester. Niemand verlobt, als Deutschland.

Lechner: Anna, du bist gerettet, frei und lebst für Deutschland! (Visionär). Ich sehe Menschen, zwei und drei im Dunklen schleichen, mit heißen Stirnen und mit harter Faust. Ich seh' die Mütter ihre Kinder nähren mit Milch von Wölfen (es dämmert). Ich seh' sie einsam in der stillen Kammer. Ich seh' sie schmieden in den heißen Essen, und „Deutschland" flüstert alles. Die Wolken glühen auf. Die Berge brennen in roter Brunst. Die Leichenfelder regen sich, Tote erwachen. Aus ihren Augen schießen Feuersgluten, und Schwerter wachsen ihnen in der Hand. Zu Adlern werden sie. Der Sturmwind weht. Sie zieh'n von Ost nach Westen. Die Geier flieh'n. Von allen Meeren kommen Vogelschwärme und ballen sich zu einer Riesenwolke über Frankreichs Land. Ein Blitz zuckt nieder, und ein Donner kracht. Die Hölle tut sich auf. Welschland versinkt in ihren Gluten. (springt auf, verzückt, sprengt seine Ketten.) Der Morgen kommt. — Der helle Mittag naht. Deutschland erwacht. Deutschland ist einig, Deutschland ist frei!

Alle (begeistert): Deutschland erwacht — Deutschland ist einig — Deutschland ist frei!

Lechner (bricht zusammen): Ich sterbe. Laßt mich! Haltet mich nicht. — — —

Fritz (bückt sich über ihn): Verzeih mir alles, was ich dir getan!

Lechner: Wer Deutschland liebt wie du, dem kann verziehen werden.

1. Arbeiter: Er stirbt.

Primaner: Sein Leib zerfällt, sein Geist lebt in uns allen.

Fritz: Den müssen wir hier liegen lassen. Doch ihr kommt mit! Ich kenne einen Gang in diesem Haus, den führ' ich euch. In dem Tumult, der alles durcheinanderwirbelt, kann unsere Flucht gelingen. Sind wir da draußen, werd' ich euch nicht mehr sehen. Noch einige muß ich retten. Dann nimmt mich Schweigen auf. Was Lechner sagte, werd' ich tun: Einsam und schweigsam über Deutschland sinnen, Genossen sammeln, die wie ich gefehlt und die wie ich die Heimat wiederfanden.

1. Arbeiter (zu Fritz): Geht in die Stille, tut im Schweigen Buße, bis Euch die bessern Männer auf zu Taten rufen.

2. Arbeiter: Wir hämmern in den welschen Gluten Waffen, um in welschem Blute unsre Peitschenhiebe abzuwaschen; zu sühnen unsere Mütter, Frauen, Töchter; und die zu rächen, die wie Lechner schuldlos gemartert und erschlagen liegen.

Primaner: Reicht mir die Hand! Wir wollen einig sein zu jedem Werk der Freiheit, so wie die welsche Folter uns zusammenspannte: Arbeiter und Studenten, Bauern, Bürgersleute. Versunken in der welschen Nacht sei, was uns trennte, vergessen jeder Bruderzwist vor Feindeswüten.

1. Arbeiter: Sind wir erst einig, brechen wir hervor,
Stahlhart das Herz und eisern jede Hand.
Mit Donnerkrachen sprengen wir das Tor.

Alle: Und frei wird wieder deutsches Volk und Land.

Primaner (rasch voran, alle ihm nach. Fritz ist, während die Letzten sprachen, zurückgetreten): Hinaus! Hinauf! Aus welscher Hölle bricht der deutsche Tag!

Der Raum ist voll Morgenglut.
(Der Vorhang fällt rasch.)

Nachspruch.

Das ist das Leid im rhein'schen Land,
Zerrissen liegt das deutsche Volk am Boden,
Um jede Gurgel krallt sich Feindeshand.

Ein räud'ger Hund ist jeder deutsche Mann,
Mit Peitschenhieben hetzt ihn welsche Brut
Und füttert ihn mit Tritten, wo sie kann.

Zur Dirne ist das deutsche Weib geworden,
Es windet sich in schwarzen, geilen Armen —
Und vergewaltigt schreit's an tausend Orten.

Vieltausend Kinder werden totgeboren;
Solange Frankreich jeden Bissen raubt,
Ist deutscher Mütter Qual verloren.

Reglos und stumm liegt um uns eine Welt,
Kein Volk springt auf, um seine Faust zu ballen.
Die diese Mörderbrut zerschellt.

Doch über Sternen wohnt ein treuer Gott,
Drum brecht hervor, wenn eure Zeit gekommen
Und sprengt die Fesseln deutscher Not!

Ich seh' den Blitz aus deutschen Himmeln zünden,
Jäh reißt der Boden unter Feindes Fuß,
Ich seh' sie modern in der Hölle Gründen.

Verflucht sei jeder, der für Frankreich denkt,
Verfehmt ein jeder, der für Frankreich redet
Und wer für Frankreich schafft, der wird gehängt.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Juni 1923.)

I.

Als wir noch Knaben waren, griechische Geschichte lernten, Schillers ‚Bürgschaft' deklamierten, da dachten wir: ein Republikaner ist ein Mensch, der die Freiheit über alles liebt und alles für sie wagt.

Wenn das wahr ist, dann sind in Deutschland jetzt nur die Antirepublikaner — „die Nationalisten" — wirkliche Republikaner. Die nur vermeintlichen Republikaner aber, die Leute von der äußersten roten Linken, sind in Wahrheit Byzantiner, wie geboren für den Obrigkeitsstaat, auch den des Feindes.

Diese sind die große Hoffnung der Franzosen." [1])

Ja — sie sind die große Hoffnung der Franzosen und ihre Erfüllung! Ist es nicht merkwürdig, daß die Franzosen und Herr Severing samt seinen gleichgesinnten Kollegen im Reich genau dieselben Verbände, genau dieselben Persönlichkeiten mit ihrem Hasse und ihrer Verfolgungswut beehren? Nein — seien wir ehrlich: es ist nicht merkwürdig, aber es ist eine Schmach und Schande für alle Deutschen.

Der Verrat an Schlageter, an jenem Manne, den wir noch in späten Tagen gleich Andreas Hofer und Schill feiern werden, wenn wir noch Deutsche sein werden; der Verrat an diesem Manne, der seinem eingeborenen deutschen Überwinder- und Heldengeist bis zum Tode getreu blieb und den, wie Hitler auf dem Königsplatz in München so richtig sagte, die Franzosen mehr fürchteten als zehntausend Einheitsfrontler — dieser ekle Verrat wäre doch nie begangen worden, wenn der Spitzelgeist nicht auch in der Heimat planmäßig gezüchtet wäre. Von wem und von wo aus er gezüchtet wird, weiß jedes Kind. Es ist aber jüdischer Geist und jüdische Methode dahinter. Wer es einmal erkannt hat, daß der jüdische Spitzel — der „Abkommandierte", wie ihn der Enthüller der Judenseele, Arthur Trebitsch, nennt — in irgend einer Vermummung überall sitzt, in jedem Verein, in jeder Partei, in jedem Konventikel, wird sich über die Fülle von Verrat, Niedertracht, Verhetzung und Verleumdung, die unser ganzes öffentliches Leben verseucht, nicht mehr wundern. Mit Hilfe dieses Spitzelsystems wird bis jetzt jede große, einheitliche nationale Bewegung zersetzt, zerrieben und irregeführt. Dies System gehört zu dem allgemeinen Vernichtungsfeldzug, der gegen den deutschen Geist und gegen eine deutsche Wiedergeburt planmäßig geführt wird.

Und wenn Herr Severing auch öffentlich ableugnete, Beamte nach Elberfeld gesandt zu haben, um den vom Oberreichsanwalt auch mit merkwürdigem Interesse verfolgten Heinz zu verhaften, jenen Heinz, der die Befreiung von Schlageter sicher durchgesetzt hätte —, dunkel ist und bleibt dieser Fall, der hoffentlich im Reichstag zur Sprache kommt, damit seine Zusammenhänge rest-

[1]) Aus „Auf Erkundung im Ruhrgebiet". Ein Skizzenbuch von „A." Widder-Verlag, Berlin SW 61. Diese Schrift gibt hübsches Material, ist aber für meinen Geschmack etwas zu zahm geschrieben. Der Verf.

los aufgeklärt und die Schuld an der Nichtbefreiung Schlageters festgestellt wird. Zum mindesten muß gefragt werden: was ist von den Behörden getan worden, um eine etwaige Befreiung von Schlageter zu *fördern*? Jetzt sieht es doch so aus, als ob gerade alle Deutschen, die alle Kraft der Seele und des Leibes an die Befreiung Deutschlands setzen, als „Nationalisten" außerhalb jenes Paragraphen der Weimarer Verfassung stehen, der jedem Deutschen den Schutz des Reiches zusichert. *Die Frage darf nicht verstummen: was ist „Schutz des Reiches", wenn Tausende von Deutschen von einer Horde blutdürstiger Räuber, Schinder und Mörder auf deutschem Boden vergewaltigt, gepeinigt, beraubt und aus ihrer deutschen Heimat vertrieben werden können?*[1]) Diese von einem Juden gezimmerte Verfassung mit ihrem scheinheiligen Phrasengewäsch ist, an der bösen Wirklichkeit gemessen, ein blutiger Hohn auf Deutschland. Wo sind die Behörden, die Parteien, die Zeitungen, welche die Bevölkerung dazu aufrufen, diesen Hohn zu tilgen und an die Stelle des lügnerischen, gaukleriſchen Phrasengeistes, der seit den Novembertagen und den Tagen von Weimar uns lähmt, den wahren, der Wirklichkeit entsprechenden Geist der Tat zu setzen?

Auf die Zusammenhänge zwischen Marxismus, Revolution und Versailler Vertrag ist in diesen Blättern schon oft hingewiesen, aber es kann nicht zu oft geschehen. Marxismus ist Schulden- und Verelendungswirtschaft mit künstlich erzeugter Warenknappheit und Teuerung auf der einen, gesteigertem Verbrauchs- und Genußbedürfnis auf der anderen Seite. Der, der die Kapitalien und die Erzeugung der Welt in Händen hält, wird dadurch zum unumschränkten Herrn der Welt. Er benutzt diese Herrschaft, um die Menschheit immer tiefer in Elend, Verzweiflung und Selbstzerfleischung hineinzuhetzen, bis, wie in Rußland, der Bolschewismus mit Austilgung aller Intelligenz und Brechung alles seelischen und wirtschaftlichen Widerstandes die Herrschaft der Ausbeuter endgültig befestigt. Die Revolution brachte bei uns die Vertreter und Diener dieser geheimen Pläne ans Ruder. Der uns bis aufs letzte Blutströpfchen aussaugende Versailler Vertrag hilft, diesen Prozeß unserer Verelendung zu beschleunigen. Die Ruhrbesetzung ist eine weitere Etappe auf diesem Wege. Es ist klar, daß die Marxisten ein Lebensinteresse an der Verewigung der durch Krieg, Revolution, Versailles und Ruhrbesetzung geschaffenen Mißstände haben. Daß der „passive Widerstand" ebenfalls ein Stück dieses Programms ist, wurde auch schon öfters betont. Außerdem hält er den erwachenden nationalen Geist in den erforderlichen marxistischen Schranken. (Wer die Wirkungen aller dieser Faktoren vornehmlich nach der wirtschaftlichen Seite hin mehr im einzelnen kennen lernen will, lese die Schrift „Die Teuerung, ihre Ursachen und ihre Überwindung" von Dr. Paul Tafel.)[2]) — Wem diese Zusammenhänge klar sind, der wird zu der Überzeugung kommen müssen, daß schwerlich jemand, der durch unsere Parteien ans Ruder gekommen ist, in der Lage sein dürfte — auch

[1]) Die „Vertreibung" wird leider Gottes manchmal auch von Deutschen betrieben. So haben z. B. „sozial"gesinnte Eisenbahner ausgewiesene Ruhr-Eisenbahner von ihrem Zufluchtsort, dem Erholungsheim Gohrisch bei Königstein vertrieben. In Sachsen ist alles möglich.

[2]) Erschienen bei Theodor Weicher in Leipzig. Diese Arbeit ist klar geschrieben und bringt viele gute Gedanken. Der Verfasser.

bei bestem Willen nicht —, Deutschland wahrhaft zu retten. Die Parteien hängen mehr oder weniger alle am Seile der internationalen Ausbeuter. Die Rettung ist nach allen Gesetzen der Weltgeschichte nur durch Kampf möglich, durch Einsatz von Blut und Gut. Wenn man diese Erkenntnis und den angesichts der brennenden Schmach immer heller aufflammenden Kampfgeist neuerdings mit dem Schlagwort zu dämpfen sucht: „Lieber Geld als Land" — d. h. man sollte lieber Geld preisgeben als deutsches Land — so ist das wieder, an der Wirklichkeit gemessen, nichts anderes als eine zynische Frechheit. Sind die Deutschen wirklich schon so blöde, daß man ihnen Derartiges zumuten darf? Wir haben gezahlt und gezahlt, erfüllt und erfüllt — es verlohnt sich gar nicht, die Milliarden aufzuzählen —, und wir haben trotzdem Oberschlesien verloren wie das Saargebiet oder Elsaß-Lothringen oder Memel und haben trotzdem den hundsföttischen Raubeinbruch an der Ruhr ohnmächtig über uns ergehen lassen müssen. Worauf es in Wahrheit abgesehen ist, sollte man doch endlich wissen. Was die Erfüllungspolitik, wie sie z. B. auch im Angebot der deutschen Industrie zutage trat, bedeutet, ist in der „Deutschen Zeitung" vornehmlich von Oberfinanzrat Bang, so oft und so erschöpfend dargelegt, daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche. Auch der obenerwähnte Dr. Tafel kommt bei seiner ruhig abwägenden Art zu dem Ergebnis, daß die Grundbedingung aller Gesundung, nicht nur bei uns, die Aufhebung, die Zerstörung des Versailler Diktates ist. Die Regierung hat nicht den Mut und die Kraft gehabt, den rechtlich genug Handhaben bietenden Ruhreinbruch zum Anlaß zu nehmen, das Diktat für endgültig aufgehoben zu erklären, und nach allen trüben Erfahrungen mit der endlosen Kette der Konferenzen und Besprechungen schleppt man sich immer noch mühsam in den aussichtslosen Bahnen weiter. Da bleibt nichts anderes übrig, als daß sich das erwachende Volk selbst eines Tages Recht verschafft. Es muß sich nur hüten, daß die einsetzende Bewegung von den alten, mit Schuld über und über belasteten Parlamentariern eingefangen wird, deren Weisheit und Tätigkeit nur darin besteht, die Tagesmeinungen und -strömungen für die eigene werte Person auszumünzen, und deren Taten so selten den Worten entsprechen. — Als kennzeichnend für die Unverschämtheit, mit der die Landesfeinde es bei uns treiben dürfen, sei nur noch die kleine Tatsache erwähnt, daß, wie mir freundlicherweise mitgeteilt wurde, die in Ludwigsburg erscheinende „Menschheit" (Nr. 23) — wie raffiniert ist dieser Titel auf die unausrottbare deutsche Weltfremdheit berechnet! — ernsthaft den Vorschlag zu machen wagte, man sollte bei uns die goldenen Ketten, Spangen und Edelgesteine sammeln und „der französischen Jugend darbringen". Und das in einer Zeit, in der die Franzosen unter brutal angemaßtem Schein des Rechtes Milliarden über Milliarden in Deutschland stehlen! Was man nicht mit blutiger Gewalt erpreßt, will man im Vertrauen auf die traumselige deutsche Dummheit auf diese Weise herauslocken. Wie lange noch wird dies Unwesen geduldet?

2.

„Ich ziehe das Deutschland Goethes dem Bismarcks vor" sagte unlängst der „schreckliche" französische General Mangin[1]). Er weiß wohl, warum. Merkwürdig, daß sich auch in dem Haß gegen Bismarck äußere und innere

[1]) Nach der „Deutschen Zeitung" Nr. 272 vom 14. Juni 1923.

Feinde einig sind. Nein — seien wir wieder ehrlich: merkwürdig gar nicht, doch, abermals Schmach und Schande für Deutschland!

Doch, wenn die Dinge so weitergehn, werden wir in Kürze nicht einmal mehr das Deutschland Goethes haben — ganz abgesehen davon, daß der Geist Goethes: „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!" schläft —, sondern Deutschland wird überhaupt nicht mehr da sein. Schon mehrfach wiesen wir auf die dunklen Mächte hin, welche u. a. von Rom, Paris, London, Wien, Berlin, München aus zugleich die völlige Zertrümmerung unseres Vaterlandes geschäftig betreiben. Der scheußliche Prozeß Fuchs-Machhaus hat wieder einmal die Methoden, mit denen diese Mächte arbeiten, sowie die Ziele, auf die sie hinarbeiten, erschreckend deutlich beleuchtet. Mögen sich harmlose oder belastete Gemüter mit dem Trost abfinden „es ist ja niemand kompromittiert"; mögen aufgefordert oder unaufgefordert Leute, die sich getroffen fühlen könnten, vor Gericht Erklärungen niederlegen dahingehend, daß sie nie separatistische Ziele verfolgt hätten; mögen Leute, die sich aus gleichen Geldquellen speisen lassen und sich zu gleichen Zielen bekannt haben, versichern, daß sie sich gegenseitig am liebsten in die Donau werfen wollten; mögen Zeugen oder Angeklagte fast in gleichem Atemzug versichern, daß sie überzeugte Großdeutsche, aber doch für eine „vorübergehende" Trennung Bayerns vom Reich seien bzw. einmal gewesen seien (das Ganze ein Schauspiel für Götter und für die Dämonen, unsere Feinde!) —, Tatsache ist, daß sich sogar die Straßenbahnschaffner in München laut mit den Fahrgästen darüber unterhalten, ob denn die wahren Schuldigen auch wirklich auf der Anklagebank säßen. Sei dem nun, wie es wolle, eins muß auf jede Gefahr hin auch allen denen gesagt werden, die da wirklich ehrlich etwa an Heilsamkeit und Möglichkeit einer „vorübergehenden" Separation glauben: nur ein Tropf kann noch wirklich hoffen, daß ein mit französischer Hilfe abgetrenntes Bayern, selbst wenn es mit Österreich verbunden wäre, von Frankreich und dem übrigen Feindbund glimpflicher behandelt würde als z. B. das besetzte Ruhrgebiet. In diesem Punkte dürfte sich auch der Vatikan täuschen. — Daß alle solche Erwägungen und Bestrebungen letzten Endes auf Landesverrat hinauslaufen und nur als solcher beurteilt werden können, braucht an dieser Stelle wohl nicht mehr besonders gesagt zu werden. Es mehren sich die Stimmen derer, die da ganz laut fragen, ob denn die große, wundervolle nationale Bewegung in Bayern nur aufgezogen wäre, um schließlich zu ultramontan-separatistischen Zwecken mißbraucht zu werden; ob man denn zufällig zuerst überall Protestanten herausstellte zum Sammeln, um sie im entscheidenden Augenblick durch andere Kräfte zu ersetzen, die eine ganz andere Marschrichtung im Auge hätten, als die, nach der man die Gesammelten aufgebaut hätte. Man muß sich klar sein darüber, daß eine Separation den Bürgerkrieg bedeuten würde, den alle unsere Feinde wünschen. Er wäre eine weitere, vermutlich vorgesehene Etappe auf dem Wege zu unserer geplanten Vernichtung. Und wenn ein infolge der Separation auf *ganz* Deutschland übergreifender Bürgerkrieg losbräche, erscheint es zum mindesten doch sehr fraglich, ob der Süden dann das angebliche Ziel der Separation, nämlich das Freibleiben vom Bolschewismus, auch wirklich erreichen und behaupten könnte, d. h. ob bei der Verständigung zwischen Rom und Juda, die z. B. bei den Konferenzen von Genua und Rapallo augenfällig dadurch in Erscheinung trat, daß die Vertreter des Antichristen, nämlich eben des jüdischen Bolschewismus, mit denen des Statthalters Christi seelenruhig sich an einem Tisch zusammenfanden, nicht

Rom mit seiner Hoffnung auf ein friedliches katholisches Süddeutschland den Kürzeren zieht[1]).

5.

Viel unnützer und übler Zündstoff muß erst in sich ausbrennen. Das ist nur gut so. Auch das ganze Spitzelnetz wird eines Tages von jedermann erkannt und zerrissen werden. Wenn es zwar auch im „Hans Huckebein" heißt: Der größte Lump bleibt obenauf, so fragt es sich doch, wie lange. Auch der größte Schwindel pflegt sich von selbst tot zu laufen, und der abgefeimteste Gauner macht totsicher eine entlarvende Dummheit. Doch der Deutsche, der durch die Schule dieser Zeit geht, wird, *wenn er sie noch übersteht*, seinen Feinden einst insofern dankbar sein, als sie ihn wieder sehen und hören, wieder seine eigenen Sinne gebrauchen lehren. Der gefährlichste Hang, das Weltbild lediglich nach abgezogener Bücherweisheit aufzubauen, wird der lebendig erhaltenden Gepflogenheit weichen, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Wir müssen wissen: wir sind von einer Schar gieriger Wölfe umstellt und müssen mehr oder weniger selbst zu Wölfen werden, um mit ihnen fertig zu werden. Im Hinblick auf unsere bestialischen Feinde müssen wir mit teuflischen Mitteln das ideale Ziel unserer Befreiung betreiben. Wir müssen endlich aufwachen aus unserem weichlichen, rosenroten Traum, für den wir bisher Welt und Leben ansahen. Gelingt es uns nicht, unser Volk aus diesem *Traum* zu wecken, können wir getrost den Tod erwarten.

Die einheitliche, feindselige, ja grausame Geschlossenheit gegenüber allen äußeren Feinden ist aber nur durch eine seelische Verschmelzung im Innern zu erreichen. Der Klassenkampf *muß* zuvörderst überwunden werden, und zwar muß ihn durch *tätige* völkische Arbeit der Arbeitgeber überwinden. *Die ungelöste soziale Frage entpuppt sich immer mehr als eine Arbeitgeberfrage.* Was nützt es dem Arbeiter, dem Angestellten, wahrhaft völkisch zu sein, wenn er bei seinem Arbeitgeber auf keine Gegenliebe damit stößt und dieser es ablehnt, seinen Mitarbeitern die völkische Gesinnung *durch die Tat* zu beweisen? Hier ist noch eine große Aufgabe von unseren Kreisen zu lösen; aber sie ist schon für die Industrie z. B. im Westfälischen von Herrn Friedrich Carl vom Bruck, für die Landwirtschaft vom Pommerschen Landbund mit Erfolg in Angriff genommen. Die Wege, die dort beschritten worden sind, bringen uns endlich die erhoffte und notwendige innere Einheitsfront zwischen Unternehmer und Mitarbeiter *unter Ausschaltung des Klassenkampfgedankens*. Und das Gute und Verheißungsvolle dabei ist, daß diese Wege aus der Praxis herausgeboren und in der Praxis als durchaus gangbar erprobt sind, wenn auch Gewerkschaftssekretäre und manche Syndici davon nichts wissen wollen.

Schaffen wir so rasch wie möglich diese innere Einheitsfront, nicht auf parteimäßiger, sondern auf seelischer und wirtschaftlicher Grundlage! Dann ergibt sich die Einheitsfront nach außen von selbst. Wer weiß, wie nahe der Tag ist, von dem es heißt:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los — — — —

[1]) Ich bin mir bewußt, daß es nicht ungefährlich ist, derlei Dinge anzudeuten. — Bei dem Schweigen der Tagespresse sei mir gestattet, darauf hinzuweisen, daß mein Roman „Die Angefeilten" (Deutscher Volksverlag, München; erschienen schon im Herbst 1922) alles bringt, was der Prozeß Fuchs-Machhaus nur ahnen läßt. Der Verfasser.

Bücherschau.

Eine neue Stimme zum Wiederaufbau Deutschlands. Es ist gewiß nützlich, den Ursachen unseres Elends nachzuspüren. Aber alle Erörterungen darüber bleiben fruchtlos, wenn sie nicht zu wohlbegründeten Plänen des Wiederaufbaus führen. Denn das Volk als ganzes lernt nicht aus seiner Geschichte. Es bedarf der Führer zum Neuen, die dies aus der menschlichen Natur heraus und aus der besonderen Natur des deutschen Menschen in seinen Grundlinien festlegen. Unter den zahlreichen Versuchen, die heute in dieser Richtung gemacht werden, verdient besonders hervorgehoben zu werden eine eben erschienene Schrift von Dr. Albert Halbe: „Deutschlands Wiederaufbau, die Aufgabe der deutschen Jugend" (J. F. Lehmanns Verlag, München 1923, Grundpreis Mk. 2.—).

Der Verfasser hat sicher Recht, wenn er von der Überzeugung ausgeht, daß der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands nicht durch die in falschen Anschauungen befangenen Erwachsenen der heutigen Zeit, sondern nur durch die nachwachsende Jugend verwirklicht werden kann. Aber darin kann ich ihm nicht Recht geben, daß er die Jugend zur Führung bei diesem Wiederaufbau auffordert. Begeisterung und Tatendrang kann man von der Jugend erwarten, aber nicht besonnene Leitung. Wo die Jugendbewegung der letzten Zeit versucht hat, selbständig aus eigener Entschließung vorzugehen, hat sich gezeigt, daß sie wohl das morsche, überlebte Alte stürzen, aber nicht aus ungeklärten Ideen neues Dauerhaftes aufbauen kann. Es bedarf der Führung durch die gereiften und mit dem Gewordenen vertrauten Männer, die das Vertrauen der Jugend zu gewinnen wissen und ihnen die brauchbaren Richtlinien für den Wiederaufbau geben.

Solche Richtlinien sucht der Verfasser aus einem geschichtlichen Rückblick zu gewinnen, der bei aller Knappheit der Darstellung ein scharfes, echt deutsch empfundenes Bild der politischen Entwicklung zeichnet und der Jugend, wie z. B. in der Parallele zwischen den heutigen Geschehnissen und Zuständen und denen des Dreißigjährigen Krieges, die inneren Zusammenhänge besser klar legt, als es von anderer Seite in weitläufigen, an der Oberfläche bleibenden Erörterungen geschehen ist. Dieses Bild läßt erkennen, was ich aus meiner biologischen Auffassung der Geschichte heraus dahin ausgesprochen habe, daß in dem Maße, wie die Kultur innerhalb der Völker mit der Entwicklung einer einheitlichen Volksseele den Kampf ums Dasein ausschaltet, dieser umso schärfer unter den Völkern entbrennt. Es ist wie im Naturleben ein Wettbewerb um den Nahrungsbereich, wird aber beim Menschen, in dem sich dieser der Zusammenhänge bewußt wird, noch leichter als bei den Tieren zu einem wirklichen Kampf, der durch keinen Pazifismus zu verhindern ist. Endgültiger Sieger in diesem Wettbewerb ist nach Halbe immer das wirtschaftlich jüngere, aufstrebende Volk gewesen. Er hofft, daß der einstweilige Ausgang des noch immer andauernden Weltkriegs nur eine Unterbrechung des Aufstieges Deutschlands ist. Treffend sagt Halbe: „Als wir in den Krieg zogen, waren wir fest davon überzeugt, durch Erweiterung unserer äußeren Macht eine Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung zu erfüllen. Das war unser Irrtum. Was wären wir heute, wenn wir den Krieg gewonnen hätten? — Deutschsprechende Engländer im besten Falle, als deutsches Volk aber, das eigene deutsche Aufgaben in der Welt und für die Welt zu erfüllen hat — als deutsches Volk wären wir untergegangen." So bleibt uns, nachdem der Geldkampf verloren, der Geisteskampf übrig, in dem Halbe für uns unsterbliche Siege erhofft, die „uns den inneren Frieden bringen, zunächst uns — dann durch uns der Menschheit". — Möge er Recht behalten — für uns. Für die Menschheit zu sorgen ist, biologisch betrachtet, ein alter deutscher Erbfehler! Es ist nicht unsere Aufgabe, den in die Irre gehenden anderen Völkern zu helfen, sondern, ihre Fehler meidend, den unserer Natur entsprechenden Weg zu suchen.

Dr. Halbe gibt nun treffliche Vorschläge z. B. in bezug auf Erbrecht, Werkbeteiligung und Jugendversicherung. Aber beeinträchtigt wird die Gesamtwirkung seiner Aufbaupläne durch die falsche Beurteilung des Geldwesens, z. B. wenn er sagt: „Bringen wir es nun durch unsere Arbeit, durch unerhörte Anstrengungen soweit, daß das Vertrauen des Auslandes und damit der Geldwert steigt, so sind wir im gleichen Augenblick ein Volk von Arbeits- und Erwerbslosen; denn im gleichen Augenblick werden die Preise unserer Waren so hoch, daß wir aus dem Wettbewerb der Völker ausscheiden müssen." — Nach diesem Satze soll gleichzeitig „der Geldwert steigen" und „die Preise unserer Waren höher werden". — Daß der Geldwert steigt, das heißt, daß für dasselbe Geld mehr Ware gekauft werden kann, wenn mehr Ware angeboten wird, ist klar; dann werden die Preise aber doch nicht höher sondern niedriger! Die Erkenntnis,

daß dann aber nicht immer mehr Ansprüche an Wert anerkannt, oder, wie man gewöhnlich sagt, das Geld nicht weiter vermehrt werden darf, scheint heute ja endlich zu dämmern! — Diesen Zusammenhang verkennt Halbe, wenn er von der großen „Geldlüge" redet, als wenn das Sinken des Geldwertes das Ursprüngliche und nicht vielmehr die Folge der Vermehrung des Geldes wäre.

Gegen die Spekulation in Boden wendet sich Halbe mit Recht. Ob aber die „Bodenreform", die er empfiehlt, mit der Steuer nach dem gemeinen Wert das geeignete Mittel dagegen bietet, dürfte zweifelhaft sein. Wer spekuliert denn heute mit Boden, wenn nicht gebaut werden kann? — Etwa der Besitzer eines städtischen bebauten Grundstücks, dem eine Straße neben seinem Garten angelegt wurde, der nun plötzlich zu baureifem Gelände erklärt und entsprechend besteuert wird? — Wird aber doch gebaut, so wird der seßhafte Hausbesitzer, der durch seine Jahre hindurch bezahlten Steuern die Möglichkeit dazu mit geschaffen hat, nun obendrein noch dafür bestraft, indem sein Grundstück, das er gar nicht verkaufen will, infolge des Zuzugs an „Wert" zunimmt und entsprechend höher besteuert wird! Für ihn bedeutet die Vergrößerung der Stadt keinen Zuwachs sondern eine Verminderung des Wertes seiner Besitzung, weil die Vermehrung des Verkehrs vermehrte Störungen und Schädigungen und vermehrte Abgaben für städtische Wohlfahrtseinrichtungen mit sich bringt. Nur beim Verkauf kann ein Wertzuwachs in Erscheinung treten. Aber, wie auch Halbe scharf hervorhebt, nur dann, wenn ein solcher in vergleichbarem Gelde zum Ausdruck kommt. Die heutige Steuergesetzgebung vertreibt den Eigentümer aus seinem Besitz und nimmt ihm auch noch den berechtigten Erlös aus dem Verkauf. Es ist der Grundfehler der heutigen, auch die Gesetzgebung beeinflussenden undeutschen Anschauungsweise, daß, wie alle Sachwerte, auch das Eigenheim nur noch als Handelsgegenstand aufgefaßt und gewertet wird.

Professor Dr. G. Holle.

Zwehl H. v., Gen. d. Inf. a. D.: **„Generalstabsdienst im Frieden und im Kriege."** E. S. Mittler & Sohn, Verlagsbuchhandlung Berlin SW. 68. 1923.

Auf nur 36 Druckseiten erzählt Gen. v. Zwehl spannend und leicht verständlich vom deutschen Generalstabe. Erfahrungen aus der Glanzzeit unseres Heeres will der Verfasser festhalten, auf daß die Erinnerung an unsere siegverbürgendste Heereseinrichtung wach bleibe. Damit erwirbt er sich ein Verdienst, das um so höher anzuschlagen ist, als er sich nicht scheut, vom Generalstab begangene Fehler, dort bestandene Mängel zu berühren, auch die unselige Teilung der Wehrmachtgestaltung zwischen Kriegsministerium, Militärkabinett und Generalstab. In dieser Dreiteilung dürfte außer anderen Lücken unseres einstigen Herrwesens das vom Verfasser mit Recht unterstrichene Fehlen einer Fachschule für die Hauptwaffe seinen Grund haben. Was Gen. v. Zwehl von Generalstabs-Ergänzung und Ausbildung, Ressortverhältnissen, Großem Generalstab und Truppen-Generalstab und von der Arbeit des Generalstabs im Kriege dem Leser zur Kenntnis bringt, muß diesen von der Berechtigung der besonders im Schlußworte der Schrift dem einst geachteten und gefürchteten Generalstabe gezollten Anerkennung überzeugen und ihm zu eigen machen, was jeder Sachkundige längst weiß: Deutschlands Feinde haben im Versailler Machtspruche unseren auch fürs Ausland mustergültig gewesenen Generalstab beseitigt aus Angst, ein fortlebender deutscher Generalstab könnte nach seinen im Weltkriege gesammelten Erfahrungen das Geheimnis des Sieges so sicher wieder sich aneignen, wie es der ältere Moltke besaß, der Schöpfer des Generalstabsdienstes, den Gen. v. Zwehl kurz und lehrreich zugleich schildert.

J. B. Zeiß.

Werner Hansen: „Das Buch Liebe" (Gudrun). Westermann, Braunschweig.

So restlos gelungen wie „Das Buch Treue" (Nibelungenroman) ist dieses Werk Werner Hansens wohl nicht. Aber die tiefe Eigenart seines Stiles, die spannende gewaltige Darstellung des wohlvertrauten Sagenstoffes machen es trotzdem zu einem ganz bedeutenden Kunstwerk. Leider muß man ja immer mit großer Skepsis an alle Bearbeitungen unserer Sagenwelt herantreten, denn die Zahl der vollkommen wertlosen und öden Überarbeitungen ist so groß, daß diese Literaturgattung in nur allzu großen Mißkredit gekommen ist. Der Leidtragende dabei ist unser Volk, dem seine Sagen verekelt werden, und überdies geht dann auch oft das, in den alten Epen selbst verborgene Gold trotziger und heldenhafter Lebensauffassung über Bord. Und wie fehlt doch dieser herbe, stolze Trotz unserem Jahrhundert! Da ist es um so erfreulicher, wenn ein Dichter von so großem und unzweifelhaftem Können, wie Werner Hansen, seinem Volke Werke schenkt, die in ganz ungewöhnlichem Maße geeignet sind, ihm seine Sagenwelt nahe zu bringen, es für rückhaltlose, bis zum äußersten gehender Treue und Liebe zu begeistern, in ihm Kräfte zu erwecken, die die edelsten des deutschen Menschen sind. Man kann nur wünschen, daß die Bücher Werner Hansens in die weitesten Kreise Eingang finden.

Harald Reik.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Wilhelm Heinrich Riehl: Vom Deutschen Land und Volke. Eine Auswahl. Herausgegeben von Paul Zaunert. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Mk. 7 × Schlüsselzahl des Börsenvereins.

Die klugen und tiefen Gedanken Riehls, dieses kerndeutsch empfindenden, sachlich wägenden und ruhig urteilenden Mannes kommen heute wie gerufen, um unsere durch Überfülle von Schlagworten und falschen Vorstellungen, durch Mangel an richtigen Lebenszielen krank gewordene Zeit wieder auf den Weg der Natur und Vernunft zurückzuführen. Es ist erstaunlich, wie klar und richtig dieser vor 100 Jahren geborene Mann die „Entwicklung" vorausgesehen und gesagt hat. Seine scharfen Beobachtungen über das Leben der einzelnen Stände und sozialen Erscheinungen, die er mit der anschaulichen Sprache des Künstlers festgehalten hat, dessen Novellen auch heute noch ein Genuß sind, wirken so klärend über die Wurzel der Übel unserer heutigen Zeit, daß sie nicht nur eine Anregung sondern eine fast unentbehrliche Grundlage genannt werden können. Man nehme z. B. den Abschnitt „Stadt und Land". Es war wirklich der künstlerische Seherblick, wenn Riehl damals schon schrieb: „Die Herrschaft der Großstädte wird zuletzt gleichbedeutend werden mit der Herrschaft des Proletariates." Es ist fabelhaft, wie scharf er die bösen Keime jener seelenlosen, rein technischen Zivilisation in den ersten Anfängen erkannte, welche die Kunst und ihre ewigen Symbole zum Warenzeichen erniedrigt, und unter deren verhängnisvoller Auswirkung wir jetzt am tiefsten leiden. „Wachen wir, daß über dem Siegesrausch der materiellen Arbeit die höhere Würde des geistigen Schaffens nicht ganz vergessen werde"! mahnte Riehl im Hinblick auf die Londoner Weltausstellung — im Jahre 1851. — Prachtvoll ist ja auch, was er von der bürgerlichen Gesellschaft über die „Mächte des Beharrens" und über die „Mächte der Bewegung" oder über Haus und Familie sagt. Darin steht viel Grundlegendes, was für das deutsche Volk dauernden Wert hat. Vorbildlich sind ja auch seine landschaftlichen und volkskundlichen Studien geworden, von denen der Band die mit Humor gesegneten Studien über die Holledau bringt. Alles in allem: es ist dankenswert, daß Riehl wieder mehr in den Vordergrund geschoben wird, und

Deutsche Geschichte
unter
Kaiser Wilhelm II.

Von **Conrad Bornhak**

3. und 4. Aufl. 1921. VIII, 368 S. Preis eleg. geb. M. 7.50

Inhaltsübersicht:

I. Das große Erbe — II. Kaiser Wilhelm II. — III. Bismarcks Ausgang — IV. Der neue Kurs — V. Anfänge der Weltpolitik — VI. Parteien und Regierung am Jahrhundertende — VII. Die religiöse Entwicklung — VIII. Literatur und Kunst — IX. Technik und Volkswirtschaft — X. Bülow und die Weltpolitik — XI. Deutschlands Einkreisung — XII. Wirtschaftspolitik und Parteien — XIII. Blockpolitik und Daily Telegraph — XIV. Bethmann-Hollwegs innere Politik — XV. Deutsche Kartenhauspolitik — Schluß — Personenverzeichnis — Sachverzeichnis.

In klarer gemeinverständlicher Sprache behandelt der Verfasser in seinem Buch **sich von jeder Parteitendenz fernhaltend,**

Politik und Geschichte von
Bismarcks Entlassung
bis zum Mord von Serajewo

*

Aus Deutschlands Erneuerung 1923 Heft 3: .... So ist Bornhaks Buch ein ganz hervorragendes Volksbuch geworden, das die weiteste Verbreitung in Deutschland und bei allen überseeischen Deutschen finden müßte. Ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, der über ein reiches, gediegenes Wissen verfügt, dem seine staatsrechtliche Schulung die Gabe verleiht, den Kernpunkt aller Dinge zu treffen, sucht unsern Kaiser menschlich nahe zu bringen. Das tut Bornhak nicht als Byzantiner, sondern als ein Erzieher, der mit Klarheit erfaßt, was uns heilig und hochgeschätzt bleiben muß, der aber alles haßt, was deutsches Wesen verwässert, entstellt und zerstört. Das Buch ist mit sehr viel Liebe geschrieben. Deshalb wird es auch den Weg zum Herzen des deutschen Volkes finden.

Heinrich Reuß.

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung
Dr. Werner Scholl, Leipzig

(Fortsetzung der Bücherschau.)

wer nach einer Erneuerung deutscher Sitte und Lebensform strebt, tut gut, sich aus diesem Buche Belehrung und — Hoffnung zu holen. E. K.

Paul Schreckenbach: Sühne. Eine Erzählung aus den Tagen der Schlacht bei Jena. L. Staackmann Verlag, Leipzig 1923.

Die bekannte schlichte und vornehme Erzählerkunst Schreckenbachs bewährt sich auch in dieser Arbeit. Sie spielt in der dem Verfasser besonders vertrauten Umgebung von Jena sowie in dieser Stadt selbst und behandelt das Schicksal eines Paares, das, durch die hereinbrechende Katastrophe im jungen Liebesglück jäh gestört, durch Verzweiflung und Not durch die rächende und rettende Tat des Mannes sowie durch den opferfreudigen Sinn des Weibes den Weg zur inneren Würde und zur Gemeinsamkeit zurückfindet. Gerade in den Tagen der Ruhrschmach wird dies von echter Vaterlandsliebe eingegebene Buch gern gelesen werden. E. K.

Franz Kliche: Die Aufrechten. Ein Kultur-Roman aus der Gegenwart. Deutsche Evangelische Verlags-Gesellschaft, Godesberg a. Rh.

Ein Zeitbild aus dem Berlin von heute, aus dem Berlin nach der Revolution! Anschaulich geschildert ist das gewissenlose Treiben der Schieber, deren Raffgeist hemmungslos Opfer fordert. Im Gegensatz dazu steht die Lebens- und Weltanschauung der ehemals führenden anständigen und ehrenhaften Kreise, die im entfesselten wilden Daseinskampf gerade wegen ihrer Gesinnung leiden und darben müssen. Sind auch Licht und Schatten nicht immer ganz gerecht verteilt und wird die Moral mitunter etwas zu stark hervorgekehrt — das Buch ist eine erfreuliche Erscheinung und beweist die starke Begabung seines Verfassers. Um seiner gesunden Richtung willen und mit Rücksicht auf die gute Beobachtung und scharfe Herausarbeitung der Typen sei es empfohlen. E. K.

Franz Wolfram Scherer: Haus Wornwaldt. Ein Roman aus Alt-Hannover, Karl Hahn, Verlag, Hannover.

Der Roman spielt in der Reformationszeit, seine Vorzüge liegen in dem Beschaulichen, dem Beschreibenden bei zarter Herausmalung der einzelnen Gestalten in abgedämpfter Farbengebung, ein Buch für stille Stunden der Betrachtung. J. St — g.

Die neue Volksgemeinde

Gedanken zu ihrer Gestaltung den neuen Menschen gewidmet von Friedel Schneider-Wurst. Mit Titelbild von FIDUS. Buchausstattung von C. F. Nahm. Gut gebunden: Mk. 1.— ◇ Durch jede Buchhandlung.

LICHTKAMPF-VERLAG HANNS ALTERMANN KETTWIG (RUHR) POSTSCHECK ESSEN 20350

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag Leipzig 13.

Deutsche „Arbeiter-Presse"

Hauptblatt der deutschösterreichischen Nationalsozialisten und amtliches Blatt der zwischenstaatlichen Kanzlei der Nationalsozialisten des deutschen Volkes. (Herausgeber Dr. Walter Riehl, Wien I, Stefansplatz 5), Schriftleitung und Verwaltung Wien I, Elisabethstraße 9, Schillerhof Erscheint wöchentlich zweimal. Monatsbezugsgelder 6000 Kr. bezw. umgerechnet den Tageskurs der reichsdeutschen oder tschechoslovakischen Währung.

Werkpflicht und Lebensrecht des deutschen Volkes. Die Grundlage des wirtschafts- und sozialpolitischen Aufbaues von F. Köhler. 1923. Grundpreis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk., — 75 $.

Leitgedanken: Erfüllung der Mindestansprüche des einzelnen durch die Gemeinschaft. Wege hierzu: Wirtschaftliche Dienstpflicht, Förderung der Erzeugung, Regelung der Verteilung ohne Zwangswirtschaft, Erneuerung der Entlohnungsformen, Altersversorgung, feste Inlandswährung.

Die Mark-Grundpreise sind mit der jeweiligen Schlüsselzahl zu vervielfachen.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4.

Als Handbuch für weltpolitische Bildung
erschien im Juni 1923

Politisches Handwörterbuch

Unter Mitwirkung von fast 200 Fachleuten und redaktioneller Mitarbeit von Dr. Kurt Jagow.

Herausgegeben von
Prof. Dr. Paul Herre

2 Bände im Lexikonformat mit über 2000 Seiten Text, reichem statistischen Material, Tabellen, geographischen Darstellungen, farbigen Karten. Holzfreies Papier.

✦

Unter 4500 Stichworten werden Persönlichkeiten und Organisationen der internationalen Politik, Geschichte und politische Struktur der einzelnen Staaten, Heerwesen, Wirtschaft, Handel und Verkehr, Presse, Rechtswesen, Kultur- und Sozialpolitik eingehend behandelt. Als erstes Nachschlagewerk auf diesem Gebiet füllt das Wörterbuch eine fühlbare Lücke aus.

✦

Durch sorgfältige Auswahl der Mitarbeiter ist strenge Unparteilichkeit gesichert.

Grundzahl 65.

K. F. Koehler Verlag / Leipzig

Deutsche Zeitung

die zuverlässigste Verkünderin des nationalen Gedankens

Erscheint 2 mal täglich ✦ 9 Unterhaltungsbeilagen
Mit tägl. Kurszettel

Probenummern, woraus der jeweilige Bezugspreis ersichtlich ist, kostenlos.

Verlag Berlin SW 11, Hedemannstraße 12
Drahtnachricht: Bismarckblatt

Deutschlands Wiederaufbau. Die Aufgabe der deutschen Jugend von Dr. A. Halbe 1923. Grundpreis mal Schlüsselzahl geh. 2 Mk., geb. 3 Mk., —.75 $.

Ein Buch für alle Kreise der Jugendbewegung. Kein Parteibuch; Vorschläge, wie Werkbeteiligung der Arbeitenden, Bodenreform, Jugendversicherung, Staatserbrecht.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

75 Niederlassungen. ✦✦ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Willst du deinem ? Volke nützen ?

so verbreite Aufklärung über die inneren Feinde der Nation

und über den marxistischen, jüdischen Volksbetrug, der Millionen Volksgenossen irreführte.

Lese diese Schriften selbst und hilf sie in Massen unter die Arbeiter und Angestellten verbreiten.

Das ist nationale Tat!

„Juda." Kritische Betrachtungen über Wesen und Wirken des Judentums.

Von **Karl Baumgartten.** 10 Abbildgn. 250 Seiten. 3. Auflage. Preis Grundzahl 2.40.

Aufsehenerregend. Bestes und neuestes Werk über die Judenfrage, das jeder Nationale und jeder Antisemit gelesen haben muß.

Judentum und Sozialdemokratie

Von **Karl Baumgartten.**

6 Abbildungen von Wilhelm Georgus. 6. Auflage Neubearbeitung. Preis Grundzahl —.75.

Die überzeugendste Abwehrschrift gegen den roten Volksbetrug.

Arbeiter, auf ein Wort!

Von **Karl Baumgartten.**

4 Abbild. 6. Aufl Neubearbeitg. Preis Grundzahl —.36.

Bittere, aber aufrichtige Worte an die Arbeiter zum Nachdenken.

Landwirtschaft u. Sozialdemokratie

Von **Heinrich Ardninger.**

10 Abbildungen. Preis Grundzahl —.60.

Wirksame Abwehr der roten Landagitation.

Ferner werden empfohlen:

Gebt den Kindern deutsche Namen!

Von **Dr. Khull-Kholwald.** Mit einem Vorwort von Ottokar Kernstock. Preis Grundzahl —.60.

Dieses Büchlein gehört in jede Familie, in jedes Schulhaus.

Geschichte der deutschen Dichtung bis zur Neugründung des deutschen Kaiserreichs.

Von **Dr. Ferdinand Khull-Kholwald.** 218 Seiten. 14 Abbildgn. Geb. Grundzahl 4.—.

Eine volkstümliche Darstellung der Geschichte und des Wirkens der deutschen Dichter. Jeder Deutsche soll über die deutsche Dichtung und die deutschen Dichter und Denker Bescheid wissen.

Die angeführten Preise sind Grundzahlen. Jeweilige Schlüsselzahl die des Börsenvereins der deutsch. Buchhdl. (Zu erfrag. in jed. Buchhandl.) Die Verkaufspreise ergeben sich durch Vervielfach. der Grundz. mit d. Schlüsselzahl.

Bestellungen an jede Buchhandlung oder direkt an den Verlag:

Heimatverlag Leopold Stocker, Graz, Salzamtsgasse 7 (Postscheckkonto: Leipzig 28670.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

7. Jahrgang Heft 8 August 192

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Anschlußgedanke und österreichischer Legitimismus. Dr. Imendörffer Seite 447
Moltke, Schlieffen, Ludendorff. Generalleutnant Keim .. .. „ 453
China als Vorbild. Dr. H. G. Holle .. .. „ 460
Hat Bayern eine geschichtliche Aufgabe? * * * .. .. „ 466
Nationaler Erhaltungswille und nationale Wirtschaftsumstellung
Friedr. Carl vom Bruck .. .. „ 471
Gewerkschaftliche oder vaterländische Sozialpolitik. Dr. Erich Schmidt
(Schluß) .. .. „ 485
Wie geht eine Inflationsperiode aus? Dr. Georg Wilhelm Schiele .. „ 491
Deutsche Zwieführung und Selbstverwaltung. Dr. med. Ph. Kuhn .. „ 494
Bild der Lage. Dr. Erich Kühn .. .. „ 501
Wahrheit und Dichtung. A. v. Oefele .. .. „ 506
Bücherschau .. .. „ 509

J. F. Lehmanns Verlag / München

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag
Leipzig 13.

Es wird geflissentlich in Buchhändlerkreisen die Nachricht verbreitet, die Werke von Dr. A. Dinter seien verboten, vergriffen oder beschlagnahmt. In einigen Bezirken ist der Verkauf der Dinter-Bücher von städtischen Behörden und Bahnhofsbuchhandlungen verboten worden, wozu keinerlei gesetzmäßige Handhabe besteht. Die Zeitromane von Arthur Dinter:

Die Sünde wider das Blut
Die Sünde wider den Geist
Die Sünde wider die Liebe

können von jedem Buchhändler geliefert werden, wo die Bücher nicht erhältlich sind, wende man sich an den Verlag Matthes & Thost, Leipzig, Karlstraße 10.

Der Rufer im Streite!

Soeben neu erschien von **Ellegaard Ellerbek** „Aus deutschen Blutes hohen Spielen: Der Blonde Gott." Ein Hauptspiel:

„Heilande der Welt."

Grundpreis Mk. 2.65.

Drei-Adler-Verlag G. m. b. H., Zinnowitz auf Usedom 101.

Eben erschien:

Deutschland

Ein Zyklus von K. Hohlbaum
Zeichnungen von K. A. Wilke

Ein poetisches Brevier unseres deutschen Volkes

30 Sonette
mit 30 ganzseitigen Bildern.

Darstellend

Die Kulturgeschichte des deutschen Volkes

Volksausgabe . . Kc 20.—
Prachtausgabe . „ 60.—

Verlag Gebrüder Stiepel
G. m. b. H.
Reichenberg

Erhältlich in allen Buchhandlungen.

Das deutsche Leid

Ein Schauspiel in 4 Akten von Wolf Meyer-Erlach.

2. überarbeitete Auflage — Bühnenausgabe — 10. Band der deutschen Bühnenbücherei

Grundpreis: Mk. —.50, Auslandspreis: Frk. —.60.

Der im Juliheft von Deutschlands Erneuerung veröffentlichte Text ist im 3. und 4. Akt dieser Bühnenausgabe so tiefgehend umgearbeitet, daß beinahe ein neues Stück entstanden ist. Die bisherigen Aufführungen in München und Nördlingen waren von erschütternder Wirkung.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor A. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 40585)

7. Jahrgang 1923 Heft 8 August

Anschlußgedanke und österreichischer Legitimismus.[1]

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer, Wien.

Der Anschlußgedanke, der im deutschen Volke Österreichs niemals ganz erstorben war, wenn auch der Kreis seiner Träger vor dem Weltkriege auf die sogenannten Deutschnationalen im wesentlichen beschränkt war, erwachte beim Zusammenbruche mit elementarer Gewalt. Das enge Bündnis mit dem Deutschen Reiche einerseits, die Empfindung, daß mit dem Abgange des Herrscherhauses und mit der Zertrümmerung des alten österreichischen Staates ein Sonderleben der deutschen Alpenländer auf die Dauer unmöglich sei, erklären diese Erscheinung wohl zur Genüge. Überdies ließ die Tatsache, daß sich keine Hand für die Erhaltung der habsburgisch-lothringischen Dynastie regte, keinen Zweifel daran aufkommen, daß sie allen Boden verloren hatte. Ja, man hatte trotz augenblicklichen Elendes dennoch das Gefühl, daß nun das entscheidendste Hindernis für einen Zusammenschluß des mitteleuropäischen Deutschtums beseitigt sei, und daß Bestrebungen, die noch vor kurzem als Hochverrat gegolten hatten, so natürlich sie auch im Grunde waren, nun den einzigen und selbstverständlichen Weg zur völkischen Rettung wiesen. In der Tat waren sich auch in den ersten Monaten nach dem verhängnisvollen Ausgange des Völkerringens alle Parteien Österreichs darin einig, daß nun der Augenblick gekommen sei, die endliche Einigung aller deutschen Stämme in einem Staate zu vollziehen. Warum es dazu nicht gekommen ist, kann hier nicht abermals untersucht werden. So viel aber steht fest, daß seither der Anschlußgedanke immer mehr Gemeingut breitester Volksschichten geworden ist. Andererseits hat es aber auch nichts Überraschendes, daß dennoch allmählich auch eine legitimistische Bewegung wieder zutage trat, die ihrem ganzen Wesen nach dem Anschlußgedanken ablehnend gegenübersteht.

[1] Dieser Aufsatz ist auch als Sonderdruck erschienen. Grundpreis Mk. —.25.

Ein Herrschergeschlecht, das durch mehrere Jahrhunderte die Geschicke des Landes bestimmt hatte und durch Überlieferung und Gewohnheit, vielfach auch durch sehr greifbare Vorteile in den Vorstellungen gewisser vordem sehr maßgebender Kreise verankert gewesen war, konnte nicht von heute auf morgen vergessen sein. So mag man denn auch einem guten Teile der, übrigens bei alldem nur ein kleines Häuflein bildenden, Legitimisten guten Glauben zubilligen. Anders freilich liegen die Dinge, wenn wir daran gehen, zu untersuchen, ob der österreichische Legitimismus von heute mit deutschvölkischen Zielen, die in dem Gedanken des Anschlusses an das Deutsche Reich gipfeln, vereinbar ist oder nicht.

Bei tieferer Auffassung des uns beschäftigenden Problems bietet sich uns hier ein Sonderfall der oft behandelten Frage, ob Staat über Volk oder ob Volk über Staat zu stellen sei. Mit anderen Worten: es kommt darauf an, ob für das deutsche Volk im allgemeinen und für das deutsche Volk Österreichs im besonderen die Wiederherstellung des vernichteten Lothringerstaates oder aber die Wiedervereinigung der voneinander getrennten Volksgenossen erstrebenswerter sei. Weitaus der größere Teil des österreichischen Deutschtums hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß mit dem Untergange der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie das natürliche Recht des deutschen Volkes, einen einheitlichen Nationalstaat zu bilden, wieder erwacht sei. Die gegenteilige Einstellung des Legitimismus sieht in diesem Bestreben lediglich Verrat am früheren Staate und am ehemaligen Herrscherhause. Hier stehen einander zwei unversöhnliche Gegensätze der Anschauung gegenüber, und die Entscheidung, welche von ihnen die richtige ist, wird kaum nach den Grundsätzen unbedingter Sachlichkeit zu fällen sein. Es gilt also hier, Stellung zu nehmen, wobei für den überzeugten Nationalen ausschließlich das völkische Interesse maßgebend sein kann. So gewiß nun aber das Volk vor dem Staate da ist, da sein *muß*, da man sich allenfalls ein Volk ohne Staat, niemals aber einen Staat ohne Volk denken kann, so gewiß erscheint es dem völkischen Bewußtsein als Selbstverständlichkeit, daß nicht der Zusammenbruch des alten österreichischen Staates, sondern die Verewigung der Zerrissenheit des deutschen Volkes das größte Übel wäre, das ihm beschieden sein könnte. Unter diesem Gesichtswinkel kann man in der Vernichtung des habsburg-lothringischen Staates, der nach Aussage eines der getreuesten Anhänger des Erzhauses stets nur ein großes Familienmajorat gewesen ist, schließlich sogar einen Glücksfall für das deutsche Volk erblicken. Dies wird noch deutlicher, wenn wir die ausdrücklich verkündeten letzten Ziele des österreichischen Legitimismus' ins Auge fassen. Darnach strebt er nicht etwa bloß die Wiederherstellung der Dynastie im Bereiche des kleinen Österreichs von heute an, sondern die Wiederaufrichtung der alten Monarchie, soweit als nur irgend möglich in ihren alten Grenzen, also den abermaligen Zusammenschluß der deutschen Alpenländer mit den Sudetenländern, mit Ungarn und mindestens mit einigen Teilen der Karstländer. Ganz abgesehen davon, daß sich damit die Gedankengänge unserer Legitimisten in utopische Vorstellungen verlieren, weil ja die Verwirklichung dieses Planes ohne blutige Kriege nicht denkbar wäre und notwendig an der Abneigung der nichtdeutschen Völker scheitern müßte, liegen hier *unmögliche Zumutungen an das deutsche Volk* vor. Wer sich der Zustände im alten Österreich erinnert, weiß, daß das deutsche Volk seit Jahrzehnten die ihm immer wieder zu Unrecht zugeschriebene Rolle des Herrschervolkes nicht nur längst nicht mehr gespielt hat, sondern vielmehr seit dem Jahre 1867 in allen strittigen Fällen von der Krone im

Stiche gelassen, schrittweise immer mehr in eine fast aussichtslose Abwehrstellung gegen slawische, magyarische und italienische Herrschgelüste getrieben worden war. In der Haltung der Krone, namentlich des in so vielen Hinsichten weit überschätzten Kaisers Franz Josef, fand das einseitig-dynastische Bestreben seinen Ausdruck, um jeden Preis, auch um den der Opferung der völkischen Interessen des deutschen Volkes, die Einheit des lothringischen Erbes zu wahren. Es liegt daher auch dieser Schuld entsprechend eine gewisse Tragik darin, daß es gerade die von der Krone auf Kosten der Deutschen gehätschelten und immer mehr bevorzugten anderen Völker des Reiches waren, die planmäßig und durch keinerlei Anfechtungen der Loyalität gehemmt, den Zusammenbruch des alten Österreichs herbeigeführt haben. Ein gütiges Geschick hat den greisen Herrscher davor bewahrt, Zeuge dieses Einsturzes seines mühsam aufgeführten Baues zu werden, aber sein schwacher Nachfolger wurde unter dessen Trümmern begraben. Nun aber fordert der Legitimismus nicht mehr und nicht weniger, als daß das deutsche Volk in Österreich selbst die Hand dazu bieten soll, dieses Gebäude, das längst nur noch eine leere Fassade gewesen war, wieder aufzubauen, damit es sich selbst wieder ein Zwinguri errichte. Die Erkenntnis, daß das alte lothringische Erbreich nur solange möglich gewesen ist, als es absolutistisch regiert werden konnte, daß es aber in dem Augenblicke, da der Absolutismus unmöglich geworden war, früher oder später zugrunde gehen mußte, weil ihm der Kitt fehlte, der allein ein Staatsgebäude haltbar machen kann, der einheitliche nationale Wille der Bevölkerung, diese Erkenntnis fehlt unserem Legitimismus, so wie sie seinerzeit der Dynastie gefehlt hat. Was aber für diese, die die Dinge nun einmal notwendig und aus menschlich begreiflichen Gründen lediglich aus dem Gesichtswinkel ihrer Familienüberlieferung sehen konnte, verziehen werden kann, ist unverzeihlich bei Leuten, die Zeugen jenes großen Geschehens sind, das das lothringische Majorat, nur noch dem Scheine nach ein Staat, hinweggefegt hat. Der österreichische Legitimismus vergißt einen der selbstverständlichsten Lehrsätze der Geschichte, daß nämlich ihr Ablauf nicht umkehrbar ist. Wir wollen gar nicht davon reden, daß die Geschichte bisher kein einziges Beispiel einer erfolgreichen und für ein Volk segensreichen „Restauration" gestürzter Herrscherhäuser kennt. Hier mag man einwenden, daß es immer auch einzigdastehende Ereignisse gegeben hat und daß eine solche Restauration doch einmal kommen könnte. Aber die für Österreich geplante Restauration hat leider mit ihren geschichtlichen Vorgängern die entscheidende Schwäche gemein, daß sie lediglich zu dem Zwecke erfolgen könnte, um das entthronte Herrscherhaus wieder in den Genuß seiner vormaligen Stellung einzusetzen, und daß bei ihr die Gesamtbelange des Volkes, vor allem aber völkische Gesichtspunkte, unberücksichtigt bleiben sollen. Dies wird allerdings von den Legitimisten selbst bestritten, aber damit wird an der Tatsache nichts geändert. Denn der österreichische Legitimismus von heute geht, wie er ausdrücklich erklärt, darauf aus, einen möglichst großen Teil der ehemaligen Monarchie wiederum unter lothringischem Zepter zu vereinigen. Wie dies geschehen soll, ob in Form eines Föderativstaates oder in Form eines lockeren Staatenbundes, dessen Glieder ausschließlich durch die Person des Monarchen verknüpft wären oder gar nur in einem auf wirtschaftlichem Untergrunde aufgebauten „Donaubunde", wie er Clémenceau vorschwebte (was allerdings mit einer einheitlichen persönlichen Spitze schwer zu verbinden wäre), ist völlig gleichgültig. Entscheidend bleibt, daß der Legitimismus abermals das deutsche Volk Österreichs in eine politische

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag
Leipzig 13.

Es wird geflissentlich in Buchhändlerkreisen die Nachricht verbreitet, die Werke von Dr. A. Dinter seien verboten, vergriffen oder beschlagnahmt. In einigen Bezirken ist der Verkauf der Dinter-Bücher von städtischen Behörden und Bahnhofsbuchhandlungen verboten worden, wozu keinerlei gesetzmäßige Handhabe besteht. Die Zeitromane von Arthur Dinter:

Die Sünde wider das Blut
Die Sünde wider den Geist
Die Sünde wider die Liebe

können von jedem Buchhändler geliefert werden, wo die Bücher nicht erhältlich sind, wende man sich an den Verlag Matthes & Thost, Leipzig, Karlstraße 10.

Der Rufer im Streite!

Soeben neu erschien von **Ellegaard Ellerbek** „Aus deutschen Blutes hohen Spielen: Der Blonde Gott." Ein Hauptspiel:

„Heilande der Welt."

Grundpreis Mk. 2.65.

Drei-Adler-Verlag G. m. b. H., Zinnowitz auf Usedom 101.

Eben erschien:

Deutschland

Ein Zyklus von K. Hohlbaum
Zeichnungen von K. A. Wilke

Ein poetisches Brevier unseres deutschen Volkes

30 Sonette
mit 30 ganzseitigen Bildern.

Darstellend

Die Kulturgeschichte des deutschen Volkes

Volksausgabe . . Kc 20.—
Prachtausgabe . „ 60.—

Verlag Gebrüder Stiepel
G. m. b. H.
Reichenberg

Erhältlich in allen Buchhandlungen.

Das deutsche Leid

Ein Schauspiel in 4 Akten von **Wolf Meyer-Erlach.**

2. überarbeitete Auflage — Bühnenausgabe — 10. Band der deutschen Bühnenbücherei

Grundpreis: Mk. —.50, Auslandspreis: Frk. —.60.

Der im Juliheft von Deutschlands Erneuerung veröffentlichte Text ist im 3. und 4. Akt dieser Bühnenausgabe so tiefgehend umgearbeitet, daß beinahe ein neues Stück entstanden ist. Die bisherigen Aufführungen in München und Nördlingen waren von erschütternder Wirkung.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 89 594

Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 46 585)

7. Jahrgang 1923 Heft 8 August

Anschlußgedanke und österreichischer Legitimismus.[1]

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer, Wien.

Der Anschlußgedanke, der im deutschen Volke Österreichs niemals ganz erstorben war, wenn auch der Kreis seiner Träger vor dem Weltkriege auf die sogenannten Deutschnationalen im wesentlichen beschränkt war, erwachte beim Zusammenbruche mit elementarer Gewalt. Das enge Bündnis mit dem Deutschen Reiche einerseits, die Empfindung, daß mit dem Abgange des Herrscherhauses und mit der Zertrümmerung des alten österreichischen Staates ein Sonderleben der deutschen Alpenländer auf die Dauer unmöglich sei, erklären diese Erscheinung wohl zur Genüge. Überdies ließ die Tatsache, daß sich keine Hand für die Erhaltung der habsburgisch-lothringischen Dynastie regte, keinen Zweifel daran aufkommen, daß sie allen Boden verloren hatte. Ja, man hatte trotz augenblicklichen Elendes dennoch das Gefühl, daß nun das entscheidendste Hindernis für einen Zusammenschluß des mitteleuropäischen Deutschtums beseitigt sei, und daß Bestrebungen, die noch vor kurzem als Hochverrat gegolten hatten, so natürlich sie auch im Grunde waren, nun den einzigen und selbstverständlichen Weg zur völkischen Rettung wiesen. In der Tat waren sich auch in den ersten Monaten nach dem verhängnisvollen Ausgange des Völkerringens alle Parteien Österreichs darin einig, daß nun der Augenblick gekommen sei, die endliche Einigung aller deutschen Stämme in einem Staate zu vollziehen. Warum es dazu nicht gekommen ist, kann hier nicht abermals untersucht werden. So viel aber steht fest, daß seither der Anschlußgedanke immer mehr Gemeingut breitester Volksschichten geworden ist. Andererseits hat es aber auch nichts Überraschendes, daß dennoch allmählich auch eine legitimistische Bewegung wieder zutage trat, die ihrem ganzen Wesen nach dem Anschlußgedanken ablehnend gegenübersteht.

[1] Dieser Aufsatz ist auch als Sonderdruck erschienen. Grundpreis Mk. —.25.

Ein Herrschergeschlecht, das durch mehrere Jahrhunderte die Geschicke des Landes bestimmt hatte und durch Überlieferung und Gewohnheit, vielfach auch durch sehr greifbare Vorteile in den Vorstellungen gewisser vordem sehr maßgebender Kreise verankert gewesen war, konnte nicht von heute auf morgen vergessen sein. So mag man denn auch einem guten Teile der, übrigens bei alldem nur ein kleines Häuflein bildenden, Legitimisten guten Glauben zubilligen. Anders freilich liegen die Dinge, wenn wir daran gehen, zu untersuchen, ob der österreichische Legitimismus von heute mit deutschvölkischen Zielen, die in dem Gedanken des Anschlusses an das Deutsche Reich gipfeln, vereinbar ist oder nicht.

Bei tieferer Auffassung des uns beschäftigenden Problems bietet sich uns hier ein Sonderfall der oft behandelten Frage, ob Staat über Volk oder ob Volk über Staat zu stellen sei. Mit anderen Worten: es kommt darauf an, ob für das deutsche Volk im allgemeinen und für das deutsche Volk Österreichs im besonderen die Wiederherstellung des vernichteten Lothringerstaates oder aber die Wiedervereinigung der voneinander getrennten Volksgenossen erstrebenswerter sei. Weitaus der größere Teil des österreichischen Deutschtums hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß mit dem Untergange der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie das natürliche Recht des deutschen Volkes, einen einheitlichen Nationalstaat zu bilden, wieder erwacht sei. Die gegenteilige Einstellung des Legitimismus sieht in diesem Bestreben lediglich Verrat am früheren Staate und am ehemaligen Herrscherhause. Hier stehen einander zwei unversöhnliche Gegensätze der Anschauung gegenüber, und die Entscheidung, welche von ihnen die richtige ist, wird kaum nach den Grundsätzen unbedingter Sachlichkeit zu fällen sein. Es gilt also hier, Stellung zu nehmen, wobei für den überzeugten Nationalen ausschließlich das völkische Interesse maßgebend sein kann. So gewiß nun aber das Volk vor dem Staate da ist, da sein *muß*, da man sich allenfalls ein Volk ohne Staat, niemals aber einen Staat ohne Volk denken kann, so gewiß erscheint es dem völkischen Bewußtsein als Selbstverständlichkeit, daß nicht der Zusammenbruch des alten österreichischen Staates, sondern die Verewigung der Zerrissenheit des deutschen Volkes das größte Übel wäre, das ihm beschieden sein könnte. Unter diesem Gesichtswinkel kann man in der Vernichtung des habsburg-lothringischen Staates, der nach Aussage eines der getreuesten Anhänger des Erzhauses stets nur ein großes Familienmajorat gewesen ist, schließlich sogar einen Glücksfall für das deutsche Volk erblicken. Dies wird noch deutlicher, wenn wir die ausdrücklich verkündeten letzten Ziele des österreichischen Legitimismus' ins Auge fassen. Darnach strebt er nicht etwa bloß die Wiederherstellung der Dynastie im Bereiche des kleinen Österreichs von heute an, sondern die Wiederaufrichtung der alten Monarchie, soweit als nur irgend möglich in ihren alten Grenzen, also den abermaligen Zusammenschluß der deutschen Alpenländer mit den Sudetenländern, mit Ungarn und mindestens mit einigen Teilen der Karstländer. Ganz abgesehen davon, daß sich damit die Gedankengänge unserer Legitimisten in utopische Vorstellungen verlieren, weil ja die Verwirklichung dieses Planes ohne blutige Kriege nicht denkbar wäre und notwendig an der Abneigung der nichtdeutschen Völker scheitern müßte, liegen hier *unmögliche Zumutungen an das deutsche Volk* vor. Wer sich der Zustände im alten Österreich erinnert, weiß, daß das deutsche Volk seit Jahrzehnten die ihm immer wieder zu Unrecht zugeschriebene Rolle des Herrschervolkes nicht nur längst nicht mehr gespielt hat, sondern vielmehr seit dem Jahre 1867 in allen strittigen Fällen von der Krone im

Stiche gelassen, schrittweise immer mehr in eine fast aussichtslose Abwehrstellung gegen slawische, magyarische und italienische Herrschgelüste getrieben worden war. In der Haltung der Krone, namentlich des in so vielen Hinsichten weit überschätzten Kaisers Franz Josef, fand das einseitig-dynastische Bestreben seinen Ausdruck, um jeden Preis, auch um den der Opferung der völkischen Interessen des deutschen Volkes, die Einheit des lothringischen Erbes zu wahren. Es liegt daher auch dieser Schuld entsprechend eine gewisse Tragik darin, daß es gerade die von der Krone auf Kosten der Deutschen gehätschelten und immer mehr bevorzugten anderen Völker des Reiches waren, die planmäßig und durch keinerlei Anfechtungen der Loyalität gehemmt, den Zusammenbruch des alten Österreichs herbeigeführt haben. Ein gütiges Geschick hat den greisen Herrscher davor bewahrt, Zeuge dieses Einsturzes seines mühsam aufgeführten Baues zu werden, aber sein schwacher Nachfolger wurde unter dessen Trümmern begraben. Nun aber fordert der Legitimismus nicht mehr und nicht weniger, als daß das deutsche Volk in Österreich selbst die Hand dazu bieten soll, dieses Gebäude, das längst nur noch eine leere Fassade gewesen war, wieder aufzubauen, damit es sich selbst wieder ein Zwinguri errichte. Die Erkenntnis, daß das alte lothringische Erbreich nur solange möglich gewesen ist, als es absolutistisch regiert werden konnte, daß es aber in dem Augenblicke, da der Absolutismus unmöglich geworden war, früher oder später zugrunde gehen mußte, weil ihm der Kitt fehlte, der allein ein Staatsgebäude haltbar machen kann, der einheitliche nationale Wille der Bevölkerung, diese Erkenntnis fehlt unserem Legitimismus, so wie sie seinerzeit der Dynastie gefehlt hat. Was aber für diese, die die Dinge nun einmal notwendig und aus menschlich begreiflichen Gründen lediglich aus dem Gesichtswinkel ihrer Familienüberlieferung sehen konnte, verziehen werden kann, ist unverzeihlich bei Leuten, die Zeugen jenes großen Geschehens sind, das das lothringische Majorat, nur noch dem Scheine nach ein Staat, hinweggefegt hat. Der österreichische Legitimismus vergißt einen der selbstverständlichsten Lehrsätze der Geschichte, daß nämlich ihr Ablauf nicht umkehrbar ist. Wir wollen gar nicht davon reden, daß die Geschichte bisher kein einziges Beispiel einer erfolgreichen und für ein Volk segensreichen „Restauration" gestürzter Herrscherhäuser kennt. Hier mag man einwenden, daß es immer auch einzigdastehende Ereignisse gegeben hat und daß eine solche Restauration doch einmal kommen könnte. Aber die für Österreich geplante Restauration hat leider mit ihren geschichtlichen Vorgängern die entscheidende Schwäche gemein, daß sie lediglich zu dem Zwecke erfolgen könnte, um das entthronte Herrscherhaus wieder in den Genuß seiner vormaligen Stellung einzusetzen, und daß bei ihr die Gesamtbelange des Volkes, vor allem aber völkische Gesichtspunkte, unberücksichtigt bleiben sollen. Dies wird allerdings von den Legitimisten selbst bestritten, aber damit wird an der Tatsache nichts geändert. Denn der österreichische Legitimismus von heute geht, wie er ausdrücklich erklärt, darauf aus, einen möglichst großen Teil der ehemaligen Monarchie wiederum unter lothringischem Zepter zu vereinigen. Wie dies geschehen soll, ob in Form eines Föderativstaates oder in Form eines lockeren Staatenbundes, dessen Glieder ausschließlich durch die Person des Monarchen verknüpft wären oder gar nur in einem auf wirtschaftlichem Untergrunde aufgebauten „Donaubunde", wie er Clémenceau vorschwebte (was allerdings mit einer einheitlichen persönlichen Spitze schwer zu verbinden wäre), ist völlig gleichgültig. Entscheidend bleibt, daß der Legitimismus abermals das deutsche Volk Österreichs in eine politische

Verbindung mit einer aus verschiedenen Völkern bestehenden fremden Mehrheit zwingen will. Wie immer aber die Wiederherstellung der lothringischen Hausmacht aussehen mag, so viel ist gewiß, daß sie unter allen Umständen nur auf Kosten und zu Lasten des deutschen Volkes erfolgen kann. Selbst eine noch so lockere Verbindung der einzelnen Völkergruppen, etwa unter Aufrechterhaltung der heute bestehenden Nachfolgestaaten als Einzelglieder eines Bundesstaates, müßte notwendig das Deutschtum der Alpenländer nachteilig beeinflussen, gar nicht davon zu reden, daß eine solche Verbindung das Deutschtum der heutigen Nachfolgestaaten geradeso unter Duldung, ja Förderung der Dynastie vernichten müßte, wie dies im alten Ungarn geschehen ist. Jede engere politische, ja auch nur wirtschaftliche Verbindung der ehemaligen vorwiegend slawischen Länder mit dem heutigen einheitlich deutschen Österreich müßte dazu führen, daß die alpenländische Gruppe als die wirtschaftlich ohne Zweifel schwächste selbst wirtschaftliche Zugeständnisse der anderen Länder mit nationalen Opfern erkaufen müßte. Wenn man bedenkt, daß dies schon jetzt im angeblich unabhängigen Österreich durch die Bestimmungen des Friedens von Saint Germain, noch weit empfindlicher durch die verhängnisvollen Abmachungen von Lana geschehen ist, daß auch die kürzlich vom Bundeskanzler Seipel unternommene Reise nach Belgrad keinerlei Besserung der Lage der im südslawischen Staate lebenden Deutschen gebracht hat, so kann man sich denken, wie schlimm sich erst die Lage der Deutschen in den Nachfolgestaaten bei engerer Verbindung gestalten und welche Vorzugsrechte dagegen Österreich den wenigen Nichtdeutschen unter seinen Einwohnern gewähren müßte. Dies scheint freilich ein Widerspruch zu sein, es ist aber so; geradeso, wie das Bündnis mit dem Deutschen Reiche das österreichische Deutschtum schwer geschädigt hat, denn unter Hinweis auf das Bundesverhältnis hat man sich in Berlin ängstlich jedes Einschreitens zugunsten der Deutschen enthalten. Ebenso müßte sich das Verhältnis Deutschösterreichs zu den Nachfolgestaaten gestalten, sobald diese als dessen engste Bundesgenossen auftreten könnten. Es wäre eine in der Geschichte beispiellose societas leonina, wobei Österreich nicht der Löwe sein könnte. Es wäre aber auch der Anschluß für unabsehbare Zeiten unmöglich gemacht, denn ein Herauslösen der deutschen Gebiete bedeutete abermals die Zerreißung der Monarchie oder ihres Surrogates; an eine Einbeziehung der nichtdeutschen Landesteile aber wäre nicht zu denken. Demgegenüber erscheint es als bare Spiegelfechterei, wenn von legitimistischer Seite, in einem Aufrufe des Bundes legitimistischer Studenten, behauptet wird, man erstrebe die Wiedererrichtung des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation unter lothringischer Herrschaft und stehe daher letzten Endes auf großdeutschem, ja auf größtdeutschem Boden. Der Gedanke ist so unsinnig, daß man füglich an seine Aufrichtigkeit nicht glauben kann.

Aber noch von einer anderen Seite her wird die völlige Abwesenheit nationalen Empfindens bei den Legitimisten beleuchtet. Dem Plane der „Restauration" der lothringischen Dynastie steht man zum mindesten in einem Teile der Entente nicht ganz ablehnend gegenüber, denn man erkennt dort selbstverständlich, daß dies der sicherste Weg wäre, um den Zusammenschluß des Deutschen Reiches und Österreichs dauernd zu verhindern. Wenn dennoch der legitimistische Plan nicht von allen Anteilnehmern der Entente, namentlich nicht von Italien, gebilligt wird — am meisten hat man für ihn in Frankreich übrig — so erklärt sich dies einfach genug daraus, daß man nicht gewillt ist,

die Fetzen, die man sich aus dem Körper des alten Österreichs herausgerissen hat, fahren zu lassen. Aber auch die Nachfolgestaaten wären natürlich nur unter solchen Bedingungen für den Plan zu haben, die ihre eigenen ausschweifenden politischen Hoffnungen nicht schädigten. Abgesehen davon, daß ein Weg, der diese verbürgte, schlechterdings nicht zu finden ist, zeigt sich aber auch aus dieser Tatsache, wie geradezu deutschfeindlich der Legitimismus ist, denn diese Hoffnungen der Nachfolgestaaten könnten nur auf Kosten des deutschen Volkes Wirklichkeit werden. Wenn daher von legitimistischer Seite, so namentlich von dem Vertrauensmanne des verstorbenen letzten Kaisers, Sektionschef Schager, erklärt wird, daß gerade wohlverstandener deutscher Nationalismus für die Herstellung der ehemaligen Monarchie spreche, weil dann und nur dann die alte Aufgabe des deutschen Volkes, Kultur nach dem Osten zu tragen, erfüllt werden könne, so ist dies, guten Glauben angenommen, Selbsttäuschung, sachlich aber unter allen Umständen Unsinn. Man höre doch endlich auf, dem deutschen Volke sogenannte Aufgaben zuzuschreiben, die außerhalb seiner eigenen Entwicklung liegen, und die auf nichts anderes hinauslaufen als darauf, die Kräfte des deutschen Volkes in die Dienste fremder völkischer Interessen zu stellen! Dies ist allerdings seit Jahrhunderten in den habsburg-lothringischen Erbländern geschehen, das Ergebnis aber war alles eher als erfreulich. Es bedeutete nichts anderes, als daß die Deutschen Österreichs wiederum nur die Aufgabe zu erfüllen hätten, Kulturdünger für die anderen Völker abzugeben. Daß sie im übrigen jeder nationalen Bewegungsfreiheit beraubt wären und namentlich in der äußeren Politik zu willenlosen Sklaven der Nichtdeutschen herabgedrückt würden, liegt auf der Hand.

Ein eben erst erschienenes Buch des vom unbekannten Offizier rasch zum Vertrauensmann des letzten lothringischen Kaisers Karl aufgestiegenen Freiherrn von Werkmann, das den sensationshaschenden Titel „Der Tote auf Madeira" führt, beleuchtet besser als es irgendwelche theoretischen Untersuchungen tun könnten, die Gefahren, die vom österreichischen Legitimismus der nationalen Sache drohen. Um dies zu erhärten, wird es genügen, einige besonders kennzeichnende Stellen aus dem Werke anzuführen. Ein eigenes Kapitel ist der Frage „Kaiser Karl und die Deutschen" gewidmet. Zunächst kommt ein Angriff auf die deutsche Heeresleitung, der vorgeworfen wird, sie habe es nicht zum Frieden kommen lassen wollen, dann aber lesen wir wörtlich: „Sein (des Kaisers) Verhältnis zum Deutschen Reiche bestimmte nicht der Ärger über deutsche Unfreundlichkeiten oder deutsche Unnachgiebigkeit, sondern der reale Interessengegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland." Ferner: „Für die Erhaltung des Völkerstaates griff Kaiser Franz Josef zum Schwerte — für nichts anderes. Der Krieg hatte für uns nie den Sinn eines Feldzuges für deutsche Vormachtsgedanken." So vorsichtig sich hier der Verfasser ausdrückt, so deutlich ist er. Der Völkerstaat, das ist einfach ein anderes Wort für lothringische Hausmacht. Die Ablehnung angeblicher deutscher Vormachtsgedanken soll besagen, daß Kaiser Franz Josefs Absichten in keiner Weise von nationalen Beweggründen getragen waren. Damit sagt uns Herr Werkmann allerdings nichts Neues, aber es ist wertvoll, es ausdrücklich von eingeweihter legitimistischer Seite bescheinigt zu bekommen. Aber noch eines geht aus den angeführten Sätzen deutlich hervor: das Deutsche Reich sollte Vorspanndienste leisten für die Sicherung des lothringischen Familienmajorates! Die Gedankengänge Karls des Letzten aber werden in hellstes Licht gesetzt durch einige Zitate,

die Werkmann aus dessen Entwürfen über eine „Friedenspolitik" bringt. Hier heißt es u. a.: „Die zu enge Verbindung des friedensbedürftigen Staates (d. i. Österreich) mit dem zur Weltmacht gewordenen Sieger im Feldzuge 1870/71 mußte Österreich-Ungarn mit Feindschaften belasten, deren Austragung für uns selbst dann keinen Gewinn bedeuten konnte, wenn wir mit unseren Verbündeten Sieger blieben." Hier spricht engherzigster dynastischer Egoismus mit aller nur wünschenswerten Offenheit zu uns. Also, weil Österreich keinen unmittelbaren Nutzen, d. h. keine Gebietserweiterung zu erwarten hatte, sollte vergessen sein, daß das Deutsche Reich für das Haus Habsburg-Lothringen das Schwert gezogen hatte und sollte es nicht siegen dürfen. Man sieht aber auch, wie der junge Kaiser ganz erfüllt war von Mißtrauen und Neid gegen den „zur Weltmacht gewordenen Sieger von 1870/71", der offenbar nicht noch mächtiger werden durfte. So schrumpft schließlich der so oft berühmte und als notwendig bezeichnete österreichische Staatsgedanke zu einem bloßen Hausinteresse der Lothringer zusammen. Wenn irgend etwas, so beweisen diese Äußerungen des letzten regierenden Sprossen des für das deutsche Volk so verhängnisvollen Hauses, daß seine Wiederherstellung durch keinerlei nationale Gründe gestützt werden kann und alles, was von legitimistischer Seite in dieser Richtung mit mehr oder weniger Sophistik ins Treffen geführt wird, erweist sich als leere Phrase. Das deutsche Volk hat keinerlei Interesse an dem Wiedererstehen der gewesenen österreichisch-ungarischen Monarchie und noch weniger an der „Restauration" des abgetanen Herrscherhauses. Dagegen kann es unter keinen Umständen auf den Anschluß des heutigen Österreichs und in weiterer Folge mindestens der deutschen Randgebiete Böhmens verzichten, wenn anders es noch eine nationale Zukunft haben will. **Von völkischem Standpunkte aus ist daher irgendwelches Paktieren mit dem österreichischen Legitimismus völlig ausgeschlossen.**

1813.

Ihr Alten habt am schwersten dran getragen,
die fremde Geißel traf euch doppelt rauh.
Dir schlugen sie den Knecht. Dir Roß und Wagen.
Schändeten dir die Tochter. Dir die Frau.
Dir hat die Peitsche um den Kopf geschlagen
der wälsche Kapitän, der bunte Pfau.
Und wolltest du ein Wort des Hasses sagen,
strömte dein Blut wie Maienmorgentau.
Blut. — In den jungen Herzen schwillt und kreist es, —
auch eure Seelen aus dem Jammer reißt es,
Gott segnet euch, neu glutet euer Leib!
Gott liebt euch, Greise, schenkt euch neues Leben!
Und eure morgenwachen Herzen beben
dem Tod entgegen wie dem schönsten Weib.

Robert Hohlbaum.

(Aus der formschönen, gedankentiefen Sonettenfolge „Deutschland" — mit Zeichnungen von K. A. Wilke —, erschienen bei Gebr. Stiepel, Reichenberg.)

Moltke, Schlieffen, Ludendorff.

Von Generalleutnant Keim.

Ludendorff ist jedenfalls der bedeutendste Schüler Schlieffens und dieser wiederum der bedeutendste Schüler Moltkes. Ersterer stellt die hervorragendste militärische Erscheinung des Weltkrieges vor nach Persönlichkeit und Leistungen. Eine ernsthafte Geschichtsschreibung wird das auch feststellen und daran das gehässige, außerdem wissenschaftlich schlecht fundamentierte Geschreibsel von Hans Delbrück oder das impotente Ignorantentum der Herren Koester-Scheidemann nichts ändern, soweit diese drei sich mit dem Strategen Ludendorff beschäftigen.

Allerdings sind solche widerwärtige Entgleisungen aus verletzter Eitelkeit oder ödem Parteihaß heraus einem unserer besten Männer gegenüber nur in Deutschland möglich, denn selbst unsere Feinde haben, soweit sie als Sachverständige urteilen, dem General Ludendorff hohe Anerkennung nicht versagt. Im übrigen stellte schon vor 2000 Jahren Tacitus „Invidia et Stultitia" mit Vergnügen als Eigentümlichkeiten der Deutschen fest und nicht allein die Entente ist schließlich der Nutznießer dieser Erbsünden geworden, sondern auch die „glorreiche" Revolution vom November 1918.

Wenn ich Schlieffen als den hervorragendsten Schüler Moltkes bezeichnet habe, so möchte ich hinzufügen, daß dieser Schüler dem Lehrmeister militärisch nach Schärfe des Urteils, Sicherheit der Auffassung, sowie unerbittlicher Folgerichtigkeit der Entschlüsse mindestens gleichstand, vielleicht ihn übertraf. Nur in einer Beziehung überragte Moltke sowohl Schlieffen wie Ludendorff, und das ist gerade der Punkt, der bei allen militärischen Auswirkungen großen Stiles von entscheidender Bedeutung ist, nämlich die richtige Einschätzung der Zusammenhänge zwischen Politik und Kriegführung. Auffallend ist hierbei, daß Schlieffen in einer glänzend geschriebenen Studie „Der Krieg der Gegenwart" die politische äußere Gesamtlage bereits 1909 durchaus richtig einschätzt, den unvermeidlichen Weltkrieg kommen sieht, ebenso den Treubruch Italiens, die auswärtige deutsche Politik als eine solche „der Utopien und Illusionen" kennzeichnet, jedoch die militärischen Folgerungen seiner Erkenntnis nicht gezogen hat als Chef des Generalstabes der Armee. Diese Folgerungen mußten in einer kraftvollen, wenn nötig rücksichtslos durchgeführten Militärpolitik bestehen, wie sie Bismarck, Roon, Moltke in der sogenannten Konfliktszeit durchgesetzt hatten als Grundlagen für die Kriege 1866, 1870/71 und deren politische Ergebnisse.

Moltke sagte 1874 im Reichstage (16. Februar): „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das müssen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird." Mit politischer Geschicklichkeit allein, wie sie Bismarck so genial zu handhaben wußte, kann man weltgeschichtliche Entwicklungen nicht meistern. Das geht eben — um mit Bismarck selbst zu reden — ohne „Blut und Eisen" nicht ab.

Als der Weltkrieg ausbrach, war jenes „halbe Jahrhundert", von dem Moltke sprach, noch lange nicht herum — es fehlten noch zehn Jahre —, und es war bis dahin nur einmal eine weitsichtige, kraftvolle Militärpolitik trotz schwerer parlamentarischer Kämpfe rechtzeitig durchgesetzt worden von dem sonst vielfach geschmähten Grafen Caprivi. Sie hat Deutschland zwanzig Jahre

hindurch den Frieden gesichert, und nur sie allein, denn umsonst hatte man in Paris nicht illuminiert und geflaggt, als die Militärvorlage im Frühjahr 1893 vom Reichstage zuerst abgelehnt worden war. Die Opposition bestand in den Leuten, von denen einmal Moltke spöttisch äußerte, sie trieben „Schlafrockstrategie" und gefielen sich in der Lehre vom „dummen Feind".

Ich weiß jedoch aus persönlicher Erfahrung, daß damals Graf Schlieffen als Chef des Generalstabes nur sehr wenig mit dem Herzen dabei war, als es galt, die Militärvorlage zu fördern. Er glaubte ebenso wie Fürst Bismarck an der dreijährigen Dienstzeit festhalten zu sollen, die wir erstens damals schon gar nicht mehr besaßen — sondern nur noch eine „verstümmelte" dreijährige Dienstzeit — und zweitens war eine ausreichende Heeresverstärkung nur unter Einführung der zweijährigen Dienstzeit möglich, die sich dann recht gut bewährt hat.

Keiner der Nachfolger Caprivis hat entschlossene Militärpolitik getrieben, auch Fürst Bülow nicht, und der Reichsverderber v. Bethmann hat nur starkem Druck nachgebend einer verspätet eingebrachten unzulänglichen Heeresreform zugestimmt. Er war gar kein Staatsmann, sondern eine subalterne Natur ohne großzügige Veranlagung, im Innersten dem sogenannten Militarismus abhold. Er besaß kein Verständnis dafür, daß eigentlich die ganze Weltgeschichte in ihren entscheidenden Abschnitten nichts ist als — Militarismus, nur in wechselnden Formen.

Wir sehen es ja seit dem Herbste 1918 erwiesen mit furchtbarer Deutlichkeit an unserem unglücklichen Vaterland. Seitdem der Militarismus tot ist, ist auch Deutschland tot, auf Zeit wenigstens. Alles andere läuft auf Selbstbetrug und politische Kulissenschieberei hinaus zum Nutzen der Novemberlinge und ihrer jetzigen Weggenossen.

Jenes Versäumnis Schlieffens, trotz klarer Erkenntnis der sich für uns immer drohender gestaltenden Weltlage, auf dem weiteren Ausbau unseres Heeres zu bestehen, tut dar, daß er kein „Militarist" war im großzügigen Sinne dieses Wortes. Er war ein gottbegnadigter Stratege, ein militärischer Lehrmeister ohnegleichen, und ihm hat der deutsche Generalstab — wie auch der Weltkrieg erwiesen — unendlich viel zu danken in operativer wie taktischer Ausbildung. Die Gründe, welche für seine Zurückhaltung in militärpolitischer Hinsicht geltend gemacht werden, sind mir wohl bekannt, erscheinen aber nicht stichhaltig angesichts der damaligen Weltlage.

Natürlich war Schlieffen ein viel zu heller Kopf und viel zu scharfsinnig, um nicht zu wissen, welche große Bedeutung die Zahl im Kriege besitzt. Er wußte die Wahrheit der Aussprüche von Moltke „Auf die Dauer ist wirksame Offensive nur mit zahlenmäßiger Überlegenheit durchführbar", und „nur Offensive ist wahre Kriegführung" durchaus zu würdigen. Andererseits hatte aber auch Moltke schon im Frieden sein Teil dazu beigetragen, um z. B. im Kriege gegen Frankreich die Operationen eines Heeres zu leiten, das dem französischen um ein Drittel überlegen war in allen Waffengattungen beim Ausbruch des Krieges. Bei Ausbruch des Weltkrieges verfügte dagegen Frankreich über ein Heer, das schon an Friedensstärke das deutsche übertraf, ebenso an Zahl der ausgebildeten Mannschaften, trotzdem Deutschland 20 Millionen Einwohner mehr zählte als Frankreich! Letzterem gereicht es angesichts dieser Tatsache jedenfalls zur Ehre, alles darangesetzt zu haben, Geld wie persönliche Opfer — es gab dort auch keine Einjährige, sondern jeder Franzose mußte schließlich

drei Jahre dienen —, um für den erstrebten Rachekrieg wirklich das „Volk in Waffen" zu sein, das wir schon lange nicht mehr waren. Denn ein Franzose hat zutreffend berechnet, daß Deutschland, wenn es die gleichen militärischen Anstrengungen wie Frankreich gemacht hätte, mit 600 000 Mann mehr 1914 hätte ins Feld rücken können.

Schlieffen suchte die offenbare Unterlegenheit Deutschlands an Truppenzahl im kommenden Krieg — denn er sah auch die Feindschaft Rußlands wie Englands voraus — einigermaßen auszugleichen durch Aufstellung zahlreicher Reserve- und Ersatzdivisionen, wobei jedoch übersehen wurde, daß Frankreich wie Rußland ein gleiches in noch umfangreicherem Maße tun konnten, weil sie über mehr ausgebildete Mannschaften verfügten. In Frankreich z. B. hatten in den letzten fünf Jahren vor dem Weltkriege 500 000 Mann mehr geübt wie in Deutschland! Er suchte diese Unterlegenheit ferner auszugleichen durch eine operative Überlegenheit auf Grund unserer besseren taktischen wie strategischen Schulung auf dem Gebiete der Führung. Er hatte nicht umsonst die geradezu wundervolle Abhandlung „Cannä" geschrieben, denn Hannibal gewann hier eine Vernichtungsschlacht trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit. Er führte den „Cannä"-Gedanken lehrhaft durch bei allen Generalstabsreisen sowie bei den Kriegsspielen. Er wollte erreichen, daß das deutsche Westheer an entscheidender strategischer Stelle durch Umfassung des Gegners diesem ein Cannä bereite. Deshalb verlangte er stets einen starken Umfassungsflügel, der nur auf dem rechten Flügel der deutschen Front zur vollen Wirksamkeit gelangen konnte. Sogar noch in der Todesstunde sprach er als letzte Worte „Macht mir den rechten Flügel stark!" Er war wirklich bis zum Tode getreu der heiligen Sache seines Vaterlandes als großer Soldat, der hellsehend in die Zukunft sah.

Als die erste Entscheidung zur Reife gedieh, die unter Umständen über das Schicksal des Krieges und damit Deutschlands entschied, war aber „der rechte Flügel" nicht stark genug gemacht worden, um den Feinden ein „Cannä" zu bereiten. Mit dem deutschen Zurückweichen an der Marne wurde der „Cannä"-Gedanke zu Grabe getragen, denn er konnte nur im Bewegungskriege, niemals aber im Stellungskrieg zur Durchführung kommen. Ich will hier nicht auf das Marne-„Wunder" — wie es die Franzosen nennen — näher eingehen. Für uns wurde es jedenfalls zum Marne-Verhängnis. Es liegt über jene Vorgänge eine umfangreiche Literatur vor. Auch ich habe in einer kurzgefaßten Studie „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" (Berlin SW. 61, G. Bath) jene Episode berührt an der Hand der sogenannten „applikatorischen Methode". Jedenfalls steht fest, daß die Heerführung damals weder dem Geiste noch dem Wesen nach den Gedankengängen Schlieffens entsprach. Alle Versuche, das Gegenteil in erkünstelten Argumenten beweisen zu wollen, halte ich für verfehlt und geradezu für ein dem Andenken Schlieffens zugefügtes Unrecht. Im übrigen hat Oberstleutnant Foerster in einem ausgezeichneten Buche, das ebenfalls den Titel führt „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn) die ganze militärische Persönlichkeit des ausgezeichneten Mannes in ebenso geistvoller wie sachkundiger Weise geschildert. Jetzt liegt auch der dritte Teil dieses Buches vor, und da in demselben der Versuch gemacht wird, den Gedanken Ludendorffs zur großen Offensive im Frühjahr 1918 in Vergleich zu stellen mit dem Cannä-Gedanken Schlieffens, so möchte ich das erwähnen, vor allem aber feststellen, daß in politischer Beziehung Ludendorff ebenso

klar den unvermeidlichen Weltkrieg voraussah, wie Schlieffen; jedoch die militärischen Folgerungen daraus zog, indem er eine sofortige starke Vermehrung unserer Streitkräfte schon im Frieden forderte, was Schlieffen leider versäumt hatte. Diese Forderungen sind in einer Denkschrift des Generalstabes vom Dezember 1912 klar, übersichtlich, auch mit durchschlagenden politischen Gründen belegt, enthalten, die Ludendorff unter dem Titel „Urkunden der Obersten Heeresleitung" als Ergänzungsband seiner „Erinnerungen" herausgegeben hat. In dieser Denkschrift ist auch die Forderung erhoben, die damals der Deutsche Wehr-Verein — aber vollkommen unabhängig vom Generalstab — gestellt hat, nämlich die Aufstellung von drei neuen Armeekorps im Frieden. Der Kriegsminister v. Heeringen setzte es jedoch in einem Vortrage beim Kaiser, dem auch Generaloberst v. Moltke beiwohnte, durch, daß diese Forderung in der neuen Militärvorlage nicht erhoben, die eigene Denkschrift des Generalstabes somit in ihrem wichtigsten Teil verleugnet und Ludendorff in die Wüste geschickt wurde! Hierin liegt der eigentliche Schlüssel für den Rückschlag an der Marne, denn wenn in der Westfront die drei geforderten Armeekorps zur Stelle gewesen wären, würde menschlichem Ermessen nach dort ein glänzender deutscher Sieg erfochten worden sein von unberechenbaren militärischen wie politischen Erfolgen.

Es wird aber zuzugeben sein, daß eine kraftvolle, zielbewußte Heeresleitung nach dem Format eines Schlieffen trotz der fehlenden drei Armeekorps niemals den verhängnisvollen Rückzugsbefehl vom 8. September 1914 gegeben oder zugelassen hätte. Das ist jedenfalls ein trübes Kapitel. Keiner der in Betracht kommenden verantwortlichen Persönlichkeiten, weder Moltke, noch Stein (Generalquartiermeister), am allerwenigsten Bülow besaß eine richtige Schlieffensche Ader. Schlieffen hatte für sie umsonst gelebt und gelehrt, gerade wie Bismarck für die „Staatsmänner" der Wilhelminischen Zeit.

General v. Falkenhayn, der Nachfolger Moltkes und Vorgänger Ludendorffs, war ebenfalls keine Feldherrnnatur von dem Ausmaße Schlieffens. Das geht auch aus dem 3. Bande des Buches von Foerster hervor. Falkenhayn trieb „Spartaktik" und „Sparstrategie", er huldigte dem in jener Zeit auch politisch in Umlauf gesetzten geradezu törichten Leitmotiv „die Zeit arbeitet für uns". Die Zeit mußte doch immer mehr für die Gegner arbeiten, die unbeschränkte wirtschaftliche, finanzielle Ellenbogenfreiheit besaßen. So zeigte die Kriegführung unter Falkenhayn nichts Entscheidendes; weder auf dem Balkan im Kriege gegen Serbien — hier überließ man den Stützpunkt Saloniki den Feinden — noch in Galizien, weil man den Vorschlag Hindenburg-Ludendorff verwarf, zu einem strategischen Cannä auszuholen. Der Angriff auf Verdun lief sich schließlich nach ungeheuren Blutopfern unsererseits tot, weil nicht rechtzeitig genug für genügende Reserven gesorgt und eine falsche Angriffsfront — die östliche statt der westlichen — gewählt worden war.

Mit dem Wechsel in der Obersten Heeresleitung, die im Herbst 1916 in die Hände von Hindenburg-Ludendorff (letzterer war aber in allem die treibende Kraft, wie der ausführende Wille) gelegt wurde, war unstreitig eine weitsichtigere, zielbewußtere Kriegführung erkennbar.

In einer Beziehung liegt aber ein gewisser Schatten auf dem Verhalten der O. H. L., und zwar was ihre anfängliche Stellung zu den leitenden politischen Personen angeht. Ich betone hier das Wort „Stellung", weil es an der richtigen Erkenntnis der O. H. L. an der bedenklichen Art, die äußere

wie innere Politik zu leiten, schließlich nicht fehlte. Auch sie fand mit der Zeit den Ausspruch Ciceros: „Das Heer kann im Felde nichts ausrichten, wenn zu Hause übler Rat herrscht" bestätigt. Dieser „üble Rat" war in erster Linie verkörpert in Hamlet — Bethmann, in einem machthungrigen Reichstag und, was nicht verschwiegen werden kann, in einer schwachen Krone. Dieser „üble Rat" fand auch Fortsetzung unter Bethmanns Nachfolger, sonst hätte er nicht der unseligen Friedensresolution vom Juli 1917 zugestimmt, die selbst dem Prinzen Max von Baden, der allerdings als Reichskanzler an politischer Unfähigkeit noch Herrn v. Bethmann übertraf, als „ein Produkt von Angst und Berliner Hundstagshitze" erschien. Die einzig wahren Worte, die von ihm stammen. Leider widersprach die O. H. L. nicht entschieden genug dieser Resolution, die, wie bestimmt vorauszusehen war, den Vernichtungswillen der Feinde stärken mußte. Das ist um so unbegreiflicher, als die O. H. L. — also Ludendorff, denn Hindenburg besaß keinerlei politische Instinkte und wehrte politische Betätigungen ab — kurz vorher dem Reichskanzler ein Schreiben zugestellt hatte, das nachfolgende Sätze enthielt: „In immer erhöhtem Maße wird aus der beim Beginn des Krieges vorhandenen Geschlossenheit eine Zerrissenheit, wie sie selbst in den schlimmsten Zeiten vor dem Kriege nicht bestand. Der Grund ist klar. Der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimmung ist stärker als der Einfluß der Regierung und der zur Führung des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volke die Überzeugung herrschte, daß die Regierung mit festem Willen, ohne nach rechts oder links, oder nach außen zu sehen, ihren Weg geht. So aber wirkt auf die Volksstimmung nicht die Rücksicht auf das allgemeine Wohl, sondern ungehemmt diejenige auf Privat-, Partei- und Sonderinteressen." Diese Sätze trafen politisch den Nagel auf den Kopf, und wenn die O. H. L. die entsprechenden Folgerungen zog, indem sie auf Beseitigung des für jene unheilvolle Politik verantwortlichen Reichskanzlers drang, so war das geradezu ihre Pflicht angesichts der drohenden ungeheuren Gefahr, den Krieg zu verlieren. Die O. H. L. wußte denn doch zu genau, welche ausschlaggebende Rolle die Imponderabilien im Kriege spielten, und diese Imponderabilien hatte eben die Reichsregierung in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Deshalb ist es auch geradezu einfältiges Geschwätz, Ludendorff vorzuwerfen, er hätte sich in die Politik unbefugt eingemischt.

Nein! Es geschah nur zu spät. Wenn wie Clausewitz sagt: „Krieg bedeutet Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln", so ist das sicher richtig. Wenn aber im Kriege schlechte Politik getrieben wird, wie bei uns, so bleiben naturgemäß auch militärisch die schlechten Folgen nicht aus. Siehe Cicero und den Ausgang des Weltkrieges, was Deutschland angeht.

Ludendorff selbst betont ja wiederholt diesen untrennbaren Zusammenhang zwischen Krieg und Politik nicht nur in den „Dokumenten", sondern auch in seinen „Kriegserinnerungen" und in seiner viel zu wenig gewürdigten Schrift „Das Verschieben der Verantwortlichkeit".

Ich hatte bereits im Herbste 1916 in einem Schreiben an Ludendorff (ich war damals Militärgouverneur der Provinz Limburg in Belgien) auf die einen glücklichen Kriegsausgang ernstlich gefährdende Politik Bethmanns hingewiesen, auch diese Mahnung im Herbste 1917 wiederholt, denn die Kanzlerschaft des Grafen Hertling bedeutete im Grunde genommen nichts als eine

Fortsetzung der Politik Bethmanns. Es war derselbe Faden, nur eine andere Nummer. In beiden Fällen erhielt ich von Ludendorff die Antwort, man müsse Vertrauen zur Regierung haben und dürfe die Einigkeit der Heimat nicht beeinträchtigen.

Daß dieses „Vertrauen" dann im Sommer 1917 bei der O. H. L. arg ins Wanken gekommen war, haben wir gesehen, und daß es im Jahre 1918 wiederholt ins Wanken kam, geht u. a. auch aus den oben erwähnten Schriften Ludendorffs hervor. Was aber die „Einmütigkeit" angeht, so ist deren vollkommenes Fehlen von der O. H. L. selbst in dem erwähnten Schreiben vom Sommer 1917 richtig erkannt worden. Der sogenannte Burgfriede war bei Lichte besehen nur eine Komödie, die den Sozialdemokraten, dem Zentrum und den Demokraten parteipolitisch zugute kam, mit einem Worte dem Parlamentarismus nach dem Herzen der Herren Erzberger, Scheidemann und Haussmann, an dem dann Deutschland im Herbste 1918 zugrunde gegangen ist. In den Fremdländern verfuhr man umgekehrt. Dort entwickelte sich eine Diktatur unter Clemenceau, Lloyd George und Wilson, wie sie rücksichtsloser gar nicht gedacht werden kann. Im übrigen kann ich mir sehr wohl vorstellen, daß Ludendorff meine Mahnungen als etwas pessimistisch gefärbt ansah, außerdem auch mit Rücksicht auf Hindenburg und den obersten Kriegsherrn sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen zu müssen glaubte in politischen Angelegenheiten.

Damit stimmt auch die Charakteristik Ludendorffs in dem recht wertvollen Buche des Obersten Bauer „Der große Krieg in Feld und Heimat" überein, und zwar ist diese Charakteristik von besonderer Bedeutung, weil Bauer zu den vertrautesten Mitarbeitern Ludendorffs zählte. Er schreibt dort über den Politiker Ludendorff: „Er überließ nur zu willig dem allerdings hierfür verantwortlichen Reichskanzler das Feld, obschon für ihn alle politischen Fragen Kriegsfragen waren. Er hoffte zu lange auf dessen Unterstützung und Übereinstimmung trotz aller Enttäuschungen."

Das trifft wohl zu und macht dem vornehmen, vertrauensvollen Charakter des Generals gewiß Ehre. Aber wo es sich um eine Schicksalsfrage für Deutschland handelte, müßten meines Erachtens von dem Augenblicke an, als die O. H. L. erkannt hatte, daß der Reichskanzler eine unzulängliche Kriegspolitik sowohl nach innen wie nach außen treibe, alle persönlichen Rücksichten in den Hintergrund treten. Die O. H. L. mußte darauf bestehen, daß die Lenkung des schwer gefährdeten Reichsschiffes einem wirklichen Staatsmann anvertraut werde. In diesem Sinne hatte ja auch die O. H. L. den Fürsten Bülow als Nachfolger Bethmanns vorgeschlagen. Man kann über diesen Staatsmann verschiedener Ansicht sein, aber jedenfalls verkörperte er eine ungleich bedeutendere Persönlichkeit wie die Herren Michaelis und Graf Hertling, von dem unseligen Prinzen Max von Baden ganz zu schweigen, dessen Wahl zum Reichskanzler — leider — auch die O. H. L. befürwortete. Zum Danke dafür hat dann der Prinz den General Ludendorff möglichst bald — beseitigt! Daß Hindenburg sich das gefallen ließ und dafür Groener eintauschte, gehört auch zu den Unbegreiflichkeiten der Herbsttage 1918.

Wenn behauptet wird, daß die Wahl des Fürsten Bülow zum Reichskanzler an dem Widerstande des Kaisers gescheitert sei, so trifft das nicht den Kern der Sache. Der Sieger von Tannenberg, der das unbedingte Vertrauen des Heeres sowie des wertvollsten Teiles des deutschen Volkes besaß, mußte in

jenen kritischen Tagen des Juli 1917 die Kabinettsfrage stellen. Ihn und Ludendorff konnte der Kaiser damals nicht kaltstellen. Daß Hindenburg-Ludendorff die Kabinettsfrage nicht stellten, mag mit „Royalismus" zu erklären sein, aber ein an sich ehrenwerter Royalismus kann gerade — wie es hier geschehen — der Monarchie zum Verderben gereichen, wenn er die Person über die Sache stellt! York hatte das s. Z. nicht getan und damit die Rettung Preußens eingeleitet. Ich glaubte deshalb auch, in der „Deutschen Zeitung" im September 1918 die Frage stellen zu sollen „Ist denn kein York da?"

Ludendorff hatte richtig erkannt, daß angesichts des Eintritts von Nordamerika in den Weltkrieg nunmehr die Entscheidung in einer großangelegten Offensive des Westheeres herbeizuführen sei, zumal durch die russische Revolution ein Gegner beseitigt und auf Unterstützung von Österreich-Ungarn zu rechnen war. Diese Rechnung erwies sich jedoch als falsch, da jene Hilfe ausblieb, weil Kaiserin Zitta es nicht dulden wollte, „daß österreich-ungarische Truppen gegen Franzosen föchten". Einfacher Verrat an der gemeinsamen Sache!

Sowohl in dem Werke Foersters als in einer Abhandlung des Major Fehr „Die Märzoffensive 1918; Strategie oder Taktik?", die sich auf die Akten des Heeresarchivs stützt, behandeln in übersichtlicher, fesselnder Form Entstehung wie Durchführung des Planes zum großen Durchbruch im Frühjahr 1918. Major Fehr knüpft an die Worte Ludendorffs an (Meine Kriegserinnerungen): „Die Taktik war über die Strategie zu stellen", und findet in gewissem Sinne diese Auffassung als nicht in Übereinstimmung stehend mit der großzügigen operativen Hantierung Ludendorffs bei Tannenberg, wo er die Strategie über die Taktik stellte. Auch General Buat, der Generalstabschef Fochs, findet die Operationsmethode Ludendorffs im Frühjahr 1918 nicht auf der Höhe kriegerischer Entschlüsse stehend. Gründe und Gegengründe für die abweichenden Ansichten finden sich in den eben angeführten Abhandlungen in geistvoller Weise vertreten. Ich glaube aber, diese Frage läuft auf eine sogenannte „Doktorfrage" hinaus. Hätte dem Plane Ludendorffs der Erfolg gewinkt — der ausblieb, weil die 17. Armee nicht die ihr zugewiesene Aufgabe taktisch zu lösen vermochte —, so würde ihm allgemein und unbestritten der höchste Feldherrnruhm zugefallen sein, weil dann der Krieg ein für Deutschland günstiges Ende gefunden hätte. Im Rahmen dieses Aufsatzes kann jedoch diese etwas verwickelte Frage nicht behandelt werden.

Ich möchte kurz gefaßt auf Grund vorstehender Darlegungen die Ansicht vertreten, daß der hochbegabte Graf Schlieffen sich nicht militärpolitisch durchgesetzt hat und der hochverdiente General Ludendorff nicht politisch zur richtigen Zeit! Darin liegt sicher eine gewisse Tragik, die aber dem General Ludendorff niemals das Verdienst streitig machen kann, unter den schwierigsten Verhältnissen mit Kopf und Herz unvergänglich Großes für Heer und Vaterland geleistet zu haben.

China als Vorbild.

Von Professor Dr. H. G. Holle.

Goethe hat einmal gesagt, kein Volk sei so fähig, sich aus sich selber zu entwickeln, wie das deutsche. Leider hat aber kein Volk sich so sehr fremden Einflüssen preisgegeben wie das deutsche. Wesentlich aus sich selber hat sich ein Land wie *China* entwickelt und eine Dauer von Jahrtausenden erreicht, die auch für die Zukunft noch keine Grenze erkennen läßt, — wenn nicht äußere Einflüsse seine Struktur zerstören.

R. H. Francé betrachtet diese Dauerhaftigkeit des chinesischen Volksstaates als einen Beweis biologisch richtiger Organisation. In der Tat, wenn der „Kampf ums Dasein" das zum Leben untaugliche ausmerzt, so wird es begreiflich, daß bisher fast alle Kulturvölker in verhältnismäßig kurzer Zeit, gemessen an der Dauer von Naturarten, zugrunde gegangen sind. Begreiflich, wenn man bedenkt, wie wenig fest diese Organisationen in sich abgeschlossen sind im Vergleich zu den Naturarten, die durch ererbte Instinkte viel sicherer zusammengehalten werden als die durch verstandesmäßig entstandene und nur überlieferte Ordnungen umgrenzten menschlichen Lebenseinheiten höherer Art.

Eine Naturart wird abgegrenzt durch die „generative Geschlossenheit", wie ich, um einen kürzeren Ausdruck zu haben, sage. Sie *erhält* sich in deutlich unterschiedlicher Erscheinungsform, wenn die „reinen Linien" (nur eine bestimmte Erscheinungsform ausbildende „reinerbige" Vererbungsreihen), die an ihrer Zusammensetzung teilnehmen, sich wesentlich nur unter sich paaren. Das setzt das Festhalten einer bestimmten Lebensweise voraus, die innerhalb der zusammenhaltenden Gruppe, sei es durch vererbte Triebe, sei es durch Überlieferung auf die nachfolgende Generation übergeht und die zusammengehörigen Erbeinheiten zusammenhält. Die Art *verändert* sich, wenn ein Teil der Abstammungsreihen durch Auswanderung in ein anderes Gebiet oder durch Änderung der Lebensbedingungen in der Heimat zu einer Änderung der Lebensweise genötigt wird. Von den betroffenen Erbcharakteren werden diejenigen leichter ausgemerzt, die den neuen Verhältnissen weniger gut angepaßt sind. Die Anlagenmischung wird dadurch, auch ohne das unberechenbare Auftreten von „Mutationen", eine andere werden und damit eine neue Art entstanden sein.

Dafür liefert die Paläontologie im Verein mit der Tier- und Pflanzengeographie sichere Belege. Diese Veränderungen gehen im Naturleben außerordentlich langsam vor sich, wie ersichtlich bei Arten, die nachweislich zu einer jüngeren geologischen Zeit, etwa der Eiszeit, in ein anderes, später getrenntes Gebiet eingewandert sind. Im Kulturleben des Menschen erfolgen solche Veränderungen infolge des Eingreifens seiner Geistigkeit rascher, oft ruckweise, und verursachen starke Umwandlungen oder Zerstörungen der bestehenden Volkheiten. *Nur allmähliche und wesensgemäße Anpassung* an geänderte Umstände oder *Verhinderung oder Verzögerung dieser Änderungen* der Umwelt verheißt Dauer.

Daß beim Menschen das *Volk* eine solche der Naturart entsprechende, generativ geschlossene Gruppe von Abstammungsreihen darstellt, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Ein Volkstum kann keinen Bestand haben, wenn fortgesetzt andersartige Keimanlagen in den gemeinsamen Vererbungsgang eintreten, andere von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Zusammengehalten aber werden die zugehörigen Abstammungsreihen nur durch die *Überlieferung*.

Daraus erhellt die Bedeutung der Erziehung für die Erhaltung eines Volkes, die Bedeutung der Zulassung fremder Einflüsse für seine Auflösung. Die immer weitergehende Spaltung in der Erziehung und Überlieferung und der immer mächtiger werdende fremde Einfluß wirken heute zusammen, das deutsche Volkstum zu zerstören. Da kann uns in der Tat China ein Vorbild sein, wenn der Zersetzungsvorgang noch aufzuhalten ist. Er würde es sein, wenn wir allgemein biologisch denken lernten und damit Verständnis gewännen für das Beispiel Chinas und danach handelten, soweit dieses für unsere anders geartete Wesenheit brauchbar ist.

China darf uns also kein Vorbild zur mechanischen Nachahmung sein. Denn die beste Lebensform auszubilden ist nur möglich auf Grund der in der Keimmasse des Volkes vorhandenen Anlagen, die jedenfalls bei uns ganz andere sind als bei dem chinesischen Volke. Am wenigsten dürfen wir zur unmittelbaren Nachahmung greifen. Denn eine dauerhafte Lebensform kann aus den im Volke liegenden Kräften nur erwachsen, nicht von außen oder oben aufgedrungen oder durch Mehrheitsbeschlüsse der augenblicklich gerade lebenden Menschen von unten ins Leben gerufen werden. Aber es gibt allen Völkern gemeinsame, in der menschlichen Natur überhaupt begründete Möglichkeiten der Ausbildung, die es erwünscht, ja notwendig erscheinen lassen, ein durch den Erfolg so bedeutsames Beispiel, wie das des chinesischen Volkes, gerade in der heutigen, für unser Dasein als Volk entscheidenden Zeit ernsthaft sich vor Augen zu halten.

Gerade zur rechten Zeit ist im Verlage von Jos. C. Huber, Diessen vor München, ein schon 1888 geschriebenes Buch, „La cité Chinoise" des Franzosen G. Eug. Simon in deutscher Übersetzung durch einen mit chinesischen Verhältnissen selber vertrauten Mann, Paul Garin, erschienen. Der Übersetzer bezeichnet im deutschen Titel des Buches China als das „Paradies der Arbeit" und nennt das Buch im Untertitel „Ein Weg in eine deutsche Zukunft". Nicht im Sinne, daß wir das chinesische Vorbild nachahmen sollen, sondern, übereinstimmend mit dem vorhin Gesagten, daß uns „der ältere Bruder Richtlinien, Fingerzeige geben kann für den neuen Weg, für einen neuen Weg in eine deutsche Zukunft". — Es ist der Weg, den die Lebensgesetze weisen!

Ich möchte das Buch allen, denen diese Zukunft am Herzen liegt, zu eigenem Studium warm empfehlen, hier aber nur auf Einzelheiten besonders aufmerksam machen, die gerade vom biologischen Standpunkte aus beachtenswert sind.

Voranschicken muß ich, daß der Verfasser des Buches, der als französischer Konsul sich länger als ein Jahrzehnt in China aufhielt, sich mit besonderem Erfolg bemüht hat, im Innern des Landes in enge Fühlung mit dem chinesischen Volke zu kommen, und als berufener Kenner desselben gelten kann. Seine Anschauungen werden auch von anderen bestätigt, die wirklich mit dem chinesischen Volke vertraut geworden sind und nicht nach den Beispielen urteilen, die an der chinesischen oder an fremden Küsten für gewöhnlich nur mit der westlichen Kultur in Berührung kommen. Wenn er das Bild chinesischen Wesens und chinesischer Zustände vielleicht mit zu rosigen Farben zu malen scheint, so liegt das an der deutlich hervortretenden Absicht, seinem eigenen Volke einen Spiegel vorzuhalten, wie es Tacitus den Römern in seiner „Germania" getan hat. Wir können aus beiden lernen, wenn wir uns an die wiedergegebenen Tatsachen halten.

Alle wirklichen Kenner Chinas sind einig darin, daß den Chinesen eine durchschnittlich sehr hohe geistige Fähigkeit zuzuschreiben ist, die sich nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf das Gemüt erstreckt. Diese Gemütsbildung ermöglicht dem Chinesen eine Entwicklung des sozialen Sinnes, die dem individualistischen Europäer unerreichbar ist. Mit der Ausbildung dieser Seite der Geistigkeit habe ich es schon früher in Zusammenhang gebracht,[1]) daß die Gehirngröße, wenn wir sie richtig im Verhältnis zur Körperoberfläche bewerten, die des Europäers noch übertrifft. Diese geistige Begabung äußert sich auch in der Schrift der Chinesen. Es ist keine Buchstabenschrift, die dem mechanisch-logischen Denken dient, sondern eine Bilderschrift, deren Zeichen Ideen bedeuten; sie füllt nicht ihr Gedächtnis mit Worten, sondern lehrt sie von klein auf „biologisch", das heißt erschauend zu denken.

Der eingeborene soziale Sinn des Chinesen bedingt es, daß er den Volkskörper nicht wie wir in der durch irgendwelche Ordnung zusammengefaßten Gesamtheit der augenblicklich gerade lebenden Einzelbewohner des Landes erblickt, sondern, echt biologisch, in der zusammenhängenden Generationsfolge, die mit dem jedem Einzelnen zugänglichen Boden des Landes in engster Verbindung bleibt. Das ist der Sinn des Ahnenkultus, der nach Simon die eigentliche, das ganze Leben durchdringende und bestimmende Religion des Chinesen ist, einerlei, welche der dort vertretenen Glaubensformen der Einzelne anhängt.

Ahnenkultus bedeutet Bewußtbleiben der Herkunft und Pflege der geistigen Nachwirkung der Vorfahren in den Lebenden, damit sie geistig in den Nachkommen weiterleben: „Weit entfernt, daß der Ahnenkultus, wie man gesagt hat, die Lebenden an die Toten schmiedet, ist er vielmehr die Quelle selber des Fortschrittes und der stärkste Antrieb dazu, weil die Vorbereitung der Zukunft seine unmittelbare Forderung." „Für den Chinesen gibt es keine fürchterlichere Strafe als den Ausschluß aus der Familiengemeinschaft. Was würde aus seiner Seele, wenn sein Name von den Seinen verflucht würde? Um sich von dem Alpdruck solchen Gedankens zu befreien, ist er bereit zu jedem Opfer, selbst dem des Lebens." — Durch die Lebendigbhaltung der Familienüberlieferung aus längst verflossener Vorzeit erweitert sich der Umkreis der Familie. Die Familie ist in China nicht symbolisch oder theoretisch, sondern im vollsten Sinne: „Keimzelle des Staates", ja der Staat nur die Organisation der zum Volk erweiterten Familie.

Die andere biologisch bedeutsame Grundbedingung der festen natürlichen Organisation des Volkes ist die Bindung der Generationsfolge an den Boden. Was wir durch die „Bodenreform" mit dem untauglichen Mittel der Steuer vergeblich erstreben,[2]) jedem den Boden zur Bebauung und zur Begründung eines Eigenheims zugänglich zu machen, ist in China Tatsache:

[1]) Siehe meine „Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik", Abschnitt 3 „Leben und Beseelung". J. F. Lehmanns Verlag, München.

[2]) Das Steckenpferd unserer Bodenreformer, die Steuer nach dem „gemeinen Wert", das ist dem Verkaufswert, konnte in normalen Zeiten vielleicht die Bodenspekulation unterbinden oder wenigstens einschränken, soweit es sich um unbebautes aber zur städtischen Bebauung oder zur Schaffung von Verkehrseinrichtungen bestimmtes Gelände handelte, auf bebauten Boden in der Hand des seßhaften, für den Staat wichtigsten Kleinbesitzers angewandt, machte sie das Besitztum aus einem Familienerbgut gewaltsam zum Handelsgegenstand. Denn durch die heutige Verteuerung der Instandhaltung wird der Besitz eines noch so kleinen Eigenhauses zum Luxus, den sich nur Leute mit hohem Einkommen leisten können. Der erzwungene Verkauf aber bringt dem Besitzer keinen Ersatz

„In Wirklichkeit ist in China das Eigentum am Boden nur ein Recht der Nutznießung. Und nur dieses Recht, nichts anderes, kann übertragen, veräußert werden. Das Eigentum am Grund und Boden bleibt in der Hand der Allgemeinheit, dargestellt durch den Staat. Dieser behauptet sein Recht, indem er es mit einer Abgabe belastet, welche niemals an einen anderen als an ihn gezahlt wird. Wenn also ein Besitzer ein Grundstück verkauft oder vermietet, so stellen Kaufpreis oder Miete immer nur den Preis oder die Miete des Wertes dar, welchen seine Ahnen dem Grundstück durch seine Arbeit einverleibt oder zugefügt haben. Dazu ist zu beachetn, daß die Allgemeinheit oder der Staat sich kein Recht zuspricht, die Grundrente nach Maßgabe des Wertzuwachses der Grundfläche zu erheben. Die Grundrente ist nicht festgelegt nach dem Wert, sondern nach der Fläche. Wenn sie einmal festgesetzt ist, ändert sie sich nicht mehr. — Diese Rente ist fast die einzige Steuer in China.“ Und diese Steuer ist außerordentlich niedrig. Sie beträgt nach der Bodenklasse zwischen 1, 3 und 5 Franken für den Hektar, im Durchschnitt nicht mehr als ungefähr 3 Franken auf den Bewohner. — Glückliches China! —

„Um diesen einmal gezahlten Preis kann jeder Chinese jedes Gewerbe, jedes Handelsgeschäft, das ihm gefällt, unternehmen und hingehen, wo er will. Er hat keinerlei Formalitäten zu erfüllen, keinerlei Erlaubnis einzuholen, keinerlei Beschränkungen und Schikanen zu befürchten.“

„Indem die Steuer so an der Oberfläche haftet, wird der Boden um so mehr entwertet in den Händen jener, welche nur müßige Besitzer sind und behält seinen ganzen Preis für jene, welche ihn persönlich bearbeiten.“ Für Bodenspekulation ist also kein Raum.

Infolge dieses Systems herrscht in China durchaus der Kleinbesitz vor und die intensivste Bewirtschaftung. „Wenn man die gesamte Oberfläche von China durch die Anzahl der Familien, die ungefähr 90 Millionen beträgt, teilt, so finden wir, daß auf eine Familie nicht mehr als ungefähr $5^1/_2$ Hektar treffen im Mittel.“ Die größten Güter überschreiten kaum die Größe von 12 Hektar. Ein Teil des Grundbesitzes ist unveräußerlich, das sogenannte Vatergut. Er ist heute (infolge der Vermehrung des Volkes) auf $^3/_4$ Hektar gesunken. Von den 330 Millionen Hektar, die China umfaßt, sind demnach auch heute noch 70—75 Millionen festgelegt, und es gibt in China kaum eine Familie, die nicht ihr unverletzbares Vatergut besäße. — „Auf diesem Vatergut wird das Haus, der Herd gebaut und im französischen Sinne die Wohnung. Ist man reich genug, so wird darauf auch die Begräbnisstätte für die Familie errichtet, der Saal gebaut oder der Tempel, in welchem sich monatlich zweimal die Mitglieder der Familie versammeln zur Verehrung der Ahnen und wenn nötig, Streitigkeiten zwischen den Angehörigen der Familie zu schlichten, Fehler zu rügen, Vergehen zu ahnden, Verbrecher zu strafen. Hier werden das Familienarchiv und die Standesregister der Familie aufbewahrt, hier wird auch zur Seite dieses Saales oder Tempels für alle Kinder der Familie und der Nachbarschaft die Schule und die Bibliothek angelegt.“ Jeder kennt in China die Geschichte seiner Familie auf Jahrhunderte zurück und ist damit heimisch auch in der Geschichte seines Volkes; er kann das Gefühl seiner Volkszugehörigkeit nie verlieren.

---

für das verlorne Heim, sondern durch die Anrechnung der zahlenmäßigen Erhöhung des Preises, der bei der Entwertung des Geldes in der Regel eine Wertminderung bedeutet, als Wertzuwachs beraubt er ihn vollends der Lebensmöglichkeit.

In China gibt es keine Frauenfrage, da der Ahnenkultus die Ehe für jeden jungen Mann zur heiligen Pflicht macht. Durch die Verheiratung verlieren die Frauen zwar das Anrecht an das Vatergut, aber sie gewinnen dasselbe Recht zurück in der Familie des Gatten. Nur die verheirateten Söhne haben beschließende Stimme in der Familie. Aber jeder wird sich verheiraten, und früh; er hält sich von Kindheit an für das Los eines (von seinen Eltern ihm erwählten) Weibes unmittelbar und persönlich verantwortlich. Und er wird viele Kinder zeugen, denn er fühlt sich in ihnen fortlebend. Der Chinese sichert dadurch auch den materiellen Bestand der Familie und damit des Volkes; denn das chinesische Leben basiert durchaus auf der Landwirtschaft, und er weiß, daß jede Arbeit am Boden von diesem weit über die Lebensmöglichkeit des Einzelnen hinaus vergolten wird, daß also jeder Zuwachs an Arbeitskräften den Wohlstand vermehrt.

Das setzt aber voraus, daß Gerechtigkeit auch gegen den Boden geübt wird und ihm die Stoffe zurückgegeben werden, die ihm mit den Früchten des Feldes entzogen wurden, die Stoffe, die wir verloren gehen lassen, indem wir unsere Flußläufe damit verunreinigen, um so mehr, je mehr wir verstädtern.[1]) Weiter ist vorauszusetzen, daß der Mehrwert der Arbeit nicht von der Staatsverwaltung und nicht vom Kapitalismus vorweggenommen wird. In der Tat hat China möglichst wenig Regierung und keinen Kapitalismus! Wenn das Wort „Sozialismus" Sinn hat, so ist dieser in China verwirklicht.

Durch die Familienordnung regiert das chinesische Volk sich selber. Es gilt für eine Familie als höchste Schande, dem Eingriff einer Behörde ausgesetzt zu sein. Vergehen und Verbrechen werden, wie bemerkt, schon in der Familie geahndet. Nur todeswürdige Verbrechen unterliegen den staatlichen Gewalten; aber selbst in solchen Fällen pflegt die Familienjustiz der staatlichen vorzugreifen, indem sie den Verbrecher veranlaßt, aus Liebe zur Familie Selbstmord zu üben.

Für die Justiz sind demnach nicht viele Beamte nötig. Ebensowenig aber auch für die Verwaltung, die wesentlich auch durch die Familie ausgeübt wird, nach altüberlieferten, im allgemeinen Solidaritätsgefühl, dem „Schen", wurzelnden Grundsätzen, die unsere abendländische Gesetzgeberei überflüssig machen. Bei dieser wahrhaft demokratischen Staatsordnung des Volkes genügt es in China, wenn auf 400 000 Einwohner ein Beamter kommt! — Wir werden in Deutschland bald dahin gekommen sein, daß jeder dritte Mann mindestens nebenbei Beamter ist.

Auch das Lehramt wird bei der allgemein herrschenden Bildung auf den niederen Stufen in der Familie ausgeübt. Jede Familie setzt überdies eine Ehre darein, möglichst viele Gelehrte zu stellen, die durch schwere Prüfungen oder vielmehr Wettbewerbe ihre Grade erwerben, die zu den höchsten Ämtern die Berechtigung gewähren, ohne daß die Inhaber der Berechtigung irgendwelche Sicherheit haben, wirklich in ein Amt zu kommen. Das haben sie bei ihrem Rückhalt an der Familie und der Möglichkeit der Rückkehr zur Landwirtschaft aber auch nicht nötig. Sie bilden den geachtetsten, alle anderen unter sich gleich geachteten weit überragenden Stand. Der Übersetzer macht hierbei die Anmerkung: „Er ist heute im Abendlande der letzte und verachtetste." —

[1]) Das dicht bevölkerte China führt nichts ein, soweit es ihm nicht aufgezwungen wird; auch keine künstlichen Düngemittel. Auch wir könnten sie entbehren, wenn wir den besser als der in China angewandte Löß wirkenden Torf allgemein als Einstreu und zur Auffaugung auch der menschlichen Ausscheidungsstoffe benutzten.

Ein so organisiertes Volk hat eine unüberwindliche Widerstandskraft gegenüber Fremden: „Die Mandschu und die Mongolen sind mehrere Male eingedrungen; sie haben einen Thron erobert, aber haben sie nur ein Stück chinesischen Landes annektiert, haben sie daraus Fürstentümer, Herzogtümer geschnitten? Haben sie ein neues Recht eingeführt? Haben sie irgend etwas an dem Steuersystem geändert, an der Art des Eigentums? Haben sie auch nur versucht, an der Sprache zu rütteln? — Nichts von alledem. Genau das Gegenteil ist eingetreten: die Eindringlinge wurden Chinesen.“ — Auch die Europäer waren China gegenüber machtlos, weder ihre finanziellen noch ihre militärischen Mittel haben ihnen geholfen. Sie hatten vor sich „eine lebende Mauer, geschlossener und fester als alle Befestigungen der Welt, gebaut auf einer Zivilisation von 20 oder 30 Jahrhunderten, gegründet auf Gerechtigkeit und Arbeit“. — Auch das Eindringen fremder Religionen hat der chinesischen Kultur nichts anhaben können. Denn die wahre Religion der Chinesen, die in den Einrichtungen der Familie liegt, die das Gewissen beherrschen, wird durch die Meinungen des Einzelnen über metaphysische Dinge nicht berührt; und die Gebräuche der einzelnen Religionen, zu denen man sich hält, macht man mit, ohne sein Handeln durch sie bestimmen zu lassen.

Nur die erzwungene Opiumeinfuhr hat eine Bresche in diese Mauer gelegt.

Daß bei der Verwachsung des Chinesen mit dem Boden, zu dem der Zugang jedem durch die erwähnte geringe Abgabe ermöglicht wird, für den Kapitalismus kein Raum ist, erscheint begreiflich. Es gibt in China weder Rentner noch Spekulanten und fast nur Kleinindustrie, die mit eigenem Gelde arbeitet. Soweit für irgendwelche Unternehmungen geliehenes Geld nötig ist, das dem bekannten Manne, nicht der unpersönlichen Unternehmung anvertraut wird, ist es zwar mit 30% zu verzinsen, aber nur 3 Jahre; dann schuldet man nur noch das Kapital, ohne gezwungen zu sein, es alsbald zurückzuzahlen. Wir werden erdrückt durch den ewigen Zins! Die immer noch höher steigenden, immer unerschwinglicher werdenden Steuern sind wesentlich zur Aufbringung der Zinsen unserer öffentlichen Schulden nötig, zuzüglich der ungeheuren Kosten der Steuereinziehung, der Schuldenverwaltung und der Tributzahlungen an die Banken für den Vorschuß der umlaufenden Zahlungsmittel.

„In China entlastet die (erwähnte) Einheitssteuer Handel und Industrie von jeder besonderen Abgabe und verleiht dadurch der menschlichen Tätigkeit eine unvergleichliche Energie und Kraft. In der Tat gibt es in China sehr wenig industrielle Erzeugnisse, welche man dort nicht billiger herstellen könnte als bei uns und sehr wenig europäische, welche man dort nicht billiger verkaufen könnte als bei uns.“ — In Deutschland wird heute die mit fremden Rohstoffen arbeitende Industrie bei der fortschreitenden Entwertung des Geldes immer weniger diese sich verschaffen und durch billigen Verkauf ihrer Erzeugnisse an das Ausland sich auf dem Weltmarkt behaupten können. Dieser wird vielmehr von den großen Handelsmächten uns um so mehr durch alle denkbaren Hindernisse verschlossen werden, als alle bisher noch unberührt davon gebliebenen Länder der Welt heute in beschleunigtem Zeitmaß von der Industrialisierung ergriffen — und zugrunde gerichtet werden.

Wird es den Europäern gelingen, mit kapitalistischen Mitteln das Land auszubeuten, dann wird auch China aufhören, ein „Paradies der Arbeit“ zu sein.

Hat Bayern eine geschichtliche Aufgabe?

Von * * *.

Bei der Betrachtung aller Dinge bekennen wir uns mit Friedrich dem Großen zu der Weltanschauung, die er in seinem Gedichte „Unde? Ubi? Quo?“ niederlegte, zu Gott als dem Ursprung dieser Dinge. Er schuf sie und verlieh ihnen Wesen und Wert.

Jedes Wesen hat einen doppelten Wert, einen Wert an sich oder für sich und einen relativen Wert oder den Wert für ein anderes Wesen.

In einem gesunden Organismus arbeiten alle Organe in harmonischen Verhältnissen zusammen und unterstehen, je entwickelter der Organismus wird, in all ihren Lebensfunktionen einem übergeordneten Organe — beim Menschen z. B. dem Gehirn. Solange ein Mensch im vollen, unabhängigen Besitz seiner Kräfte ist, führt er seine eigenen Gedanken aus, gerät er in Abhängigkeit, so wird er gezwungen, Anderer Pläne zu verwirklichen. Die Entwicklung hat es mit sich gebracht und mußte es zum Wohle einer Höherentwicklung mit sich bringen, daß sich aus Familien, Sippen, Stämme, Völker entwickelten, unter deren Wohl sich das Wohl des Einzelnen zu beugen hat: Volkswohl bricht Einzelwohl. Wie man zur Sippe nur über die Familie gelangen kann, so kann man zum Übervölkischen nur über das Volkstum gelangen. Wir Deutschen sind, aus gemeinsamer Stammeswiege ausgewandert, noch bis heute kein geschlossenes Volk geworden und predigen z. T. schon, ohne diese Voraussetzung erfüllt zu haben, das Übervölkische, Allmenschliche, Kosmopolitische. In diesem Sinne sind wir mitschuldig an dem derzeitigen Chaos der Welt.

Wie ein Baum, der Früchte hervorbringen wollte, ohne zuvor zu blühen, erkrankt oder verseucht ein Ansteckungs- oder Verseuchungsherd würde für seine Umgebung, so das deutsche Volk ein Fäulnisherd für seine Nachbarn, wenn es sich nicht zu seiner nächsten Aufgabe entschließt, ein Volk zu werden. Solange deutsche Stämme nach diesem Ziele strebten, strebten sie nach der gottgewollten höheren Ordnung und waren damit Ansporn zur Entwicklung gleichgerichteter Kräfte auch in andern Völkern: man denke an das Frankreich der Karolinger und Kapetinger, an das England der sächsischen Könige, an Italien! Mit dem Kampfe um Herbeiführen niedrigerer oder gar unbiologischer Lebens- und Staatsformen, wie sie der Bolschewismus und Kommunismus als folgerichtigste Frucht jüdisch-sozialistischer Weltanschauung darstellt, oder mit dem Herbeiführen einer vielleicht möglichen zukünftigen allmenschlichen Epoche, bevor die notwendige Voraussetzung starker Volksindividualitäten erfüllt ist, vergleichbar mit dem Streit um des Bären Pelz, bevor man den Bären erlegt, mit dem Streit um Wirtschaftsfragen vor Regelung der Machtfragen, — mit einem solchen Kampfe wurden wir bisher immer weiter abgedrängt von unsrer nächstliegenden Aufgabe, ein geschlossenes Volk zu werden. Wir hemmten damit den Weg zur Höherentwicklung. Die deutschen Stämme haben daher, gerade auch von allmenschlichen Gesichtspunkten aus betrachtet, die Pflicht, über die eigene starke Stammesentwicklung hinaus zu einem einigen deutschen Volkstum, zu einem geschlossenen, starken Großdeutschland zu gelangen.

Die deutsche Entwicklung ist nun an harten, bitteren Mühen reicher als die Geschichte anderer Völker. Nicht nur, daß wir vom Geschicke in zahlreichen Stämmen in die Geschichte eingeführt wurden, wurden auch diese Stämme, vielleicht um den höchsten Preis zu erringen, auch noch in ihrem religiösen Leben getrennt. Die Zeit des 30jährigen Krieges, die von der falschen Grundlage ausging, es sei möglich und erstrebenswert, geistige wertvolle Strömungen, seelisches Leben, seelische Spannkräfte mit dem von vornherein unterlegenen Mittel der Waffengewalt zu ersticken, schuf den Dualismus — also eine Kraftspaltung —, unter dessen Nachwirkung es 1870 nur zur kleindeutschen Lösung kam, und unter dessen Nachwirkung noch heute manchen volksverderberischen Querköpfen ein Groß-Österreich oder Großbayern oder gar ein katholischer Koalitionsblock von Westdeutschland über Süddeutschland bis Österreich lieber ist, als die Erreichung des nächstliegenden, von der Geschichte und dem in ihr sich auswirkenden Schöpferwillen dem deutschen Volke gesteckten Zieles: ein staatlich geschlossenes deutsches Volkstum, ein starkes Großdeutschland.

Das deutsche Volk befindet sich nun z. Zt. im Zustand der Schwäche, der Ohnmacht; sie bedingt die Stärke und Macht seines Hauptfeindes Frankreich. Frankreich sucht diesen für es positiven Zustand zu verewigen, greift seine alten Ziele der Rheinlinie, der Zerschlagung Deutschlands wieder auf, bedient sich der geschichtlichen, von wertmindernden Kräften gezogenen Sprenglinien, um das deutsche Volk von seiner Sendung und Berufung, *ein* Volk zu werden, wegzureißen. Es greift zur Rhein-Mainlinie und spielt, wie der Fall des Verräters Machhaus zeigte, — der von General Ludendorff notwendig und mit Recht gegeißelt wurde, worauf sich merkwürdigerweise andere als die tatsächlich gemeinten Kreise getroffen fühlten — als Lockgift den Gedanken eines Großösterreich, vielleicht auch Großbayern aus oder gar als äußerstes Mittel den Gedanken eines katholisch-deutschen Staates. Daß Frankreich Bayern eine besondere „geschichtliche Sendung" zugedacht hatte, und daß diese Sendung naturgemäß nur ein Hochverrat am deutschen Gedanken, eine Meintat am Deutschen Reiche sein könnte, das wurde jedem wachen Bayern beim Auftauchen des französischen Gesandten Dard in Bayerns Hauptstadt klar. Das konnte und mußte jedem deutschen Menschen völlig klar werden bei dem Hochverratsprozeß des Verbrechers v. Leoprechting. Es hieße aber Gott versuchen, wollte man verlangen, daß alle Gefahren für die deutsche Entwicklung zum großdeutschen Reiche in so unverhüllter oder leicht zu enthüllender Form auftreten; das Schicksal prüft die Völker auf tausend verschiedenartige Weise, und nur die, die auch die versteckteften Prüfungen erkennen, dann aber auch bekennen, d. h. dementsprechend handeln, oder anders gesagt, nur die, die Farbe halten, die meistern das Leben. Leider wird auf die oben angedeuteten Zusammenhänge mit französischen Plänen in der Presse, aber auch in Versammlungen und im eindrucksfähigeren kleinen Kreise nicht genügend hingewiesen.

Noch etwas anderes wird auch nicht genügend hervorgehoben, nämlich die Tatsache, daß unter Bayerns besten Geistern nicht die geringsten Bannerträger des deutschen Gedankens waren. War Ludwig der Bayer, der Wittelsbacher Sproß auf deutschem Kaiserthron, der zielbewußte Vorkämpfer der Freierhaltung des staatlichen Lebens von der Bevormundung durch den Papst in Rom — Christus sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! —, so war ein anderer erlauchter Wittelsbacher, König Ludwig I., der Vorkämpfer des groß-

deutschen Staatsgedankens, eines Zieles, das die Enkelgeneration zu schaffen noch nicht fähig war.

Ich fasse das Vorhergehende kurz zusammen: Frankreich läßt sein Ziel, Deutschland zu vernichten, nicht aus dem Auge. Es bedient sich zu diesem Ziele unter anderem auch einiger ihm aus der deutschen Entwicklungsgeschichte heraus besonders geeignet erscheinender Rückentwicklungsmöglichkeiten. Frankreich sucht, uns bei einer Frühform unserer Entwicklung, der Stammesabsonderung, zu erhalten oder in diesen Zustand der Kraftlosigkeit wieder zurückzuführen. Es bedient sich dabei der entweder noch vorhandenen oder zu seinen Zwecken neu hervorgezogenen separatistischen Strömungen oder partikularistischer Einstellungen; denn der reine Partikularist gehört zum Separatisten wie die Saat zur Ernte, wie der erste Schritt zum zweiten, wie das Spielen mit dem Feuer zum Verbrennen; doch: wer die Gefahr liebt, d. h. mit ihr spielt, kommt darin um.

Zum Anderen sucht Frankreich, uns bei einer weiteren Frühform unsrer Entwicklung zu erhalten oder diese wieder erstehen zu lassen, d. i. die Religionsspaltung. Daher kann man wirklich in gewissem Sinne feststellen, — und das zeigte mit geradezu zynischer Deutlichkeit wieder der Hochverratsprozeß Fuchs-Machhaus —: Bayern hat vom Standpunkte des Erbfeindes unsres Volkes, Frankreichs, aus eine geschichtliche Sendung zu erfüllen, nämlich die der Trennung und Spaltung des Deutschen Reiches. Käme, was Gott verhüte, die geschichtliche Entwicklung unsrer Tage mit diesem Endergebnis zur Auswirkung, so hätte Bayern, bewußt oder unbewußt, im Dienste außerdeutscher Mächte das Deutsche Reich erschlagen. Siegfried und Hagen!

Zu Beginn meiner Ausführungen schrieb ich: Jedes Ding hat seinen doppelten Wert, einen Wert für sich und einen Wert für andere. Und: Solange ein Mensch im vollen, unabhängigen Besitz seiner Kräfte ist, führt er seine eigenen Gedanken aus; gerät er in Abhängigkeit, so wird er gezwungen, Anderer Pläne zu verwirklichen. Im Vorhergehenden habe ich den Wert, den Bayern für Frankreich hat, dargestellt. Im Folgenden sei nun die ungleich höhere Frage behandelt: Welche Wertstellung nimmt heute Bayern im gesamtdeutschen Volke ein? Welches ist heute die geschichtliche Aufgabe Bayerns vom deutschen Volke aus betrachtet? (Wert für sich!)

Der „deutsche Gedanke" ist seit so langer Zeit Gemeingut der edelsten Geister unsres Volkes und besonders in dieser Zeitschrift so oft erklärt, daß ich mich aus E. M. Arndt heraus kurz fassen kann. Er heißt: Großdeutschland.

„Das ganze Deutschland soll es sein!
. . . . . .
Soweit die deutsche Zunge klingt!"

Man soll dabei nicht wieder dem niederdeutschen Holländer und dem deutschen alemannischen Schweizer mit dem Kinderschreck Bange machen: da habt ihr's wieder, ihr sollt vergewaltigt werden! Über die Sonderstellung beider Länder ist, meines Wissens auch in dieser Zeitschrift, so klar und deutlich gesprochen worden, daß sich ein weiteres Wort darüber erübrigt.

In welcher Verfassung befindet sich nun also unser heutiges Deutschland gegenüber diesem uns von Gott gesteckten Ziele der staatlichen Vereinigung und Höherentwicklung all der vor, in und z. T. nach dem Weltkriege noch zur deutschen Schicksalsgemeinschaft sich bekennenden Glieder unsres Volkstums? An den Grenzen ist der Schutzwall unsres Volkes zerhackt und zerrissen: das Land

Dietrichs von Bern und Walters von der Vogelweide, Andre Hofers unter italienischer Herrschaft, die deutsche Heimat des Lehrers Walters v. d. Vogelweide, des Minnesängers Reinmars des Alten von Hagenau, des Tristansängers Gottfried von Straßburg, das Elsaß in der Hand des Franzosen; Pfalz und Rhein knirschend unter französischer Negerbesatzung; Eupen und Malmedy dem verkommenen Wallonen zugesprochen; Nordschleswig entrissen; Westpreußen, Memel, Posen und Oberschlesien von minderwertigen Volkshaufen gestohlen; die Sudetendeutschen einem Verrätervolke botmäßig, und die stolze alte Ostmark des Reiches, Österreich, verstümmelt und aus allen Lebensverbindungen herausgerissen, dem langsamen Absterben überliefert. Und der verbliebene Rumpf des Reiches? Wehrlos und ehrlos! Ein Gegenstand jüdischen Handels! — In dem stark industrialisierten Norden der alte Preußengeist gefesselt durch das unheilvolle Wirken der Mächte um Erzberger, Scheidemann und Rathenau; der Sachsentrotz zu Boden geworfen vom jüdisch-sozialistischen Geiste; der Württemberger Rittersinn am Narrenseil jüdischer Demokratie taumelnd; der österreichische Bruderstamm am Hungerseil der Entente pendelnd.

Sie alle von Nord und Süd, von Ost und West, — die deutschen Stämme schauen heute hoffend und vertrauend auf Bayern, den Stamm, der sich durch seine vorwiegend agrarische Bevölkerung am festesten in den Stürmen der Nachkriegszeit zu halten vermochte. Sie alle, und zwar die Besten dieser außerbayerischen deutschen Stämme, trieb, als im Jahre 1919 Bayern und zumal seine Hauptstadt in der roten Flut der Räteherrschaft zu ertrinken drohte, die stumme Ahnung und Vorstellung mit der Waffe hieher: Bayern muß gerettet werden, damit es bald gesunde und sich stärke zu unsrer Rettung! All das, was uns z. T. in Ohnmacht hält, muß es in ruhigerer, gesicherterer Entwicklung, als sie uns beschieden sein wird, überwinden können, die Parteizerrissenheit, den jüdischen Marxismus mit seinem das Leben entseelenden Materialismus — ebenso wie die reichsverderberischen Wege der Erzberger und Wirth und der Geister, die mit dem hochverräterischen Tun der Leoprechting, Fuchs, Machhaus sich in eine Linie stellen. Überwinden muß es die von dem Erbfeind durch Bayern so gerne verwirklicht erschauten Pläne der Reichszertrümmerung, sei das nun angebahnt, wie schon gesagt, mit dem Lockgift der Stammessonderung oder mit dem der Bekenntnissonderung. — Als dann später bayerische Freiwillige im Ruhrgebiet und in Oberschlesien heldisch sich einsetzten und opferten, da bedeutete das die Antwort auf die Frage von 1919. Es bedeutete: Deutsche Brüder, wir haben Euch verstanden und werden den deutschen Gedanken und das Deutsche Reich bewahren und verteidigen, getreu unserm Wahl- und Waffenspruch. — Ja, möge aus dem bayerischen Stamme heraus dem deutschen Volke wieder ein Fichte und Schleiermacher, ein Arndt und Körner, ein Jahn und Scharnhorst erblühen, oder möge doch dieser Männer Geist und Willen hier aufs Neue erglühen! Möge das Ziel dieser Männer abermals erreicht werden, nämlich die einheitliche Zusammenfassung aller sittlich Starken, Begeisterungslodernden und bis in den Tod Getreuen! Diesmal aber von Bayern aus!

Noch eines Mannes Geist muß gerade hier im Süden unsres Reiches neu erstehen, der Geist von Joseph Görres, der mit Gott suchender Liebe ein reiner katholischer Christ, und mit seiner durch das Blut in unserm Volkstum verankerten Feuerseele ein glühender Vaterlandsstreiter war.

Durch ein solches Erstarken und Sich-Festigen Bayerns würden notwendigerweise auch die schaffenden Kräfte seiner Nachbarn gestärkt und würde besonders die Schwerkraft des Nordens aus ihrer Fesselung befreit und ihr so die Gesundungsmöglichkeit gegeben. Durch solches Erstarken wird aber auch dem Erbfeind die Unmöglichkeit erwiesen, unter Bayerns Söhnen Verräter am deutschen Volke zu finden, mit deren Hilfe sich sein alter, haßerfüllter Plan verwirklichen ließe. *Noch aber ist Frankreich davon nicht überzeugt.* Das zeigt noch stärker, als alle Prozesse, die eben erst von der englischen Presse offenbarte Absicht des französischen Söldlings Dorten, der, wenn der Bericht stimmt, des Glaubens ist, in einem der Führer der größten katholischen Partei Bayerns ein geeignetes Werkzeug seiner verräterischen Pläne finden zu können. Nach einer vor etlichen Monden durch die Presse gegangenen Nachricht soll dieser bayerische Parteiführer kurz nach der Revolution mit einem französischen Vertreter verhandelt haben mit dem Ergebnis bzw. dem Entschluß: wenn alle Stricke reißen, einen katholischen deutschen Staat zu gründen. — Es kam ja dann der Sturz der starken nationalen Regierung v. Kahrs; es kam, wie schon mehrfach erwähnt, der Fall Leoprechting; dann der verderbliche Meinungsstreit, ob man sich nicht zum Wohle des Reiches, wenn auch nur vorübergehend, vom Reiche trennen müsse, und endlich der Fall Fuchs-Machhaus. Mag wohl aus alledem der französische Söldling die Berechtigung zu seinem Glauben abgeleitet haben?

Der Geist ist es, der sich den Körper baut. Der Geist ist es, der sich die Welt erschafft. Der Versuch, ein Volk, eine Geistesgemeinschaft von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aufzubauen, wie es in Österreich versucht wird, muß mißglücken.

Der Geist Gottes hat die Menschenseele an eine ganz besondere Materie geknüpft, an das Blut. Auch hier wird der Versuch, die deutsche Geistes- und Blutsgemeinschaft zu zerreißen und Staatsneugründungen zu schaffen, nach sekundären Gesichtspunkten etwa der Bekenntniszusammengehörigkeit, ebenfalls zum Scheitern verurteilt sein. Es wird die deutsche Geistes- und Blutsgemeinschaft sich immer wieder einen deutschen Gesamtstaatskörper, ein Großdeutschland und eine deutsche Welt des Geistes zu gründen trachten und streben.

Heute sind die Kräfte zu diesem Hochziele noch nicht in den übrigen deutschen Stämmen frei. Sie zu lösen und ihnen damit die Spann- und Schwungkraft wieder zu geben, die wir geeint und zusammengefaßt brauchen, um unsern Eigenwert, ein geschlossenes großdeutsches Volk im starken föderalistischen Staate zu werden, zu verwirklichen: *dazu ergeht heute der Ruf an Bayern.*

Wir werden entweder aufrechte Bayern *und* treue Deutsche sein, oder wir werden nichts sein.

Nationaler Erhaltungswille und nationale Wirtschaftsumstellung.[1]

Von Friedr. Carl vom Bruck.

Vor 75 Jahren ging die große Bewegung durch Deutschland, den nationalen Einheitsstaat zu schaffen. Es blieb ein Traum. Zu stark waren innerhalb der deutschen Länder die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze. Sie waren eben nicht durch einfachen Parlamentsbeschluß zu beseitigen. Erst dem Schöpfergenie Bismarcks gelang die Tat, einen erheblichen Teil des deutschen Volkes, der deutschen Länder, trotz Stammesverschiedenheit, wirtschaftlicher und dynastischer Gegensätze, zu einem Staate zusammenzuschließen, dessen Grundlagen — das sollte man ganz besonders heute beachten — einmal auf der deutschen Zollunion und, innerhalb derselben, auf der Unabhängigkeit der Bevölkerung hinsichtlich ihrer Ernährung beruhten, das andere Mal auf der, durch allgemeine Wehrpflicht geschaffenen, starken Heeresmacht, die diese Zollunion, d. h. die Ernährungsunabhängigkeit, vor jeder äußeren und inneren Gefahr zu schützen in der Lage war. So stark aber waren die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges, des Münsterschen Friedens von 1648 und, als dessen Fortsetzung, des Wiener Kongresses von 1815, daß Bismarck über die Schöpfung eines Föderativstaates (und auch das nur für einen Teil der Deutschen) nicht hinausgehen konnte. Er betrachtete auch sein Lebenswerk hiermit abgeschlossen; kommende Generationen erst sollten, nach seinem Willen, vollenden, was er noch nicht für reif hielt. Schneller und anders, als er wollte, wurde das gesamte Deutschtum vor die Aufgabe gestellt, die Tat Bismarcks zu vollenden. 1914 sah sich das gesamte Deutschtum von der gemeinsamen Phalanx seiner Feinde bedroht. Das deutsche Volk erlag diesem Ansturm gerade derjenigen Gründe wegen, deren Gefahr Bismarck zuvor richtig erkannt hatte, die zu beseitigen ihm aber nicht mehr gestattet war. Waren es doch gerade diese Gründe, die Bismarck nicht nur in Gegensatz zu Wilhelm den Zweiten, sondern vor allen Dingen zur Mehrzahl des deutschen Volkes gebracht hatten. Hatte Bismarck die Gefahr zu spät erkannt? Das muß heute entschieden verneint werden; wären nicht eine Anzahl mißlicher Umstände dazwischen getreten — so vor allen Dingen der unerwartet frühe Tod Kaiser Friedrichs III. —, Bismarck hätte seiner Weitsicht Geltung zu verschaffen verstanden. Daß er aber die seinen Deutschen drohende Gefahr sehr richtig erkannt hatte, beweist doch gerade seine gegensätzliche Anschauung der Dinge gegenüber Wilhelm II., welch' letzterer übrigens nichts anderes war, als der Exponent des Reichstages (also des größten Teiles des deutschen Volkes selbst), und dessen „Verbrechen" nicht eigentlich Einsichtslosigkeit, sondern lediglich seine Schwäche war, sich gegen seine ihm aufgedrängte Umgebung durchzusetzen. Daß der Reichstag, also doch große Teile des Volkes, gegen Bismarck stand, konnte durch nichts besser dargetan werden als durch das Verhalten des damaligen Reichstages gegenüber dem scheidenden Kanzler. Wer aufmerksam die Geschichte des Reichstages, des deutschen Parlamentarismus, verfolgt hat, sieht deutlich die stufenweise Abwärtsentwicklung bis zum heutigen Tage. Er erkennt, daß Bismarck klarer als Wilhelm II. und der weitaus größte Teil des deutschen Volkes die Gefahren des Marxismus erkannt hatte. Marxismus war für ihn „Kampf um

[1] Als Sonderdruck erschienen! Grundpreis Mk. —.25.

den Besitz des Geldschrankschlüssels" oder anders ausgedrückt: der Kampf des internationalen Kapitals zur Beseitigung des nationalen Kapitals; oder noch deutlicher: die Überführung des nationalen Besitzes (bis einschließlich des Grund und Bodens) in die Hände des internationalen Kapitals, sogar bis zur völligen Überführung der politischen bzw. Staatsgewalt. (Bolschewismus ist lediglich konsequenter Marxismus bzw. die letzte Stufe des vorstehend gezeigten Entwicklungsganges). Für Bismarck gab es gar kein Paktieren oder gar Verhandeln mit solchen Mächten; *für ihn gab es nur Kampf gegen sie*, unter dauernder Stärkung der Machtmittel des nationalen Staates, die er in einem starken, auf allgemeiner Wehrpflicht aufgebauten Heere und in einem auf Sparsamkeit, Ehrlichkeit, peinlichster Gewissenhaftigkeit und rastlosem Diensteifer, zum Wohle des Staates aufgebauten Beamtentum erblickte, und ganz besonders in einer Monarchie, „deren Träger lieber mit dem Degen in der Faust, kämpfend für sein Recht, auf den Stufen des Thrones fallen wollte, als von seinem Rechte nur ein Jota abzugeben". Der Marxist war für ihn nichts anderes als ein *Eigentumsverbrecher*, also ein *Verbrecher an den Grundlagen des Staates*. So wollte er ihn behandelt wissen; deshalb die Stärkung der Staatsgewalt gegen ihn, weil Bismarck wußte, daß *nicht* das Gesetz den Verbrecher schreckt, sondern nur die hinter dem Gesetze stehende *Staatsgewalt*.

Wilhelm II. aber und sein Reichstag, der größte Teil des deutschen Volkes, sahen die Dinge anders. Man glaubte, durch Belehrung und „Aufklärung" wirken zu können, wobei man vollständig vergaß, daß man dieser Aufklärung *selbst* am allerdringendsten bedurfte. Wenn es nicht so tief-traurig wäre, müßte es ergötzlich wirken, mit welchen Mitteln Staat und Bürgertum (*nach* Bismarck) „aufklären" wollten, und wohin diese „Aufklärung" geführt hat, allerdings führen mußte. Wenn Bismarck die Staatsgewalt sehr stark machen und erhalten wollte, so wußte er, daß das nur zu erreichen war durch eine ebenso starke und gesunde Volkswirtschaft. Gerade sie gesund und stark zu halten, war sogar die vornehmste Aufgabe gegenüber dem Marxismus, d. h. dem Angriffe des internationalen Kapitals. Wußte er doch, *daß das Eindringen dieses Feindes nur über die Wirtschaft möglich war*; Beamtentum und Heer waren viel zu stark gefügt, als daß ein Eindringen bei ihnen möglich gewesen wäre. *Die Beseitigung dieser Staatsmachtmittel war eben nur auf dem Wege über die Wirtschaft möglich.* Eine Wirtschaft kann aber auf die Dauer nur gesund erhalten werden, wenn ihr Zweck, das Leben und die Vermehrung des Volkes zu sichern, innerhalb der Machtmittel dieses Volkes geschützt ist. Gerade hier sah Bismarck den Angriff des Marxismus ganz klar. War Bismarck es doch, dessen Tat in der Erschaffung des Deutschen Reiches, der großen deutschen Zollunion, dem deutschen Volke innerhalb seiner Staatsgrenzen zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder eine freie, völlig unabhängige Wirtschaftsbetätigung ermöglicht hatte. Gegen sie gerade richtete sich der Angriff, das sah Bismarck. Das sah leider nicht das deutsche Volk. Sonst hätte es nicht alles getan, diesem Angriff jeden denkbaren Vorschub zu leisten.

Im Überschwange des Glückszustandes, den die gesicherte Wirtschaft auslöst, ließen sich die Deutschen zu einer immer anspruchsvolleren Lebensweise, d. h. zu einem immer stärkeren Verbrauch von Sachgütern verführen (der erste marxistische Einfluß), statt bei der alten, einfachen Lebensweise zu verharren,

was notwendig gewesen wäre, wenn der Verbrauch im Rahmen dessen gehalten worden wäre, was die eigenen Äcker erzeugen konnten, und was noch ganz besonders notwendig gewesen wäre, wenn entsprechend der steigenden Volkszahl die Verstärkung von Heer und Marine gleichen Schritt gehalten hätte. Obwohl zwar auch die Leistungsfähigkeit des Bodens gesteigert wurde, stieg die Lebenshaltung der Bevölkerung derart, daß die Erzeugung der eigenen Äcker nicht langte, den Bedarf zu decken. Das Fehlende mußte importiert werden, was wiederum nur durch entsprechenden Export möglich war. Mit dem zunehmenden Verbrauch mußte sich die Industrie (der zweite marxistische Einfluß) immer mehr auf Export, also den Weltmarkt, einstellen. Da eine günstige Konjunktur das möglich machte, stieg die Wohlhabenheit, und schnell stieg weiter der Verbrauch in allen Bevölkerungsschichten. So zwang dieser starke Verbrauch, besonders infolge eben der zunehmenden Volkszahl, zu immer stärkerer Industrialisierung. Kein Wunder, daß damit die Bedeutung der Industriearbeiter immer mehr zunahm (dritter marxistischer Einfluß). Diese Bedeutung wurde noch vermehrt durch die Einstellung, die das deutsche Volk, insbesondere die „gebildeten" Schichten (vierter marxistischer Einfluß) gegenüber der Sozialdemokratie einnahmen. Die erste Tat des Nachfolgers Bismarcks, der Caprivische Zolltarif, zeigte schon ganz deutlich, wohin der Weg gehen sollte: Billiges Brot, die Industriearbeiter zufrieden zu erhalten bzw. die Löhne im Interesse der Exportindustrie (nicht der notwendigen, sondern der überflüssigen, der ungesunden) entsprechend niedrig halten zu können, aber auf Kosten der Entwickelung der eigenen Landwirtschaft. Die unausbleibliche Folge war, daß 1913 bereits 20% der Bevölkerung nicht mehr von den eigenen Äckern, sondern vom Import von Übersee leben mußten. In welche Abhängigkeit nunmehr das deutsche Volk von der Exportindustrie, d. h. von den Industriearbeitern, gekommen war, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Was diesen Zustand aber ganz besonders gefährlich machen mußte, war die immer stärkere Einstellung der Industriearbeiter unter den Einfluß des Marxismus, was in um so stärkerem Maße geschah, als die Stärkung der Machtmittel des Staates vernachlässigt wurde und die falsche Wirtschaftseinstellung sich immer stärker auswirkte. Je stärker aber die vom Marxismus beherrschte Macht der Industriearbeiter wurde, um so mehr konnte der Marxismus seinen Einfluß auf die Produktion geltend machen (fünfter marxistischer Einfluß). Daß dieser Einfluß sich ausschließlich produktionshemmend auswirken mußte, ist selbstverständlich. Beruht doch letzten Endes die Herrschaft des Marxismus auf dem Warenmangel. Warenmangel muß die Bildung neuen Kapitals nicht nur verhindern, denn solches bildet sich nur aus Warenvermehrung, sondern zwingt das vom Warenmangel, also von der Erzeugungsminderung, abhängig gewordene Volk zu dauernder Vermögensveräußerung, d. h. zur Überführung des nationalen Besitzes in den Besitz des internationalen Kapitals.

Ob der Marxismus, bei ruhiger Entwicklung der Dinge, in Deutschland sein Ziel erreichen konnte, war mehr wie fraglich. Letzten Endes konnte das nur ein Krieg, der die Machtmittel des Staates fesselte, bzw. ein verlorener Krieg, der sie vernichtete. War gerade der Neid der Welt gegen die Deutschen in erster Linie durch deren falsche Wirtschaftseinstellung (die übertriebene Industrialisierung) hervorgerufen worden, so wurde doch die Koalition der Feinde gegen Deutschland erst möglich, als diese Feinde sicher zu sein glaubten, daß ihnen der Marxismus zum Siege verhelfen würde, indem sie selbst ihm in

Deutschland zur Herrschaft verhalfen. Sie wußten, daß Deutschland nur durch eine wirtschaftliche Umstellung noch zu retten war, sie vertrauten aber darauf, daß der Marxismus das verhindern würde; so sicher glaubten sie seine Herrschaft bereits befestigt. Daß sie sich darin täuschten, daß der Kern des deutschen Volkes noch gesund war, das hat schlagend die gewaltige nationale Begeisterung bewiesen, die ganz Deutschland durchbrauste, als der Krieg 1914 unvermeidlich wurde. Das Gewaltigste hätte das deutsche Volk vollbracht, wenn es 1914 sofort die richtigen Führer gefunden hätte. Daran aber war es krank. In dem gänzlichen Versagen der Führer, d. h. der politischen und wirtschaftlichen Leitung, zeigte sich am deutlichsten die unheilvolle Arbeit des Marxismus am deutschen Volke. Wäre dies selbst nicht noch so gesund gewesen, wäre ihm nicht jene ehrliche, tiefgewaltige Begeisterung möglich gewesen, dann wäre wahrscheinlich — womit die Feinde nachweislich bestimmt gerechnet hatten — sehr schnell schon die Revolution gekommen.

Die stärkste Waffe der Feinde mußte und sollte der durch die englische Blockade herbeizuführende Hunger sein. Weil, wie gesagt, bereits 20% der Deutschen ihre Nahrung von Übersee bekamen, sollte diese Nahrungszufuhr durch die englische Flotte abgeschnitten werden. Was hätte also näher gelegen, als, da die Exportindustrie durch den Krieg doch zum Stillstand kam (und durch die englischen Handelsmaßnahmen für viele Jahre in der Welt geschwächt wurde), nunmehr unverzüglich ein großzügiges, gewaltiges, landwirtschaftliches Produktionsprogramm durchzuführen? Das doch um so mehr, als man auch den anderen Ausweg nicht beschritt, durch einen sofortigen Angriff der gesamten deutschen Flotte auf die englische diese so zu dezimieren, daß eine Blockade nicht mehr durchgeführt werden konnte, besonders, wenn dann sofort mit aller Kraft U-Boote gebaut worden wären. Man fand auch dazu nicht den Mut, obgleich man sich doch hätte sagen müssen, daß die Schwächung der englischen Flotte allein verhindern konnte, daß noch weitere Länder in den Krieg gegen Deutschland eintreten würden, und obgleich man sich ebenfalls hätte sagen müssen, daß man nur durch Angriff auf die englische Flotte oder durch ein entsprechendes Wirtschaftsprogramm dem unausbleiblichen Mangel entgehen konnte, ansonst man die Stärkung des innerdeutschen Verbündeten der Angelsachsen, des Marxismus, ganz unabsehbar steigern mußte. Entweder also sah man diese Gefahr überhaupt nicht, oder man wagte tatsächlich schon nichts mehr ohne die Sozialdemokratie, geschweige denn gegen sie. So kam es, daß die Kriegführung von Anfang an unter den Einfluß des Marxismus geriet, der nun ununterbrochen die politische Führung gegen die militärische Führung beeinflußte und dauernd auszuspielen wußte, denn das Heer stand ihm selbstredend im Wege. In ihm war der größte und weitaus stärkste Teil des Volkes konzentriert. Offen gegen das Heer vorzugehen, war nicht möglich und durfte der Marxismus auch nicht wagen, zumal irgendeine nennenswerte Beeinflussung des Heeres oder ein Eindringen in das Heer ihm bis 1914, trotz gewaltigster Arbeit, nicht möglich gewesen war. So konnte er nur über die politische Leitung, indem er mit dieser die Umstellung auf das industriell-landwirtschaftliche Produktionsprogramm verhinderte, dagegen sein eigenes produktionhinderndes Programm, die Verteilungswirtschaft (Zwangswirtschaft) durchzuführen wußte, sein Ziel zu erreichen suchen. Auch als die ersten Zeichen der Wirkung dieser Zwangswirtschaft auf Bevölkerung und Heer in nicht mißzuverstehenden Zersetzungserscheinungen zutage traten, fand man leider nicht

den Mut zu dem Entschlusse, der von Anfang an notwendig gewesen wäre, den Entschluß zur Diktatur, unter gänzlicher Ausschaltung irgendwelcher parlamentarischer Mitarbeit, dagegen mit ausschließlicher Berücksichtigung militärischer und nur solcher wirtschaftlicher Gesichtspunkte, die die Ernährung der Bevölkerung von den eigenen Äckern ermöglichte. Daß die Umstellung der Wirtschaft auf dieses Produktionsprogramm nur möglich war unter einheitlichem diktatorischem Willen, also *gegen* irgendwelche marxistische Beeinflussungsversuche, ist klar. Und wie leicht wäre das 1914, bei Beginn des Krieges, bei dieser so gewaltigen nationalen Begeisterung durchzuführen gewesen, wenn die Einsicht und der Wille dazu vorhanden gewesen wären!

Die vor dem Kriege ständig gesteigerte Lebenshaltung, deren Befriedigung durch die eigenen Äcker zunehmend geringer eingeschätzt wurde, hatte den, vom Marxismus geflissentlich unterstützten (sechster Einfluß des Marxismus) wirtschaftlichen Irrtum erzeugt, daß die deutschen Äcker gar nicht in der Lage wären, die Deutschen zu ernähren. Dieser *Irrtum* aber hatte Volk und Führer ergriffen, er hatte sich zur förmlichen *Angstpsychose* ausgebildet, die zu erhalten und zu fördern der Marxismus bis zum heutigen Tage sich emsig bemüht hat. Konnte er doch damit immer krebsen gehen, um das ihm so verhaßte, industriell-landwirtschaftliche, gemeinsame Produktionsprogramm zu verhindern. Wer sein Ziel nur durch Waren*mangel* erreichen kann, muß natürlich Waren*erzeugung* als seinen schlimmsten Feind betrachten. Da aber Erzeugung, stärkste Erzeugung, die einzige Rettung für das von allen Seiten bedrohte Volk sein konnte, so mußte der Marxismus sich in dem Maße zu einem immer schlimmeren Feinde des deutschen Volkes auswachsen, je mehr dieses Volk und seine Regierung sich der marxistischen Wirtschaftsform, der Verteilungswirtschaft (Zwangswirtschaft) zuwandte. Je mehr aber wiederum dem Marxismus die Möglichkeit gegeben wurde, über die Wirtschaftsform die politische Herrschaft zu erlangen, desto sicherer mußte Deutschland in seinem Ringen gegen seine Feinde unterliegen, denn die endgültige Besitzergreifung der marxistischen Herrschaft war nur möglich durch die sozialistische Revolution. Sie eben sollte dem Marxismus die Herrschaft, d. h. den Feinden Deutschlands den Sieg bringen. Wie Verbrecher als erste Tat, wenn ihnen durch einen Putsch die Überwältigung eines Polizeipräsidiums oder Gefängnisses gelingt, sofort alle Personalakten zu vernichten trachten, weil sie sich so vor der verdienten Strafe schützen zu können vermeinen, so hatte auch der Marxismus ein Interesse daran, möglichst schnell alles das zu vernichten, woraus ihm eine Strafe für sein Novemberverbrechen am deutschen Volke erwachsen könnte, d. h. alle Machtmittel dieses Volkes mußten vernichtet werden, in erster Linie natürlich das starke Heer. Ein dauernd in Ohnmacht gehaltenes Volk, das über gar keine Machtmittel mehr verfügt, kann auch Verbrecher nicht mehr bestrafen, besonders nicht politische Verbrecher, wenn sie in größerer Zahl vorhanden sind. Wenn aber erst einmal die Achtung vor dem Gesetze nach *einer* Richtung hin beseitigt ist, dann muß die Achtung vor dem Gesetze nach *jeder* Richtung hin mehr und mehr verschwinden (siebenter Einfluß des Marxismus). Ist doch die letzte Stufe der Eigentumsüberführung (Bolschewismus) gar nicht anders möglich, als durch vorherige vollkommene Vernichtung der Achtung vor dem Gesetze, d. h. vollkommene Ohnmacht des Staates gegen den Verbrecher.

Der Zweck des Marxismus, die Überführung des nationalen Besitzes eines Volkes in die Hände des internationalen Kapitals, kann nicht sofort in einem

Schlage erreicht werden, sondern das kann nur nach und nach und zwar in erster Linie über die Geldentwertung vor sich gehen. Durch sie wird dem deutschen Volke zunächst aller Geldanlagebesitz genommen, dann der mobile Besitz und mit ihm schon ein großer Teil des immobilen Besitzes, in erster Linie industrieller und städtischer Besitz. Doch bleibt dann noch ein erheblicher Rest, vor allen Dingen fast der gesamte landwirtschaftliche Besitz in nationalen Händen; ihn aus diesen Händen ebenfalls in den Besitz des internationalen Kapitals zu überführen, bedarf es einer erneuten Staatsumwälzung, der kommunistischen. Sie ist nur möglich und kann nur zum Ziele führen, wenn nach Beseitigung jeder Achtung vor dem Gesetze, gleichzeitig der Eigentumsbegriff (achter Einfluß des Marxismus) völlig auf den Kopf gestellt und zerstört wird. War also die erste Staatsumwälzung im November 1918 eine sozusagen industrielle, zum Zwecke der Überführung des industriellen Besitzes, so muß die nächste Revolution eine agrarische werden, um auch den Agrarbesitz zu überführen. *Auf dem Wege dahin befinden wir uns. Gelingt die agrarische Revolution, dann erst ist das deutsche Volk wirklich verloren.*

Daß der Marxismus die erste Etappe seiner Herrschaft im November 1918 benutzen würde, um auf ihr festen Fuß zu fassen, war selbstverständlich. Da seine Herrschaft auf dem *Warenmangel* beruht, so mußte er alles tun, um diesen *Warenmangel* sozusagen *zum gesetzlichen Zustande* in Deutschland zu machen. Man betrachte nur unter diesem Gesichtspunkte die Verordnungen vom November 1918 über Achtstundentag, Tarifzwang, Arbeitslosenunterstützung, sowie alle ferneren Gesetze und Verordnungen von dieser Zeit an bis zum heutigen Tage, deren Auswirkung eine geradezu katastrophale Zerrüttung unserer industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugung herbeigeführt hat! Dauernder Warenmangel aber *muß* alle sittlichen, wirtschaftlichen und staatspolitischen Grundlagen eines Volkes *zerstören*, weil er in erster Linie sein Geldwesen, seine Währung, zerstören muß.

Darum ein kurzes Wort über das Geldwesen bzw. die Notenpresse und deren Wirkung! Zu dem ersten Schritt auf dieser schiefen Bahn ließ sich der erste Kriegskanzler, der stets unter marxistischer Beeinflussung gestanden hat (Scheidemanns Besuch am 4. August 1914) bewegen, als er Anfang August 1914 grundsätzlich den Goldzahlzwang aufhob, ohne Sicherheit dafür zu schaffen, daß der Notenumlauf nunmehr durch Warenerzeugung gedeckt war bzw. werde (neunter Einfluß des Marxismus). Es hätte für den Marxismus ja auch gar keinen Wert gehabt, den Goldzahlzwang aufzuheben, wenn der Warenerzeugungszwang durch die Währung bzw. Geldschaffung erhalten blieb. Gerade diesen *Warenerzeugungszwang* wollte doch der Marxismus beseitigen. Darf die Reichsbank nur so viel Noten drucken lassen, als durch Warenwechsel gedeckt sind, dann hilft gar nichts anderes als Warenerzeugung, wenn der Staat oder die Privatwirtschaft mehr Geld gebraucht. Es ist also klar, daß, wenn diese Geldschaffung der Reichsbank beseitigt wird, d. h. wenn der Zustand beseitigt wird, daß *nur die Wirtschaft Geld schaffen kann*, weil Geld nichts anderes sein kann und darf, als *wirtschaftliches* Bedürfnis, demgegenüber aber dem Staate das Recht gegeben wird oder der Staat gezwungen wird, selbst „Geld" zu schaffen nach seinem *politischen* Bedürfnisse, das Interesse an der *Warenerzeugung* immer mehr verloren gehen muß. Um das zu verstehen, muß man sich klar machen, daß, als dem Staate das Recht eingeräumt wurde, Geldscheine auf Grund

der Hingabe von Schatzwechseln des Reichs drucken lassen zu können, damit sofort eine erheblich größere Menge Geldes in Umlauf kam. Diese größere Geldmenge mußte sofort preisverteuernd wirken, denn je mehr Geld bei gleicher oder gar sinkender Warenmenge in Umlauf kommt, um so höher muß der Preis der Waren in diesem Gelde steigen. Weil jeder aber seinen Warenvorrat (scheinbar) ständig teurer werden sah, so ließ sich das ganze Volk täuschen, denn jeder freute sich seines zunehmenden (scheinbaren) Reichtums. Kein Wunder, daß jeder immer mehr Gefallen an der Warenspekulation (in der Tat: an der Geldentwertung) fand, als an der Arbeit, d. h. an der Warenerzeugung. Die Novemberverordnungen 1918 aber machten diesen Zustand sozusagen gesetzlich, denn sie verhinderten nun gesetzlich die Warenerzeugung und zwangen damit den Staat zu um so schärferer Geldvermehrung, je tiefer die Warenmenge, d. h. die Erzeugung, sank und je höher die Bedürfnisse des Staates durch die ihm infolge der marxistischen Verwaltungswirtschaft aufgezwungenen Beamtenmengen, Tarife usw. stiegen (zehnter Einfluß des Marxismus). Daß in dieser Geldentwertung aber lediglich die marxistische Absicht der Vermögensentwertung, d. h. der Vermögensüberführung stak, beginnt das deutsche Volk jetzt erst, jedoch noch lange nicht in allen seinen Schichten, einzusehen, nachdem die tatsächliche Verarmung immer offenbarer wird. Ganz kennzeichnend ist die infolge der starken Geldentwertung von den Gewerkschaften gestellte Forderung (so arg ist ihnen der Schreck über die von ihnen selbst verursachte Geldentwertung, d. h. tatsächliche Verarmung, in's Gebein gefahren), Löhne und Gehälter sofort auf der Goldbasis aufzubauen, und zwar verlangen sie wenigstens die Hälfte der Friedenslöhne. Kann es einen drastischeren Beweis für die Verarmung des deutschen Volkes, des deutschen Arbeiters geben als diese Forderung?! Dabei muß ihnen gesagt werden, daß in Gold, d. h. in Waren, keine Wirtschaft höhere Löhne zahlen kann, als sie aus der Warenerzeugung erübrigt; tut sie es unter dem Druck der Gewerkschaften doch, so treibt sie lediglich weitere Vermögensveräußerung, die in kürzester Zeit in allgemeiner Arbeitslosigkeit enden muß. Kein drastischeres Beispiel konnte es wirklich dafür geben, wie sehr sich die Gewerkschaften in ihre eigene marxistische Wirtschaftslüge verstrickt haben, als dieses. Sie hatten dem Arbeiter doch ein besseres Leben als vor dem Kriege versprochen, wenn sie erst zur Herrschaft kämen, und nun? Ja, nun sind sie zwar an der Herrschaft, aber weil sie nichts von Wirtschaft verstehen, ist infolge gerade ihrer Tätigkeit über die Notenpresse fast das gesamte deutsche Betriebskapital entwertet, d. h. enteignet worden. Je weniger Betriebskapital aber vorhanden ist, um so geringer muß die Warenerzeugung werden, um so mehr muß Volk und Wirtschaft verarmen, je niedriger müssen die Löhne sinken.

Aber nicht nur die Enteignung des Besitzes wurde durch die Notenpresse erzielt, sondern noch viel Unheilvolleres brachte der Marxismus mit ihrer Hilfe fertig; er verhinderte jede Kapitalneubildung, d. h. jede Sparmöglichkeit, vor allen Dingen bei den kleinen Sparern (elfter Einfluß des Marxismus).

Wenn man weiß, daß vor dem Kriege in den deutschen Sparkassen mehr als 20 Goldmilliarden Spargelder kleiner Sparer lagen, demgegenüber aber der Aktienwert sämtlicher Aktiengesellschaften Deutschlands, also das Spargvermögen der großen Sparer, nur 30 Goldmilliarden betragen hatte, so ersieht man daraus mit aller Deutlichkeit, welch' ungeheure Bedeutung für die Wirtschaft das „kleine" Sparkapital darstellt. Bei andauernder Tätigkeit der Noten-

presse, die immer rasender werden muß, je länger höherer Lohn ohne Mehrleistung (Tarifzwang), sogar nicht geleistete Arbeit (Arbeitslosengelder, neuerdings „Rhein- und Ruhrhilfe") bezahlt wird, besteht keine Möglichkeit mehr, Erspartes in deutscher Mark anzulegen. Unter dem Vorwande der Verhinderung einer „Devisenspekulation" wurde dem Sparer die letzte Möglichkeit genommen, sein Erspartes in wertständiger Auslandswährung anzulegen. Das war der wirkliche, begreiflicherweise ängstlich verschwiegene Grund für die Einführung der „Devisenverordnung". Eine Währung kann gar nicht auf Grund von Spekulation zerstört werden, wenn die Vorbedingungen für solche Spekulationsmöglichkeit nicht durch die falschen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse gegeben sind. Man ändere diese Verhältnisse, und sofort ist jeder Spekulation auf die Währung der Boden entzogen. Aber das muß der Marxismus und alle seine Nutznießer ängstlich verschweigen, sonst ist es um ihre Herrschaft geschehen!

Nicht nur in bezug auf das Versprechen hinsichtlich des besseren Lebens für die Arbeiter hatten sich die Gewerkschaften in ihre eigene marxistische Wirtschaftslüge verstrickt, nein sogar in bezug auf ihre Existenz selbst sehen sie sich bedroht. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß die ganze gewerkschaftliche Bewegung aufgebaut ist aus den Einnahmen, die sie aus den Konsumvereinen ziehen, und aus den Beiträgen der einzelnen Mitglieder. Bei andauernder Markentwertung waren aber auch die Konsumvereine der allgemeinen Entwertung bzw. dem Verluste ihres Betriebskapitals verfallen. Die Konsumvereine sehen sich mehr und mehr gezwungen, sich das ständig abnehmende Betriebskapital immer wieder von den Mitgliedern neu auffüllen zu lassen. Daran aber hatten die Mitglieder begreiflicherweise kein Interesse. Da standen sie sich ja besser, wenn sie ihre Bedürfnisse in privaten Verkaufsgeschäften deckten. Tun sie das aber, dann geht den Gewerkschaften eine Haupteinnahmequelle verloren. Genau so lagen die Dinge beim Tarifzwang. Er war gedacht als eine Hauptstütze für die Gewerkschaften, bzw. den Marxismus. Konnte man doch mit seiner Hilfe den Arbeitern immer „höhere" Löhne verschaffen, so daß die Arbeiter ein immer höheres Interesse an den Gewerkschaften gewinnen und dementsprechend auch willig entsprechende Mitgliederbeiträge zahlen sollten. Aber auch in dieser Beziehung verstrickte man sich in die eigene marxistische Wirtschaftslüge, denn höhere Löhne, ohne höhere Arbeitsleistung (und letztere wollte doch der Marxismus nicht, er wollte ja im Gegenteil Warenmangel, also Minderleistung) mußten zu dauernder Geldentwertung führen. So nützte also die Lohnerhöhung den Arbeitern nicht nur nichts, sondern im Gegenteil sank der Warenwert, der Goldwert, ihres Lohnes immer tiefer, denn die Lohnverhandlungen bzw. Lohnfestsetzungen mußten stets hinter der Geldentwertung zurückbleiben. Welches Interesse konnten bei solchem Zustande die Arbeiter noch an den Gewerkschaften haben? Liefen sie aber aus den Gewerkschaften, dann liefen sie letzten Endes auch dem Marxismus davon, und nur mit Hilfe der Arbeiter konnte dieser Deutschland bei seiner falschen Wirtschaftseinstellung halten, konnte er die Überführung der Sachwerte, des Besitzes durchführen. Also mußte auf ein Mittel gesonnen werden, den Gewerkschaften zu Hilfe zu kommen. Dieses Mittel sollte in erster Linie die „Stabilisierung" der Mark sein und neuerdings die „Stabilisierung" des Lohnes, was im Endeffekt auf dasselbe hinausläuft. Wie schon gezeigt wurde, kann Geld, also die Währung eines Landes, nur wertbeständig gehalten

werden, also währen, wenn Geldschaffung und Warenschaffung genau gleichen Schritt halten. Das nächstliegende wäre gewesen, mehr Ware zu schaffen, dann mußte sich das Geld von selbst bessern. Aber damit ist doch dem Marxismus nicht gedient, der will doch Warenmangel; er kann also den selbstverständlichen, den im Interesse des deutschen Volkes liegenden, den nationalen Weg nicht beschreiten, sondern er muß die Mark anders „stabilisieren". Da gibt es nur einen Ausweg: was in Warenschaffung nicht in den Geldverkehr gebracht werden kann, muß durch Vermögensveräußerung fertiggebracht werden. Darum die von den Gewerkschaften schon so lange geforderte „Erfassung der Sachwerte", was nichts anderes ist als Vermögensveräußerung! Gelang es dem Marxismus, diesen Weg gesetzlich zu verankern, so hatte man eine Entwertungs- bzw. Vermögensüberführungsmaschine geschaffen, wie sie prächtiger nicht auszudenken war, besonders wenn man dann noch dafür sorgte, daß die einzige Rettung vor dieser Entwertungsmaschine, die Flucht aus der Mark und zur ausländischen Währung, der Devise, durch Devisenkontrolle, schlimmsten Falles Devisenbeschlagnahmung, unmöglich gemacht wurde. Dann hatte man, was man wollte. Die „Stabilisierung" der Mark stabilisierte dann auch zugleich die Konsumvereine und die Tarife; die Arbeiter gewannen erneutes Interesse an den Gewerkschaften, und diese verhinderten ihrerseits Warenbeschaffung bzw. Mehrarbeit. Die ganzen Kosten für dieses Verfahren trüge das deutsche Vermögen, der deutsche Besitz. Um das durchzuführen, hätte man ganz unbeschränkt über alle noch vorhandenen staatlichen Machtmittel verfügen müssen. Aber hatte man solche noch und standen sie dem Marxismus unbeschränkt zur Verfügung? Schon im September 1921, als das erste „Kreditangebot" der Industrie auf der Münchner Tagung auftauchte, glaubte der Marxismus am Ziele seiner Wünsche zu sein. Das Kreditangebot erfolgte bekanntlich, um die „Erfüllungspolitik", d. h. das Kabinett Wirth zu stützen. („Offensive der Erfüllung", wie man in München „geistreich" sagte). Mit diesem „Kreditangebot" würde sich die Industrie grundsätzlich auf den Gedanken der Sachwerteerfassung gestellt haben. Das Präsidium des Reichsverbandes der Industrie hatte nämlich dem damaligen Kanzler Dr. Wirth die Durchführung versprochen (aus Freude darüber ließ der Marxismus auf dem Görlitzer Parteitage der Sozialdemokratie binnen 24 Stunden einen Stimmungswechsel vollziehen: die deutsche Volkspartei, die man heftig beschimpfte und mit der man nicht zusammen in der Regierung sitzen wollte, wurde plötzlich hoffähig befunden), und auf der Münchner Industrietagung wurde der Versuch einer Überrumpelung unternommen. Er schlug fehl. Der in München noch auf wenige Persönlichkeiten beschränkte Widerstand ergriff schnell so weite Kreise der Industrie, daß auf der kurze Zeit später nach Berlin einberufenen Tagung die Industrie das Kreditangebot zwar nicht rundweg ablehnte, aber doch so verklausulierte, daß es einer Ablehnung gleich kam. Die Macht, die Industrie zu zwingen, hatte der Marxismus, wie gesagt, nicht, und an eine Unterstützung von außen war nicht zu denken; soweit war man damals im Lager der Entente noch nicht. So mußte die „gesetzliche" Sachwerterfassung einstweilen noch zurückgestellt werden. Die Not der Gewerkschaften aber stieg infolge der Geldentwertung weiter. Diese fortschreitende Geldentwertung trieb die Arbeiter in hellen Haufen aus den Gewerkschaften, und die Konsumvereine standen fast samt und sonders vor der Gefahr ihrer Auflösung. Nur wenige Monate noch, dann mußte der Marxismus kapitulieren; dann war eine Wirtschafts-

umstellung in Deutschland unvermeidlich; dann gingen alle Errungenschaften der Revolution in die Binsen, denn — der Kommunismus hatte in Deutschland trotz allem nicht so festen Fuß fassen können, daß durch ihn jetzt schon das marxistische Endziel erreicht werden konnte. Die Sache des Marxismus wäre erledigt gewesen. Ohne den Marxismus war aber auch die Sache der Entente in Deutschland verloren.

Diese Stunde schien den Angelsachsen günstig. Eine vierjährige Erfüllungspolitik hatte das Ihre getan, die deutsche Wirtschaft so zu schwächen, daß das Risiko des französischen Ruhreinmarsches denkbar gering erscheinen mußte. Zudem war es, wie wir gesehen haben, die höchste Zeit, dem innerdeutschen Verbündeten, dem Marxismus, zu Hilfe zu kommen. Also konnte man dem französischen Ehrgeize die Zügel ruhig etwas lockern. Über Erwarten ging alles vortrefflich vonstatten. Schlimm werden konnte es nur, wenn ein eintretender deutscher Widerstand so aktiv wurde, daß Frankreich sofort gezwungen werden konnte, über die Ruhr hinaus deutsches Land besetzen zu müssen. Es kam also alles allein darauf an, daß der innere deutsche Verbündete auf dem Posten war, d. h. daß er sich nicht verleiten ließ, selbst die Regierungsgewalt zu übernehmen, weil sonst die Gefahr eines zu aktiven Widerstandes dagewesen wäre. Unter allen Umständen mußte es eine „bürgerliche" — tatsächlich vom Marxismus beherrschte — Regierung sein, der man den Ruhreinbruch aufhängen mußte, wenn er zu einem Erfolge für Entente und Marxismus werden sollte. Da sich diese bürgerliche Regierung tatsächlich gefunden hatte, brauchte man nicht zu zögern, nachdem man die Gewißheit hatte, daß diese „bürgerliche" Regierung dem Marxismus freie Hand lassen würde. Man war sich eben im Lager der Entente vollkommen darüber klar, daß eine so aufgezogene bürgerliche Regierung die Kräfte des Bürgertums (der Antimarxisten) sofort spalten bzw. lahmlegen mußte. Darum wagte man den Einmarsch. Und man hatte sich nicht verrechnet. Sofort war zwar über ganz Deutschland beim Einmarsch der Franzosen der einmütige Wille der Nation zum Widerstand aufgeflammt, doch ließ sich auch sofort die „bürgerliche" Regierung die Initiative durch die Gewerkschaften aus der Hand nehmen und zwar durch die sog. „Rhein- und Ruhrhilfe", deren Sinn und Absicht war, den einsetzenden Widerstand ausschließlich passiv zu halten und ausschließlich in die Hände der Gewerkschaften zu bringen. Ausschließlich passiver Widerstand mußte die Abwehr auf die Ruhrbevölkerung allein beschränken, machte ein Eingreifen des übrigen Deutschland in diesen Kampf ganz unmöglich (sonst wurde doch sofort ein aktiver Widerstand daraus), mußte also eine zunehmende Gegensätzlichkeit zwischen dem Ruhrgebiete und dem Reiche erzeugen. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Geschichte dieses „Abwehrkampfes" von Anfang an — auch den hinter den Kulissen — verfolgen zu können, der weiß, daß nicht nur der Gedanke der „Rhein- und Ruhrhilfe", sondern auch die diesbezüglichen Forderungen der Gewerkschaften an die bürgerliche Regierung schon fertig formuliert vorlagen, als der Einmarsch erfolgte. Nicht nur die Regierung, auch die Wirtschaft — vor allen Dingen die Industrie — ließ sich überrumpeln, und ehe das deutsche Volk überhaupt wußte, was vor sich ging, war das sog. „Düsener Abkommen" bereits unterzeichnet und damit nicht nur der lediglich passive Widerstand verbürgt, nein, auch die Führung dieses Abwehrkampfes den Gewerkschaften ausgeliefert. Das „Düsener Abkommen" war nämlich nichts anderes, als der Weg, wie die „Rhein- und Ruhrhilfe" — im Sinne der Gewerkschaften — praktisch zur An-

wendung und Durchführung kommen sollte. Es war vorauszusehen, daß der Einmarsch ins Ruhrgebiet auf Widerstand stoßen würde. Dieser Widerstand durfte aber nicht die nationale Leidenschaft — den furor teutonicus — entflammen, darum mußte ein Mittel gefunden werden, sie rechtzeitig abzufangen und umzubiegen, d. h. sie der idealen, der entmaterialisierten, kurzum der nationalen Kraft zu entkleiden und sie lediglich rein materiellen, also marxistischen Gesichtspunkten zu unterstellen. So sollte aus einer Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes, des ganzen Deutschen Reiches, was der Ruhreinbruch doch allein war, lediglich eine wirtschaftliche Angelegenheit des besetzten Gebietes gemacht werden. Es war klar, hatte man dem Staate (durch die Ruhr- und Rheinhilfe) die Verpflichtung auferlegt, das materielle Wohl der Bewohner des besetzten Gebietes sicherstellen zu müssen, so mußte im unbesetzten Deutschland nicht nur sondern auch im besetzten Gebiete selbst das Interesse, die Notwendigkeit des Kampfes gegen Frankreich erlahmen; der Staat war zwischen den französischen Machtwillen und die Lebensinteressen der deutschen Nation geschoben. Daß der „Staat", d. h. die ihn augenblicklich betreuende „bürgerliche" Regierung, sich damit in Gegensatz zu den Lebensinteressen der Nation gestellt hatte, war den marxistischen Drahtziehern ganz besonders willkommen. Um so willkommener, als der „Staat" die ihm zugeschanzte Aufgabe doch gar nicht anders würde lösen können, als mit der Notenpresse, diesem marxistischen, vollendetsten Verschleierungs-, Betrugs-, Enteignungs- und Entsittlichungsinstrument! Und welche Aussichten eröffneten sich nicht, nachdem gerade eine „bürgerliche" Regierung auf diesen Leim gekrochen war! Das zeigte sich schnell genug, als sich diese Regierung gezwungen sah (unter dem Druck der Gewerkschaften), ein Verständigungsangebot zu machen. Mußte das nicht — genau wie während des Krieges im Jahre 1917 das Friedensangebot — den Abwehrwillen lähmen? Während die französisch-englischen Verhandlungen darüber, ob das Angebot Deutschlands „genüge", fortgesetzt wurden, würde der immer stärker werdende Druck der Notenpresse auf das deutsche Volk schon dafür sorgen, daß man jedes erneute Angebot als ungenügend bezeichnen lassen könnte. Wie trefflich dabei die Angelsachsen und Frankreich zusammenarbeiten, hat ein Ereignis aus der Geschichte des allerletzten Marksturzes gezeigt: Die von Frankreich im Ruhrgebiet geraubten 200 Milliarden Papiermark wurden in Neuyork (London durfte das natürlich nicht machen, sonst hätten die Deutschen am Ende doch noch Lunte gerochen) auf den Markt geworfen, um den Kurs der Mark so gewaltig zu werfen. Scheinbar arbeitet die deutsche Notenpresse noch nicht schnell genug. Die Entente, d. h. das angelsächsisch-französische Bündnis zur Plünderung der deutschen Wirtschaft und Vernichtung des Deutschen Reiches, wird solange bestehen bleiben, als Frankreichs Wünsche nicht über ein gänzlich ohnmächtiges, d. h. politisch zersplittertes Deutschland hinausgehen. Damit meint England, müßten Frankreichs Befürchtungen gegenüber einer deutschen Rache genügend beruhigt, also Frankreichs Verlangen erfüllt sein. Würde das möglich sein, dann wäre allerdings für England sein alter Idealzustand in Europa hergestellt, nämlich ein politisch zersplittertes, aber immerhin ein geographisches Deutschland, das auf der einen Seite verhindern soll, daß Frankreichs Macht nicht zu stark werde, auf der anderen Seite wirtschaftlich vollkommen von den Angelsachsen abhängen soll. Ganz klar zeigt diesen Willen das von England an Deutschland gestellte Ansinnen, letzteres müsse 50 Goldmilliarden zahlen

und diese Summe „sicherstellen", nicht aber durch Staatsbesitz oder Staatseinkommen, sondern durch Übernahme dieser Reichskriegsschuld auf die gesamte deutsche Wirtschaft, als deren Privatschuld; eine Zumutung, wie sie in der Geschichte aller Völker noch niemals an ein Volk gestellt wurde! Dabei scheint die größte Zahl der Deutschen gar nicht einmal zu ahnen, welche Ungeheuerlichkeit in dieser Forderung liegt. Um Englands Forderung zu verstehen, muß man wissen, daß es doch gerade die Konkurrenz, also die Unabhängigkeit der deutschen Privatwirtschaft war, um derentwillen England in den Krieg gegen Deutschland eingetreten ist. England muß also unter allen Umständen diese Unabhängigkeit der deutschen Privatwirtschaft beseitigen, wenn es den Krieg nicht vergebens geführt, nämlich verloren haben will. Es weiß genau, daß die Notenpresse den deutschen Grundbesitz noch lange nicht ganz überführt hat, daß das auch nur eine zweite, eine kommunistisch-agrarische Revolution restlos tun könnte (die aber hat es allen Grund zu scheuen, weil sie den Eigentumsbegriff vernichtet und damit die von England gewünschte Belastung vernichtet bzw. unmöglich macht), daß also die Notenpresse vorläufig nur den geringsten Teil des Grundbesitzes überführt hat, den Rest aber fast völlig entschuldet hat. Würde sich nun das deutsche Volk seine politische Freiheit zurückgewonnen haben, bevor dieser sein Grundbesitz mit der angelsächsischen Goldhypothek an erster Stelle belastet sein würde, dann hätte sich der deutsche Staat mit der politischen Freiheit auch vom Versailler Vertrage freigemacht und damit ganz selbstverständlich auch von allen Verpflichtungen aus diesem Vertrage oder seinen Folgen. Dann aber wäre mit einem Schlage die deutsche Privatwirtschaft in der Lage, sich auf Grund ihres unbelasteten Besitzes jeden nur denkbaren Kredit in der Welt zu verschaffen, denn kein Volk hätte ein, auch nur annähernd so wertvolles, schuldenfreies Pfandobjekt zur Beleihung frei. Die Folge wäre ein gewaltiges neues Emporblühen der deutschen Wirtschaft, schon deshalb, weil das in Amerika durch den Krieg viel zu stark aufgehäufte Kapital sofort dieses Pfandobjekt als Anlage suchen würde (womit, nebenbei gesagt, auch der natürliche Ausgleich zwischen Hoch- und Niedrigvaluta, der die ganze Welt aus dem Gleichgewicht gebracht hat, eintreten würde). Damit würde Deutschland bzw. die deutsche Privatwirtschaft von neuem zum wirtschaftlichen Mittelpunkt Europas werden, das um so mehr, wenn Deutschland dann, in Erkenntnis seiner heutigen, falschen, wirtschaftlichen Einstellung (die große industrielle Zerstörung, die an der Ruhr eingesetzt hat, wird das ihre dazu beitragen) sich umstellte und zwar einmal durch Befreiung seiner Arbeitskräfte von den marxistischen Zwangsfesseln, das andere Mal aber dann alle Kraft auf den inneren Markt, die eigenen Äcker konzentrierend (auch ein gewaltiges, industrielles Programm liegt in dieser Umstellung) von einem landwirtschaftlichen Einfuhrland zu einem Überschußland würde. Wenn man dabei überlegt, daß in dieser deutschen Möglichkeit allein der Wiederaufbau Rußlands, wie überhaupt des ganzen Ostens liegt, so begreift man, welche Himmelangst England (und gleichfalls der Marxismus, schon weil seine Herrschaft in Rußland beseitigt würde) davor haben muß, daß solche Möglichkeit einmal Wirklichkeit werde. Kein wirksameres Mittel dagegen aber würde es geben, als die Belastung der deutschen Privatwirtschaft mit jenen 50 Goldmilliarden.

Sind sie übernommen und auf den deutschen Besitz eingetragen, dann gibt niemand in der Welt der deutschen Wirtschaft noch einen Kredit. *Eine Wirtschaft, die so vorbelastet ist, die unter so schwerer Last liegen würde, ist kreditunfähig.*

Nun wird man begreifen, warum England so stark auf Frankreich einwirkt, doch nicht den Bogen an der Ruhr zu überspannen, damit Deutschland nur nicht zum aktiven Widerstand gezwungen werde und sich die *politische Freiheit vorher hole, ehe das englische Ziel erreicht ist!* Die Ruhrbesetzung, die Abschnürung dieses so wichtigen wirtschaftlichen Gebietes vom übrigen Deutschland, wirkt doch so prächtig auf die deutsche Notenpresse, also die deutsche Wirtschaft; die deutschen Gewerkschaften bemühen sich doch auch, im Schweiße ihres Angesichts den Abwehrkampf passiv zu halten durch „Rhein- und Ruhrhilfe" und, durch Verhinderung des allein Rettung bringenden aktiven Produktionsprogrammes, die deutsche Wirtschaft immer stärker durch die Notenpresse zu schwächen. Da reifen doch die angelsächsischen Trauben so prächtig, wie nur möglich! Warum also diese unsinnige, französische Siegerpantomime? Die Deutschen müßten doch noch ärger von allen guten Geistern verlassen sein, als sie es an und für sich schon sind, wenn sie nicht bald herausbekommen würden, was hinter diesem französischen Popanz steckt. Zwar ist dazu noch gute Weile, sonst würden sie nämlich schon beim letzten Kommunistenaufstande im Ruhrgebiete gemerkt haben, was los ist, nämlich, daß sich die bleiche Angst vor deutscher Rache schon hinter die Kommunisten verkriecht! Hatte vor wenigen Tagen ein in englischen Militärkreisen viel gelesenes Blatt aus der Schule geschwatzt, als es die deutsche Reichswehr mit der französischen Besatzungsarmee verglich und dabei zu einem, für Frankreich nicht gerade ehrenvollen Vergleich kam? Oder war es die Angst, Frankreich könne, wie so oft schon in seiner Geschichte, in Überschätzung seiner tatsächlichen Kraft, den Bogen an der Ruhr überspannen, daß die Deutschen einfach *gezwungen* würden, auch ihrerseits einen Vergleich zwischen ihrer Reichswehr und den französischen Besatzungstruppen anzustellen? In solchem Falle scheint man in England Schlimmes für Frankreich zu befürchten, weshalb man möchte, daß man rechtzeitig in Frankreich sich des Wortes Napoleons besänne: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!"

Um Himmels Willen, nur keine Störung jetzt, es ist doch alles so schön im Gange! Die deutsche Industrie hat sich ja schon bereit erklärt, dem englischen Willen zu willfahren. Zwar macht sie Bedingungen, aber wozu hat man die Gewerkschaften in Deutschland? Die werden mit der Industrie schon über die „Bedingungen" reden, dabei werden sie die Notenpresse und einige kommunistische Grimassen unterstützen, dafür wird von der Entente schon gesorgt werden. Also: all right!

Mit Verlaub, ein Loch scheint diese Rechnung denn doch zu haben, nämlich: den Abwehrkampf an der Ruhr! *Der ist Volkssache und bleibt Volkssache*, mag man in Gewerkschafts- und sonstigen sozialistischen Blättern noch so viel darüber hinwegzutäuschen versuchen. Davon mußte sich auch der Reichskanzler bei seinem letzten Besuche in Münster überzeugen, wie schamlos er über den wahren Charakter des Ruhrkampfes von gewissen marxistischen Kreisen belogen worden war. Dieser Kampf ist nicht mehr durch einen Vergleich, durch eine „Verständigung" zwischen Regierungen zu beendigen. Dieser Kampf war von Anfang an *Volkssache, und er bleibt es, bis er ausgekämpft*

ist. Man mag sich noch so viel Mühe geben, seinen wahren Charakter zu verdecken, man mag noch so viel versuchen, ihn durch die Marxisten abzubiegen und aus dieser nationalen Volks- und Ehrensache ein materiell-wirtschaftliches „Problem" zu machen, das wird alles nicht helfen. Es wird sich im deutschen Volke immer mehr die Erkenntnis durchsetzen, daß es sich tatsächlich längst schon im Kriege befindet. Auch die Erkenntnis kommt mehr und mehr, daß das deutsche Volk nicht waffenlos ist, daß dieser Krieg vielmehr schon dabei ist, sich die Waffen zu verschaffen, die er braucht, wie sich noch jeder Krieg die Waffen verschafft hat, die er brauchte! (Und wenn es sein mußte: Vom Feinde selbst.) Noch nie sind zwei Kriege mit denselben Waffen geführt worden, aber auch noch nie ist in der Weltgeschichte ein Krieg unterblieben, weil es an Waffen gefehlt hätte.

Was fehlt also noch? Nur noch die Erkenntnis (und dazu wurden diese Zeilen geschrieben), daß das deutsche Volk mit einem Popanz geschreckt wird, der sich Frankreich nennt, und daß es sich vom angelsächsischen Drucke befreit hat in demselben Augenblicke, in dem es sich von seinem inneren Feinde, dem Verbündeten und Helfershelfer der Angelsachsen, dem Marxismus, befreit. Darum wurde das Wesen dieses inneren Feindes der Deutschen hier mit aller Deutlichkeit noch einmal gekennzeichnet. Der nationale Gedanke, die nationale Erkenntnis, wie sie von der Ruhr, allen Abdämpfungsversuchen zum Trotz, emporgeflammt ist und nicht mehr erlöschen wird, wird uns von Frankreich befreien, vom angelsächsischen Drucke aber befreit uns allein das nationale Wirtschaftsprogramm, weil dieses allein uns vom Marxismus befreien kann, denn über die Wirtschaft ist dieser Feind eingedrungen und hat sie in Fesseln geschlagen. Darum müssen wir diese Fesseln sprengen, indem wir die vom Klassenkampfe befreite Wirtschaft wiederherstellen. Besser, wie in Deutschland selbst, weiß man in der Welt, wie nahe das deutsche Volk, das gesamte Deutschtum, sich dem Ziele befindet, das vor 75 Jahren ein Traum bleiben mußte. Heute sind alle jene damaligen Hindernisse beseitigt. Die damaligen wirtschaftlichen Gegensätze sind beseitigt, beseitigt sind auch die Gegensätze innerpolitischer Grenzpfähle, auch dynastische Gegensätze stehen nicht mehr im Wege. Seit vielen Jahrhunderten war das deutsche Volk noch nie so nahe an der Erfüllung seines alten Sehnens, des gewaltigen Einheitsstaates aller Deutschen! Soll so nahe am Ziel diese Hoffnung der Deutschen betrogen werden? An der Ruhr hat sich der so gesunde Kern unseres Volkes offenbart, er wird sich durchsetzen, allen Gewalten zum Trotz, sobald man in ganz Deutschland begriffen hat, daß hier der Befreiungskrieg schon im Gange ist.

Laßt wehen — — —

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! Fliege, hohes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

E. M. Arndt.

Gewerkschaftliche oder vaterländische Sozialpolitik?

Von Dr. Erich Schmidt,
Referent für Sozialpolitik bei der Telegraphen-Union (Berlin).

(Schluß.)

II.

Die Folgerungen.

Der erste Abschnitt hat gezeigt, daß die Ursachen der sozialen Problemstellung unserer Zeit in der Erschwerung des wirtschaftlichen Aufstieges und in der Trennung der Arbeit von dem Besitz an den Produktionsmitteln zu sehen sind. Weiterhin ist klargelegt worden, wie unsere bisherige Sozialpolitik, anstatt von diesen Ursachen der sozialen Frage auszugehen, eine Richtung eingeschlagen hat, die lediglich zur weiteren Trennung von Kapital und Arbeit durch die Großzüchtung von Klassenorganisationen und zur noch schärferen Erschwerung des wirtschaftlichen Aufstieges beiträgt. Es bedarf keines Wortes, daß hierin der Grund aller Mißerfolge zu sehen ist. Diese Tatsache gilt es zunächst klar zu erkennen und aus ihr die notwendigen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Zwei Ziele muß sich jede Sozialpolitik, die ihren Namen rechtfertigen will, stellen. Diese Ziele heißen: Erleichterung des wirtschaftlichen Aufstieges sowie Versöhnung und Zusammenschweißung von Kapital und Arbeit. An der Praxis des täglichen Lebens, an der Überwindung des Klassenkampfgedankens wird es sich ermessen lassen, ob und inwieweit die Sozialpolitik den richtigen Kurs eingeschlagen und sich die rechten Ziele gesetzt hat.

Von vorneherein sei vorausgeschickt, daß eine derartige, vaterländische Sozialpolitik auf äußerst große Widerstände stoßen wird. Sowohl im Arbeitnehmer- als auch im Arbeitgeberlager sind die meisten der heutigen sozialpolitischen Organisationen (Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände) auf dem Klassenprinzip aufgebaut und zwar, wie im ersten Abschnitt dargelegt wurde, unter mehr oder weniger scharfer Betonung des Klassenkampfprinzipes, was leider auch für zahlreiche Arbeitgeberverbände gilt.

Diesen eben gezeichneten Weg zum Abgrund, zur Vernichtung der Wirtschaft, der die Zerstörung der staatlichen Macht vorausgeht, haben wir zur Zeit „mit vollen Segeln" eingeschlagen. Es läßt sich dies allein daran erweisen, daß man z. B. den sinkenden Stand unserer Wirtschaft mit der Ausbreitung des Klassenkampfgedankens, gemessen an der Mitgliederbewegung der Gewerkschaften, vergleicht. Der sinkende Stand der Wirtschaft muß naturgemäß auch die soziale Verelendung aller Bodenständigen nach sich ziehen, so daß sich an seine Stelle zum Vergleich der wirtschaftliche und soziale Niedergang der Lebenshaltung, etwa gemessen an Durchschnittslohn und Teuerungsindex, einsetzen läßt. Wenn diese Zusammenhänge erst einmal von unseren breiten Volksmassen begriffen werden, dann wird die Stunde des Klassenkampfes und damit auch der Klassenorganisationen geschlagen haben.

Der geforderte Weg einer vaterländischen Sozialpolitik läßt sich nur im Kampfe und über die Vernichtung der Klassenorganisationen einschlagen, die nicht mehr von dem Glauben an die Notwendigkeit des Klassenkampfgedankens abzubringen sind. Eine längere Untersuchung wäre erforderlich, um im einzelnen die hierunter zu verstehenden Organisationen klarzustellen. Man wird in der Praxis am besten die Mitarbeit eines Verbandes an der berufsständischen Sozialpolitik davon abhängig machen, daß die Organisation sich auf das berufsständische Programm verpflichtet und vor aller Öffentlichkeit dem Klassenkampfgedanken abschwört. Gegen jede Organisation, die sich zu diesem klaren Bekenntnis nicht aufzuraffen vermag, muß der Kampf gerichtet sein.

Bevor im einzelnen die organisatorischen Formen gezeichnet werden, die der berufsständische Gedanke bis jetzt gefunden hat, sei kurz das berufsständische Programm wahrhaft vaterländischer Sozialpolitik entwickelt. Die einzuschlagende Marschrichtung der programmatischen Grundsätze kann nicht aus dem blauen Dunst der Phantasie hervorgezaubert werden, wie einst der Sozialismus es tat, sondern sie muß sich in logischer Folge aus der sozialen Problemstellung unserer Zeit ergeben.

Um ohne viel Umschweife, mit wenigen Worten das berufsständische Programm darzulegen, sei gesagt, daß es sich in den Satz kleiden läßt: Überwindung der horizontalen Klassenschichtung und Errichtung des vertikalen sozialpolitischen Aufbaues der Arbeitsgemeinschaft. Es ist selbstverständlich, daß sich dieser vertikale Aufbau der Arbeitsgemeinschaft, der eine Zusammenfassung aller schaffenden Kräfte und Stände verwirklichen wird, nur über die Keimzellen unserer Wirtschaft, d. h. über die einzelnen Betriebe erreichen läßt. „Werksgemeinschaft" nennen wir die Form, in der die Arbeitsgemeinschaft in den einzelnen Betrieben, die Zusammenarbeit zwischen Werksleitung und Belegschaft Wirklichkeit finden muß.

Eine derartige Umwälzung unseres ganzen sozialpolitischen Denkens und Handelns aus den sozialistischen Bahnen der Jetztzeit in die Formen vaterländischer Sozialpolitik wird sich nur durch eine völlig neue geistige Einstellung unserer Berufsstände ermöglichen lassen. Schon hiermit ist es ausgesprochen, daß praktische Maßnahmen nicht allein zum Ziele führen werden, sondern daß ebenso eine geistige Erneuerung einsetzen muß. Aber, die praktischen Maßnahmen wahrhafter Sozialpolitik werden auch den Hebel zur geistigen Umstellung abgeben. Zweierlei muß also Hand in Hand gehen: vaterländische Erziehungs- und volkswirtschaftliche Aufklärungsarbeit, sowie Umgestaltung unserer Sozialpolitik. Man denke nicht, daß die Aufklärungsarbeit allein unter der Arbeitnehmerschaft zu leisten sei! Im Gegenteil, in manchen Arbeitgeberkreisen hat sich der Marxismus, wenn natürlich auch in anderen Formen, tiefer eingefressen als z. B. unter Arbeitnehmern, die von volksfremden Führern aufgepeitscht unter den Fahnen des Marxismus demonstrieren.

Im Mittelpunkt jeder praktischen Sozialpolitik und des Arbeitsrechtes steht die Lohnfrage.[1]) Dadurch, daß sich die Sozialdemokratie und ihre Ge-

[1]) Während der Drucklegung dieser Abhandlung ist die Lohnfrage insofern in den Vordergrund der sozialpolitischen und arbeitsrechtlichen Diskussion getreten, als um die Frage des wertbeständigen Lohnes wie einst um die der „gleitenden Lohnskala" ein heißer Kampf entbrannt ist. Hiermit steht jedoch die grundsätzliche Erörterung der Lohnfrage, wie es an dieser Stelle zu geschehen hat, nicht in unmittelbarem Zu-

werkschaften der Gestaltung der Lohnfrage in ihrem Sinne bemächtigt haben, dadurch hat die Sozialdemokratie ihre Macht über die Arbeitnehmerschaft und damit auch über die Volksgesamtheit, über Staat und Wirtschaft gewonnen. Hier ist allein der Punkt, da die Sozialdemokratie und ihre Gewerkschaften tödlich zu treffen sind. Deshalb verfolgen sie auch die berufsständischen Arbeitnehmerorganisationen, die die Gestaltung der Lohnfrage in berufsständische Bahnen drängen, mit einer wahren Flut des Hasses und der Verleumdung.

Gerade in der Lohnfrage haben die Arbeitgeber fast völlig versagt, da nur wenige unter ihnen ihre Bedeutung erkannten und sie nicht zum Monopol sozialistischer Gewerkschaftspolitik werden ließen. Schon vor dem Kriege ist in der Lohnfrage von den Arbeitgebern ungeheuerlich gesündigt worden. Es genügt auf das Beschneiden der Akkordsätze hinzuweisen, das nur zu oft dann vorgenommen wurde, wenn der einzelne Arbeitnehmer durch weitaus erhöhte Leistung sich in stark fühlbarem Maße über den Durchschnitt erhob. In dem Augenblick, da einem tüchtigen Arbeitnehmer der Akkordlohn herabgesetzt wird, in demselben Augenblick ist das Maß der Leistung für immer festgelegt, denn der betreffende Arbeitnehmer wird ja geradezu gezwungen, mit seiner Leistung zurückzuhalten, um der Gefahr zu entgehen, noch einmal seinen Akkordsatz beschnitten zu erhalten. Hiermit ist rein wirtschaftlich gesehen der Unfug einer derart kurzsichtigen Lohnpolitik bezeichnet, die tatsächlich nur auf kurzsichtigstes und kleinlichstes Profitinteresse abgestellt ist. Aber hiermit sind ihre traurigen „Erfolge" noch nicht erschöpft. Sobald dem Arbeitnehmer der Akkord herabgesetzt und er dadurch zum Zurückhalten mit seiner Leistung gewissermaßen gezwungen ist, wird auch das Interesse für den Betrieb und somit die gemeinsame Grundlage der gleichen Weltanschauung mit der Werksleitung mehr und mehr schwinden. Man hat es hierdurch der Sozialdemokratie und ihren Gewerkschaften wahrlich leicht gemacht, den Arbeitnehmern in dem Arbeitgeber den Feind auf Leben und Tod zu predigen.

Mit dem Siege der Revolution und mit der weiteren haltlosen Arbeitgeberpolitik, die ihren „Mittelpunkt" in der „Zentralarbeitsgemeinschaft" fand, ist auch die falsche Lohnpolitik auf den Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen und geistigen Zersetzungsarbeit gestiegen. Man ist selbst dazu zu faul geworden, die Löhne wenigstens betriebsweise zu regeln. Nein, sozialistischer Gleichmacherei und erbärmlicher Kompromißpolitik entsprach und entspricht es mehr, die Lohnfrage branchenweise durch Tarifvertrag zu gestalten. Es soll hier nicht das Tarifvertragswesen in Grund und Boden verdammt werden. Vielleicht wird es selbst in der Übergangszeit bis zur restlosen Durchführung berufsständischer Sozialpolitik noch eine gewisse „Übergangsrolle" zu spielen haben. Aber, man hätte von Arbeitgeberkreisen doch wenigstens soviel Verständnis für die Belange vaterländischer Sozialpolitik erwarten dürfen, daß sie sich bis zum letzten dagegen sträubten, dem Tarifver-

---

sammenhang, da die Diskussion über den wertbeständigen Lohn erst eine Folge des Währungszerfalles und somit neben der produktionspolitischen Seite in erster Linie eine finanzpolitische Frage ist. Unter der zahlreichen Literatur über den wertbeständigen Lohn seien die Aufsätze von dem Vorsitzenden des N. D. B., Geisler, genannt in Nr. 275 und 278 der „Deutschen Zeitung". Im übrigen sei nur betont, daß unsere Parole lauten muß: nicht wertbeständiger Gleichheits- (Tarif-) Lohn (was undurchführbar ist in Zeiten des Währungszerfalles), sondern wertbeständiger Leistungslohn!

tragswesen seinen heutigen Orgientanz zu ermöglichen. Wenigstens sollte der Tarifvertrag nur die unterste Grenze für die Lohnberechnung festlegen, während die endgültige Lohnsumme durch die Leistung des Arbeitnehmers bestimmt werden müßte.

Die Lohnfrage bildet also den Angelpunkt des berufsständischen Aufbaues zur Werksgemeinschaft. Gewerkschaftlich und sozialistisch ist es, die Lohnfrage als Mittel zur Gleichmacherei und zur sozialistischen Uniformierung der Arbeitnehmerschaft zu mißbrauchen. Berufsständisch aber ist es, die Lohnfrage völlig auf den Leistungsgrundsatz abzustellen, die Berechnung der Akkordsätze auf Grund einwandfreier wissenschaftlicher Methoden vorzunehmen, den ortsüblichen Lohn als die unterste Berechnungsstufe für die unbedingt zu erreichende Mindestleistung einzusetzen und an den einmal festgelegten Akkordsätzen unter allen Umständen festzuhalten. In Gesprächen über die praktischen Erfolge derartiger Lohnpolitik hat mir der Industrielle, Herr Friedr. Carl vom Bruck, die Versicherung gegeben, daß nach der Durchführung dieses Lohnprinzipes in seinen Betrieben die Leistung um das Mehrfache gestiegen ist und daß neben diesem wirtschaftlichen Erfolg, den unsere darniederliegende Volkswirtschaft wahrhaft gebrauchen kann, auch die geistige Einstellung seiner Arbeitnehmer eine vollkommen gewerkschafts- und sozialistisch-feindliche geworden ist, da mit der Steigerung der Leistung auch für den Arbeitnehmer die Gewißheit der Erhöhung seines Einkommens und damit des sozialen Aufstieges gegeben war.

Ich sagte oben, daß die Lohnfrage den Hebel einer vaterländischen Sozialpolitik bildet. Wo in der Lohnfrage keine Gerechtigkeit, sondern die Ungerechtigkeit sozialistischer Gleichheit herrscht, da wird auch die Feindschaft zwischen Kapital und Arbeit sich als natürliche Folge ständig vergrößern. Zusammen mit dieser berufsständischen Gestaltung der Lohnfrage müssen aber noch weitere Maßnahmen praktischer Sozialpolitik laufen.

Bereits die Erörterung der Lohnfrage hat erkennen lassen, daß der soziale Schwerpunkt ganz naturgemäß in den einzelnen Betrieben liegt. Wir haben versucht, in die Wirtschaft einen Gewerkschaftsaufbau hineinzustellen und diesen durch gesetzgeberische Maßnahmen zum Träger der Sozialpolitik und des Arbeitsrechtes zu machen. Sozialpolitisch mußte dieser Versuch scheitern, was an der Verschärfung des Klassenkampfes trotz aller „Hochkonjunktur" der Gesetzgebung erwiesen ist. Auch wirtschaftlich wird er scheitern, und sollte der Gewerkschaftsaufbau, von geradezu himmelschreiender Unvernunft gehalten, die Wirtschaft zerstören und dann erst mit den Trümmern unserer heimischen Volkswirtschaft auch begraben werden.

Neben der Lohnfrage sind alle weiteren Maßnahmen praktischer Sozialpolitik darauf abzustellen, die Zusammenarbeit zwischen Werksleitung und Belegschaft, die Werksgemeinschaft, anzubahnen. Errichtung unparteiischer Schiedsstellen zur Schlichtung aller Streitigkeiten im berufsständischen Geiste, Gründung von Werkspensions- und Werkswohlfahrtskassen, Durchführung einer berufsständisch, d. h. auf dem Persönlichkeits- und nicht Gewerkschaftsgedanken aufgebauten Kapitalbeteiligung u. a., das alles sind Maßnahmen, die in dieses Gebiet schlagen. Daneben wird die Durchsetzung berufsständischer Grundsätze in der Gesetzgebung, also die Umstellung des Arbeitsrechtes und der gesetzlichen Sozialpolitik erforderlich sein. Ich habe alle diese Fragen eingehend in meiner Schrift „Klassenkampf oder Volksgemeinschaft"

(Verlag Ernst Letsch-Hannover) behandelt und muß mich an dieser Stelle darauf beschränken, auf die dortigen Erörterungen hinzuweisen.

Nach Darlegung der grundsätzlichen Erkenntnisse berufsständischer Sozialpolitik ist es notwendig, kurz die Kräfte zu beleuchten, die unsere Sozialpolitik in die gezeichneten Bahnen zu führen sich bestreben. Im Arbeitnehmerlager ist bereits eine nicht zu unterschätzende Gruppe berufsständischer Organisationen erstanden. Sie finden ihre organisatorische Spitze im Nationalverband Deutscher Berufsverbände. Der Nationalverband wird getragen von je einer Arbeiter-, Handwerksgesellen-, Angestellten- und Beamtenspitzenorganisation, die sich wiederum in einzelne Berufsverbände gliedern. Die Berufsverbände selbst finden ihre letzte organisatorische Keimzelle in Betriebsgruppen, so daß rein technisch auch die Voraussetzung bei den Verbänden des Nationalverbandes gegeben ist, den sozialen Schwerpunkt in die einzelnen Betriebe zu verlegen.

Der Nationalverband und seine Organisationen haben seit ihrem Bestehen (die Anfänge der Gründung der Spitzenorganisation, des Nationalverbandes, fallen in das Jahr 1919) gegen eine Welt von Feinden kämpfen müssen. Verfolgt von den Gewerkschaften, unterdrückt von einem gewerkschaftlich eingestellten Reichsarbeitsminister, unverstanden von der nationalen Öffentlichkeit, verhöhnt von den Vertretern einer sich überall breit machenden marxistischen Pseudowissenschaft hatten die berufsständischen Organisationen einen harten Kampf auf Leben und Tod zu führen. Man kann heute sagen, daß sie sich durchgesetzt haben und überall dort, wo sie auf den ehrlichen Willen zur berufsständischen Zusammenarbeit im Arbeitgeberlager gestoßen sind, die Gewerkschaften überwinden konnten. In der Landwirtschaft hat der Pommersche Landbund den berufsständischen Gedanken verwirklicht, und fast die gesamte Landarbeiterschaft Pommerns steht heute in der Arbeitnehmergruppe des Pommerschen Landbundes, die ihrerseits wiederum dem zum Nationalverband gehörenden Reichslandarbeiterbund angeschlossen ist. Auch in manchen anderen Provinzen vermochte der Reichslandarbeiterbund seinen Siegeszug anzutreten. In der Industrie haben trotz der weitaus größeren Hemmnisse und trotz des falschen Kurses der herrschenden Arbeitgeberpolitik die berufsständischen Organisationen des Nationalverbandes in manchen Betriebsräten die absolute Mehrheit zu erkämpfen vermocht. Es sei hier nur das Zementwerk Leimen bei Heidelberg genannt, wo die Gewerkschaften mit regelrechter Belagerung und Erstürmungsversuchen durch bis von Mannheim herbeigeholte streikende Metallarbeiter im Mai 1922 das Werk gewaltsam stillzulegen und hierdurch die dortige Betriebsgruppe des Gesamtverbandes nationaler Arbeiterberufsverbände zu vernichten suchten. Dieser Terrorakt, der unter Führung eines „freien" und eines „christlichen" Gewerkschaftssekretärs stand, führte selbst zu verbrecherischen Sprengungen und endete trotz allem mit einer schweren Niederlage der Gewerkschaften (vgl. die Darstellung der Vorgänge in dem Aufsatz des Verfassers in Nr. 253 Jg. 1922 der „Deutschen Zeitung", sowie auch in der oben erwähnten Schrift des Verfassers).

Die berufsständischen Organisationen im Arbeitnehmerlager haben sich durchgesetzt und gewinnen immer mehr an Bedeutung und Einfluß. Ihre Mitgliederzahlen sind im ständigen und gesunden Wachstum begriffen. Auch im Arbeitgeberlager rührt es sich langsam und ebenso die nationale Öffentlichkeit fängt an zu begreifen, daß hier der einzige Weg ist, auf dem unsere

Arbeitnehmerschaft der internationalen Sozialdemokratie entrissen und wahrem Staatsbürgertum zugeführt werden kann und muß. Im Arbeitgeberlager hat sich Ende vergangenen Jahres der Wirtschaftsverband für den Kreis Mettmann gebildet, der die Zusammenfassung aller schaffenden Kräfte der Wirtschaft, aller Berufsstände des Kreises zur Verwirklichung des berufsständischen Gedankens im Wege berufsständischer Sozialpolitik erstrebt. Es sei in diesem Zusammenhange auf die Rede verwiesen, die Oberfinanzrat Dr. Bang auf der ersten Tagung des Wirtschaftsverbandes gehalten hat.[1])

An allen Ecken und Enden unseres Vaterlandes, unter allen Berufsständen beginnt es langsam sich zu regen. Die Erkenntnis, daß „es so nicht weiter gehen kann", drängt die soziale und wirtschaftliche Verelendung als Folge des feigen Duckens vor dem Vernichtungswillen unserer Feinde und als Folge der falschen Politik im Innern mit elementarer Wucht langsam auch dem Engstirnigsten auf. Die einen suchen ihr Heil im wilden Radikalismus oder in unvernünftiger Zentralisation des Wirtschaftslebens. Kommunismus auf der einen und Vertrustung und Monopolwirtschaft auf der anderen Seite, sind vielen Trumpf geworden. Jedoch, wir brauchen und dürfen nicht die Hoffnung aufgeben, daß die Vernunft und der vaterländische Wille trotz aller Orgien unheilvoller Kräfte Oberhand und Sieg behalten. Die vaterländische Sozialpolitik, das Umlernen nicht nur breiter Arbeitnehmermassen, sondern auch der Arbeitgeber und der sozialen Gesetzgebung nach der Richtung berufsständischer Erkenntnisse, das ist der Weg und der Angelpunkt in der wirtschaftlichen und staatlichen Rettung unserer Heimat. Deshalb alle Kräfte auf den Plan, die berufen sind, an dieser Arbeit mit Hand anzulegen!

[1]) Vgl. auch Heft 5 dieses Jahrganges!

Weihe.

Ein Deutschland, groß und mächtig,
Ein Deutschland, stark und frei,
Einmütig und einträchtig,
Deutschösterreich mit dabei —
Ein Reich in Kraft und Ehren,
Das ist's, was wir begehren
In Sehnsucht ungestillt,
Und denken's zu erleben,
Daß sich die Schleier heben
Von diesem Riesenbild.

O kämm', wie Licht von oben,
Ein Tag der Weihe nur,
Um blutig zu erproben,
Wie treu wir unser'm Schwur.
Wenn dann die Feigen zagen,
Des Frühlings Farben tragen
Wir stolz und kampfbewehrt;
Tag, dessen Banner flammen,
Gönn' uns ein Grab zusammen,
Ein Grab in freier Erd'!

Alfred Meißner.

(Aus der Sammlung: Deutscher Geist aus Österreich. Dichterische Bekenntnisse, gesammelt von Arthur Trebitsch. Antaios-Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.)

❖

Wie geht eine Inflationsperiode aus?

Von Dr. Georg Wilhelm Schiele.

Eine solche dauert nicht beliebig lange; kann nicht beliebig lange dauern; sie hat ein natürliches Ende; ich möchte sagen: ein mathematisches Ende. Die Menschenleben, welche sich einbilden, es ginge nach ihrem Willen, sind wie die Wasserteilchen in einem Katarakt: sie werden dahingerissen, kopfüber hinab, und plötzlich sind sie wieder in einem ruhigen Fahrwasser, vielleicht in einem, das sie Stagnieren nennen. Es hat sehr viele Inflationsperioden in der Geschichte gegeben; das Papiergeld ist eine neuzeitliche Erfindung dabei. Früher machte man es mit Entwertung des Silbers durch Kupfer und kam dabei auf ein Zehntel. So haben die Römer den zweiten punischen Krieg finanziert. Wir brauchen übrigens nur Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 3. Band, Kap. 4, aufzuschlagen, so haben wir aus unserer eigenen Geschichte die Schilderung einer Inflationsperiode, welche alle Züge der Jetztzeit aufweist. Es waren die Jahre 1618—1623, eine Zeit des politischen Geldes, der Vermehrung und Bereicherung, des Leichtsinns und Wuchers wie heute. Solche Vorgänge scheinen die notwendige Folge großer Kriege und Umwälzungen zu sein; sie füllen geradezu die Weltgeschichte, beginnend mit der Seisachtheia des ehrwürdigen alten Herrn Solon. Sie sind große Plünderungs-, Verarmungs-, Entschuldungsvorgänge. Sie waren auch in der politischen und ökonomischen Literatur schon einigermaßen bekannt, außer bei den Deutschen. Geht man von unseren Tagen rückwärts in die Vergangenheit, so kann man aus den jüngsten Zeiten folgende Inflationen anführen: 1. die, welche den amerikanischen Bürgerkrieg begleitete (1862—1864), 2. die, welche die napoleonischen Kriege in England und Preußen und Österreich begleitete, 3. die der französischen Revolution, 4. die des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges; dazu die nicht aufzählbaren der exotischen Staaten. Wie gesagt, alle haben einmal ein Ende gehabt, und die wenigsten ein aus Vernunft und Einsicht entstandenes, — die meisten vielmehr ein ohne Einsicht aus Not und Zwang entstandenes. Es regiert über ihnen ein natürliches Gesetz, ein mathematisches, welches stärker ist als der Wille der Menschlein. Eine solche Krankheitszeit, solche Phantasterei mit Geldschöpfung aus der Papiermaschine, kann nicht beliebig lange dauern. Sie bricht nach einigen Jahren zusammen. *Und das ist der Punkt, wo wir jetzt stehen.* Staat und Volk haben gemeint, sie könnten das Geld politisieren, sie könnten vom politischen Gelde leben. Und das ist nun das Ende davon.

Aber was wird dann aus Volk und Staat? Es wäre ja sehr schön, wenn es möglich wäre, den reellen Staatsbedarf beliebig lange aus dem Nichts, aus Papier zu finanzieren. Aber das geht nicht. Nicht nur stellt sich heraus, daß dies die ungerechteste Steuer aller Steuern ist, — sondern: auch Steuern haben ihre Grenzen, und diese Steuer ist die kurzlebigste von allen. Noch weniger ist es möglich, daß ein ganzer Sowjetstaat von Arbeitern, Angestellten und Beamten (40 Millionen) sich mit diesem Zaubermittel gegenseitig ein Existenzminimum *über* der Hungerlinie zu sichern und gewaltsam Löhne und Gehälter den Preisen anzupassen sucht. Das geht nicht und endet mit dem Versinken *unter* die Hungerlinie. Denn mit Papier lassen sich Menschenleben nicht erhalten. Zwar geht es eine Weile. Es werden sozusagen

die lebensnotwendigen Berufe, Landwirtschaft, Industrie und die Masse der Lohnarbeiter, kurz die Erwerbsstände, erhalten auf Kosten der anderen Teile des Volkes, der Sozialrentner, Leihkapitalisten, Kleinkapitalisten, Hypothekengläubiger, Hausbesitzer, Witwen und Waisen; aber wenn diese verarmt sind und selber am Lohnmarkt erscheinen, so ist es vorbei. Etwa vier Jahre lang ist die deutsche Industrie angeheizt worden durch Inflation, d. h. indem die Kaufkraft der Löhne auf Kosten anderer durch Mietverbilligung, Brotverbilligung, erhöht, der gezahlte Lohn also erniedrigt wurde. Man redet jetzt von den ungeheuren Werten der gelöschten Kapitalien der Hypothekenschulden, vielleicht bis 18 Milliarden in der Landwirtschaft, an 20 Milliarden in den Städten (wohlverstanden Goldmark) und bildet sich ein, Grundeigentümer in Stadt und Land wären dadurch bereichert. Nein, diese Werte sind von der ganzen Nation verzehrt — in Brotverbilligung, Kohlenverbilligung, Mietverbilligung, kurz in dem Versuch, die Massen eines durch Krieg und Wirtschaftskampf isolierten Industrievolkes künstlich in Nahrung und Arbeit zu halten. Die Räder der Industrie und der Wirtschaftskreislauf der Landwirtschaft sind dadurch im Dreh erhalten worden. Aber diese Kapitalien sind einmal zu Ende; sie sind jetzt am Ende — und wie ist dann der Fortgang der Ereignisse? Da ist es überaus lehrreich, sich an die Beispiele der Geschichte zu halten, die uns die Naturgesetze des Endes zeigen. Ich habe in meinem ersten Naumburger Brief 1922, Heft 1, am Beispiele der französischen Revolution das Ende zu zeigen versucht. Es war nicht etwa so, daß eines Tages Napoleon, der Diktator, gekommen wäre und befohlen hätte: der Frank geht von heute ab wieder richtig; wer wuchert, kommt an die Wand! Nein, so diktatorisch geht das nicht. Vielmehr schon zwei Jahre vorher war die Selbstheilung eingetreten durch die ungewollte und unerwartete Wiederkehr des Numeraire, des Münzgeldes, des wertbeständigen Geldes. Man findet in dem großen, sehr bedeutenden Werk von Thiers diesen Ablauf meisterhaft beschrieben, was ich in meinem oben genannten Heft im Auszug wiedergegeben habe.

Außerdem ist jetzt ein Buch erschienen von Fritz von Hake im Verlag von C. H. Beck, München: Zusammenbruch und Aufstieg des französischen Wirtschaftslebens (250 S. Grundziffer: 4,50 Mk.), welches nach ausführlichem Quellenstudium diese Dinge darstellt, und dessen Studium ich empfehle. Wir finden da die Symptome, welche das herannahende Ende ankündigen.

Ein solches ist die Inderrechnung und der Ruf nach Reallöhnen oder Goldlöhnen. Nämlich im Lauf einer solchen Inflationsperiode erkennt ein Stand nach dem andern, daß die Mark keine Mark mehr ist: Erst die großen Auslandkaufleute, dann die Fabrikanten, welche Rohstoffe vom Ausland brauchen, dann die Kleinkaufleute, welche Strümpfe und Tuche verkaufen, schließlich jeder Bauer und Handwerksmeister, — sie rechnen nach Dollar und Schlüsselziffer. Schließlich begreifen es auch die Gehalt- und Lohnempfänger; sie verlangen Indexmark. Haben sie ihr Ziel erreicht, so ist die Papierdruckerei wirkungslos geworden. Sie wollen Reallöhne, die Festlöhne sind, erreichen: aber nun wird das Sinken erst recht klar und deutlich. Reallöhne lassen sich nicht befestigen. Was bisher verschleiert war, wird offenbar. Der Versuch des Löhnefesthaltenwollens geht zu Ende. Wenn der Sowjetstaat heute im ganzen Reich Löhne und Gehälter verdoppelt, so sind morgen die Preise mehr als verdoppelt, die Löhne gesunken und die ganze Druckerei war nur Papierverschwendung. Es wirkt nicht mehr! Die 39 Geldpapierfabriken spucken nur noch Papier aus. —

Wenn aber ganz und gar der Staat merkt, daß er mit neuem Papiergeld keine Kosten mehr bestreiten kann, sondern im Gegenteil auf der Einnahmeseite seine Steuermark um mindestens ebensoviel verschlechtert, und wenn er die Steuern ebenfalls in Indexmark verlangt, dann entwertet er selbst sein eigenes Papiergeld, und dann ist die Papierdruckerei sinnlos und zwecklos geworden. Auch die Rechtsprechung humpelt dann hinter der Wirklichkeit her. Der Traum ist zu Ende; die graue Wirklichkeit beginnt. Was dann?

Dann kommt es darauf an, ob innerhalb der regierungsfähigen Volkskreise soviel Selbstvertrauen da ist, daß es möglich ist, eine sozialistenfreie Regierung zu bilden. Hierbei kommt es nicht darauf an, daß die Regierung frei sei von sozialistischen Personen, sondern frei sei von sozialistischen Ideen. Wir haben im Reich angeblich eine sozialistenfreie bürgerliche Regierung: aber sie macht sozialistische Wirtschaftspolitik; und wenn wir heute eine nationalsozialistisch beeinflußte, völkische Rechtsregierung bekämen, so steht zu befürchten, daß sie nicht weniger sozialistisch regieren würde als die Linke. Sozialismus, wie wir ihn bisher gehabt haben, besteht in der Lenkung des Staatswesens nach den Irrtümern der Massen, besteht in der Eroberung der politischen Gewalt durch irgendwelche Klassen zu irgendwelchen materiellen Zwecken, z. B. politische Erhöhung der Löhne, politische Erniedrigung der Existenzkosten, kurzum Mißbrauch der politischen Gewalt. Das kapitalistische Gegenstück dazu ist der Mißbrauch des Staates und dessen Ausplünderung zugunsten der großen Erwerbsstände, alles mit Hilfe des politischen Geldes, d. h. mit der Schöpfung künstlicher Kaufkraft für die Massen oder künstlichen Kredites für die Erwerbsstände. Diese materialistischen Irrtümer haben die gleichen Folgen, ob sie nun von sozialistischen oder bürgerlichen Ministern ausgeübt werden.

Das Ziel und Ende muß sein der wahre Sozialismus, d. h. die Wiederaufrichtung eines von materialistischen Zielen gereinigten Staatswesens. Der Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus hört auf, wenn die Erwerbung politischer Gewalt nicht mehr das Ziel beider ist, und einer nicht mehr den andern vernichten will, wenn über ihnen ein von Wirtschaftsparteien befreiter und nicht mehr korrumpierter Staat steht. Bisher hatten wir in Deutschland einen Kapital zerstörenden sozialistischen Zustand. Der geht zu Ende. Die Not gebietet es. Es wäre schlimm, wenn wir nunmehr eine Zeit rücksichtsloser Kapitalherrschaft über den Staat bekommen würden. Das Volk würde leiblich besser leben, — aber wie geistig?!

Der Wendepunkt ist ein politischer. Wird es unter uns so viel sittliche und geistige Kraft geben, daß wir ohne Bevormundung von außen den Weg zu gehen verstehen, den wir gehen müssen? Werden wir nicht nur das Geld, sondern auch den Staat zu stabilisieren vermögen? Es ist derselbe Weg, den Österreich geht, nur ohne Ententediktator! Das Beispiel zeigt, daß er gangbar ist.

Deutsche Zwieführung und Selbstverwaltung.

Von Dr. med. Philalethes Kuhn,
o. Professor der Hygiene an der Technischen Hochschule Dresden.

Vorwort.

Die ererbten Kräfte in unserem Volke entscheiden letzten Endes über seine Zukunft, aber die äußeren Formen, in denen das Leben einer Nation sich abspielt, bestimmen mit, wie weit die Erbwerte sich durchsetzen können und bis zu welchem Ausmaße sie vergeudet werden und verschwinden. Darum erscheint mir die Führerfrage als ein Gegenstand von höchster rassenhygienischer Bedeutung.

Ich habe zudem in jahrelanger Tätigkeit als Beamter, als Verwalter des südwestafrikanischen Bezirks Grootfontein-Otavi und in zahlreichen ärztlichen Verwaltungsdienststellen der Heimat und der Kolonien, sowie als militärischer Führer im Frieden und im Krieg, ferner im Vereinsleben die Überzeugung gewonnen, daß unser deutsches Volk nur dann die ihm anvertrauten Gaben voll ausnutzen, zu immer höheren Leistungen aufsteigen und den Rassetod der Kulturvölker vermeiden kann, wenn es ein Verwaltungssystem durchführt, das auf der Wahrhaftigkeit seiner Träger, also auf dem innersten Kerne des deutschen Wesens aufgebaut ist, und das die germanische Eigenwesenheit nicht unterdrückt, sondern in den Dienst der Verwaltungsarbeit stellt.

Ein solches System soll auf den folgenden Seiten dargelegt werden. Meine Ausführungen wenden sich an alle Kreise, an die Alten und die Jungen. Mögen die gereiften über ihren Lebensgang nachsinnen und prüfen, ob sie nicht die gleichen Erfahrungen mit unserer bisherigen Art der Unterdrückung des germanischen Eigenwillens gemacht haben, möge die Jugend den geraden Weg erkennen, der zu ihrem Rechte führt.

* * *

Zwieführung.

Immer wieder hören wir die Behauptung, daß das deutsche ein unpolitisches Volk, daß es also nicht fähig sei, seine Geschicke zum guten Ende zu lenken. Der Dichter Ernst kleidete diese Ansicht einmal in die Worte, die auch aus dem Lager unserer Feinde zu uns herüberdringen, das deutsche Volk sei ein Kulturvolk, aber kein Herrenvolk, weil es ihm an Eigenschaften fehle, welche die Herren, die Führer auszeichnen. Die Tragik der Geschichte unseres Volkes könnte solchen Ansichten Recht geben: das kraftlose Niedersinken nach einem Abschnitt des Aufschwunges, das für lange Zeit, manchmal für Jahrhunderte die Bedeutung der deutschen Nation in Frage stellt. Wenn wir insbesondere auf den Weltkrieg und seinen traurigen Ausgang, auf das kriecherische und würdelose Benehmen mancher Reichsangehöriger gegenüber dem Ausland, auf die jetzige Zeit der Schande und Sklaverei blicken, dann kann es niemandem verdacht werden, wenn er den Schluß zieht, wir sind das Volk der Denker und Dichter, aber nicht der Führer.

Ich halte dennoch diese Auffassung für schief und irreführend. Ein Volk, das einen Otto von Bismarck hervorgebracht hat, einen der größten Staats-

männer aller Zeiten, das in seinen Kolonien in wenigen Jahrzehnten eine Verwaltung für die weiße und die schwarze Rasse geschaffen hat, welche von keinem anderen Kolonialvolk erreicht ist, ein Volk, das sich über vier Jahre in zähem Ringen fast gegen die ganze Welt behauptet hat, ein solches Volk muß auch Führer in seinen Reihen haben. Es ließen sich aus der Geschichte unseres Volkes noch viele weitere Beweise dafür zeigen, daß wir auch Führernaturen hervorbringen.

Wahre Führer sind Männer von starker Urteilskraft, sorgender Vorausicht, Menschenkenntnis, stetigem festen Willen und rücksichtsloser, furchtloser Hingabe an eine als Recht erkannte Sache. Sie setzen die Wohlfahrt der eigenen Person stets hinter das Gedeihen der Sache und legen auf äußere Ehren und Stellungen nur soweit Wert, als die Durchsetzung der eigenen Persönlichkeit der Sache zugute kommt. Alle diese Eigenschaften wurzeln tief in starker Wahrhaftigkeit und befähigen den Führer, die Geführten mit sich fortzureißen. Sie können sich mit den besonderen Begabungen paaren, welche die Leistungen der verschiedenen Berufe bedingen. Es gibt auch unter Künstlern, Gelehrten, Technikern, Ärzten, Kaufleuten Führernaturen; die Führereigenschaft ist hier aber nicht Vorbedingung für den Beruf. Bei der engeren Verwaltung und dem Heere fällt Beruf und Führertum zusammen. Doch sind echte Führer zu unterscheiden von Schein- und Halbführern, sowie von falschen Führern. Die *Scheinführer* sind Streber, welche der Masse schmeicheln und sich dadurch eine Zeitlang an der Spitze halten, die *Halbführer* teilen mit den wahren Führern manche wertvolle Gaben, versagen aber in der inneren Festigkeit der Gesinnung, greifen stets mehr nach äußeren Ehren als nach Einfluß in der Tiefe, und erweisen sich als schwach, wenn der Vorteil der eigenen Person mit den Belangen der Sache in Widerstreit gerät. Die *falschen Führer* sind solche krankhaften, psychopathischen Naturen, welche ebenfalls manche Eigenschaft des Führers besitzen, aber durch übermächtige Vorstellungen und Wünsche so beherrscht und geleitet werden, daß sie die herbe, nüchterne Urteilskraft verlieren. Sie stellen die Verführer zu politischen und religiösen Wahngebilden, wirken bei Umstürzen oben an mit und haben schon viel Unheil über die Menschheit gebracht, weil sie ihre Ideen verfolgen, auch wenn die eigene Gemeinschaft dabei zugrunde geht. Sie haben bei uns besonders seit den Novembertagen 1918 eine verhängnisvolle Rolle gespielt.

Führer aber werden geboren. Sie entstammen Vorfahren, welche ebenfalls zum Führer befähigt waren. Ihre Erbstämme gehen zurück in graue Vorzeit. Sie entstehen nicht neu aus Familien, die nie eine Führereigenschaft in ihrem Kreise gezeigt haben. Darum besteht die Gefahr, daß diese Erbstämme aussterben und schließlich das Volk an Führerfamilien verarmt, so daß es dem Untergange entgegengeht, wie Griechen und Römer. Auf diese ungemein wichtigen Fragen der Vererbung, welche uns zu der Betrachtung der anthropologischen Zusammensetzung des deutschen Volkes führen, will ich hier nicht eingehen, ich gedenke sie gesondert zu behandeln. Ich will nur so viel sagen, daß wir immer noch genügend Führerfamilien in allen Ständen unseres Volkes besitzen.

Aus dieser Betrachtung läßt sich schließen, daß in den Zeiten des Niederganges Führernaturen sicher vorhanden waren, aber nicht an ihren Plätzen gestanden haben. Gerade die jüngste Zeit läßt diese Vermutung zu. Während

wir in der Kriegführung große Männer herausstellen konnten, versagte unsere politische Führung vollkommen. Daran ist die gleiche Kraft schuld, welche auch unsere Uneinigkeit gebiert. Diese unselige Zerrissenheit des deutschen Volkes, die in den schweren Zeiten unserer Geschichte uns immer wieder verhängnisvoll geworden ist, und die es auch in diesem Kriege dahin gebracht hat, daß wir der Überzahl unserer Feinde endlich erliegen mußten, ist die Schattenseite jenes seelischen Erbes unserer germanischen Vorfahren, das wir die Eigenwesenheit, das Einzeltum, den Individualismus, nennen und das auf dem nordischen Streben nach Wahrhaftigkeit beruht. Jeder Deutsche, in dessen Adern das Blut germanischer Vorfahren rollt, ist eine Persönlichkeit. Wohl in keinem anderen Volke hat das Wort, das Goethe einst prägte, eine solche Bedeutung gewonnen: Höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit. Damit ist verbunden, daß jeder einzelne mit dem, was er im Innersten fühlt und erlebt, glaubt Recht zu haben, und ein jeder meint, verpflichtet zu sein, bei seiner Meinung zu beharren. Es wird ihm schwer, das, was er empfindet hintanzustellen, es kommt ihm unwahr vor, sich dem andern anzupassen. Durch die Rassenmischungen, welche unser Volk eingegangen ist, sind die geistigen Anlagen und Neigungen zu bunter Mannigfaltigkeit gediehen, die jeder einzelne festhält, der einen großen Anteil nordischen Blutes besitzt. Auf Grund des in vielen einzelnen lebendigen Wahrheitsgefühls, dieses Einzeltums kommen wir zu den Schattenseiten unseres Wesens und unserer öffentlichen Körperschaften, zu unserer Parteizersplitterung, zu unserem unfruchtbaren Partei- und Vereinsgezänk, und dieses Gebaren unseres Volkes nennen unsere Erbfeinde: quérelles allemandes, und darum spricht man uns die politische Begabung ab.

Wir haben das wohl seit langem erkannt. Alle, die berufen waren, die Geschicke von Deutschen zu lenken, haben nach Mitteln und Wegen gesucht, um diese Eigenwilligkeit zum Wohle des Ganzen einmal in dem Verhältnis der in einer Gemeinschaft zusammenarbeitenden Beamten, sodann in dem Verhältnis von übereinander aufgebauten Behörden zu überwinden. Jedoch die Formen, die wir innerhalb der Behörden unserer Verwaltung gefunden haben, haben keine Überwindung des Einzeltums gebracht, sondern haben seinen wertvollen Kern vernichtet.

Die Art, wie sich die Verwaltung zumeist in Deutschland innerhalb der einzelnen Bezirke oder Körperschaften abspielte, war gemäß der absoluten monarchischen Regierung nichts anderes als eine Unterdrückung der Eigenwesenheit. Das System, welches die eiserne Disziplin unseres Heeres geschaffen hatte, das man schlechtweg Militarismus nannte, hatte den Satz zum Leitgedanken, den jeder kennt, der den bunten Rock getragen hat: was befohlen wird, wird gemacht, und wer einen höheren Rang hatte, der befahl, und wer darunter stand, hatte ohne Widerrede zu gehorchen, auch wenn er den Befehl für falsch hielt. Wir werden sehen, daß dieses System in den höchsten Führerstellen des Heeres nicht geherrscht hat, was der Öffentlichkeit leider verborgen blieb. Auch in der Zivilverwaltung wurde durch das gleiche System, das hier seinen Namen von dem Verhältnis eines Büroleiters zu seinen Schreibern erhalten hat und das bürokratische heißt, die Eigenwesenheit meist unterdrückt. Es wurde von einer Beamtenschaft getragen, welche der Disziplinargewalt der höheren Stellen unterlag. Dazu gelangte in den Verwaltungszweigen im allgemeinen nicht der Fachmann an die erste

Stelle, sondern auf der Sprossenleiter der Bürokratie standen meist die Juristen oben, denen sich der Fachmann unterzuordnen hatte. Mit größter Ergriffenheit und unsagbarer Trauer lesen wir im 3. Band von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, die Stelle, an der Bismarck, selbst Verächter der Bürokratie, aber im Banne ihrer Anschauungen, schildert, wie er sich in Böttticher eine gefügige Kreatur an Stelle eines aufrechten Mannes an die Seite gesetzt hatte: „Herr von Böttticher war im Reichsdienste mein Untergebener, als Staatssekretär des Innern, im preußischen Dienste mein amtlicher Beistand, berufen, mich bei Vertretung meiner Ansichten zu unterstützen, nicht aber eigne unabhängig geltend zu machen. Er hat diese Aufgabe jahrelang bereitwillig und mit Geschick erfüllt, eigene Ansichten mir gegenüber nur mit großer Zurückhaltung und, wie ich vermute, nur auf parlamentarische und anderweitige Instigation vertreten. Eine definitive Aussprache meiner Ansicht genügte stets zur schließlichen Erlangung seiner Zustimmung und Mitwirkung. Er besitzt hohe Begabung für einen Unterstaatssekretär, ist ein vorzüglicher parlamentarischer Debatter, geschickter Unterhändler und hat die Fähigkeit, geistige Werte von höherem Betrage in Kleingeld unter die Leute zu bringen und durch die ihm geläufige Form gutmütiger Biederkeit Einfluß dafür zu üben. Daß er niemals fest genug in seinen Ansichten war, um sie dem Reichstag, geschweige denn dem Kaiser gegenüber mit Beharrlichkeit zu vertreten, war für den ihm angewiesenen Wirkungskreis nicht gerade ein wesentlicher Mangel; und wenn er für Rang- und Ordensfragen eine krankhafte Empfindlichkeit hatte, die bei getäuschter Erwartung in Tränen ausbrach, so war ich mit Erfolg bemüht, dieselbe zu schonen und zu befriedigen. Mein Vertrauen zu ihm war so groß, daß ich ihn nach dem Abgange des Herrn von Puttkamer zu dessen Nachfolger als Vizepräsidenten des Staatsministeriums empfahl. Auch in dieser Stellung blieb er mein, des Präsidenten, Vertreter. Ein Dualismus findet in dem Ministerpräsidium nicht statt." Diese Schilderung des Inhabers der zweithöchsten Verwaltungsstelle des Reiches ist typisch für den Geist des ganzen bürokratischen Systems. Sie zeigt, wie eitle Halbführer zu den höchsten Stellen aufsteigen können, von denen Bismarck in demselben Buche schreibt: „. . . Das politische Ehrgefühl der Ratgeber der Krone war befriedigt durch des Kaisers Unterschrift, unabhängig vom Erfolge für das Reich." Ist es ein Wunder, daß Böttticher den großen Kanzler hinterging, und es nicht bloß auf die Gunst des jungen Kaisers, sondern auch auf die Beseitigung und Nachfolge Bismarcks absah? Das System, das der Kanzler uns dergestalt selbst in seiner Schwäche enthüllt hat, konnte keine aufrechten Männer in der Verwaltung gebrauchen und war außerstande, Nachfolger bereitzustellen. Es mußte nach dem Rücktritt des Recken versagen. Es war nicht verwunderlich, daß die Nachfolger Bismarcks, ähnliche Puppenfiguren mit einigen Drahtstäbchen wie Herr von Böttticher, neben einem eigenwilligen Kaiser wie Wilhelm II., den Reichswagen immer tiefer dem Abgrunde zusteuerten. Wohl ist es eine große Schuld Wilhelms II., daß er die bewährten Richtlinien der äußeren Politik Bismarcks verließ. Schwer wiegt aber auch die Schuld Bismarcks, daß er seine Umgebung in bürokratische Unterordnung herabdrückte. Das bürokratische System läßt, wie das Wirken Bismarcks zeigt, in seltenen Ausnahmefällen einem Führer unseres Volkes die Möglichkeit großer Leistungen. In der Regel stößt das System aber gerade die ausgeprägten eigenwilligen Führernaturen, wie einst den jungen Referen-

dar Bismarck, ab, es gewährt nicht genügend Freiheit, um solche Eichen hochwachsen zu lassen, während es Böttcherseelen in der Regel ganz nach oben bringt. Eine typische Persönlichkeit dieser Verwaltungsart war auch Bethmann-Hollweg, auf dessen schwachen Schultern die ungeheure Last der Leitung der Reichsgeschäfte während des Weltkrieges lag.

Um die deutsche Eigenwilligkeit zu überwinden, hat man auch den Ausweg der sogenannten Kollegialverfassung gewählt; man hat eine Anzahl von Behörden geschaffen, bei denen mehrere Beamte an der Spitze stehen, meist 3 Männer, die gleichzeitig für die Geschäfte verantwortlich sind, gleiche Rechte haben und bei denen Übereinstimmung herrschen muß, wenn es zu einem Beschlusse kommen soll. Aber auch solche Kollegialverfassungen sind nach dem wahren Charakter des deutschen Volkes eine falsche Überwindung des Individualismus. Denn gerade das, was wir fördern sollten, daß der wertvolle Kern des Eigenwillens sich auswirkt, daß der deutsche Mann seine ganze Persönlichkeit bei Entscheidungen in die Wagschale wirft, das soll bei einem solchen Kollegium gerade vermieden werden. Es soll in seinem Schoße kein einseitiger Bürokrat zur Herrschaft kommen, dem die andern sich unterordnen. Es wird in allen derartigen Kollegien meist so gehandelt, wie es nach Friedrich dem Großen im Kriegsrate zuzugehen pflegt, in dem die timide Partei die Oberhand behält. Es fehlt der entschlossene vorwärtsführende Wille; allerdings, das muß man zugeben, die Entscheidungen fallen milde und unparteiisch aus.

Auch einer weiteren Einrichtung muß ich noch gedenken, die dazu bestimmt ist, der Bürokratie die etwa fehlenden Fachkenntnisse zu vermitteln und falsche Entscheidungen an letzter Stelle zu vermeiden, sowie durch Berufung außenstehender Fachleute den regierten Volksteilen ein Sprachrohr zu verleihen, um größere Widerstände abzuwenden: das sind die ständigen Körperschaften mit beratendem Charakter. Alle derartigen Einrichtungen sind nach meiner Erfahrung, wenn sie auch hier und da einen gewissen Nutzen haben, den ich nicht bestreiten will, doch Zeugen dafür, daß an dem Aufbau der Verwaltung etwas nicht ganz in Ordnung ist. Jede Aufgabe muß stets mit Verantwortlichkeit gepaart sein. Eine Körperschaft aber, die lediglich dazu da ist, zu beraten, und deren Rat die Behörde befolgt, wenn er ihr paßt, deren Rat sie beiseite schiebt, wenn er ihr nicht paßt, ist unverantwortlich und wird deshalb von wirklichen Fachkennern, die aufrechte Persönlichkeiten sind, entweder gar nicht oder so wenig wie möglich besucht.

Auch beratende Stellen, welche einzelnen Personen übertragen werden, sind unzulängliche Anhängsel der bürokratischen Verwaltung.

Zusammenfassend können wir sagen, daß unsere öffentliche Verwaltung zwar einen pflichttreuen tüchtigen Beamtenstand hervorgebracht hat, aber nicht danach angetan war, die Führernaturen an die entscheidenden Stellen zu bringen.

Es ist kein Wunder, daß auch die Verwaltung nichtamtlicher Körperschaften bisher unter den gleichen Mängeln litt. Ist es z. B. eine wahre Überwindung der Eigenwesenheit im deutschen Volke, wenn eine große politische Partei wie die sozialdemokratische, welche besonders freiheitlich sein will, mit Nachdruck den Ruf ausgestoßen hat: wer nicht pariert, fliegt!?

Auch das deutsche Vereinswesen ist immer wieder durch die falsche Überwindung der Eigenwesenheit behindert und tausendfach zersprengt worden.

Ich habe mir zunächst die Frage vorgelegt, ob die so viel bewunderte Verfassung der Römer uns Formen zeigt, welche diese Fehler vermeiden.

Die Römer hatten im Anfange ihrer Geschichte eine Monarchie. Der römische König wurde nach der Ansicht der römischen Juristen — abgesehen von dem ersten Herrscher, der der Sage nach die Stadt wie die Bürgerschaft erst erschaffen hat — gewählt, besaß aber eine gewaltige Machtfülle; er war lebenslänglicher oberster Beamter und oberster Priester der Stadt und konnte nicht zur Verantwortung gezogen werden. Die Römer empfanden dieses Königtum aber mehr und mehr als eine Unterdrückung ihrer Freiheit und schafften es ab. Nach der Revolution blieb ein König nur dem Namen nach bestehen, als Opferkönig, dem aber alle Amtsgeschäfte entzogen waren. Die Wiedereinführung des Königtums wurde verboten und auf jede darauf abzielende Handlung die Todesstrafe gesetzt.

Beim Sturz der Könige wurde die große Aufgabe, aus dem Königtum die Republik herzuleiten nach Mommsen, dem ich folge, vollkommen gelöst. Die königliche Gewalt wurde nicht abgeschafft, sondern umgestaltet, und lag in den Händen der beiden Konsuln, denen sie für die Dauer eines Jahres anvertraut wurde. Die Macht, welche die Konsuln besaßen, konnte wegen ihrer Teilung und kurzen Dauer der Freiheit der Bürger nicht gefährlich werden. Man erhoffte aber gleichwohl von dieser Neuschöpfung eine tatkräftige Regierungsgewalt. Die Konsuln versahen ihr Amt nach dem Grundsatz der kollegialischen Organisation, die Mommsen den Grundpfeiler des römischen Systems nennt, das sie mit gewaltiger Folgerichtigkeit streng und lange festgehalten haben. In gleicher Weise übten die Quästoren, die Volkstribunen, die Ädilen, die Zensoren u. a. ihr Amt aus. Das Prinzip der Kollegialität des alten Rom stand dem der Majorität nicht minder scharf gegenüber als dem der Monarchie. Die beiden Beamten bildeten zwar eine Einheit, ihre Namen traten in der älteren Sprache daher ohne Verbindung nebeneinander, aber keiner von ihnen war gehalten vor dem Erlaß eines Befehls den andern zu fragen. War von den beiden Kollegen der eine handlungsunfähig oder abwesend oder auch nur nicht geneigt, sich mit einer Sache zu befassen, so galt der Befehl des anderen. Die Schattenseite des Systems war die Möglichkeit, daß der eine Beamte dem andern entgegentrat. Während in der Monarchie nur die höhere Gewalt imstande gewesen war, die mindere zu hemmen, stellte sich in der Republik daneben das Recht des gleichgestellten Beamten, eine bereits vollzogene Handlung seines Kollegen durch Einspruch (Intercessio) zu kassieren, und die etwa auf die erste sich stützenden weiteren Handlungen zu verhindern oder doch ihrer Rechtskraft zu entkleiden. Dieses Einspruchsrecht ist der wesentliche praktische Ausdruck der römischen Kollegialität, die an die Stelle des monarchischen Prinzips getreten ist, um gegen die höchste Gewalt eine Schranke aufzurichten und um die Doppelmagistratur durch sich selber brechen zu können.

Die beiden Männer gleichen Amtes haben in ihrer Zusammenarbeit vielfach den Halt und den Anreiz gefunden, der sie zu einigem Handeln führte. Aber daß das System bewußt die Möglichkeit der gegenseitigen Hemmung in sich schloß, war ein ungeheurer Nachteil. Man versuchte ihn zu vermindern. Man tat so, als ob alle Geschäfte gemeinschaftlich erledigt würden, verteilte sie aber, gestützt auf die Gültigkeit jeder Handlung des einzelnen, indem man den Vorrang nach Zeitwechsel und den Vorrang nach dem Lose zuließ. In

der Gerichtspflege z. B. wechselten die Konsuln monatlich ab, der anfangende wurde nach dem Alter oder dem Lose bestimmt. Auch berief nur einer den Senat. Bei der Bestellung der Beamten, bei der Vornahme bedeutsamer religiöser und politischer Feiern entschied das Los den Ausführenden, falls sie nicht beide eins wurden. Der militärische Oberbefehl im Felde wechselte ursprünglich Tag für Tag. Ein Einspruchsrecht des nicht führenden Kollegen gegen den führenden gab es im Felde bezeichnenderweise nicht. Das gemeinschaftliche Handeln, das in der bürgerlichen Verwaltung als Fiktion hingenommen wurde, ist also der Kriegführung fremd geblieben. Dagegen finden wir eine weitgehende Geschäftsteilung. Jeder Konsul hatte seine eigenen Legionen mit den von ihm ernannten Offizieren. Mit dem Vordringen des Römerreiches trat eine Teilung der Geschäfte nach Kriegsschauplätzen ein. Hierüber entschied oft das Los, ebenso wie über die Aufstellung der beiden Heerhaufen für die Schlacht. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Zwieteilung oft zu Schwierigkeiten zwischen beiden Feldherren führen mußte. Weiter wurde das konsularische Kommando dadurch eingeschränkt, daß Kommandos in Provinzen außerhalb Roms an Beamte (Prätoren) verliehen wurden, welche den Konsuln gleichstanden. Bei ernster Kriegsgefahr konnte in eine solche auch ein Konsul entsandt werden, aber immer nur auf ausdrückliches Geheiß des Senates. In solchen Fällen amtierten Konsuln und Prätoren nebeneinander.

Die wichtigste Abhilfe für die Nachteile der Kollegialität war die Diktatur. In schweren Kriegsläuften und bei argem inneren Hader entschied der Senat, daß ein Diktator ernannt werden solle, dessen „Kompetenz" auf ein bestimmtes Geschäft beschränkt war. Meist war der Diktator zum Feldherrn bestimmt. Der Diktator wurde von einem der Konsuln ernannt und war seiner Amtsgewalt nach ein außerordentlicher und mehrgebietender Kollege der Konsuln. Letztere blieben im Amt, enthielten sich aber eines Eingriffs in die Aufgabe des Diktators. Die monarchische Stellung des letzteren wurde nicht nur durch ihre Beschränkung auf eine bestimmte Nothandlung, sondern auch dadurch ihrer Gefahren für die Republik beraubt, daß sie befristet war. Der Diktator durfte nicht länger als höchstens 6 Monate und nicht über die Amtszeit des Konsuls, der ihn ernannt hatte, hinaus im Amte sein. Die erste Bestimmung war auch für Kriegszeit durchführbar, weil Kriege nur im Sommer geführt wurden. Die letzte entsprang der Auffassung, daß der Diktator nur ein zugewählter Kollege der Konsuln war.

Der Diktator hatte eine vollere Gewalt als der Konsul. Einmal fiel der gleichberechtigte Kollege fort, sodann blieben einschränkende Vorschriften außer Kraft. Ihm stand die wichtige pflichtgemäße Befugnis zu, einen Führer der Reiterei zu ernennen, der bei seiner Anwesenheit der zweite im Oberbefehl, bei seiner Abwesenheit Stellvertreter war. Dem Senat gegenüber war er unabhängig, während die Konsuln bei vielen Dingen des Senats bedurften, um ihre Absichten durchzusetzen.

Da die Diktatur als eine dem freien Gemeinwesen fremde Einrichtung empfunden wurde, so ruhte der Kampf gegen sie nicht, bis sie den verschiedensten Einflüssen unterworfen und schließlich zugrunde gerichtet wurde, wenngleich sie dem Namen nach bis ans Ende der Republik bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Juli 1923.)

I.

Die unheimliche Gewitterschwüle, welche in diesen Tagen über ganz Deutschland lastete, entsprach vollkommen der allgemeinen politischen Spannung. Mit allen Mitteln der Überredungs- und geistigen Verführungskunst versucht man auch jetzt noch, dem deutschen Volk den aus dem narkotischen Schlummer erwachenden nationalen Lebens- und Kampfeswillen wieder einzuschläfern und zu lähmen. Wie im Kriege, in und nach der Revolution reichen sich dabei Schwarz und Rot freundschaftlich die Hände, bzw. sie haben sie wohl noch kaum einen Augenblick auseinandergelöst. Der Pakt zwischen Rom und Juda tritt immer unverhüllter zutage. Die z. Zt. unverkennbare Herrschaft dieser beiden Mächte über das erbarmungslos belogene und betrogene Deutschland gründet sich auf dem Zustand, der sich aus der Revolution entwickelt hat. Marxismus und Versailles — beides nur Diener ein und derselben Kraft, des internationalen Ausbeuter- und Spekulantentums — sind die Gründpfeiler dieser verhängnisvollen Herrschaft. Würde sich Deutschland erheben und den Vertrag von Versailles abschütteln, wäre es mit dem ganzen irrsinnigen Novemberspuk vorbei. Um eine solche Erhebung zu verhindern, werden alle Register der marxistischen Phrasenorgel gezogen. Mehr denn je müssen „Menschheit" und „Weltgerechtigkeit" herhalten, um die Deutschen dumm zu machen. Aber — das ist das Entsetzliche — auch die Religion wird zynisch ausgenutzt, um aller Gerechtigkeit, aller Vernunft, aller Menschlichkeit Fesseln anzulegen. Das auf der Schuldlüge aufgebaute, mit bestialischer Grausamkeit ausgeklügelte und durchgeführte Friedensdiktat schlägt eben als Weltlüge aller Gerechtigkeit, aller Vernunft, aller Menschlichkeit ins Gesicht. Aufgabe des allerchristlichsten Vaters in Rom wäre es, diesem barbarischen, unchristlichen Zustand ein Ende zu machen und dafür alle ihm zu Gebote stehenden geistigen und politischen Mittel einzusetzen. Aber wie der Erzbischof von München im November 1918 schwieg und erst vier Jahre später Worte der Verdammung gegen die Revolution fand, so fand der Heilige Vater zwar einige ganz hübsch wirkende Worte in Sachen des räuberischen Ruhreinfalles, gerichtet an die Kabinette zu London und Paris, doch unmittelbar darauf ließ er die nationalen Abwehrtaten deutscher Helden, welche sich nicht blind und stumm der bösartigen französischen Grausamkeit beugen, von einem ihm untergeordneten Organ verdammen. Das war ein ganz deutlicher Versuch zur Lähmung des deutschen Lebenswillens. Der „Vorwärts" nannte das Vorgehen des Papstes allerdings „sich um eine für Deutschland vorteilhafte Wendung bemühen".[1]) Wenn etwas vom Papst zu verdammen ist, ist es nur das schandbare und unchristliche Gebaren unserer Feinde. Doch wo bleibt diese Verdammung? —

Daß die „passive Resistenz" garnichts anderes ist als ein marxistisches Manöver zur Minderung der Warenerzeugung, Durchfütterung der Gewerkschaften mittels Rhein- und Ruhrhilfe — es ist ein offenes Geheimnis, daß

[1]) Nr. 320 vom 11. Juli 1923.

die Unterstützungsgelder nur in rot oder schwarz gefärbte Taschen fließen — und natürlich ebenfalls wieder zur Lähmung jedes tatsächlichen, aktiven Widerstandswillens, ist hier schon oft ausgeführt. „Die Theorie vom passiven Widerstand hat zwei Wurzeln, eine ideologisch-religiöse und eine politisch-weltliche.“ [1]) Auch in diesen Worten offenbart sich für jeden, der sehen will, deutlich die Bundesgenossenschaft von Rom und Juda. Sonderbar, daß der Aufruf, dem Übel nicht zu widerstreben, sich niemals an unsere Feinde, sondern immer nur an die Deutschen richtet, und daß es sogenannte Deutsche sind, die diesen Aufruf erlassen! Warum sollen gerade die Deutschen bessere „Christen“ sein als die Franzosen oder Engländer — zumal da sie offensichtlich dabei zugrunde gehen?

Davon, daß ausgerechnet in der „Vorwärts“-Beilage ab und zu ganz fromme, katholische Geschichtchen auftauchen — ist es nicht grotesk? —, braucht man nicht gerade viel Aufhebens zu machen. Aber der deutlichste Beweis für die erwähnte Bundesgenossenschaft wurde m. E. in jener „Vorwärts“-Nummer erbracht, in der dies radikale, antichristliche Judenblatt die Kurie mit einem Schwall von Worten gegen den naheliegenden Verdacht verteidigte, die französisch orientierte Separationspolitik in Bayern zu unterstützen.[2]) Die Kurie wird bei diesem gar zu auffällig betonten Liebesdienst gedacht haben: Gott schütze mich vor meinen plumpen Freunden! Das gleiche wird sie gedacht haben, als der gleiche „Vorwärts“ unter der Überschrift „Rebellion gegen den Papst?“ bayerische Priester als Hakenkreuzler denunzierte.[3]) Der „Vorwärts“ als Beschützer und Berater des Heiligen Vaters! Was kann man mehr verlangen? — Alle diese Manöver und Offenbarungen hängen übrigens noch irgendwie mit dem Fuchs-Machhaus-Prozeß zusammen, der von der Judenpresse dazu benutzt wurde, die großdeutsche nationale Bewegung in Bayern und vor allem Ludendorff zu verdächtigen, während es sich in Wahrheit um einen gefährlichen Mißbrauch dieser Bewegung handelt. Wer sie mißbraucht, dürften gerade Juda und Rom ganz genau wissen.

2.

Es ist schlimm um einen Staat bestellt, in dem die Ausbeuter es verstanden haben, sich von den Ausgebeuteten als Beschützer betrachten zu lassen. Alles, was der Marxismus, dieser angebliche Freund des Arbeiters, unternimmt, hat kein anderes Ziel und Ergebnis als die weitere Verelendung und Bolschewisierung der Massen, damit in der kommenden kommunistischen Revolution die völlige Übertragung deutschen Besitzes an das Juden- und Ausbeutertum nach russischem Vorbild erfolgt. Wer die Dinge unter einem anderen Gesichtspunkt sieht, wird eines Tages schrecklich aus seinem Traum erwachen. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob jemand diesen Prozeß bewußt oder unbewußt unterstützend fördert. Der Marxismus, den wir gründlichen, dummen Deutschen als weisheitsvolle „Lehre“ zu erfassen und zu würdigen bemüht waren, ist nichts anderes als ein Mittel der jüdischen Politik, wie so manches in unserer wissenschaftlichen Nationalökonomie als „Lehre“ herumspukt, was eine hellhöriger gewordene Zeit einfach als politisches Mittel unserer Feinde erkennen wird, uns die „Gesetze“

[1]) Beilage des „Vorwärts“ Nr. 181 vom 19. April 1923.
[2]) Nr. 317 vom 10. Juli 1923.
[3]) Nr. 320 vom 11. Juli 1923.

schmackhaft zu machen, die das internationale Ausbeutertum nötig hat. Von diesen, als letzte Erkenntnis und ewige Wahrheit verkündeten „Lehren" wird es auch einmal heißen: „Und auch Wahrheit war nirgends vorhanden, sondern nur streitende Mächte, die die Wahrheit zu ihren eignen Zwecken als Phrase im Munde führten." [1])

Was die geistig verwirrten Massen als „Errungenschaften der Revolution" verehren und verteidigen, so z. B. den Achtstundentag und so manche anderen „sozialen" Einrichtungen, ist nichts anderes als ein Mittel der Produktionshemmung, d. h. der Vermehrung der Warenknappheit, somit der Teuerung, Verschuldung, Verelendung, Inflationssteigerung. Das gleiche gilt natürlich vom Streik. Daher mögen die Arbeitgeber endlich Mittel und Wege finden, Arbeiter und Angestellte davon zu überzeugen, daß sie niemals ein Interesse am Streik oder an „passiver Resistenz", wohl aber ein wesentliches Interesse am Betriebe und seiner gesteigerten Erzeugung haben. Auf dem Lande hat man das dadurch erzielt, daß man dem Arbeiter eine Entlohnung sicherte, die dem Ertrag einer bestimmten Anbaufläche entspricht. Etwas Verwandtes kann wohl nicht in jeder Industrie ohne weiteres geschaffen werden, wohl aber kann jeder Betrieb eine Werksparkasse einrichten, welche Ersparnisse vom gerechten Lohn — dieser Begriff muß dem Arbeitgeber wieder klar und selbstverständlich werden! — wertbeständig anlegt.[2]) Damit ist schon viel getan.

Auf der Linie der Verwirtschaftung und Verelendung liegen, im Grunde genommen, alle Maßnahmen, welche in der inneren oder äußeren Politik seit der Revolution getroffen worden sind, handele es sich um Erfüllungspolitik, Notenpresse, „Markstützung" ohne Hebung der Produktion, „Sozial"-Politik, angebliche Siedelungspolitik, Ernährungswirtschaft oder anderes. Wir werden von Theorien regiert, die sich gegen die Lebensinteressen des Staates und Volkes richten und das Ganze bolschewisieren. Manchen scheint dieser Prozeß nicht rasch genug vor sich zu gehen. Zu diesen gehört zweifelsohne Stresemann, denn dieser ließ sich (nach Bericht der „Zeit", abgedruckt im „Vorwärts") [3]) also vernehmen: „Wir stehen hier an den Trümmern ganzer und wertvoller Volksschichten. Wenn diese Schichten so gewaltige Opfer gebracht haben, kann man dann überhaupt noch darüber debattieren, ob diejenigen Kreise die Garantieverpflichtung übernehmen sollen, die so glücklich gewesen sind, sich ihren Besitzwert zu erhalten und die die Möglichkeit gefunden haben, ihre Hypotheken mit Papiermark abzutragen? Dann besteht für diejenigen, die ihren Besitz erhalten haben, die selbstverständliche Verpflichtung, jetzt vor die Front zu treten und zu sagen: Vaterland, hier sind wir, nimm unser Opfer!" Das sind ganz gefährliche Phrasen, die nichts anderes bedeuten als: eine ganze Reihe von Ständen ist durch die verbrecherische Inflationspolitik der Regierung vernichtet und enteignet worden; — das „gewaltige Opfer" zu nennen, ist zynisch — nun mögen sich diejenigen freiwillig vernichten und enteignen, die bisher den Folgen des Inflationsschwindels zu widerstehen vermochten! (Daß die Arbeit der Notenpresse nichts weiter ist als legalisierter

[1]) Diese schauerliche Erkenntnis stammt aus dem unheimlich aufschlußreichen Roman Upton Sinclairs: Metropolis, deutsch von E. von Kratz, Adolf Sponholtz, Verlag, Hannover. Wer die amerikanische Politik verstehen will, lese dies Buch.

[2]) Näheres hierüber beim Wirtschaftsverband für den Kreis Mettmann, Velbert, Neustraße 3, oder beim Verfasser dieses Aufsatzes, München 51, Holzkirchnerstr. 2 II.

[3]) Nr. 317 vom 10. Juli 1933.

Schwindel, liegt auf der Hand.) Und wenn nun diejenigen Kreise, welche noch Sachwerte, d. h. Möglichkeiten zu weiterer Produktion, also Lebendigerhaltung der deutschen Wirtschaft, in der Hand haben — ihre Zahl ist schon klein genug geworden! —, auch noch aufgefordert werden, diese Sachwerte durch unmäßige Belastung oder ähnliche Methoden aus der Hand zu geben, heißt dies endgültige Wirtschaftszerstörung, Arbeitslosigkeit und Bolschewisierung. Wer ist denn das „Vaterland", das so ein Verbrechen fordert? Welchen Sinn hat es, einer sinnlosen Regierung „Opfer" zu bringen, die sie nur zur Zerstörung des Vaterlandes verschwendet? Welch ein Mißbrauch deutscher Begriffe! — Man muß sich gewöhnen, alle diese Leute, auch den mit der Judenheit verfippten Stresemann, im richtigen Licht zu sehen, mögen sie rechts oder links sitzen. — Das Bild wird dadurch vervollständigt, daß der „Vorwärts" es beifällig „ein Zeichen der Zeit" nennt, „wenn schon sogar bei der Volkspartei solche Töne geredet werden". Merkt der Michel noch immer nicht das Zusammenspiel der Chawrusse?

„Soziale Unruhen werden unausbleiblich", orakelt der „Vorwärts",[1]) vergißt aber hinzuzufügen, daß seine verruchte marxistische Zerstörungspolitik schon während des Krieges, aber auch nach der Revolution auf dies Ziel hinarbeitet. Wenn der „Vorwärts" prophezeit, weiß er genau, was kommt und — kommen soll, wenn er auch noch so scheinheilig versucht, die Schuld am Kommenden auf die völkische Bewegung abzuschieben.

Und Cuno? — Ist er, wie mir versichert wurde, Zögling eines Jesuitenkollegs, dazu der Freund des Juden Warburg, eines Exponenten der alljüdischen Weltpolitik? Wenn dem so wäre, könnte man in dem „bürgerlichen" Cuno ein Symbol des jüdisch-römischen Bündnisses zur Zertrümmerung des Deutschen Reiches und Ausrottung des deutschen Geistes erblicken. Ja — wenn dem so wäre, säße besser — weil leichter erkennbar — ein Jude an seiner Stelle!

3.

Man muß sich klar darüber sein: die heutige Welt ist eine Verschwörung der Minderwertigen gegen die Anständigen. Leute, die durch falsches Gewicht reich werden, bekämpfen jeden, der redlich wiegt. Das deutsche Volk spielt in der Welt die Rolle desjenigen, der redlich wiegt. Deswegen haben wir die Weltverschwörung, genannt Weltkrieg, gegen uns erlebt. Da er mit der Waffe nicht zu entscheiden war, kam die Revolution. Nach der Revolution setzte der Kampf gegen den wieder erwachenden deutschen Geist ein, in dem wir gerade jetzt in der hitzigsten Phase stehen. Dieser deutsche Geist ist der einzige auf der Erde, der eine sittliche Weltordnung faßt und will. Diese Ordnung gliedert sich nach Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetz, Leistung und sittlicher Würdigkeit. Demgegenüber steht die Unordnung, das Chaos, in dem allein die Zugehörigkeit zur Chawrusse, also Gesetzlosigkeit, Ungleichheit vor dem Gesetz und Willkür entscheiden. Wird die Triebfeder der Leistung und sittlichen Würdigkeit ausgeschaltet, setzt die heillose Verpöbelung der Welt ein. Seit der Revolution ist dieser Zustand auch bei uns eingerissen, da man Ehrgefühl — ein lebenserhaltendes Prinzip — nicht belohnt, sondern wie ein gemeines Verbrechen bestraft; da man den Faulen und Nichtsnutzigen auf Kosten des Klugen und Fleißigen ernährt; da man von politischen Parteien darüber „ab-

[1]) Nr. 330 vom 11. Juli 1923.

stimmen" läßt, ob eine Handlung sauber oder unsauber sei; kurz, da man alle natürlichen und sittlichen Gesetze auf den Kopf gestellt hat. Auch innerhalb des Reiches gibt es solche, die redlich wiegen, und solche, die durch falsches Gewicht reich werden. Man weiß, wer in diesem Reich nach der Revolution mit satanischem Haß verfolgt wird; man weiß aber auch, wer planmäßig alle sittlichen Begriffe — sittliche Begriffe sind arterhaltende Begriffe — verwirrt und verfälscht. Man weiß ganz genau, wer mit den Landesfeinden zusammen ein Lebensinteresse daran hat, daß der nachrevolutionäre Zustand ewig dauert. (Nebenbei: wenn man erst erkannt hat, wer von der Verewigung der Mißstände lebt, und das können ganze Parteien und Stände sein, weiß man auch, wo man mit dem Aufräumen zu beginnen hat!) Die Leute, die durch falsches Gewicht reich werden, bilden eine Riesengruppe, die nationale Skrupel nicht kennt, soweit sie nicht nationaljüdisch ist. In beiden Fällen sind sie deutschfeindlich und Verräter am Deutschtum. —

Zum Anfang dieser Erörterungen wurde die Gewitterschwüle erwähnt, unter der der deutsche Lebenswille wieder eingeschläfert werden sollte. Nun, wenn nicht alles täuscht, ist das unterirdische Grollen stärker denn je. Wird die Entladung noch lange auf sich warten lassen? Ich glaube kaum! Der Tag der Weltwende naht. Er wird tatsächlich über das Schicksal der Welt entscheiden. Er wird darüber bestimmen, ob das Weltgewissen, das ist der deutsche Geist, ausgerottet und somit die Verwüstung der Menschheit heraufbeschworen wird, oder ob wir wieder ein Dasein werden führen können, das in Wahrheit lebenswert ist, weil wieder Leistung und sittliche Würdigkeit seinen Wert bestimmen. —

Ein bekannter nationaler Politiker aus dem Norden machte mich unlängst darauf aufmerksam, daß die Absichten der Polen auf Danzig und Ostpreußen immer schamloser zutage träten. Die Polen wagten es, dem Völkerbund, dieser alljüdischen Versorgungs- und Spionagezentrale, offen zu trotzen. Eine Personalunion mit Rumänien wird erörtert. Mein Bekannter sah in allem ein Zeichen der Ohnmacht Englands. Demnach scheinen Danzig und Ostpreußen ernsthaft bedroht. Ein sehr bekannter Wirtschafts- und Sozialpolitiker aus dem Westen meinte, es wäre nur noch eine Frage der Zeit, daß im besetzten Gebiet die Frankenwährung eingeführt und damit die Abtrennung tatsächlich vollzogen würde. Die Bewegung für die „Rheinische Republik" regt sich stark. — Die Ansprüche der Tschechen bis über die Lausitz hinaus kennt man. Südslawen und Italiener warten auf die Gelegenheit zur Zerschlagung des in Grund und Boden „sanierten" Österreichs. Worauf warten wir noch? Auf England? Dem kann eine völlige Vernichtung des Ruhrgebietes nur lieb sein, sei es durch Bolschewismus, sei es durch deutsch-französischen Kampf. Es hat sich — welch ungeheure Unterstützung für uns! — bereit erklärt, „die Verantwortung für die Vorbereitung des Entwurfes einer Antwort an Deutschland selbst zu übernehmen". Wenn es nur nicht unter der Last dieser Verantwortung zusammenbricht! „Mit anderen Worten: Die Aktion Baldwins wird an der tatsächlichen Lage auch nicht das geringste verändern, sondern von der deutschen Flaumacherpresse und dem französischen Witz als eine ‚moralische Errungenschaft von schönster Entwicklungsmöglichkeit' zu Grabe getragen werden!" [1])

[1]) So die sehr klar blickende, tapfere „Belgisch-Märkische Zeitung", Nr. 161 vom 13. Juli 1923.

Nochmals: worauf warten wir noch? England wird und muß aus dem Triebe der Selbsterhaltung jede Aktion unterstützen, die wir von selbst zu unserer Befreiung unternehmen. Zögern wir, wird es uns dafür unerträgliche Bedingungen vorschreiben, und wir kommen vom Regen in die Traufe. Es ist also Zeit, daß wir uns zur Tat aufraffen. Wenn Cuno das nicht will, wird ein anderer seinen Platz einnehmen müssen. Wehe uns, wenn wir den rechten Augenblick verpassen! Die Zeit ist reif für die Abrechnung und für die Befreiung! Geht sie ungenutzt vorüber, sind wir so gut wie verloren.

Wahrheit und Dichtung.

Von A. v. Oefele, Landshut.

Oho, fa fa dem Teufel zu.
O weh! Laß ab! Laß mich in Ruh'.
Goethe.

Zwischen wahnwitzigem Draufgängertum und strafwürdiger Indolenz pendelt der politische Wille der Deutschen hin und her. Daneben vergeudet das brave Bürgertum seinen politischen Betätigungsdrang in nutzlosem Wort an nutzlosem Ort. Diese geistige Einstellung hat den Deutschen den Ruf verschafft, jeder politischen Befähigung bar zu sein. Dem ist aber nicht so, denn das deutsche Volk hat immer Männer gehabt, die mit heller Einsicht in die Weltlage begabt waren, und deren kluge Erkenntnisse klare Richtlinien für die Politik der ganzen Existenzspanne des deutschen Volkes gegeben hätten. Wie richtig und deutlich präzisiert: Friedrich List das Verhältnis Deutschlands zu seinen Nachbarstaaten! Selbst für einen Bismarck wäre da noch etwas zu lernen gewesen. Aber niemand lernte etwas daraus, und kein Verantwortlicher hörte auf den grundgescheiten Mann. Warum? Weil seltsamerweise die Verantwortlichen der Mittelmäßigkeit angehören und in Deutschland die Parole ausgegeben zu sein scheint: „Um Gottes Willen dem Genie keine freie Bahn!" Kein Volk hat in seinen Reihen ein solches Heer gebildeter Dummköpfe wie das deutsche. Und diese verhängnisvolle Armee bildet jene unüberwindliche Phalanx, welche die stärksten Geister zu Fall bringt und den eitlen Dummköpfen Mut macht, politisches Führertum zu spielen. Nur ganz komplizierte Glücksfälle scheinen es zu ermöglichen, geniale Menschen an die Stelle zu tragen, wo der politische Kurs des deutschen Volkes gesteuert wird. Nicht einmal das größte nationale Unglück läßt die Masse zu der Besinnung kommen, die sieht, daß es notwendig ist, des Volkes Schicksal in die Hand einiger kluger, charaktervoller Männer zu legen. Nein, gerade heute blüht der Weizen der Kleinen und Niederträchtigen. Alle sehen es, und wenige verstehen es. Der Weise steht daneben und trauert; denn es könnte anders sein. In einem Volke wie dem deutschen lebt immer eine Anzahl Genialitäten. Das beweist schon die stetig fortschreitende Kulturleistung. Denn wie das griechische Volk das Kulturvolk der Kunst war, so ist das germanische mit dem deutschen als Schwerpunkt in der Mitte das Kulturvolk der Technik. Gipfelleistungen auf kulturellem Gebiet und zielbewußte Politik sind nicht ganz getrennte Sphären; aber Genialität

ist empfindlich. Auf den Bahnen seiner Kulturaufgabe schafft das deutsche Volk unentwegt weiter, während es politisch immer mehr zu einem Bandentum hinabsinkt, das die Staatsgewalt zu beeinflussen oder zu schwächen sucht. Es gibt da eine Menge Fähndlein, die aus der dumpfen Masse ihre Rekruten ausheben und in ihren Schlachtenplan nur den Zweifrontenkrieg gegen Tüchtigkeit und Ordnung aufgenommen haben. Ehrgeizige, Dummköpfe, Desperados, katalinarische Existenzen, Schwärmer und habgierige Betrüger werden es auch immer wieder fertig kriegen, sich mit einem Häuflein politischem Geröll zu umgeben und ihre unterminierende oder wegelagernde Tätigkeit auszuüben. Die Führer dieser Fähndlein sind aber meist nichts anderes als Konquistadoren im Auftrag großer, uns Deutschen feindlich gesinnter Mächte, die von außen an Deutschlands Zerstörung arbeiten. Es ist leicht und wohlfeil, für die im Hintergrund stehenden Mächte, diese Zersetzungsenergien zu verwerten. Zur Hälfte Geld, zur Hälfte Versprechungen — und man hält sie alle am Seile.

Die ernste Dichtung hat zu diesen Verhältnissen meist noch nicht den richtigen Abstand gewonnen. Dazu verschleiern Hemmungen aller Art dem naiven Dichtergemüte das Sehen in die Tiefe. So daß man sich eigentlich wundern muß, daß bereits eine bedeutende dichterische Arbeit die Zustände dieser modernen Welt zum Thema genommen hat und in die Zusammenhänge grell hineinleuchtet. Dem Romandichter Erich Kühn ist es als erstem gelungen, uns die modernste Schöpfung auf dem Gebiete des Romans vorzulegen. Der Roman heißt „Die Angeseilten“ [1]) und ist tatsächlich so hochmodern, daß er schon Ereignisse brachte, die in der Wirklichkeit noch gar nicht in Erscheinung getreten waren — Ereignisse, die späterhin in dem Prozeß Fuchs-Machhaus allen in die Ohren geschrien wurden. Jetzt, nachdem der Roman schon bald ein Jahr alt ist, aber der Prozeß Fuchs-Machhaus ihm ein historisches Relief gegeben hat, bezeichnet man ihn als einen sogenannten Schlüsselroman. Hier kann man einwenden: der Schlüssel hätte gebraucht werden sollen, bevor die Türen eingerannt wurden. Dem Verfasser lagen jedoch jene Motive, die gewöhnlich und gerne Schlüsselromanen untergeschoben werden, völlig fern. Er schuf ein Bild der Zeit, einen politischen Roman, dessen Milieu von Typen erfüllt ist, die man heute als Fleisch und Blut an allen Plätzen um politischen Erfolg ringen sieht.

In der Hauptsache sind es jene betrogenen Betrüger, die im Dickicht verworrener Politik nach Beute haschen, die sich zu Werkzeugen fremder Mächte hergeben und unter dem Deckmantel „für spezielles Volkswohl und engeres Vaterland“ sich bereichern wollen und einzig fremden Mächten Vorschub leisten. Auch anders Geartete, die nicht auf Betrug aus sind, werden oft durch mangelhaftes Erkenntnisvermögen Instrumente einer Macht, der sie gar nicht zu dienen beabsichtigen. Daneben stehen und handeln ehrliche Leute, die mit allen Kräften gegen den zermalmenden Strom ankämpfen; auch sie geraten in Stricke und Netze. Obwohl innerlich rein, sind auch sie zeitweilig Gefesselte durch die übermächtige Bosheit der Welt. Dramatisch bildhaft läßt dann Kühn wieder aus dem Dunkel des Hintergrundes eine Gestalt hervortreten, einen wissenden Vertreter der großen Macht, einen, der an den Tauen zieht, woran die Hampelmänner befestigt sind; einer, der die Netze knüpft, worin die Ehrlichen gefangen werden sollen. Die Aufdeckung dieser Zusammenhänge, das ist der wahre Inhalt des

[1]) Deutscher Volksverlag, München.

Buches, das nicht nur des Lesens, sondern des Studiums wert ist. Das Buch ist ernst, tief ernst, wenn auch hin und wieder die Zusammenstellung jene tragische Ironie durchglitzern läßt, die dunkelernsten Zeiten niemals fehlt, wenn sie auch nicht so laut und komisch wirkt, wie die Einzelheiten im Prozeß Fuchs-Machhaus.

Der Wirklichkeit entsprechend fließt auch in Kühns Roman Selbstmörderblut. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Selbstmord des Machhaus und des Gelehrten in Kühns Roman. Der Geist des Toten bleibt der einzige Freund des Helden im Roman. Ein zarter, mystischer Hauch weht hier durch die Erzählung. Die Manen eines Märtyrers für Deutschtum umschweben den kämpfenden Helden, der sich mit aller Kraft einen Weg durch die Netze und Schlingen des politischen Getriebes zu bahnen sucht. Sein einziger wahrer und ernster Begleiter ist der Geist seines jäh auf das Leben verzichtenden Freundes, an dessen Urne seine betrübte Seele weint. Denn die Geliebte und Frau des Helden ist ein schwaches Weib und fühlbar eher Ballast als fördernde Kraft für den Streiter. Doch gehört diese Frau in den Roman. Das zarte Grün einer keuschen Liebe wird vom Dichter einige Male mit vieler Sorge an die Sonne getragen, aber die mächtigen grauen Schatten einer zerklüfteten Welt decken den leuchtenden Glanz bald wieder zu. Der keuchende Atem schwer ringender Menschen übertönt rücksichtslos das zarte Wort der Liebe.

Am Schluß zaubert uns der Dichter — nach heutigen Begriffen — eine politische Fata Morgana vor das suchende Auge. Er läßt nämlich seinen Roman hoffnungsvoll ausklingen, indem er es zur Bildung einer starken Regierung in Deutschland kommen läßt, einer Regierung, die endlich ein Fundament zum Aufbau ergibt.

Die Ungewißheit, wie lange noch Wischnu das Geschick Deutschlands in seinen zertrümmernden Händen hält, hinderte jedoch den Dichter, über das Fata Morganahafte hinauszugehen. Der Roman ist ein wichtiges Dokument der Zeit und bietet unter dem dichterischen Kleid so viel Wirklichkeit, daß er die Freunde zum Nachdenken, die Gegner zum Knirschen zwingen wird. Der Roman ist ebensogut ein warnendes Menetekel für das politische Strebertum als auch für diejenigen, die ihm das Handwerk legen wollen.

In der Kur.

Und leidet der Deutsche an vielerlei
Illusionen, an Träumerei
Und Halluzinationen —
Vielleicht erweckt zur alten Kraft
Dereinst ihn wieder die Nachbarschaft
Der Halunkennationen . . .

Adolf Schaube.

Bücherschau.

Alfieri wider die Franzosen.

Eins der leidenschaftlichsten Bücher, welche je gegen Frankreich und seine Bewohner geschrieben wurde, ist ohne Zweifel der „Misogallo“ [1]) des italienischen Dramatikers Vittorio Alfieri. Das Urteil dieses Dichters gewinnt dadurch an Wert, daß er auf mehreren Reisen fast ganz Europa kennen gelernt hatte und daher wohl in der Lage war, einen Vergleich zwischen den Franzosen und anderen Völkern zu ziehen. Freilich bekennt Alfieri: „Seit meiner frühesten Jugend fühlte ich eine höchst natürliche Abneigung gegen die Franzosen im allgemeinen, besonders aber gegen ihre Sprache, ihr Benehmen, ihr Geschwätz und ihr geziertes Wesen“. Diese Abneigung aber wurde erst unter dem Eindruck der französischen Revolution, deren Ausbruch der Dichter in Paris erlebte, zum lodernden Hasse. Dem hat Alfieri im „Misogallo“ Ausdruck verliehen, denn er wollte das waffenlose, von den Franzosen großenteils besetzte und grausam mißhandelte Italien wenigstens mit Worten zum Befreiungskampfe aufrufen. Der „Misogallo“ besteht aus einer Vorrede, 6 Prosastücken, 40 Sonetten und 63 Epigrammen. Die ersten Dichtungen wurden bereits 1790 in Paris verfaßt, weitere dann bei der Rückkehr Alfieris nach Italien in Augsburg, Kaufbeuern und Lermoos, die übrigen in der von Frankreich überfallenen Heimat.

In der Vorrede zum „Misogallo“ spricht Alfieri zunächst von der Berechtigung seines Hasses, indem er sagt: „Sich des Hasses unfähig zu bekennen, hieße unfähig zur Liebe zu sein“. Und den Völkerhaß verteidigt er mit den Worten: „Der Haß zweier Nationen ist immer gewesen und kann nichts anderes sein als die notwendige Frucht gegenseitig zugefügter Schäden oder solcher, die man befürchtet; deshalb kann er niemals ungerecht und gemein sein. Als wertvollster Bestandteil väterlichen Erbes hat der Haß vielmehr jene wahren politischen Heldentaten bewirkt, die wir dann in der Geschichte so sehr bewundern.“ Und folgendermaßen widmet der Dichter sein Werk dem Vaterlande: „Unleugbar wird in Dir, Italien, der Haß gegen die Franzosen, mit welcher Rute und unter welcher Maske sie sich Dir auch zeigen mögen, die einzige Grundlage Deines politischen Bestehens sein, wie immer dieses sich gestalten mag.“

Was Alfieri in der französischen Revolution von angeblicher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gesehen hatte, war ihm bereits als eine schändliche Entweihung dieser Begriffe erschienen. Mit noch größerer Empörung aber als in Paris geißelte er französische Falschheit und Lüge, als er die Franzosen ihre so beglückenden Zustände auch auf Italien ausdehnen gewahren mußte. Im ersten Gedicht des „Misogallo“ vergleicht Alfieri seinen Franzosenhaß dem Schwure Hannibals, seine Vaterstadt an Rom zu rächen. Er hofft, daß seine Verse in den Italienern wieder soviel Verachtung für den Feind, soviel Stolz und Mannesmut erwecken werden, daß aus ihnen einmal befreiende Taten erwachsen. Einstweilen sei es ja noch leider so, daß „das feige Europa vom feigen Frankreich sich besiegen läßt und sogar von ihm Gesetze annimmt.“ Aber an anderer Stelle heißt es auch: „Allen Europäern haben die Franzosen immer als Prahler, Bedrücker und Verächter Fremder, von ihren eigenen Vorzügen jedoch übermäßig eingenommen geschienen und sie sind es auch. Die andern Völker aber, sie nach ihren Taten, nicht nach ihren Worten beurteilend, haben sie in manchen Künsten wohl sich gleich, in vielen aber unterlegen, überlegen jedoch nur in der Kunst des Frisierens, Tanzens, Kochens und in der Verweichlichung gefunden.“ Mehrfach bezeichnet Alfieri die Franzosen als eitle Schwätzer: „Alles wollen sie können, ohne es zu verstehen, alles wollen sie verstehen und bringen doch nichts zustande.“ Die blinde Eroberungssucht der Franzosen wird durch Ciceros Urteil über die Gallier in seiner Rede für Marcus Fonteius belegt: „Die Gallier unterscheiden sich so sehr in Sitten und Wesen von den alten Völkern, daß sie Kriege unternehmen eigens, um die Kultur aller Völker zu vernichten, wobei sie jedoch ihre eigene mitzugrunderichten, während andere Völker Krieg führen zum Schutze der eigenen Kultur.“ So kommt denn der Dichter zu dem Schluß: „Willst von den Guten du die Schlechten trennen, so kannst die Schlechten du getrost Franzosen nennen.“ Gegen sie predigt er rücksichtslosen Kampf, denn: „Man kann die Freiheit nicht kennen und lieben, ohne die Franzosen zu verabscheuen“. Und die Mahnung Alfieris an das zukünftig geeinte Italien lautet daher: „Mit unversöhnlichem und tödlichem Hasse den Barbaren von jenseits der Alpen zu begegnen, welche Dir dauernd die zahlreichsten und blutigsten Wunden zugefügt haben. Denn das sind (im Gegensatz zu den Deutschen) immer die Franzosen gewesen und sie sind es noch heute“.

Die Worte des italienischen Dichters können jetzt ebenso in Bezug auf das Verhalten der Franzosen in Deutschland wie

[1]) Die Zitate sind der Londoner Ausgabe von 1806 entnommen, welche auf die Handschrift von 1799 zurückgeht.

seinerzeit auf das in Italien gelten. Es bleibt nur zu wünschen, daß wir auch den gleichen Haß aufbringen, den die Italiener dem Feind in ihrem Lande gezeigt und dessen sie sich nicht geschämt haben. A. Dresler.

Karl Gerd Briese: Die Befreiung vom Erbe. Verlag von Fr. Wilhelm Grunow, Leipzig.

Dieser Roman bemüht sich, uns ein Fürstenschicksal aus dem Deutschland der letzten Zeit menschlich näher zu bringen. Bei der Anlage und Entwicklung des Charakters des Prinzen und späteren Herzogs, bei der Schilderung seiner Umgebung denkt man unwillkürlich an Thomas Manns „Königliche Hoheit". Ist es eine Huldigung, ist es ein Eingeständnis einer gewissen Unselbstständigkeit, wenn der Verfasser seinem Prinzen den Zufall jenes Buch wirklich in die Hände spielen und ihn darin viel Wesensverwandtes finden läßt? — Menschlich sympathisch ist die Hauptfigur dieses Romans ganz gewiß, aber sie wirkt weder kraftvoll noch männlich. Es ist ein Prinzentyp, den es wohl geben mag, aber auf allgemeine Gültigkeit wird er wohl nicht Anspruch erheben. Sonst — wäre es wirklich weder ein Wunder noch ein Schade, daß die Revolution so rasch mit der alten Herrlichkeit aufgeräumt hat. So ahnungslos, so müde, so hilflos dem Geschehn, ja der ganzen Stellung, der eigenen Standespflicht gegenüber können unmöglich alle Fürsten gewesen sein. An den Hauptproblemen gleitet übrigens der Roman spielend vorbei. Konradin unterläßt es, sich darüber klar zu werden, warum man ihm alle Entscheidungen schon so mundgerecht vorlegt, daß er nur noch zu unterzeichnen braucht; und er unterläßt es daher auch, den Punkt ausfindig zu machen, wo er als Persönlichkeit einsetzen könnte. Daher bekommt sein Dasein etwas Schemenhaftes, von außen Bestimmtes. — Unverständlich und unsympathisch wirkt es, daß der Herzog, als er nach der Vertreibung durch die Revolution — er scheint nicht einmal zu ahnen, daß man sich gegen so etwas wehren kann! — seine Residenz und die Gruft seiner Väter besucht, nicht den leisesten Trieb oder Wunsch verspürt, mit Würde und Ehren vor seinen Vorfahren zu bestehen, sondern daß er es als Befreiung verspürt, durch die Revolution sozusagen dieser eingeborenen Verpflichtung enthoben zu sein. Das ist sehr unfürstlich gedacht. Und was soll ein so müder Mensch im Leben? Es wird ihm gehn, wie Kaiser Karl, den sein eigener Begleiter beim Verkauf der Krondiamanten beschwindelte. Das äußere Geschehn eines Prinzendaseins, wohl auch ein Teil der inneren Welt, ist in diesem Roman geschmackvoll und bildhaft dargestellt, aber das eigentliche Fürstenproblem ist, wie gesagt, nicht erfaßt, und das ist schade. E. A.

Erwin Rosen: Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes. Vierte Auflage. Aus der Memoiren-Bibliothek des Verlages Rob. Lutz, Stuttgart. Sechste Reihe, 4. Band.

Schon der einleitende Brief des Verfassers aus dem Jahre 1922 an seinen damals einjährigen Sohn Peter gibt ein klares Bild des prächtigen, tapferen Mannes und seiner Art, das Leben anzupacken. „Vielleicht sind Katastrophen oft nur dazu da, um Kräfte auszulösen." „Gar wenig nur vermögen Verhältnisse und Zeiten ein Menschenleben zu führen und zu bestimmen. In der eigenen Seele ist die rettende Kraft verborgen." Das sind Worte, die wie für unser ganzes Volk gesprochen sind. Die rettende Kraft sah Rosen in mancher Gestalt, so z. B. in der Begeisterung. Am schönsten empfand er sie aber in der Freude an der Arbeit, „jener Arbeit und Leistung, die nicht mit Heller und Pfennig rechnet wie ansammelnde Wucherer, sondern aus dem Menschen herauswächst, weil Wachsen und Werden der große Lebenstrieb." Das ist noble, große, deutsche Lebensauffassung, die allerdings selten auf Gegenliebe stieß. Ein Jahr, nachdem Rosen diese Worte an seinen kleinen Sohn schrieb, ist er schon gestorben — zerrieben, verbraucht im deutschen Zeitungsleben. Eine böse Anklage gegen diesen deutschen Zeitungsbetrieb und seine Unternehmer! „Man muß mit bitterem Lächeln feststellen, daß niemand dem deutschen Zeitungsmanne half." Ja, die Einstellung zum deutschen Zeitungsmann, der doch eine so unendlich mannigfaltige und schwere Aufgabe zu erfüllen hat, ist bis in die Jetztzeit vielfach kläglich kurzsichtig. Wie Rosen an schlagenden Beispielen nachweist, finden eben bei uns Gesellschaft, Beamtenwelt, Geschäftswelt so selten das richtige Verhältnis zu ihm, im Gegensatz zu anderen Ländern. Auch was Rosen über die Ausgestaltung der deutschen Zeitungen sagt und über deren Möglichkeiten bei einiger Großzügigkeit, ist recht beachtenswert. — Abgesehen hiervon sind die ehrlich, lebendig und anschaulich geschriebenen Aufzeichnungen „die Fortsetzung des deutschen Lausbuben in Amerika", für jeden höchst lesenswert, der an einem aufrechten Menschentume Gefallen findet. Ein Jammer ist es, daß die in Rosen steckende Kraft und Intelligenz nicht rechtzeitig erkannt und an richtiger Stelle verwertet wurde. Im deutschen Unternehmer- und Verlegertum gibt es doch so viele prachtvolle Leute — aber Rosen mußte ruhelos durch die halbe Welt irren, ja sogar in die Fremdenlegion hinein, ehe er endlich, viel zu spät, die richtige Würdigung fand. So liest man denn die humorvollen Schilderungen seiner Kämpfe und Abenteuer mit Wehmut, denn hinter dem Humor steckt berechtigte Bitterkeit. E. A.

Für die Reisezeit im Gebirge:

Alpen-Flora

Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Deutschland, Österreich u. der Schweiz

Von Prof.
Dr. Gustav Hegi
in München

Fünfte erweiterte Auflage

Mit 221 farbigen und 43 schwarzen Abbildungen auf Tafeln / Grundpreis in Halbleinen geb. Mk. 7.—, für das Ausland 6 Schw. Frk., tsch. Kron. 27.— / Handliches Format / Gewicht 400 Gramm

J. F. Lehmanns Verlag
München
Paul Heyse-Straße 26

Für die Reisezeit an der See:

Der Strand-wanderer

Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen, Seetiere, Strand- und Seevögel der Nord- und Ostsee

Bearbeitet von
Dr. P. Kuckuck

Dritte erweiterte Auflage herausgegeben von der Biologischen Anstalt auf Helgoland

Mit 225 farbigen und zahlreichen neuen schwarzen Abbildungen auf 32 Tafeln / Grundpreis in Halbleinen geb. 7 M. Auslandspreise: 5,40 Dänische Kron., 4,20 Schwed. Kr., 3 Guld., 5 Sh., 6 Norw. Kr., 6 Schw. Frk., 1.20 Doll. Handl. Format / Gewicht 350 Gr.

J. F. Lehmanns Verlag
München, Paul Heyse-Str. 26

Deutsche Zeitung

die zuverlässigste Verkünderin des nationalen Gedankens

Erscheint 2 mal täglich ◆ 9 Unterhaltungsbeilagen
Mit tägl. Kurszettel

Probenummern, woraus der jeweilige Bezugspreis ersichtlich ist, kostenlos.

Verlag Berlin SW 11, Hedemannstraße 12
Drahtnachricht: Bismarckblatt

Das aktuellste Buch für jeden Deutschen.

Westfalen-Trutz und Treue.

Briefe aus dem Ruhrgebiet. Herausgegeben von Fritz Walter. 191 Seiten. Oktav. Mit künstlerischem Umschlag. Kartoniert. Grundzahl —,80. Schlüsselzahl zu erfragen in jeder Buchhandlung.

Ein wahrheitsgetreues Dokument über den deutsch. Ruhrkampf

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Am 15. August gelangt zur Ausgabe:

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 14 Karten und 537 Abbildungen.

Grundpr. geb. Mk. 9.-, geb. Mk. 11.-; Auslandspr. geb. Frk. 11.25, geb. Frk. 12.50

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4.

Staatsphilosophie

Ein Buch für Deutsche

Von **Max Wundt,** Professor der Philosophie in Jena.

Grundpreis: geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50. Auslandspreis: geh. $ 1.—, geb. $ 1.25.

Der dem Deutschen artfremden „modernen" westlichen Staatsauffassung setzt Wundt den von Leibniz, Kant, Fichte und Hegel geformten, aber in uraltem Bewußtsein völkischer Überlieferung wurzelnden deutschen Staatsgedanken entgegen und macht ihn der politischen Entwicklung der Zeit nutzbar.

Aus dem Inhalt: Wesen des Staates: Der Staat als Kunstwerk; als Lebewesen; als Persönlichkeit / Der objektive Geist und seine Verwirklichung / Die natürliche, die bewußte, die vernünftige Volksgemeinschaft / Die Familie, die Gesellschaft, der Staat. — Aufgabe des Staates: Rechtfertigung, Gottesgnadentum, Volkssouveränität, Treuverband / Zweck: Gerechtigkeit, Freiheit / Innere Politik: Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung / Äußere Politik: Das Völkerrecht, der Staat als Kriegsmacht / Der Staatsmann. — Formen des Staates: Herrenstaat, Verfassungsstaat, Volksstaat / Unmittelbare — mittelbare Fürstengewalt — Volksgewalt / Herrschaftsverbände, Genossenverbände, Weltreich. — Entwicklung des Staates: Gesetz, Stufen, bewegende Kräfte der Entwicklung / Die Zukunft des Staates.

Aus den Urteilen:

„Ich finde vollkommene Übereinstimmung mit den Grundsätzen, die ich seit meinem Eintritt in das politische Leben verfolge. Ich freue mich besonders über die klare, eindeutige Einstellung zum Marxismus und zum Gedanken des nationalen Staates. Ich möchte Max Wundt als Fichte von heute bezeichnen". (v. Kahr, vorm. bayer. Ministerpräsident.)

J. F. Lehmanns Verlag, München, GW. 4

Dr. Warda
Nervenheilanstalt
Bad Blankenburg
Thüringen.

Hersteller:
J. Kron,
München

4ling Seife

Unerreicht in Duft und Güte!

Bewirkt blühendes gesundes Aussehen, hinterläßt Erfrischung und entzückenden Duft!

Das Sichkennenlernen
vermittelt unauffällig der
Völkische Freia-Bund, Neuruppin 41.
Näheres 1500.— Mk.

Deutsche Sippennamen
deutet gegen Vergütung
Dr. K. Stuhl, Würzburg
Trölitschstraße 4.

Immer mehr Freunde erwirbt sich das

Harmonium

das schönste und vollkommenste
Hausinstrument

Auch von Jedermann ohne musik. Vor- u. Notenkenntnis sofort 4stimmig spielbar. Illustr. Katalog umsonst.

Aloys Maier, Fulda, gegr. 1846

Waldsanatorium Schwarzeck
Bad Blankenburg Thüringerwald
Prospekte f. nervöse u. innere Kranke

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

75 Niederlassungen. ◆◆ **Durchführung aller Bankgeschäfte.**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.

Jahrgang Heft 9 September 1923

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Deutschland bezahlt alles. Dr. Georg E. Kunzer .. .. Seite 511
Frankreichs Kriegsschuld. Zusammengefaßt von Dr. G. Beutel .. .. .. „ 523
Die Franzosen an der Ruhr. Dr. Hannes Pyszka .. .. „ 527
Die geistige Abwehr des Franzosentums. A. Dresler .. .. „ 531
Österreichs Finanzen und Wirtschaft. Dr. Franz Schweinitzhaupt .. .. „ 534
Die Sanierung Österreichs im Lichte der französischen Politik. Dr. Franz Schweinitzhaupt .. .. „ 545
Deutsche Zwieführung und Selbstverwaltung. Prof. Dr. med. Ph. Kuhn „ 550
Musik und Bühne. Dr. Karl Grunsky .. .. „ 562
Deutschösterreich. Herbert Werner .. .. „ 565
Bild der Lage. Dr. Erich Kühn .. .. „ 570

J. F. Lehmanns Verlag / München

Staatsphilosophie

Ein Buch für Deutsche

Von **Max Wundt**, Professor der Philosophie in Jena.

Grundpreis: geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50. Auslandspreis: geh. $ 1.—, geb. $ 1.25.

Der dem Deutschen artfremden „modernen" westlichen Staatsauffassung setzt Wundt den von Leibniz, Kant, Fichte und Hegel geformten, aber in uraltem Bewußtsein völkischer Überlieferung wurzelnden deutschen Staatsgedanken entgegen und macht ihn der politischen Entwicklung der Zeit nutzbar.

Aus dem Inhalt: Wesen des Staates: Der Staat als Kunstwerk; als Lebewesen; als Persönlichkeit / Der objektive Geist und seine Verwirklichung / Die natürliche, die bewußte, die vernünftige Volksgemeinschaft / Die Familie, die Gesellschaft, der Staat. — Aufgabe des Staates: Rechtfertigung, Gottesgnadentum, Volkssouveränität, Treuverband / Zweck: Gerechtigkeit, Freiheit / Innere Politik: Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung / Äußere Politik: Das Völkerrecht, der Staat als Kriegsmacht / Der Staatsmann. — Formen des Staates: Herrenstaat, Verfassungsstaat, Volksstaat / Unmittelbare — mittelbare Fürstengewalt — Volksgewalt / Herrschaftsverbände, Genossenverbände, Weltreich. — Entwicklung des Staates: Gesetz, Stufen, bewegende Kräfte der Entwicklung / Die Zukunft des Staates.

Aus den Urteilen:

„Ich finde vollkommene Übereinstimmung mit den Grundsätzen, die ich seit meinem Eintritt in das politische Leben verfolge. Ich freue mich besonders über die klare, eindeutige Einstellung zum Marxismus und zum Gedanken des nationalen Staates. Ich möchte Max Wundt als Fichte von heute bezeichnen". (v. Kahr, vorm. bayer. Ministerpräsident.)

J. F. Lehmanns Verlag, München, SW. 4

Rassenkunde des deutschen Volkes

Mit einem Anhang: Rassenkunde des jüdischen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther

Dritte, umgearbeitete, vermehrte u. verbesserte Auflage. / Soeben erschienen.

Mit 14 Karten und 537 Abbildungen. • Gz. geh. 9.—, geb. 11.—.

Ausland geh. 12.50 Schw. Fr., geb. 13.50 Schw. Fr.

Für die Güte des Buches und den großen Beifall, den es gefunden, spricht schon allein der Umstand, daß es seit dem Herbst 1922 die dritte Auflage erlebt hat.

Die dritte Auflage ist vor allem durch neue Bilder und Übersichtskarten wertvoll bereichert, die Rassenübersichten der anderen europäischen Länder sind schärfer herausgearbeitet, überhaupt ist das ganze Buch so stark erweitert, daß der Umfang von 440 Seiten in der ersten auf 514 Seiten angewachsen ist.

Der Hauptsinn des Buches ist, daß der Blick urteilsfähiger Menschen geschärft werde für die Dinge des Blutes und daß dann solchen Menschen das Gefühl der Verantwortung erzeugt werde für das künftige Schicksal ihres Volkstums, das eben ein **rassisch bedingtes Volkstum** ist.

„Die Kinder lernen fast alle, eine gute von einer minderwertigen Kuh zu unterscheiden, und reden auf dem Gebiete der Haustiere sehr gern und sehr klug von ‚Rasse'. Aber für die Kunde von ihrem eigenen Geschlecht, dem Menschenvolk, dem Menschentier haben sie keine Augen. Sie sehen nichts von Familie und Rasse innerhalb ihres Dorfes oder ihrer Landschaft, und der Staat, das große schwerfällige dumme Muttertier, hilft ihnen weder in der Schule noch nachher im Leben zu solcher Kenntnis, die von allen die wichtigste ist."

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 894

Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 40 585)

7. Jahrgang 1923 Heft 9 September

Deutſchland bezahlt alles![1]

Das Recht auf Reparationen und ſeine Grenzen.

Von Dr. Georg E. Kunzer, München.

Deutſchland hat den Krieg verloren! Aus dieſer ſchmerzhaften Tatſache ergibt ſich die Pflicht, an die Feinde zu zahlen. Deutſchland beſitzt ſogar zwei Schuldurkunden, die beide ſeine Zahlungspflicht feſtſtellen. Die bekannteſte iſt der ſogenannte Verſailler Friedensvertrag, — beſſer genannt „Kriegsdiktat", da er weder ein Vertrag noch ein Friedensinſtrument iſt —, die andere das Vorabkommen, das zwiſchen der deutſchen Regierung und der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika vor dem Waffenſtillſtand getroffen wurde. Dieſes Vorabkommen, das durch Notenwechſel zuſtande kam, wurde ausdrücklich von der Gegenſeite als verpflichtend, als grundlegend für alle weiteren Friedensverhandlungen erklärt und zwar in dem Sinne, daß die Friedensbedingungen lediglich die Ausführung dieſer Vereinbarungen darſtellen ſollten. Dieſe Rechtsgrundlage ſollten die bekannten Wilſonſchen Grundſätze ſein, ſowohl die 14 Punkte als auch die ſonſtigen Kundgebungen Wilſons über den künftigen Völkerfrieden.[2]) Sowohl Deutſchland als auch die verbündeten Feinde nahmen dieſe Grundſätze als verpflichtend an, zu denen u. a. auch das bekannte Wilſon-Wort gehörte: „Keine Annexionen, keine Kriegsentſchädigungen, keine Strafzahlungen!"

Die Alliierten fügten ihrer zuſtimmenden Antwort an Wilſon gleichzeitig eine Definition der ſogenannten „Wiedergutmachung" bei; darin wurde dieſe als „Schadenerſatz für die der Zivilbevölkerung zugefügten Schäden durch die deutſchen Angriffe" bezeichnet.

---

[1]) Als Sonderdruck erſchienen. Grundpreis Mk. —.25.

[2]) S. Lanſing-Note vom 5. November 1918.

Zum zweiten Male wurde dann die deutsche Entschädigungspflicht schriftlich niedergelegt, — im erwähnten Versailler Kriegsdiktat. Nichts zeigt besser den Widerspruch beider Bestimmungen, als wenn man sie beide in ihrem wesentlichen Wortlaut einander gegenüberstellt:

Forderung der Alliierten im Vorabkommen.	Forderung des Versailler „Friedens-Vertrages".
Die Alliierten verstehen darunter („Wiedergutmachung"), „daß Deutschland für allen durch seine Angriffe zu Land, zu Wasser und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schaden Ersatz leisten soll".	Art. 231: „Die alliierten und assoz. Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoz. Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben."

Während die Wiedergutmachungspflicht im ersten Falle subjektiv und objektiv stark beschränkt ist, wird sie im zweiten Falle (Versailles) ins Unbegrenzte erweitert. Deutschland ist nunmehr auf Grund seiner angeblichen Kriegsschuld[1]) an sämtliche Feindbundstaaten (27!) einfach für alles ersatzpflichtig geworden.

Bewußt gehen die Versailler Forderungen über die Leistungskraft des deutschen Volkes hinaus, wie Art. 232 feststellt:

> „Die all. und assoz. Regierungen erkennen an, daß die Hilfsmittel Deutschlands nicht ausreichen, um die vollständige Wiedergutmachung aller dieser Verluste und aller dieser Schäden sicherzustellen..."

Dann heißt es weiter:

> „Die ... Regierungen verlangen indessen und Deutschland übernimmt die Verpflichtung, daß alle Schäden wieder gutgemacht werden, die der Zivilbevölkerung jeder der alliierten und assoz. Regierungen und ihrem Eigentum während der Zeit, da diese Macht sich im Kriegszustand mit Deutschland befand, durch den erwähnten Angriff zu Land, zur See und aus der Luft zugefügt sind, und überhaupt alle Schäden, wie sie in der Anlage I näher bestimmt sind."

Während scheinbar die Formel des Vorabkommens (Zivilschäden durch militärische Angriffe) beibehalten ist, wird einfach mit einer generellen Bemerkung „und überhaupt alle Schäden" .. lt. Anlage I der Pflichtkreis ungeheuer erweitert.

Die Erweiterung steckt schon darin, daß Deutschland an jede Feindesmacht Entschädigungen zahlen muß, die irgendwelchen Schaden erlitten, während direkten militärischen Operationen doch nur Belgien und Frankreich als „Angegriffene" ausgesetzt waren.

Die famose Anlage I zeigt dann weiter, wie ungeheuer die Forderungen an Deutschlands Ersatzpflicht gehen. Es sind im wesentlichen folgende Punkte:

1. Körperliche Schäden von Zivilisten durch Kriegsmaßnahmen „der beiden kriegführenden Gruppen verursacht."
2. Schädigungen der Zivilisten durch Grausamkeit, Gewalttätigkeiten,

[1]) Vgl. meine Ausführungen „Kriegsschulden und Kriegsschuld" in „Die Grenzboten" (Berlin) Nr. 1 vom 7. Januar 1922.

schlechte Behandlung, ... „oder die den Hinterbliebenen zugefügt worden sind, die von diesen Opfern versorgt wurden."

3. Schädigungen an Gesundheit, Arbeitsfähigkeit, Ehre (!) der Zivilisten oder ihrer Angehörigen.
4. Schäden durch schlechte Gefangenenbehandlung.
5. Pensionen und Unterstützungen an Invaliden, Kranke und an die Personen, „denen diese Opfer Unterhalt gewährten".
6. Unterstützungen für die Familien der Kriegsgefangenen.
7. Unterstützungen von Kriegsangehörigen.
8. Zivilschäden durch fehlende oder ungenügende Vergütung für Zwangsarbeit.
9. Eigentumsschäden durch Beschlagnahme, Beschädigung oder Zerstörung.
10. Ersatz erhobener Strafen, Beitreibungen usw.

Durch Wilsons Widerstand wurde zwar vermieden, daß Deutschland auch noch für die eigentlichen Kriegsrüstungen der Gegner aufzukommen hat. Aber man schob dafür einen anderen Pflichtkreis ein, der die deutsche Entschädigungspflicht ins Unermeßliche steigerte, die Pensionen. Diese haben wie die meisten obiger zehn Punkte nichts mehr mit den Wilsonschen Grundsätzen zu tun, sondern sind ein offener Bruch des Vorabkommens, das nur Ersatz für direkten, durch militärische Angriffe herbeigeführten Schaden der Zivilbevölkerung anerkannt.

In der allerharmlosesten Weise haben die Franzosen durch Clémenceau die Entschädigungspflicht, die sich zu einem raubgierigen Ungeheuer auswuchs, eingeführt. Clémenceau forderte am 2. November 1918 die Einfügung der drei Wörtchen „Wiederherstellung der Schäden" („Réparation des dommages") ohne einen Kommentar, wodurch man nur dem Geist der Bevölkerung des besetzten Gebietes entgegenkomme.[1]) Das Wort ist psychologisch gut gewählt. „Wiedergutmachung der Schäden." Wer denkt da nicht an die arme geflüchtete Bevölkerung Nordfrankreichs, die Häuserruinen, die zerstörten einst fruchtbaren Bodenflächen, an alles Elend, all den Jammer, die die Kriegsfurie über das arme Land jagte! Nachdem aber einmal das Wort eingeführt war, blieb es und nahm schließlich einen ganz anderen Geist, ganz anderen Sinn an, als Wilson gewollt hatte, als die Entente feierlich Deutschland versicherte.

Nitti sagt über die Einführung des Grundsatzes der Wiedergutmachung der Schäden in den Waffenstillstandsvertrag vom November 1918, daß er durch bloßes Mißverständnis, als einfaches Zugeständnis an die Stimmung des französischen Publikums hineingekommen ist. „Die Reparation der Schäden war eine Verletzung aller vorhergehenden Erklärungen der Entente und vor allem der 14 Punkte Wilsons und wurde zugestanden aus Gefälligkeit, ohne Bewertung der Folgen." [2])

Und „Sowie der Waffenstillstand unterzeichnet war," schreibt Baker in den Memoiren Wilsons, „folgte der bedeutsame ‚Ramsch im Idealismus'. Forderungen, daß Deutschland ‚bis auf den letzten Schilling' bezahlen müsse, durchzogen ganz England wie Frankreich. Die Indemnitäten sollten zugleich Straf-

[1]) Siehe Nitti, „Das friedlose Europa" S. 82 ff.
[2]) Francesco Nitti, „Der Niedergang Europas" S. 60.

maßnahmen sein. Lloyd George gewann seine Wahlkampagne am 14. Dezember 1918 durch ein Programm enormer und unmöglicher Indemnitäten.“ [1])

Die Kriegsentschädigungsfrage hatte von vornherein großes Interesse gefunden. „Keine Frage nahm auf der Friedenskonferenz größere Dimensionen an als die der Schadensersatzleistungen,“ schreibt Baker. Die Ministerpräsidenten der Dominien, vor allem Hughes, haben nach der Darstellung in den Wilson-Memoiren,[2]) die Gesamtkosten des Krieges als Berechnungsbasis wählen wollen, damit auch die Dominien etwas erhielten, die bei einer reinen Schadenersatzgrundlage leer ausgegangen wären. Auch England hatte relativ geringen direkten Schaden und zog eine andere Reparationsbasis vor. Den besten Ausweg boten die — Pensionen.

Frankreich hätte materiell den größten Vorteil davon gehabt, wenn die im Vorabkommen vom November 1918 aufgestellten Grundsätze der Entschädigung für direkte Schäden durch den Krieg beibehalten worden wären. Es wäre ja mit Belgien der Nutznießer der Bestimmung gewesen, da die beiden Länder natürlich am meisten direkt durch den Krieg gelitten hatten. Es ist nun auffallend, daß Frankreich sofort bereit war, die für es so günstige frühere Abmachung im Sinne Wilsons aufzugeben und die Entschädigung auch auf die Pensionen auszudehnen, wodurch es doch gezwungen wurde, die Leistungen Deutschlands mit 26 Staaten zu teilen, die ihm so mit Belgien so ziemlich allein zugekommen wären. Was war der Grund? Die Wilson-Memoiren lüften den Schleier der Friedensverhandlungen:[3])

> „Von Wilson gezwungen, die Ansprüche auf die Kriegskosten aufzugeben, akzeptierten die Franzosen den Pensionsplan, um nur die Gesamtsumme so hoch als möglich zu halten und auf diese Art Deutschland möglichst zu schädigen, selbst, wenn ihr Anteil an Reparationen dann kleiner ausfiel.“

Am deutlichsten werden die wahren Absichten Frankreichs bei seiner Forderung auf „Wiedergutmachung“ durch folgende Enthüllung, die der 2. Band der Wilson-Memoiren bringt: Als nämlich Wilson sich sträubte, die Kriegsentschädigungen in die Forderungen mit einzubeziehen, „wandten die Franzosen nach wie vor ein w. z. B. in der Sitzung des Rates vom 1. März, wenn sie auf die gesamten Kriegskosten verzichten müßten, ließe sich ihr **wahres Ziel, die wirtschaftliche Zertrümmerung Deutschlands**, doch ebensogut durch eine neue Interpretation des Wortes ‚Reparation‘ erreichen, ein Argument, das Klotz am 1. März vorbrachte, indem man z. B. den ‚von Privatpersonen erlittenen Schaden‘ miteinbezog. In dieser Sitzung tauchte zum ersten Male das heikle Thema der Pensionen auf.“ [4])

Es war ein diabolisches Meisterstück der Sophistik, mit der man die Forderung auf Pensionen mit den einfachen Grundsätzen der Entschädigung der durch kriegerische Angriffe herbeigeführten Zivilschäden in Einklang zu bringen versuchte. Smuts, der später nicht genug von der Revisionsbedürftigkeit des Versailler Vertrages reden und schreiben konnte, war es, der ihn gerade durch

[1]) Vgl. R. St. Baker, „Wiedrow Wilson“ II. Bd. S. 283. Vgl. auch meine Skizze „Deutschland das Opfer der Entente-Demokratie“ im „Hochland“ 6. Heft 1922/23 (März).
[2]) Baker ebenda II. Bd. S. 295.
[3]) Baker ebenda II. Bd. S. 295.
[4]) Baker ebenda II. Bd. S. 288.

die Pensionen zum größten Erpresserpakt gestaltete. In einer ganz geheim bezeichneten Denkschrift führte er folgende Sophistik aus: [1])

„Nachdem ein Soldat als kriegsuntauglich entlassen ist, tritt er wieder in die Reihen der Zivilbevölkerung ein und da er nicht mehr imstande ist, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, so erleidet er Schaden als ein Mitglied der Zivilbevölkerung, den zu ersetzen sich die deutsche Regierung verpflichtet hat."

So werden also die Beschädigungen der feindlichen Soldaten im Handumdrehen zu — Zivilschäden gemacht! Die amerikanischen Juristen wandten sich verzweifelt gegen diese Betrugslogik — aber schließlich stimmte selbst Wilson zu:

„Logik, Logik, ich kehre mich den Teufel an die Logik! Ich werde die Pensionen mit einbeziehen" [2])

war die Antwort Wilsons, als man ihm sagte, daß die ganze Logik gegen eine solche Beweisführung spräche. Baker sucht Wilsons Verrat an seinen eigenen Prinzipien dadurch zu erklären, daß Wilson nur deswegen zustimmte, weil praktisch die von Deutschland zu zahlenden Beträge doch nicht erhöht würden, indem es doch nicht mehr zu zahlen imstande sei, als die ausschließlich der Pensionen fällige Summe, wobei aber ein für die Alliierten günstigerer Verteilungsmodus zustande käme.

Die Pensionen entschieden das künftige Schicksal Deutschlands. Sie machten eigentlich erst den Friedensvertrag unerfüllbar und bewirkten dadurch die dauernde Versklavung und Verfrondung Deutschlands, wie sie Frankreich erstrebte. Nitti, Keynes, St. Baker und viele andere stellen fest, daß durch die Pensionen die Entschädigungssumme um zwei Drittel erhöht wurde.

Nur die größten Pensionsforderungen seien hier kurz zusammengestellt, wie sie sich aus den am 23. Februar 1923 dem Wiedergutmachungsausschuß eingereichten Forderungen ergeben: [3])

Frankreich [4])	60	Milliarden	Francs
dazu Familienbeihilfen	12,9	„	„
Großbritannien, Militär-Pensionen	1,7	„	Pfund Sterling
Pensionen für Zivilopfer	0,035	„	„ „
Italien	31	„	Francs
Belgien	1,0	„	„
Rumänien	9,3	„	Goldfrancs.

Keynes berechnet auf Grund einer sorgfältigen, eher zu unseren Ungunsten neigenden Aufstellung, daß sich die Friedensvertragsforderungen auf 110 Milliarden Goldmark belaufen würden, wovon 74 Milliarden allein auf Pensionen und Beihilfen fallen, so daß also nur 30 Milliarden die eigentlichen ersatzpflichtigen Kriegsschäden ausmachen würden, wozu noch 6 Milliarden auf die belgische Kriegsschuld kämen.

So vernichtend für das deutsche Volk wirkt also die Bestimmung, daß Deutschland die Pensionen für die Gesamtkriegsgegnerschaft übernehmen muß, — für 27 Staaten! Das Unrecht wird noch weiter einleuchtend, wenn man

[1]) J. M. Keynes, „Revision des Friedensvertrages" S. 104.
[2]) Ebenda S. 105.
[3]) Ebenda S. 215.
[4]) Nach offiziellen Regierungsangaben hatte Frankreich bis zum 31. Dezember 1922 „für Rechnung Deutschlands" 97,7 Milliarden Franken ausgegeben. Davon 31,0 Milliarden für Pensionen, Familienunterstützungen usw. (s. „Frankf. Ztg." Nr. 553 vom 29. Juli 1923 „Der Wiederaufbau-Skandal").

bedenkt, daß auch der verbissenste Deutschenfeind nicht behaupten kann, daß Deutschland etwa Rumänien, Italien, Japan, Siam, Bolivien, Peru, Haiti, Cuba, Liberia angegriffen hätte, die also rechtmäßig gar keine Schadenersatzansprüche — höchstens Schiffsverluste — anmelden dürften. Das alles muß man sich vor Augen halten, wenn man das so recht auf die zur Übergerechtigkeit gegen andere, aber auch zu jeder Pflichterfüllung neigende deutsche Mentalität eingestellte schöne Worte von der „Erfüllungspflicht" ausspricht.

Dazu kommen aber noch, wenn man sich sogar auf den rechtswidrigen Standpunkt von Versailles stellt, der auf der bis heute noch nicht von einem objektiven internationalen Schiedsgerichtshof nachgeprüften Behauptung der deutschen Alleinschuld aufgebaut ist, eine Reihe anderer wesentlicher Momente. Diese betreffen die Durchführung der Grundsätze der Entschädigungspflicht.

Wie steht's mit den Schäden der Zivilbevölkerung? Dem Wiedergutmachungsausschuß reichte Frankreich eine Schadenrechnung für Nordfrankreich allein in Höhe von 127 Milliarden Franken ein. Daß es sich hiebei um ganz enorme Übertreibungen handelt, ist leicht nachzuweisen. Man beachte nur folgende Schätzungen des gesamten Volksvermögens Frankreichs, wobei selbst die phantastischste Höchstschätzung Colsons auf 303 Milliarden sich beziffert.

Colson	303 Milliarden Francs		
de Joville	214 „	„	im Jahre 1905
Purquan	250 „	„	„ „ 1902
Pupin ca.	30 „	„	

Nach amtlichen Ziffern betrug der Wert des Grundbesitzes in Frankreich[1]) vor dem Kriege 62—78 Milliarden Franken, der Wert der Baulichkeiten 59,5 Milliarden Franken, zusammen also höchstens 137,5 Milliarden Franken. Deutschland hatte aber mit seinen Truppen nur ein Zehntel des französischen Bodens besetzt, so daß darnach der Schaden etwa 14 Milliarden Franken wäre, wobei aber zu bedenken ist, daß ja der Boden nicht verschwindet, seinen Wert also nicht verliert, sondern nur vermindert. Schon diese allgemeinen Überlegungen zeigen das Übertriebene der Schadenansprüche, die unter der demagogischen Devise: „Der Deutsche zahlt alles" erfolgten. Genauere Untersuchungen beweisen es erst recht.[2])

Der Gebäudeschaden betrug angeblich in Nordfrankreich 36,7 Milliarden Franken, während der Gesamtwert der Baulichkeiten Frankreichs nur 59,5 Milliarden beträgt. Für das unbebaute Land wird ein Schaden errechnet von 21,7 Milliarden, obwohl der Gesamtwert des Grundbesitzes Frankreichs 78 Milliarden ausmacht. Keynes untersucht die Frage genauer. Insgesamt sind 293 735 Häuser ganz zerstört und 296 502 teilweise. Keynes nimmt der Einfachheit halber an, es seien 442 000 Häuser ganz zerstört und jedes durchschnittlich — obwohl es sich vielfach um kleine Bauern- und Bergarbeiterhäuser handelt! — um 25 000 Fr. aufzubauen. Aber selbst, wenn man, meint er, 25 000 Papierfranken pro Haus berechne, würden die von der französischen Regierung angemeldeten Ansprüche das Dreieinhalbfache der Wahrheit betragen. Als gerechte Schätzung des Gebäudeschadens erscheint ihm 5 Milliarden Goldmark. Keynes weist ferner nach, daß der Anspruch für Mobiliar so hoch ist, daß durchschnittlich die Möbel

[1]) Lt. „Annuaire statistique de la France" zitiert in Keynes, „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages" S. 102.

[2]) S. für das Nachstehende hauptsächlich Keynes, „Revision des Friedensvertrages" S. 118.

und festen Anlagen in dem Hause jedes Bauern und Bergarbeiters mehr als 10 000 Goldmark ausmachen würden. „Ich möchte mich nicht darüber äußern, wie groß die in dieser Summe enthaltene Übertreibung ist," meint Keynes nach dieser Rechnung.

Gewaltig ist auch die Übertreibung der industriellen Schäden. Nach der französischen Forderung würde durchschnittlich auf jede Fabrik ein Durchschnittspreis von 140 000 Goldmark treffen, wobei unter die zerstörten Unternehmungen alle Dorfwerkstätten mitgerechnet sind und drei Viertel der Betriebe weniger als 20 Personen beschäftigten.

Was nun die Forderungen für den unbebauten Boden betrifft, so hat Lloyd George in den Verhandlungen schon auf die übertriebenen Forderungen hingewiesen:[1])

„Wenn ihnen die Aufgabe gestellt werden würde, das Geld, welches sie für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete beanspruchen, auszugeben, so behaupte ich, daß es ihnen nicht gelingen würde, diese Aufgabe zu erfüllen. Auch ist das Land noch vorhanden."

Die ungeheuren Forderungen Frankreichs, die sich insgesamt auf 218,5 Milliarden Franken bezifferten, und die Gesamtforderung des Feindbundes, die mit 225 Milliarden Goldmark der Reparationskommission eingereicht wurde, entbehren bis heute der Möglichkeit einer gerechten Nachprüfung durch unparteiisches Verfahren und sind wohl auch nur mehr oder weniger aufs Geratewohl hingeworfene Ziffern, die nur den einen Zweck haben, das Unmögliche zu fordern, um auf recht lange Zeit Deutschland zu versklaven und aus ihm herauszupressen, solange und soweit es geht.

Es ist nicht uninteressant, zu sehen, welche maßlosen Forderungen überhaupt aufgestellt wurden:[2])

„Matin" (10. November 1918) für Frankreich . .	340	Milliarden	Franken
Lloyd George i. d. Wahlkampagne	120	„	Dollars
Amerikanischer Plan Lamonts	52	„	Franken
Foch schätzt angeblich Schäden Nordfrankreichs .	30	„	„
sonstige Schäden Frankreichs[3])	20	„	„
Dubois französ. Ansprüche	65	„	„ mindest.
Loucheur	75	„	„
Klotz	375	„	„
Ogier	218	„	„
Doumer	110	„	„

Zu der Übertreibung der Ansprüche kommt die Verschwendung der Geldsummen, ja der ausgesprochene skandalöse Mißbrauch, der mit der deutschen Wiedergutmachungspflicht getrieben wurde und selbst in Frankreich Ärgernis erregte. Bekannt sind die Fälle, die die englische Wirtschaftszeitschrift „The Statist" aus der Feder ihres Pariser Mitarbeiters veröffentlichte. In Villers-Brettonneux z. B. wurde einem Eigentümer eines zerstörten Hauses, das vor dem Kriege 18 000 Fr. kostete, ein Betrag von 150 000 Fr. zugebilligt. Um das viele Geld zu verwenden, mußte ein viel größeres Haus gebaut werden, als er sich je geträumt hatte. Eine Zuckerfabrik, 15 Meilen von St. Juste, die der Besitzer vor dem Kriege vergebens für 250 000 Fr. angeboten hätte, erhielt eine Entschädigung von drei Millionen Franken wegen teilweiser (!) Zerstörung.

[1]) S. u. a. Keynes, „Revision des Friedensvertrages" S. 123.
[2]) Ebenda S. 112. Baker op. cit. II S. 286.
[3]) Nach damaligen Zeitungsmeldungen.

Durch Blätter der Opposition („Quotidien", „Humanité", „Populaire" usw.) und im Parlament sind zahlreiche Einzelfälle skrupelloser Bereicherung durch ganz oder teilweise genehmigte übertriebene Ansprüche Geschädigter bekannt geworden. So erhielt ein Notar in Lille für ein beschädigtes Schloß in Wanbrechies, dessen Schaden vom Sachverständigen auf 250 000 frs. geschätzt war, der aber 750 000 forderte, einen Betrag von 500 000 zugebilligt. Da aber das Schloß inzwischen verkauft war, erhielt sowohl der alte als auch neue Besitzer je 500 000 Franken!! — Die Kohlengruben von Lens bauen statt ihrem ursprünglichen Bestand von 7500 Häuser der Arbeiterkolonie nunmehr 15 000 auf, die Gruben von Courrières errichten an Stelle der zerstörten 6000 Arbeiterwohnhäuser gleich 15 000. Im Departement Nord besteht eine „Union des Sinistrés", die die Vertretung von Schadensforderungen übernimmt. Eine katholische Lehranstalt in Tourcoing übergab ihr einen Anspruch auf 30 000 Franken. Die famose Union drückte einen Schadenanspruch von 780 000 Franken durch!!

Die beste Handhabe für die skandalösen Übertreibungen der Ansprüche bot das Entschädigungsgesetz vom 17. April 1919. Es gibt dem Geschädigten nicht nur Recht auf Ersatz des vollen Friedenswertes des verlorenen oder beschädigten Eigentums, sondern auch Anspruch auf einen Zuschlag (frais supplémentaires) zum Ausgleich des Unterschiedes zwischen dem Wiederbeschaffungspreis und Friedenswert. Die Entscheidung über die einzelnen Fälle steht den Kantonalkommissionen zu, die sich selbst wieder aus Vertretern von Geschädigten, Industriellen, Großgrundbesitzern und Großhandel zusammensetzen, denen gegenüber der Staatsvertreter beim besten Willen einen schweren Stand hat.[1])

Frankreich ist auch am freigebigsten, ja verschwenderisch mit den Invalidenentschädigungen. Ganzinvalide erhalten in Frankreich eine Rente von 200% der Lebenshaltungskosten, während Großbritannien 175%, Belgien 150%, Italien 133%, Amerika, Australien, Kanada 100% und Deutschland nur 28% gewährt (Stand vom 1. Dezember 1922).[2]) Und dies bei 1,5 Millionen Versorgungsberechtigten!! Welcher korruptive Mißbrauch wird ferner — auf Deutschlands Kosten! — mit der kostenlosen ärztlichen Behandlung und Arzneiabgabe für Kriegsbeschädigte getrieben. Man gibt an diese sogenannte „carnets medicaux" aus, Büchlein, auf deren Gutscheine diese Vergünstigung gewährt wird. Nun wird festgestellt, daß die Inhaber solcher Büchleins ihre ganze Verwandtschaft damit ärztlich behandeln lassen; daß Hefte auf Invaliden ausgestellt wurden, die gar nicht mehr am Leben sind; daß in Marseille statt 15 000 gleich 45 000 verausgabt wurden, usw. (siehe D. Tagesztg. Nr. 206, 1923). Verhaftungen werden nun auf Verhaftungen vorgenommen, und der Skandal schreit zum Himmel hinauf. Aber: le boche payera tout! Anscheinend wurde dieser Wiedergutmachungsbetrug, — denn um einen solchen handelt es sich offensichtlich — auch sonst ungeniert betrieben. R. Dells behauptet z. B. im „The New Statesman" u. a., daß auch die russischen Interventionen und die polnische Armee vom Konto der Wiederaufbaumilliarden bezahlt worden sein sollen.

---

[1]) S. Bericht des Pariser Vertreters der „Frankf. Ztg." „Der Wiederaufbau-Skandal" in Nr. 553 vom 29. August 1923.

[2]) S. Mitteilungen des Internat. Arbeitsamts in Genf „Der Wiederaufbau" Nr. 43, zitiert im „Wirtschaftsdienst" (Hamburg) Nr. 27 S. 602.

Daß bei solchen finanztechnischen Reckheiten die französische Regierung erklärt, sie benötige für die weiteren fünf Jahre für den Wiederaufbau noch 44 Milliarden Fr.!! Und dennoch ist, wie ein Report on Economic Conditions in France to March 1923 von J. R. Cahill, Wirtschaftsbeirat der englischen Botschaft in Paris, beweist,[1]) weitaus der größte Teil der Wiederaufbauarbeit vollendet. Von allen Ortschaften, die geräumt waren, sind (von 3256) nur noch 20 unbewohnt; von über 9000 Fabriken sind über 7000 ganz oder teilweise in Betrieb (und moderner eingerichtet als vorher); alle Haupteisenbahnlinien sind im Betriebe; der weitaus größte Teil des Bodens ist von Geschossen, Schützengräben usw. frei usw. usw. Und dennoch weitere 44 Milliarden Franken!! — —

Das passende Gegenstück zur Übertreibung der Schäden und Schadenersatzansprüche ist eine *starke Unterbewertung* der deutschen Reparationsleistungen. Ein typisches Beispiel ist die Anrechnung der abgelieferten deutschen Handelsflotte. Die Entente schrieb hiefür nur 755 Millionen Goldmark gut, während die deutsche Regierung nach sorgfältiger Berechnung 5,8 Milliarden Goldmark einsetzt. Keynes sagt, daß die Entente damit kaum mehr als den Eisenpreis angerechnet hat.[2]) Die Schiffspreise wurden dabei deswegen hauptsächlich so niedrig angenommen, weil viele der Schiffe erst nach dem Fall der Preise für Schiffstonnage verkauft wurden, also zu Schleuderpreisen. Umgekehrt aber forderte die Entente für die Unterseebootsschäden die Schiffspreise der Hausse.

Eine Riesenkluft besteht zwischen der deutschen Lieferungsrechnung und der Anerkennung durch die sogenannte Reparationskommission. Nach deren Veröffentlichungen sind Deutschland an Bar- und Sachleistungen bis 31. Dezember 1922 nur 7,9 Milliarden Goldmark gutgeschrieben. Wenn dies auch nur als vorläufige Gutschrift bezeichnet wird, so gehört doch eine unverwüstliche deutsche Gutgläubigkeit an die Entente dazu, anzunehmen, daß dieser Betrag von diesen noch wesentlich erhöht werde. Nach deutschen Aufstellungen hat das deutsche Volk bis Ende vorigen Jahres weit über 50 Milliarden Goldmark direkt und indirekt an die Feinde abgeliefert.[3]) — In seiner Reichstagsrede vom 9. August 1923 konnte übrigens Außenminister Dr. v. Rosenberg darauf hinweisen, daß das Gutachten des Volkswirtschaftlichen Instituts in Washington die *deutsche* Berechnungsweise gegenüber der der Reparationskommission als die *richtigere* anerkannte.

Die *völlige Nichtanrechnung* deutscher Leistungen bei der Verrechnung der Kriegstribute ist für diesen „Friedensvertrag" besonders kennzeichnend. Elsaß-Lothringen wurde so wenig angerechnet wie die deutschen Kolonien. Von diesen sagt der wahrheitsmutige Engländer Morel, daß „auf Zeit gerechnet die Summen, die allein aus den ehemaligen deutschen Kolonien gezogen werden können, die Gesamtkriegskosten überschreiten." Die Kolonien wurden aber — eine der feinsinnigsten Betrugsmanipulationen der Entente-Diplomaten bei der Beuteverteilung — nicht als Besitz an die Alliierten verteilt, sondern nur als sogenannte „Mandate des Völkerbundes". Ein anderer

[1]) Abgedruckt auszugsweise im „Wirtschaftsdienst" Nr. 27 vom 6. Juli 1923 „Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete".

[2]) Keynes, „Revision des Friedensvertrages" S. 139.

[3]) S. die Erklärungen des Staatssekretärs Schröder vom 6. Juli 1923 im Haushaltausschuß des Reichstags.

Name, nur um diese großen Besitzungen nicht irgendwie anrechnen zu müssen! Ganz abseits muß der Gedanke der Anrechnung anfangs nicht gelegen sein. Denn die englische Zeitschrift „Financial News“ [1]) z. B. wandte sich gegen den gemeldeten Entschluß, die deutschen Kolonien als Abzahlung auf die „Entschädigung“ zu behandeln. Das Gegenargument war dann, daß man auf diese Weise nicht zum Hauptzweck der Entschädigung gelangen würde: Zahlungen von Geld oder Geldeswert. Man befürchtete also, daß man durch gerechte Anrechnung der Kolonien außerdem wenig oder nichts mehr beanspruchen könnte. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß in einer Denkschrift des Unterhausmitgliedes, Obersten Lowther, [2]) die 25 Milliarden Pf. Sterling als Gesamtkriegsausgaben der Entente angab, angenommen wurde, daß der Wert der von Deutschland und seinen Verbündeten abzutretenden Gebieten, Saarkohlengebiet, Elsaß-Lothringen, deutschen Kolonien, Mesopotamien und Trentino im Betrag von 5,5 Milliarden Pf. Sterling angerechnet werden könne.

Nicht nur, daß man für die angeblichen Schäden viel zu viel forderte, daß man deutsche Leistungen teils gar nicht anrechnete, teils geradezu lächerlich niedrig bewertete, man zwang Deutschland noch zu gänzlich zwecklosen enormen Ausgaben, die man für die angeblich so schwer leidenden zerstörten Gebiete sehr gut hätte verwenden können. Dazu gehören in erster Linie die gewaltigen Besatzungskosten. Die Ansprüche hiefür sind ungeheuer groß, weil man die Zahl der Truppen ganz überflüssig stark anschwellen ließ, und weil die Franzosen für ihre Mannschaften und Offiziere gewaltig übertriebene Löhnungen und Gehälter fordern sowie auch sonst Ansprüche stellen, die mit dem Zweck der Besetzung nicht das geringste zu tun haben, wie z. B. die geforderten 800 Damenschreibtische, 45 000 Sektgläser, 500 Frisiertoiletten, 1400 Polstersessel u. dgl. m. Der Besatzungsmoloch verschlang bis Ende 1922: 4,5 Milliarden Goldmark.

Zu allem Überfluß wird dann noch die deutsche Leistungsfähigkeit bis zum Ruin herabgemindert, indem vor allem Frankreich auf jede Weise das deutsche Wirtschaftsleben zu stören bemüht ist. Kaum, daß die das deutsche Volk schwer belastenden Sanktionen, die einen Bruch des Versailler Kriegsdiktats darstellten, in Vergessenheit gerieten, brachen Frankreichs Negerregimenter in das Ruhrgebiet unter nichtigen Vorwänden ein, und seitdem ist die deutsche Wirtschaft, wie das Dollarthermometer anzeigt, rapid herabgesaust. Die gefährlichsten Erschütterungen stehen bevor. Die Entente hat bei ihren maßlosen Ansprüchen auch keine Rücksicht darauf genommen, daß sie schon durch den Raub von Oberschlesien und die Ausplünderung des Saargebiets die deutsche Produktionskraft erheblich verringerte. Frankreich hat auch ernstlich viel weniger die Absicht, Entschädigungen zu erhalten, als Deutschland zu verelenden. Im Programm Frankreichs, das bei den Friedensverhandlungen auftauchte, war ein Hauptmerkmal, wie die Memoiren Wilsons jetzt enthüllen, [3]) das dort als Punkt 7 aufgeführte Ziel:

„Schadenersatz bis zur Vernichtung.“

Damit dieses Ziel erreicht werde, hat Frankreich sich so lange geweigert, überhaupt eine feste Entschädigungssumme zu nennen, eben aus Angst, Deutsch-

[1]) Am 29. Januar 1919.
[2]) Nach Ausführungen der „Times“ am 25. März 1919.
[3]) Baker, „W. Wilson“ II. Bd. S. 17.

land könnte diese schließlich doch bezahlen. Dann kam die Erfindung von Klotz, der am 28. März die von den Amerikanern in ganz anderer Absicht vorgeschlagene bewegliche Summe mit dem System der Reparationskommission verband. Erst 1921 wurde bekanntlich durch das Londoner Ultimatum die endgültige Summe festgelegt, dabei aber in einer wahnsinnigen Höhe von 132 Milliarden Goldmark.

Daß es Frankreich wirklich nicht um die Wiederherstellung Nordfrankreichs zu tun ist, hat es mehrfach bewiesen. Es lehnte das Anerbieten der Aufbauarbeit der deutschen Gewerkschaften ab. Frankreich hat auch 1922 von dem ihm zustehenden Recht auf Sachlieferungen, die ihm in Höhe von 950 Millionen Goldmark zustanden, geringsten Gebrauch gemacht, indem es, abgesehen von Kohlen- und Holzlieferungen, nur für 13,6 Millionen Goldmark anforderte.

Heute ist man auf der Ententeseite, — jedoch mit Ausnahme Frankreichs! — zu dem Entschluß gekommen, die deutsche Zahlungspflicht nach dem Maßstab der deutschen Leistungsfähigkeit zu begrenzen. Das ist für jeden rein geschäftsmäßig Denkenden eine Maßnahme der Selbstverständlichkeit. Auch der erpresserische Wucherer wird von seinem Opfer nicht mehr herausfaugen, als aus ihm eben zu erlangen ist. Die Zahlungspflicht Deutschlands wird also nicht nach Recht und Billigkeit herabgesetzt, keine Nachprüfung der übertriebenen Ansprüche, keine Revision der zu gering angerechneten Leistungen vorgenommen, sondern die Last nur soweit verringert, als das deutsche Lasttier gerade noch, ohne zusammenzubrechen, tragen kann. Das deutsche Volk aber selbst redet von „Erfüllungspflicht"!

Zusammenfassend ist also festzustellen:

I. In prinzipieller Hinsicht:

1. Das Maß der deutschen Erfüllungspflicht wurde durch offenkundigen Bruch des Vorabkommens und Einbeziehung der Pensionen um mindestens zwei Drittel vergrößert.
2. Die Erfüllung wurde dadurch zugleich unmöglich gemacht.
3. Der Sinn der Erfüllung ist nach Frankreichs Absicht: Die Vernichtung Deutschlands.
4. Das deutsche Volk ist moralisch-rechtlich nur zur Erfüllung im Rahmen des Vorabkommens verpflichtet, d. h. ersatzpflichtig für die Zivilschäden, die direkt durch militärische Angriffe herbeigeführt wurden.

II. Hinsichtlich der Ausführung des Versailler Vertrages:

1. Die angemeldeten Schadenersatzansprüche der Entente sind gewaltig übertrieben.
2. Die deutschen Leistungen wurden dagegen enorm unterbewertet, zum Teil, wie die Abtretung der Kolonien, überhaupt mit keinem Pfennig angerechnet, zum Teil sinnlos und skandalhaft vergeudet, wie auch zur Bezahlung unnötig großer Besatzungen mit übertriebenen Ansprüchen mißbraucht.
3. Deutschlands Erfüllungskraft wird zugleich fortwährend bis zum Zusammenbruch des Wirtschaftskörpers geschwächt (so durch die

Durch Blätter der Opposition („Quotidien", „Humanité", „Populaire" usw.) und im Parlament sind zahlreiche Einzelfälle skrupelloser Bereicherung durch ganz oder teilweise genehmigte übertriebene Ansprüche Geschädigter bekannt geworden. So erhielt ein Notar in Lille für ein beschädigtes Schloß in Wanbrechies, dessen Schaden vom Sachverständigen auf 250 000 frs. geschätzt war, der aber 750 000 forderte, einen Betrag von 500 000 zugebilligt. Da aber das Schloß inzwischen verkauft war, erhielt sowohl der alte als auch neue Besitzer je 500 000 Franken!! — Die Kohlengruben von Lens bauen statt ihrem ursprünglichen Bestand von 7500 Häuser der Arbeiterkolonie nunmehr 15 000 auf, die Gruben von Courrières errichten an Stelle der zerstörten 6000 Arbeiterwohnhäuser gleich 13 000. Im Departement Nord besteht eine „Union des Sinistrés", die die Vertretung von Schadensforderungen übernimmt. Eine katholische Lehranstalt in Tourcoing übergab ihr einen Anspruch auf 30 000 Franken. Die famose Union drückte einen Schadenanspruch von 780 000 Franken durch!!

Die beste Handhabe für die skandalösen Übertreibungen der Ansprüche bot das Entschädigungsgesetz vom 17. April 1919. Es gibt dem Geschädigten nicht nur Recht auf Ersatz des vollen Friedenswertes des verlorenen oder beschädigten Eigentums, sondern auch Anspruch auf einen Zuschlag (frais supplémentaires) zum Ausgleich des Unterschiedes zwischen dem Wiederbeschaffungspreis und Friedenswert. Die Entscheidung über die einzelnen Fälle steht den Kantonalkommissionen zu, die sich selbst wieder aus Vertretern von Geschädigten, Industriellen, Großgrundbesitzern und Großhandel zusammensetzen, denen gegenüber der Staatsvertreter beim besten Willen einen schweren Stand hat.[1])

Frankreich ist auch am freigebigsten, ja verschwenderisch mit den Invalidenentschädigungen. Ganzinvalide erhalten in Frankreich eine Rente von 200% der Lebenshaltungskosten, während Großbritannien 175%, Belgien 150%, Italien 133%, Amerika, Australien, Kanada 100% und Deutschland nur 28% gewährt (Stand vom 1. Dezember 1922).[2]) Und dies bei 1,5 Millionen Versorgungsberechtigten!! Welcher korruptive Mißbrauch wird ferner — auf Deutschlands Kosten! — mit der kostenlosen ärztlichen Behandlung und Arzneiabgabe für Kriegsbeschädigte getrieben. Man gibt an diese sogenannte „carnets medicaux" aus, Büchlein, auf deren Gutscheine diese Vergünstigung gewährt wird. Nun wird festgestellt, daß die Inhaber solcher Büchleins ihre ganze Verwandtschaft damit ärztlich behandeln lassen; daß Hefte auf Invaliden ausgestellt wurden, die gar nicht mehr am Leben sind; daß in Marseille statt 15 000 gleich 45 000 verausgabt wurden, usw. (siehe D. Tagesztg. Nr. 266, 1923). Verhaftungen werden nun auf Verhaftungen vorgenommen, und der Skandal schreit zum Himmel hinauf. Aber: le boche payera tout! Anscheinend wurde dieser Wiedergutmachungsbetrug, — denn um einen solchen handelt es sich offensichtlich — auch sonst ungeniert betrieben. R. Dells behauptet z. B. im „The New Statesman" u. a., daß auch die russischen Interventionen und die polnische Armee vom Konto der Wiederaufbaumilliarden bezahlt worden sein sollen.

---

[1]) S. Bericht des Pariser Vertreters der „Frankf. Ztg." „Der Wiederaufbau-Skandal" in Nr. 553 vom 29. August 1923.

[2]) S. Mitteilungen des Internat. Arbeitsamts in Genf „Der Wiederaufbau" Nr. 43, zitiert im „Wirtschaftsdienst" (Hamburg) Nr. 27 S. 662.

Daß bei solchen finanztechnischen Keckheiten die französische Regierung erklärt, sie benötige für die weiteren fünf Jahre für den Wiederaufbau noch 44 Milliarden Fr.!! Und dennoch ist, wie ein Report on Economic Conditions in France to March 1923 von J. R. Cahill, Wirtschaftsbeirat der englischen Botschaft in Paris, beweist,[1]) weitaus der größte Teil der Wiederaufbauarbeit vollendet. Von allen Ortschaften, die geräumt waren, sind (von 3256) nur noch 20 unbewohnt; von über 9000 Fabriken sind über 7000 ganz oder teilweise in Betrieb (und moderner eingerichtet als vorher); alle Haupteisenbahnlinien sind im Betriebe; der weitaus größte Teil des Bodens ist von Geschossen, Schützengräben usw. frei usw. usw. Und dennoch weitere 44 Milliarden Franken!! — —

Das passende Gegenstück zur Übertreibung der Schäden und Schadenersatzansprüche ist eine *starke Unterbewertung* der deutschen Reparationsleistungen. Ein typisches Beispiel ist die Anrechnung der abgelieferten deutschen Handelsflotte. Die Entente schrieb hiefür nur 755 Millionen Goldmark gut, während die deutsche Regierung nach sorgfältiger Berechnung 5,8 Milliarden Goldmark einsetzt. Keynes sagt, daß die Entente damit kaum mehr als den Eisenpreis angerechnet hat.[2]) Die Schiffspreise wurden dabei deswegen hauptsächlich so niedrig angenommen, weil viele der Schiffe erst nach dem Fall der Preise für Schiffstonnage verkauft wurden, also zu Schleuderpreisen. Umgekehrt aber forderte die Entente für die Unterseebootsschäden die Schiffspreise der Hausse.

Eine Riesenkluft besteht zwischen der deutschen Lieferungsrechnung und der Anerkennung durch die sogenannte Reparationskommission. Nach deren Veröffentlichungen sind Deutschland an Bar- und Sachleistungen bis 31. Dezember 1922 nur 7,9 Milliarden Goldmark gutgeschrieben. Wenn dies auch nur als vorläufige Gutschrift bezeichnet wird, so gehört doch eine unverwüstliche deutsche Gutgläubigkeit an die Entente dazu, anzunehmen, daß dieser Betrag von diesen noch wesentlich erhöht werde. Nach deutschen Aufstellungen hat das deutsche Volk bis Ende vorigen Jahres weit über 50 Milliarden Goldmark direkt und indirekt an die Feinde abgeliefert.[3]) — In seiner Reichstagsrede vom 9. August 1923 konnte übrigens Außenminister Dr. v. Rosenberg darauf hinweisen, daß das Gutachten des Volkswirtschaftlichen Instituts in Washington die *deutsche* Berechnungsweise gegenüber der der Reparationskommission als die *richtigere* anerkannte.

Die *völlige Nichtanrechnung* deutscher Leistungen bei der Verrechnung der Kriegstribute ist für diesen „Friedensvertrag" besonders kennzeichnend. Elsaß-Lothringen wurde so wenig angerechnet wie die deutschen Kolonien. Von diesen sagt der wahrheitsmutige Engländer Morel, daß „auf Zeit gerechnet die Summen, die allein aus den ehemaligen deutschen Kolonien gezogen werden können, die Gesamtkriegskosten überschreiten." Die Kolonien wurden aber — eine der feinsinnigsten Betrugsmanipulationen der Ententediplomaten bei der Beuteverteilung — nicht als Besitz an die Alliierten verteilt, sondern nur als sogenannte „Mandate des Völkerbundes". Ein anderer

[1]) Abgedruckt auszugsweise im „Wirtschaftsdienst" Nr. 27 vom 6. Juli 1923 „Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete".

[2]) Keynes, „Revision des Friedensvertrages" S. 139.

[3]) S. die Erklärungen des Staatssekretärs Schröder vom 6. Juli 1923 im Haushaltausschuß des Reichstags.

Name, nur um diese großen Besitzungen nicht irgendwie anrechnen zu müssen! Ganz abseits muß der Gedanke der Anrechnung anfangs nicht gelegen sein. Denn die englische Zeitschrift „Financial News“ [1]) z. B. wandte sich gegen den gemeldeten Entschluß, die deutschen Kolonien als Abzahlung auf die „Entschädigung“ zu behandeln. Das Gegenargument war dann, daß man auf diese Weise nicht zum Hauptzweck der Entschädigung gelangen würde: Zahlungen von Geld oder Geldeswert. Man befürchtete also, daß man durch gerechte Anrechnung der Kolonien außerdem wenig oder nichts mehr beanspruchen könnte. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß in einer Denkschrift des Unterhausmitgliedes, Obersten Lowther, [2]) die 25 Milliarden Pf. Sterling als Gesamtkriegsausgaben der Entente angab, angenommen wurde, daß der Wert der von Deutschland und seinen Verbündeten abzutretenden Gebieten, Saarkohlengebiet, Elsaß-Lothringen, deutschen Kolonien, Mesopotamien und Trentino im Betrag von 5,5 Milliarden Pf. Sterling angerechnet werden könne.

Nicht nur, daß man für die angeblichen Schäden viel zu viel forderte, daß man deutsche Leistungen teils gar nicht anrechnete, teils geradezu lächerlich niedrig bewertete, man zwang Deutschland noch zu gänzlich zwecklosen enormen Ausgaben, die man für die angeblich so schwer leidenden zerstörten Gebiete sehr gut hätte verwenden können. Dazu gehören in erster Linie die gewaltigen Besatzungskosten. Die Ansprüche hiefür sind ungeheuer groß, weil man die Zahl der Truppen ganz überflüssig stark anschwellen ließ, und weil die Franzosen für ihre Mannschaften und Offiziere gewaltig übertriebene Löhnungen und Gehälter fordern sowie auch sonst Ansprüche stellen, die mit dem Zweck der Besetzung nicht das geringste zu tun haben, wie z. B. die geforderten 800 Damenschreibtische, 45 000 Sektgläser, 500 Frisiertoiletten, 1400 Polstersessel u. dgl. m. Der Besatzungsmoloch verschlang bis Ende 1922: 4,5 Milliarden Goldmark.

Zu allem Überfluß wird dann noch die deutsche Leistungsfähigkeit bis zum Ruin herabgemindert, indem vor allem Frankreich auf jede Weise das deutsche Wirtschaftsleben zu stören bemüht ist. Kaum, daß die das deutsche Volk schwer belastenden Sanktionen, die einen Bruch des Versailler Kriegsdiktats darstellten, in Vergessenheit gerieten, brachen Frankreichs Negerregimenter in das Ruhrgebiet unter nichtigen Vorwänden ein, und seitdem ist die deutsche Wirtschaft, wie das Dollarthermometer anzeigt, rapid herabgesaust. Die gefährlichsten Erschütterungen stehen bevor. Die Entente hat bei ihren maßlosen Ansprüchen auch keine Rücksicht darauf genommen, daß sie schon durch den Raub von Oberschlesien und die Ausplünderung des Saargebiets die deutsche Produktionskraft erheblich verringerte. Frankreich hat auch ernstlich viel weniger die Absicht, Entschädigungen zu erhalten, als Deutschland zu verelenden. Im Programm Frankreichs, das bei den Friedensverhandlungen auftauchte, war ein Hauptmerkmal, wie die Memoiren Wilsons jetzt enthüllen, [3]) das dort als Punkt 7 aufgeführte Ziel:

„Schadenersatz bis zur Vernichtung.“

Damit dieses Ziel erreicht werde, hat Frankreich sich so lange geweigert, überhaupt eine feste Entschädigungssumme zu nennen, eben aus Angst, Deutsch-

[1]) Am 29. Januar 1919.
[2]) Nach Ausführungen der „Times“ am 25. März 1919.
[3]) Baker, „W. Wilson“ II. Bd. S. 17.

land könnte diese schließlich doch bezahlen. Dann kam die Erfindung von Klotz, der am 28. März die von den Amerikanern in ganz anderer Absicht vorgeschlagene bewegliche Summe mit dem System der Reparationskommission verband. Erst 1921 wurde bekanntlich durch das Londoner Ultimatum die endgültige Summe festgelegt, dabei aber in einer wahnsinnigen Höhe von 132 Milliarden Goldmark.

Daß es Frankreich wirklich nicht um die Wiederherstellung Nordfrankreichs zu tun ist, hat es mehrfach bewiesen. Es lehnte das Anerbieten der Aufbauarbeit der deutschen Gewerkschaften ab. Frankreich hat auch 1922 von dem ihm zustehenden Recht auf Sachlieferungen, die ihm in Höhe von 950 Millionen Goldmark zustanden, geringsten Gebrauch gemacht, indem es, abgesehen von Kohlen- und Holzlieferungen, nur für 13,6 Millionen Goldmark anfordarte.

Heute ist man auf der Ententeseite, — jedoch mit Ausnahme Frankreichs! — zu dem Entschluß gekommen, die deutsche Zahlungspflicht nach dem Maßstab der deutschen Leistungsfähigkeit zu begrenzen. Das ist für jeden rein geschäftsmäßig Denkenden eine Maßnahme der Selbstverständlichkeit. Auch der erpresserische Wucherer wird von seinem Opfer nicht mehr heraussaugen, als aus ihm eben zu erlangen ist. Die Zahlungspflicht Deutschlands wird also nicht nach Recht und Billigkeit herabgesetzt, keine Nachprüfung der übertriebenen Ansprüche, keine Revision der zu gering angerechneten Leistungen vorgenommen, sondern die Last nur soweit verringert, als das deutsche Lasttier gerade noch, ohne zusammenzubrechen, tragen kann. Das deutsche Volk aber selbst redet von „Erfüllungspflicht"!

Zusammenfassend ist also festzustellen:

I. In prinzipieller Hinsicht:

1. Das Maß der deutschen Erfüllungspflicht wurde durch offenkundigen Bruch des Vorabkommens und Einbeziehung der Pensionen um mindestens zwei Drittel vergrößert.
2. Die Erfüllung wurde dadurch zugleich unmöglich gemacht.
3. Der Sinn der Erfüllung ist nach Frankreichs Absicht: Die Vernichtung Deutschlands.
4. Das deutsche Volk ist moralisch-rechtlich nur zur Erfüllung im Rahmen des Vorabkommens verpflichtet, d. h. ersatzpflichtig für die Zivilschäden, die direkt durch militärische Angriffe herbeigeführt wurden.

II. Hinsichtlich der Ausführung des Versailler Vertrages:

1. Die angemeldeten Schadenersatzansprüche der Entente sind gewaltig übertrieben.
2. Die deutschen Leistungen wurden dagegen enorm unterbewertet, zum Teil, wie die Abtretung der Kolonien, überhaupt mit keinem Pfennig angerechnet, zum Teil sinnlos und skandalhaft vergeudet, wie auch zur Bezahlung unnötig großer Besatzungen mit übertriebenen Ansprüchen mißbraucht.
3. Deutschlands Erfüllungskraft wird zugleich fortwährend bis zum Zusammenbruch des Wirtschaftskörpers geschwächt (so durch die

Losreißung von Oberschlesien, Sanktionen, Einbruch ins Ruhrgebiet usw.), und dennoch wird Erfüllung bis zum Äußersten gefordert.

Besteht nun noch weiter eine Erfüllungspflicht? Will man wirklich wider alles Rechtsgefühl davon absehen, daß der Einmarsch ins Ruhrgebiet wenigstens von französischer und belgischer Seite einen Bruch des Versailler Kriegsdiktats darstellt, der auch die deutschen Verpflichtungen gegen die westlichen Nachbarn zerreißt, so muß festgehalten werden, daß die eigentliche deutsche Erfüllungspflicht im Sinne der Wiedergutmachung der Zivilschäden, die Keynes zusammen mit belgischen Forderungen auf 36 Milliarden bewertet, vollkommen erledigt ist, wenigstens, wenn die übertriebenen Entschädigungsansprüche gerecht gemindert und die deutschen Leistungen ehrlich anerkannt sind. Ein moralisch-rechtlicher Begriff der Erfüllungspflicht besteht also nicht mehr. Streng juristisch ist auch der Versailler „Friedensvertrag", der das grundlegende Vorabkommen vollständig ignoriert und bricht, nicht verpflichtend, es sei denn, daß man eine erpreßte Unterschrift als bindend ansieht, was man etwas sophistisch damit rechtfertigen kann, daß Friedensschlüsse von der besiegten Partei meist unfreiwillig eingegangen werden. Und doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den allermeisten Friedensschlüssen, bei denen der Besiegte doch in Verhandlungen ein Wörtchen mitzureden hatte, und diesem Kriegsdiktat, und ferner gehen sonst den wenigsten Friedensschlüssen so grundlegende Vorabkommen voraus, die den Schlußvertrag im Prinzip vollkommen so festlegen, daß er nur noch die Ausführung des ersten Abkommens sei. Nur wer all dies übersieht und die politischen Machtverhältnisse als allein entscheidend betrachtet, kann das Versailler Diktat als wirklich verpflichtend ansehen. Niemals aber kann eine innerlich verpflichtende Kraft dem Versailler Kriegsdiktat innewohnen.

Wer Versailles als restlos verpflichtend hinstellt, fordert überhaupt Unmögliches, da dieses Diktat auch mit der Selbstvernichtung Deutschlands nicht erfüllt werden kann.

Der Versailler „Vertrag" und die „Erfüllung" ist ein politischer aber kein wirklicher Rechtsbegriff. Die sittlich gefärbten Worte „Erfüllungspflicht" und „Wiedergutmachung" können, wenigstens nach den bis heute erfolgten deutschen Leistungen und den abgewiesenen Anerbietungen deutscher Aufbauarbeit nicht mehr gebraucht werden. Wir kennen nur noch „Kriegstribute" und „Leistungszwang". Für diese gibt es aber eine eiserne Grenze, die Leistungsfähigkeit des Volkes und die Ablehnung des französischen, nun so offen daliegenden Prinzips, „Schadenersatz bis zur Vernichtung", dem der Selbsterhaltungstrieb der Nation und die wirtschaftliche Existenzfähigkeit entgegenstehen. Das sollte die natürliche Grenze selbst für den sanftmütigsten Pazifisten und weltschwärmerischsten Internationalen sein!

Frankreichs Kriegsschuld.[1]

Zusammengefaßt von Dr. G. Beutel.

So alt wie Frankreich selbst, so alt ist auch seine Kriegsschuld. Immer war Frankreich der Kriegstreiber und Friedensbrecher. Seine Geschichte ist eine nicht abreißende Kette von Rechtsbrüchen und Vergewaltigungen. „Seit 400 Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt, als die Deutschen an den Franzosen", so schreibt 1870 ein — Engländer, der große Geschichtsschreiber Carlyle. Schon den Vorfahren der heutigen Franzosen, den Galliern, bescheinigt ihr Überwinder Cäsar, daß sie von altersher ohne Ursache Kriege mit den Germanen vom Zaun brachen. Er wirft ihnen auch ihre ewige Unruhe und Neuerungssucht vor. Der Gallier gilt als Kelte. Aber der Kelte, ein nordischer Mensch (Arier), bildete als Eroberer nur die herrschende Oberschicht, wie später der Franke. Im Gallier, wie ihn Cäsar kennzeichnet, und im heutigen Franzosen ist das Blut des unterworfenen Urbewohners, des Mittelmeermenschen, mächtig, heute um so mehr, seitdem das edle nordische Blut durch die Austreibungen und Abschlachtungen der Hugenotten- und Revolutionswirren stark vermindert ist. Daher auch der innere Gegensatz und die Abneigung gegen den deutschen Nachbarn. Nur allein seit dem 16. Jahrhundert hat Frankreich 23 Kriege mit insgesamt 91 Kriegsjahren gegen deutsche Staaten geführt. Wie ein roter Faden zieht sich durch die französische Geschichte der Drang nach dem Rhein und die Begierde nach der Herrschaft über Deutschland, beides unlöslich miteinander verbunden; denn der Rhein, den sie angeblich als „Festungsgraben" zu ihrer Sicherung brauchen, ist ihnen in Wirklichkeit die Einfallspforte und Aufmarschlinie zur Ausbreitung ihrer Herrschaft. Das bestätigt Richelieu, der Straßburg begehrt, „um einen Eingang nach Deutschland zu gewinnen". Kaum hatten sich aus dem fränkischen Erbe die Reiche voneinander geschieden, so begannen auch die französischen Angriffe auf das Rheinufer: die Schlacht bei Andernach 876 war die erste Zurückweisung eines solchen. Von da ab ruhten und rasteten die Franzosen nimmer in ihrem Streben, an den Rhein zu kommen, und ließen sich auch durch Mißerfolge nicht schrecken. Mit einer Zähigkeit ohne gleichen verfolgten sie dieses Ziel durch die Jahrhunderte hindurch unter Anwendung von Gewalt oder List. Raub- und Plünderungszüge mit Verwüstung, Mord und Gewaltat, wie heute der ins Ruhrgebiet, sind eine ständige Erscheinung französischer Nachbarlichkeit. Grausamkeit und Zerstörungswut steckt ja der Mittelmeerrasse tief im Blut. Heidelberg und andere Ruinen am Rhein zeigen uns heute noch den Weg an, den die Mordbrennerbanden der „Kulturnation" gegangen sind. Wo die Franzosen es aber gar mit dem Recht versuchen, da geschieht es als ein offenbarer Hohn aufs Recht, den auch nur schlecht zu verhüllen sie sich kaum die Mühe geben — gleichviel ob dieses Recht nun von den Reunionskammern des Sonnenkönigs oder von den Sanktionen Poincarés ausgeht. Rechts- und Treubruch, List, Verrat und Heuchelei dienen ihrer Eitelkeit nur als gleißender Aufputz für die nackte Gewalt. Genau wie der General der Republik heute die Polen und Tschechen gegen uns einpaukt, so

[1]) Auf Grund der Tatsachen-Merkzettel „Frankreich, der ewige Kriegstreiber und Friedensbrecher" und „Frankreichs Kriegsschuld" (Bezug bei Wilhelm Limpert, Dresden, Marienstraße 16), deren Verbreitung im In- und Ausland gerade zur Zeit des Ruhreinfalls höchst wichtig ist.

hetzten ihre Könige von ehedem die Türken auf den Kaiser, aber „lediglich für die Freiheit und zum besten der Christenheit". Denn dazu drängt sie triebhaft ihr gallisches Schauspielerblut, sich und andere zu belügen und auch den schlechtesten Handlungen mit schönen Worten und großen Gesten den Schein des Rechts und der Menschlichkeit anzuheften. Auch da liegen die Vorbilder ihres heutigen Tuns schon in ihrer Geschichte. Die deutsche Reichsstadt Verden (Verdun) wird 1552 durch „freie Abstimmung" unter dem Druck französischer Söldner an Frankreich gebracht. Den Krieg, den die Franzosen 1635 durch Verhinderung einer päpstlichen Friedensvermittlung verlängern, führen sie nicht etwa gegen das deutsche Volk, sondern gegen den Kaiser! — es ist also alles schon dagewesen. Und schon ums Jahr 1305 ist dem Advokaten Dubois die Vorbedingung eines „ewigen Friedens" für die Christenheit das französische linke Rheinufer und die Vorherrschaft in Europa — wie heute ja auch nur die „Sicherung des Weltfriedens" ihr Ziel ist. Die Forderung des linken Rheinufers kehrt immer wieder und erscheint im Munde von Gelehrten und Politikern, Staatsleitern und Volksführern. Ein Jahrhundert nach Dubois erneuert sie Guillebert de Metz. Kaum weniger dauerhaft ist ihr Verlangen nach der Eroberung von ganz Deutschland, die 1632 Jacques de Cassan fordert und 1637 der Parlamentsadvokat Aubery rechtlich begründen will, und nach der Vorherrschaft in Europa, die nicht nur ihre Könige und Kaiser, sondern auch ihre Revolutionsmänner unter dem Gaukelspiel der Pflanzung von „Freiheitsbäumen" ins Werk zu setzen sich anschicken. Drei ihrer Könige, Philipp III., Franz I. und Ludwig XIV. strecken die Hand nach der deutschen Kaiserkrone aus. Der Drang an den Rhein findet einen vorläufigen Abschluß im Süden, wo sie 1681 mitten im Frieden Straßburg rauben. Er setzt sich aber fort in den verschiedensten Formen, ob es nun Napoleon Rheinbund nennt, oder Andere hinwiederum linksrheinische Republik oder linksrheinisches Königreich oder den autonomen rheinischen Staat und ob die Rufer kommunistische Umstürzler wie Danton oder Minister wie Polignac und Thiers sind, oder ob als Mittel ein Kuhhandel dient, mit dem schon 1822 der Dichter Chateaubriand dem Zaren Konstantinopel bietet — oder ob endlich heute ein sogenannter Friedensvertrag und der schöne Begriff Sanktion herhalten muß, um dies Ziel weiter zu verfolgen. Ein solch schöner Begriff sind auch die „natürlichen Grenzen" Napoleons III., die übrigens schon vor ihm 1793 der Schreckensmann Danton erreichen will. Denn vor diesem lebendigen französischen Ausdehnungsdrang verschwinden alle grauen Begriffsunterschiede der Staatsauffassung. Der Freiheitsmann Gambetta will sich sogar mit dem Kaiserreich versöhnen, „wenn es uns das linke Rheinufer bietet". Als das Gegenteil eintritt und der ganze Rhein wieder deutsch wird, da wird derselbe Gambetta der Priester des Revanchegedankens, für den er sogar eine besondere Zeitung gründet. Er mahnt: „Denken wir unaufhörlich an das, was wir zu tun haben, aber sprechen wir niemals davon". Bei der Sinnesart der Franzosen hätte es in der Tat der *lauten* Predigt nicht bedurft, und doch war diese Mahnung nichts weiter als eine schauspielerische Redewendung, denn, Gambetta voran, sprachen sie alle unaufhörlich davon. Auf allen Gebieten des Lebens setzte eine Bewegung ein, die zunächst auf die *Rüstung der Geister* für den Revanchekrieg abzielte. Die Dichter Bergerac, Victor Hugo, Deroulède schüren in ihren poetischen Erzeugnissen zum Haß, zur Rache und zum Krieg. Romane malen den kommenden Revanchekrieg aus und schwelgen in der Gefangennahme Bismarcks und dem Selbstmord

Moltkes. Das militärische Schrifttum wimmelt von Büchern, die sich mit dem nächsten Krieg beschäftigen und romanhaft ein schönes Zukunftsbild vom Sieg Frankreichs und Untergang Deutschlands zeigen. Bedeutende Forscher vom Range Renans, Lavisses und Driaults suchen Frankreichs Recht am Rhein geschichtlich zu begründen und stacheln das Rachegefühl und die Ruhmsucht auf. Beim Kinde schon fängt die Schule das Werk an. Dafür lassen sich hunderte von Beispielen aus französischen Schulbüchern anführen. Die Kinder werden erzogen zur Verachtung der deutschen Barbaren. Einander feindlich gesinnte Mächte wie Freimaurerei und Kirche wetteifern im Dienst des Rachegedankens. Die Kirche erhebt das „Herz Jesu" zum Sinnbild des Rachekriegs gegen das protestantische Kaisertum. Mit der Seligsprechung der Jungfrau von Orleans gewinnt sie für den Rachegedanken eine besondere Schutzheilige, die von da ab wie eine Kriegsgöttin verehrt wird. Geistliche predigen gegen Deutschland „den vom Heiligen Geist empfohlenen Haß". 1905 entsteht die katholische Liga der „Action Française", der der Krieg als göttlich gilt. Sie stellt sich mit an die Spitze der Revanchebewegung neben die ältere weltliche „Patriotenliga", die 1882 unter dem Ehrenvorsitz des Geschichtsforschers Henri Martin begründet wurde und in kürzester Frist wie ein Lauffeuer sich ausbreitete. Überall hielt sie Hetzvorträge und verbreitete viele Hunderttausende von Flugschriften, Karten, Bildern und Denkmünzen. Und so erreichen es denn alle diese von den verschiedensten Seiten her auf ein Ziel lossteuernden Bestrebungen, daß der belgische Gesandte Recht hat, wenn er 1893 ausruft: „Gibt es einen einzigen Franzosen, der nicht die Revanche ersehnt?". Dieser Rüstung der Geister trat gar bald die immer schärfer betriebene Waffenrüstung an die Seite. Mit besonderem Eifer widmete sich ihr der Kriegsminister Boulanger, der 1886 bedeutende Heeresverstärkungen durchsetzte. Dafür wurde er in der Presse und in Liedern, die Massenverbreitung fanden, als der „Revanchegeneral" gefeiert. Schon 1912 übertraf die französische Heeresstärke weitaus die deutsche. Dabei wurden drüben die Beurlaubten ganz anders auf den Krieg eingedrillt als bei uns: die Zahl ihrer Übungen übertraf die unsere fast ums Dreifache. Den Gipfel aber erklomm die Waffenrüstung mit der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit im August 1913; ihr Ziel zu verbergen, gab man sich nicht die geringste Mühe: eine maßlose Hetze der gesamten Pariser Presse gegen Deutschland begleitete den schicksalsschweren Schritt, von dem der belgische Gesandte in Paris richtig voraussagt, daß er binnen zwei Jahren zum Krieg führen müsse. Aber wohl wußte Frankreich, daß es sich gegen uns trotz aller fieberhaften Anstrengungen nicht auf sich allein verlassen könne. Deshalb leitete es schon frühzeitig seine weitverzweigte Bündnispolitik ein, die es mit Umsicht und Zähigkeit Schritt für Schritt verfolgte und deren Ziel die Einkreisung Deutschlands war. Die ersten Fäden zu diesem Netz knüpft es schon 1875 mit Rußland. Seit 1888 legte der französische Spießbürger sein Erspartes in russischen Milliardenanleihen für militärische Vorbereitungen gegen Deutschland an. Verbrüderungskundgebungen bei Manöver- und Flottenbesuchen setzten die Franzosen in Wonne. Auch die Tschechen wurden auf dem Nancyer Sportfest mit in die vereinten Brüderarme gezogen. Feste Formen nahmen die französisch-russischen Beziehungen an in der Militärkonvention von 1892 und im Zweibund, der am 4. Januar 1894 zum Abschluß kam. Die französische Zeitung Autorité spricht es einige Jahre später aus, daß dieses Bündnis die verlorenen Provinzen wiederbringen soll, „sonst hätten wir es nicht nötig, gegen Deutschland ge-

schützt zu sein, das nur die Erhaltung des bestehenden Zustandes wünscht". Inzwischen waren auch schon Fäden nach Rom und London gesponnen. Ein geheimer Neutralitätsvertrag verband seit 1902 Frankreich mit Italien. Trotz Faschoda erklärt Delcassé 1898 ein gutes Einvernehmen mit England als sein Hauptziel. Dieses „herzliche Einvernehmen" nimmt seit 1904 allmählich durch geheime Abmachungen immer bestimmtere Formen an, die es von einem wirklichen Bündnis kaum mehr unterscheiden lassen. Währenddessen hatte sich die französische Diplomatie auch schon daran gemacht, die Querfäden in das Netz zu schlagen und England und Rußland, trotz der großen Gegensätze, einander zu nähern. Schon 1900 bezeichnete der Kammerpräsident Deschanel das als Frankreichs Aufgabe, und Präsident Loubet bringt ein Jahr darauf den Gedanken an den Zaren. Als das Ideal preist 1904 der Abgeordnete Delafosse einen Dreibund zwischen Frankreich, England und Rußland. In der Tat wurden auch diese Beziehungen immer inniger, wenn auch ein festes Bündnis erst im Krieg zustande kam. Schon 1906 offenbarte sich auf der Algeciras-Konferenz die Einkreisung und Abschließung Deutschlands als vollzogene Tatsache. Und ohne daß man zu fürchten braucht, den Ruhm Eduards VII. als Meisters der Einkreisung ungerecht zu schmälern, kann man feststellen, daß Frankreich zur Einkreisung gute Vorarbeit geleistet und redlich das Seine beigetragen hat. Nach den Balkankriegen schien die Zeit gekommen, wo man die Früchte pflücken konnte. Die Stellungnahme der Pariser Presse zum Zaberner Fall im Spätherbst 1913 beleuchtete blitzartig die Stimmung der Franzosen, wie nah sie den Krieg glaubten und wie zuversichtlich sie ihm entgegensahen. Im April 1914 sagt Clemenceau dem italienischen Handelsattaché mit mathematisch sicherer Vorausberechnung: „In drei Monaten werden wir den Krieg haben — wird Italien auf unserer Seite kämpfen?". Anfang Mai hält der französische Militärattaché in Bern eine deutsch-französische Auseinandersetzung für unabwendbar. Mitte Juni erklärt Delcassé, damals Botschafter in Petersburg, den Krieg als nahe bevorstehend.

Wohlbemerkt, das war alles noch vor dem durch den Mord von Sarajewo aufflammenden Streit zwischen Österreich und Serbien, der erst der übrigen Welt den Krieg in Sehweite rückte. Drei Wochen danach trifft Poincaré in Petersburg ein und vereinbart mit dem Zaren gemeinsames Vorgehen. Frankreich überbietet sich in Versicherungen, alle Bündnispflichten gegen Rußland getreu erfüllen zu wollen. Es hetzt gegen Deutschland und trifft unmittelbare Kriegsvorbereitungen durch Zusammenziehung von Truppen, Einberufung der Urlauber, militärische Besetzung seiner Ostbahnhöfe; der Ministerpräsident gibt dies auch dem deutschen Botschafter unumwunden zu. Am 29. Juli schon kommen Grenzverletzungen durch französische Truppen vor, und Poincaré ruft dem russischen Botschafter entgegen: „Ich erwarte den Ausbruch des Krieges mit Ungeduld!". Deutschlands leitender Staatsmann hoffte noch auf Erhaltung des Friedens und klagte über den Einsturz seiner politischen „Kartenhäuser" — Frankreich aber stand mit dem Krieg endlich am Ziel seiner heißesten Wünsche und Hoffnungen!

Die Franzosen in der Ruhr.

Von Dr. Hannes Pyszka.

Mit der von den Franzosen und Belgiern neuerdings wieder stark betriebenen Erörterung des „passiven Widerstandes" ist der Ruhrkrieg wieder auf seinen Wesenskern zurückgeführt worden. Durch den passiven Widerstand und die waffenlose Gegenwehr der Rhein- und Ruhrbevölkerung wurde Poincarés Ruhrbesetzung zu einer Art Ruhrkrieg und damit zu einem neuen und neuartigen Krieg; am passiven Widerstand, der sich an den französischen An- und Eingriffen erst entwickelte und zur waffenlosen, die Eindringlinge wie ein rohes Ei schonenden Gegenwehr sich verschärfte, entzündeten sich auch die durch einen nicht berechtigten Siegerübermut geschwächten Nerven der großen Armee; aus ihm entstanden wieder die ersten Anfänge der Besinnung zum deutschen Selbstbewußtsein.[1])

Frankreich will dem deutschen Volk dieses Rückgrat entweder brechen oder, da dies billiger und aussichtsreicher erscheint, es ihm wegdisputieren. Das letzte Verfahren wird deshalb eingeschlagen, weil es schon einmal für die Entente Früchte gezeitigt hatte, als man im Jahre 1918 die deutschen Waffen gegen die 14 Punkte Wilsons, aus denen man dann den Versailler Vertrag machte, hatte einhandeln können. Auch weiß Frankreich, daß die deutsche Gründlichkeit für derlei Erörterungen, sei es über die sogenannten Kriegsverbrecher, die Schuld am Kriege, die Markverschlechterung oder das Wesen des deutschen Widerstands im Ruhrkrieg von jeher eine gewisse Schwäche und mehr Zeit als Grund übrig hat, die es dann durch eine geschickte Propaganda für Ententeziele ausnutzen konnte. Der passive Widerstand und die waffenlose Gegenwehr lassen sich aber nicht wegschwätzen oder wegbefehlen, denn mit ihnen und vorher müßte Frankreich aus der Ruhr verschwinden. Mit dem Gegendruck müßte auch der Druck, der jene Gegenwirkung hervorgerufen hat, aufhören; also das Ende des passiven Widerstandes an Ruhr und Rhein kann nur zusammenfallen mit dem Ende der französischen Invasion an der Ruhr oder mit dem Ende der Einheit und Unversehrtheit des jetzigen Deutschen Reiches.

Diese Sachlage ist jetzt am Ende des sechsten Monats des Ruhrkriegs mehr Schicksal als freier Wille; Schicksal, wie es sich erst geformt hat im Ruhrkrieg selbst. Zwischen dem passiven Widerstand an der Ruhr in den ersten beiden Ruhrkriegswochen und demjenigen der zwanzigsten bis dreißigsten Woche des Ringens an der Ruhr ist doch ein so wesentlicher Unterschied, daß ein einfaches Aufgeben technisch unmöglich ist.

Frankreichs Vorgehen an der Ruhr, an dem die deutsche waffenlose Gegenwehr sich entwickelte, war der Ausdruck des imperialistischen Poincarismus, neben welchem noch allerlei andere, von den jeweiligen Sonderinteressen diktierte Erscheinungen herliefen. Daß man Reparationen will, ist nur ein Vorwand,

[1]) In diesem Aufsatz ist der „passive Widerstand" so gut wie lediglich wirtschaftlich betrachtet. Was wir politisch von ihm halten, ist eine andere Seite der Angelegenheit. Über den tatsächlichen Wert des „passiven Widerstandes" bzw. über die Gefahren, die in ihm schlummern, sind wir anderer Ansicht als der Verfasser dieses Aufsatzes. Wir bringen ihn trotzdem, um auch einmal einen Anhänger des passiven Widerstandes zu Wort kommen zu lassen. Die Schriftleitung.

an den in Frankreich nur ein paar Leute, in Deutschland leider einige Menschen mehr glauben.

Vor etwa einem Jahr sagte Poincaré:

„Mir für meinen Teil würde es wehe tun, wenn Deutschland zahlte. Dann müßten wir das Rheinland räumen, und so müßten wir den Nutzen unserer Experimente verlieren, die wir unternehmen, um friedlich, aber mit den Waffen in der Hand, die Bevölkerung am Ufer des Grenzflusses zu erobern. Halten Sie es für besser, das Geld einzukassieren oder neues Gebiet zu erwerben? Ich für meinen Teil ziehe die Besetzung und die Eroberung dem Geldeinstreichen und Reparieren vor."

Mehr Beweise aber als in diesem, etwas unvorsichtig geäußerten Ausspruch Poincarés liegen im Versailler Diktat und seinen Folgen. Dort hatte man Reparationen verlangt und hatte sie bis auf einen kleinen Bruchteil erhalten, obwohl man nichts versäumt hatte, den Schuldner durch andauernde weitere Blutentziehungen mit Besatzungslasten, Sanktionsbesetzungen, Verschlechterung seiner Valuta u. a. zu schwächen. Man hatte aber in der tatsächlichen Unerfüllbarkeit dieses Diktats jederzeit die Möglichkeit, von der Reparation zur Sanktion und Pression oder, wie Herr Poincaré in dem angeführten Ausspruch sagte, zur Eroberung überzugehen. Es kam nur darauf an, wo das Schwergewicht der französischen Anschauung lag. Wollte Frankreich nur Reparationen, so mußte es sich mit dem von Deutschland gezeigten guten Willen und den aus ihm erfolgten Lieferungen begnügen, welche Deutschland geleistet hatte, ohne die ihm im Versailler Vertrag zugebilligte Versorgung der lebenswichtigen Bedürfnisse mit Kohlen und Koks zu ermöglichen. Man hätte anerkennen müssen, daß in der Verzögerung der Holzlieferungen keine böswillige Verfehlung liegen konnte, nachdem der Preis für diese Holzlieferungen von Frankreich nicht mitgeteilt und die Beschaffung der verlangten Holzmengen damit unmöglich gemacht worden war, und man hätte endlich die zerstörten Departements nicht nur als Propagandaobjekte benützen, sondern sie wiederaufbauen und dabei der Durchführung der privaten Wiederaufbauverträge keine Hindernisse in den Weg legen sollen. Aber die Unerfüllbarkeit war wichtiger als die größtmögliche, unter den höchsten Anstrengungen geleistete Erfüllung, und man „eroberte" das Ruhrgebiet. Allerdings ein anderes Ruhrgebiet, als man es sich vorgestellt hatte! Auch an der Ruhr war man seit dem Einmarsch der Franzosen und Belgier nicht mehr des Glaubens, daß die Reparationsleistungen das Entscheidende waren, sondern die Eroberung und die Arbeit unter Bajonetten. Und daraus entstand der passive Widerstand.

Herr Poincaré hätte für seine Invasionspolitik außer den von dem französischen Glaubenssatz: „Le boche payera tout" besessenen französischen Bevölkerungsschichten die ausschlaggebenden wirtschaftlichen Kreise Frankreichs nicht für sich gehabt, wenn diese sich nicht auch irgendeinen Vorteil versprochen hätten von der Besetzung des wichtigsten Teiles der deutschen Wirtschaft. Die Eingliederung der Ruhrwirtschaft in einen von Frankreich kontrollierten wirtschaftlichen Festlandsblock sollte das Gegenstück geben zu der militärischen und politischen Vormachtstellung und diese stützen durch die Verhütung einer neuen Bewaffnung Deutschlands. Denn, da man nicht wußte, ob sich später wieder einmal siebenundzwanzig Nothelfer zum Mitsiegen bereit erklären würden, wollte die französische Regierung, schon um die Kriegsangst des eigenen Volkes zu beruhigen, die deutsche Waffenwerkstatt besetzen oder sie, wenn irgend

möglich, ganz in seinen Besitz bringen. So kam neben die Besetzung deutscher Staatsgebiete die Aneignung deutschen Privateigentums der deutschen Wirtschaft, denn da die Ruhrwirtschaft sich nicht gutwillig auf die französischen Wünsche einstellen wollte, sollte sie selbst nichts haben und produktionsunfähig gemacht werden. Ebenso verfuhr man mit dem widerspenstigen deutschen Staat. Als Ausrede diente bei jeder Maßnahme immer wieder die unerfüllte Reparationsleistung, nie aber wurde der eigentliche Grund genannt.

Die deutsche Gegenwehr hat sich dann entwickelt auf all den Gebieten, die von den Franzosen in den Ruhrkrieg einbezogen wurden. Seit nahezu einem halben Jahr wüten Waffen gegen Kohle, Eisen, Verkehr, Steuern, Zölle, Post und Schutzpolizei, und sie erzielen keinen nennenswerten Erfolg. Ein Bruchteil der früher als Reparationskohle mit deutscher Mitarbeit erhaltenen Mengen wird unter großen Opfern an Löhnen, Eisenbahnmaterial und an Menschenleben, die an der Unfähigkeit der Eisenbahnregie zugrunde gehen, allerdings auch unter ebenso großem Propagandageschrei nach Frankreich geschafft. Das Verkehrswesen des Ruhrreviers, ein kunstvoll aufgebauter Organismus, wird durch das französische Militär planmäßig zerstört. Eisenwerke und andere Fabriken werden ihrer Erzeugnisse beraubt, staatliche und städtische Verwaltungen sind ohne Führer, und eine Bevölkerung von 10 Millionen Köpfen lebt unter immer wieder von neuem gestörten Ernährungsverhältnissen und ist ohne polizeilichen Schutz. Den negativen Erscheinungen, die das deutsche Staats- und Wirtschaftsleben erfahren hat, stehen auf französischer Seite keine positiven Erfolge gegenüber, dagegen aber auf deutscher Seite der Erfolg der Anerkennung der deutschen Gegenwehr.

Diese war nicht einheitlich, konnte es nicht sein, weil die Angriffe, die sie hervorgerufen haben, ebenfalls nicht einheitlich waren. Sie war anders im altbesetzten als im Einbruchsgebiet. Sie richtete sich, da sie aus dem Volk kam, je nach dem Charakter einzelner deutscher Volksteile, war also anders in Westfalen als in der Pfalz und in Baden. Auch ihre Wirkungsmöglichkeit war verschieden: an der Ruhr und am Rhein, wo zu Land und zu Wasser die von den deutschen Zechen geraubten Kohlen abtransportiert wurden, wurde sie zur waffenlosen, aber fühlbaren Gegenwehr und mußte es werden, um den stilliegenden Hochöfen Lothringens keine neue Nahrung zukommen und damit Herrn Poincarés Pfand nicht produktiv werden zu lassen. Ob die Gegenwehr starr oder elastisch, passiv oder aktiv sein mußte, darüber konnte nur die Ruhrbevölkerung entscheiden durch die Praxis. Die Theorie und ihre Erörterung hat niemals so schlecht abgeschnitten wie in diesem neuen Krieg. Und Deutschland hätte Frankreich keinen größeren Gefallen tun können als durch die Aufstellung eines starren Kampfplanes, der die Beweglichkeit des deutschen Widerstandes gestört hätte. Frankreich, das seine Enttäuschung zum Vorwand für seine Unmenschlichkeiten nimmt, hat sich überall festgerannt und will nun plötzlich, daß die waffenlose Gegenwehr eingestellt wird. Es müßte dabei selbst vorangehen, also alle die Maßnahmen aufheben, welche die deutsche Gegenwehr hervorgerufen haben. Es müßte durch Zurücknahme der Ausweisungen und Verurteilungen die von ihren Arbeits- und Wohnplätzen entfernten Deutschen wieder zurückrufen, die Meinungsfreiheit in Presse, Versammlung, Wort und Bild wiederherstellen, den Verkehr durch Aufhebung der Zollinie, der Ausfuhrverbote, Paßvorschriften u. a. wieder freigeben, seine Truppen und Eisenbahner aus den öffentlichen Gebäuden, Schulen und Privat-

häusern zurückziehen, — es müßte das Bajonett, unter welchem nicht gearbeitet wird an der Ruhr, weg von der Ruhr! Erst dann wäre die deutsche Arbeit wieder möglich. Die Frage der Aufhebung des passiven Widerstandes liegt also bei Frankreich! Wird das besetzte Gebiet aber nicht frei, so ist das der Anfang des Zerfalls Deutschlands, und vielleicht müssen viele Deutsche auch noch durch diese Schule hindurch, um den Wert ihrer Heimat erst dann zu erkennen, nachdem sie sie verloren haben. Die Weltgeschichte schreibt aber in diesen Monaten die Erscheinungen des Siegeszuges einer waffenstarrenden, blutdürstigen Kolonialarmee, der an dem stillen Heldentum und an dem Erwachen eines neuen Heimatgefühls der Deutschen zu einem Abenteuer geworden ist. Und wer weiß, ob nicht das Ruhrabenteuer ein Ende mit Schrecken nehmen wird — für die Franzosen![1])

[1]) Anmerkung (1. Juli 1923) der Schriftleitung: Da Frankreich nie daran denken wird, freiwillig seine Maßnahmen im Einbruchsgebiet rückgängig zu machen, ergibt sich aus den Ausführungen des Verfassers ebenfalls neben der Unmöglichkeit der Aufgabe des passiven Widerstandes die Notwendigkeit eines nicht nur passiven Widerstandes. Das liegt u. E. in den Worten: „Wird das besetzte Gebiet aber nicht frei, so ist das der Anfang des Zerfalls Deutschlands." Der notwendige aktive Widerstand muß aber nicht nur vom besetzten Gebiet, sondern vom ganzen Reich geleistet werden. Erst dann wird Frankreich mit sich reden lassen.

Die Stunde naht.

Ich hab' nicht gefragt,
was die Welt drum sagt,
ich hab's mir vom Herzen geschrieen.
Und wenn es kein Mensch auch mit Ohren hört,
Einer im Himmel hört es und schwört:
Ich werde dich zu mir ziehen.

Ich zieh' dich zu mir.
Wirf aus dein Panier,
jetzt geb' ich zur Liebe dir Glauben:
Was Menschen so treu wie du gedacht,
nie kann es sterben — es zündet und facht
noch Feuer in Blinden und Tauben.

Du riefst zum Gericht!
Vergebens nicht!
Wie einsam dein Lied auch verklungen —
es lebt noch in Lüften, es webt an der Tat!
Was keiner noch weiß: eine Stunde naht.
Auch du hast die Stunde gezwungen.

Friedrich Speyer.

Die geistige Abwehr des Franzosentums.

Von A. Dresler, München.

Nachdem unsere bewaffnete Verteidigung gegen den gallischen Raubnachbar ein Ende gefunden hatte, wurde soviel von einem Verteidigungskampfe mit „geistigen Waffen" gesprochen, daß man füglich hätte erwarten können, ein solcher würde nun mit um so größerer Tatkraft aufgenommen werden, als das Unterlassen einer wachsamen Abwehr der feindlichen Kriegspropaganda uns doch mit aller Deutlichkeit gezeigt hatte, daß derartige Mächte nicht zu unterschätzen sind. Werfen wir nun einen Blick auf das, was bisher zur Abwehr unseres erbittertsten Gegners, des Franzosentums, geschehen ist!

Von seiten der Regierung wurde alles getan, um eine wirksame Bekämpfung des seine Macht immer weiter ausdehnenden Frankreichs zu verhindern. Es sei nur allein daran erinnert, daß z. B. das Lichtbildwerk „Die schwarze Schmach" verboten wurde. Was aber die Regierung aus übergroßer Ängstlichkeit unterließ, das hätten nun ohne Zweifel deutsche Gelehrte, die mit Frankreich und seinem Wesen vertraut sind, gutmachen können. Hier aber zeigte sich die unglückliche Einstellung unserer Gelehrtenwelt, über die schon seit Jahrhunderten Klage geführt worden ist. Ihr überwiegender Teil sieht nicht ein, was für Franzosen eine Selbstverständlichkeit ist, nämlich, daß im Verzweiflungskampf eines Volkes die Wissenschaft nicht mehr Selbstzweck sein darf, sondern daß sie zur Beseitigung der Not des Vaterlandes beitragen muß. Hieran hatte es bereits im Weltkriege gefehlt; im folgenden „Frieden" zeigte sich also nur wieder dieselbe Erscheinung. Man suchte den Gegner mehr zu verstehen als zu bekämpfen, sich seine Handlungsweise in allen ihren Einzelheiten klarzumachen, aber es wurde meist versäumt, ihm mit voller Wucht und Schärfe entgegenzutreten. Hierzu mag der Irrwahn geführt haben, Wissenschaft vertrage sich nicht mit Leidenschaftlichkeit, und dem Gelehrtenruf schade es, wenn die „Objektivität" nicht gewahrt bleibe, sondern das Gefühl sich rege. Als Beispiele seien zwei Bücher angeführt: „Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus" von Professor E. R. Curtius und „Rheingenius und Genié du Rhin" von E. Bertram, beide erschienen im Verlag von Fr. Cohen in Bonn, das erste 1921, das zweite 1922. In dem Buche von Curtius wird auf 239 Seiten eine geradezu liebevolle Einfühlung in das Leben und Treiben des gefährlichen französischen Hetzapostels gegeben, so daß man fast völlig den Eindruck verliert, es sei hier Stellung gegen ihn genommen. Denn nur in wenigen Sätzen wird von seiner unbegründeten Rachsucht und seinen gefälschten Argumenten, die er zur Gewinnung des Rheinlandes für Frankreich anführt, gesprochen. In dieser kühlen Art einem Gegner beikommen wollen, ist unmöglich; es fehlt das Fortreißende, unausweichlich Überzeugende, daß wir zu Recht das Rheinland besitzen, und daß die Bilder von deutschem Wesen, die Barrès gibt, Zerrbilder sind. Das alles müßte im Vordergrunde stehen, nicht aber in kurzen Betrachtungen an die einzelnen Abschnitte des Buches angehängt werden.

Weit richtiger als Curtius hat Bertram in seinem nur 50 Seiten starken Buche die Aufgabe der Abwehr des Franzosentums gefaßt. Aber hier ist die Einstellung eine falsche! Nicht die Verteidigung deutschen Wesens hat Bertram im Auge, wie einst Arndt und Görres, sondern er spricht von der „grie-

chischen Idee der europäischen Gemeinschaft" und dem „vaterländischen Kosmopolitismus, der griechischen (von Bertram selbst gesperrt gedruckt) Weltbürgerschaft des Deutschen", deren Behauptung es am Rheine gelte (S. 49). Inzwischen ist die Besetzung des Ruhrgebietes erfolgt. Tausende von international denkenden Arbeitern lehnen sich dort gegen französische Vergewaltigung auf, nicht weil sie nun plötzlich ein bewußtes Nationalgefühl empfänden, sondern in ihrer Mehrheit, weil es einfach um ihr Dasein geht. Daß sie nun um ihres Deutschtums willen leiden und gequält werden, dürfte ihnen aber noch begreiflich gemacht werden können; daß sie aber für griechische Gedanken zu dulden haben, — das ihnen beizubringen, dürfte wohl niemand vermögen. Daß Bertram sein Buch auch garnicht aus dem Willen zu nationaler Selbstbehauptung geschrieben hat, geht aus dem Satze hervor: der deutsche Nationalismus sei von jeher eine Schöpfung — Frankreichs gewesen! Heißt das nicht geradezu, uns die Kraft eigenen völkischen Fühlens absprechen? Doch genug mit dieser Art Beispielen „geistigen" Kampfes. Wenden wir uns geschichtlichen Arbeiten zu!

Erfreulicherweise ist es auf diesem Gebiete besser bestellt. Es liegt hier eine ganze Reihe von Werken vor, die, auf geschichtliche Tatsachen sich gründend, mit unzweideutiger Frische für das Deutschtum eintreten. Es seien folgende Bücher genannt: „Frankreich und das linke Rheinufer" von A. Schulte, Deutsche Verlagsanstalt 1918, „Die historische Rheinpolitik der Franzosen" von H. Oncken, J. A. Perthes Stuttgart-Gotha 1922, ferner „Frankreich, der Kampf um den Rhein und die Weltherrschaft" von Fr. von Böttticher, A. J. Köhler, Leipzig 1922. Weiter hat Dr. J. Bühler in ausgezeichneter Weise die französische Geschichte behandelt in „Der Franzose, eine Geschichte Frankreichs für Deutsche", Riehn & Reusch, München, 1921. Hier wird Frankreich als der jahrhundertealte Störenfried nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas gekennzeichnet. Daß wir uns nicht genug auf solche Arbeiten stützen können, um die Raubgier Frankreichs zu kennzeichnen, beweist der Versuch der Franzosen, sich jetzt schon von vornherein gegen diesen Vorwurf dadurch zu sichern, daß sie die ganze Welt mit ihrem Geschrei erfüllen, Deutschland bereite einen Rachekrieg vor, um sich erneut französisches Gebiet anzueignen. Mit Recht hat Bühler dargelegt, daß uns ein noch so fleißiges Studium des Französischen gar nichts helfe, wenn unser Volk keine Ahnung von dem wahren Charakter der Franzosen habe.

Gehen wir jetzt zu den vielfachen Versuchen über, die Abwehr des Franzosentums in künstlerische Form zu bannen. Oft ist dieser Versuch in letzter Zeit unternommen worden, leider in den meisten Fällen mit unzureichender Kraft. Als zwei ganz hervorragende Werke sollen hier folgende genannt werden: „Franzosen im Land" von Marie Diers, J. A. Koehler, Leipzig 1923 und „Bestien im Land" von A. V. von Körber, Deutscher Volksverlag, München 1923. Das erste ist künstlerisch ebenso auf der Höhe wie hervorragend durch sein warmes Eintreten für die gepeinigte Bevölkerung im Ruhrgebiet, das zweite hinreißend und erschütternd durch die Verwertung französischer Schandtaten und Gemeinheiten zu aufwühlenden Anklagen. Das aber brauchen wir. Maurice Barrès hat alle geistigen Kräfte Frankreichs gegen uns aufgeboten, um das Rheinland zu gewinnen; wir aber können den Feind nur mit denselben und noch besseren Waffen schlagen. Zu denen gehört die Kunst, mögen auch Hunderte ihre Beziehung zum Politischen als eine Herabwürdigung hinzustellen

versuchen. Haben nicht die Ilias, die Aeneis, das Nibelungenlied Kriege und nationale Stoffe zum Gegenstand? Die Pazifisten verschanzen sich gern hinter Goethe. Aber hat nicht auch er, in dem Wunsche „Homeride" zu sein, eine „Achilleis" begonnen? Es ist kein Zufall, daß Kleists „Hermannsschlacht" gerade heute ihre Auferstehung feiert. Auch die Jetztzeit beschert uns manches gute Neue, so Meyer-Erlachs „Das deutsche Leid" (erschienen im Juli-Heft von „Deutschlands Erneuerung"). Mag für manchen hier nicht den höchsten künstlerischen Anforderungen genügt sein, niemand hat das Recht zu tadeln, wo die höchste Not schärfste Abwehr gebietet. Frankreich kreist uns ein im Westen, im Süden und im Osten. Nicht nur die französischen, auch italienische, polnische, tschechische Zeitungen stehen dabei in französischen Diensten gegen uns. Die französische Beeinflussung des „Weltgewissens" läßt die Besetzung des Ruhrgebietes als durchaus gerecht erscheinen. Solcher Eindruck wird für das Ausland noch verstärkt, wenn bei uns französische Theaterstücke gegeben und das Franzosentum gelobt, oder ihm in die Hände gearbeitet wird wie durch Professor Förster u. a. Wollen wir, wie im Kriege der englischen Northcliffe-Propaganda (man lese die „Geheimnisse aus Crewe House" von Sir Campbell Stuart, Th. Weicher, Leipzig 1922), jetzt der französischen Propaganda erliegen? Man sollte es nicht glauben, hätte man es nicht selbst erlebt, daß kürzlich auf einer Pressekonferenz über die Lage im Ruhrgebiet ein Vertreter des Auswärtigen Amtes an dem bloßen Worte „Abwehrpropaganda" Anstoß nahm, als gefragt wurde, was die Regierung in dieser Hinsicht getan habe oder zu tun gedenke. Auch hier wird wieder alles dem Einzelnen überlassen. Gleichwohl wurde schon Bemerkenswertes geleistet. So hat das „Südwestdeutsche Nachrichtenblatt" des Südwestdeutschen Verlages in München-Pasing die Bekämpfung der französischen Propaganda im Ruhrgebiet aufgenommen, so haben wir kleine wirkungsvolle Schriften wie die des Jesuitenpaters S. Muckermann „Tragikomisches von der Ruhr" oder das satirische „Tartarin am Rhein" von Allemand Daudet, Domverlag Berlin 1922, so die bekannte Schrift Heinrich Distlers „Das deutsche Leid am Rhein" (W. Köhler, Minden in Westf. 1921) mit ihrem wertvollen Anklagematerial, endlich auf wirtschaftlichem Gebiet die Schrift „Der Ruhrkrieg" von O. H. Pyszka (Verlag für Kulturpolitik, München 1923) und noch manche andere. Gleichwohl müssen wir sagen, daß nicht kraftvoll und nicht heftig genug der Kampf um die Selbstbehauptung des Deutschtums geführt werden kann; daß wir gerade im unbesetzten Gebiet, wo es uns doch nicht so schwer fällt, in jeder Weise uns gegenüber allem Französischen ablehnend verhalten müssen, wenn uns nicht die Beeinflussung von seiten unseres Erbfeindes, die ganz gewiß nicht zu unterschätzen ist, zum Verhängnis werden soll.

Immer wieder: Schlageter!

Aus hohen Lüften eine Stimme gellt:
„Vom eignen Volk verraten fiel ein Held!

Darin, o Deutschland, bliebest du dir gleich,
Seit Hermann hinsank vom Verräterstreich!

Weh dir, wenn dir nicht auch die Kraft erwacht
Zu schlagen neu die Teutoburgerschlacht!"

Gottfried Nickl.

Österreichs Finanzen und Wirtschaft.[1]

Von Dr. Franz Schweinitzhaupt, Innsbruck.

I.

Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, in einem Zeitpunkte, in dem die französische Gewaltpolitik am Rhein und Ruhr Tag für Tag Verbrechen auf Verbrechen begeht, in dem durch absichtliche Herbeiführung eines Chaos in Volkswirtschaft und Finanzen Umwälzungen heraufbeschworen werden, die den Bestand des Reiches gefährden, von Österreich und seinen Finanzen sprechen zu wollen, von der „Koralleninsel" des Wohlseins und der Zufriedenheit, von der Sanierungskolonie. Bei näherem Zusehen aber gewahrt man die zahllosen Fäden, die zwischen der Zerstörungspolitik im Westen und der friedlichen Durchdringung im Südosten bestehen. Diese Politik ist zielbewußt und hartnäckig, Zuschnitt Poincaré; sie wird aber in Selbstzerstörung enden. —

Die Finanzen Österreichs müssen von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet werden: vom rein finanztechnischen Standpunkte aus; und von der politischen Seite her.

In erster Hinsicht liegt ein schweres Gebrechen der österreichischen Finanzpolitik in der fast vollkommenen bürokratischen Verkennung der engen Zusammenhänge zwischen Gesamt-Volkswirtschaft und Staatsfinanzen. Abgänge im Staatshaushalte werden durch eine rein zahlenmäßige fiskalische Belastung der Volkswirtschaft auszugleichen gesucht, ohne deren Tragfähigkeit richtig einzuschätzen. Ein Großteil der steuerlichen Belastung der Bevölkerung stellt heute keinen staatlichen Gewinnanteil mehr dar, sondern Vermögensaufteilung, Vernichtung der Steuersubstanz. Ohne die Lasten der Zahlungs- und Handelsbilanz abzutragen, die Erzeugungsfähigkeit unserer Wirtschaft zu heben, ringt der Staat um einen Ausgleich in seinem Haushalte.

Indessen hat die Staatsverwaltung nicht beachtet, daß die Mittel und Wege der Besteuerung und der Erfassung steuerpflichtiger Personen und Werte nicht mehr dieselben sein können wie vor dem Kriege. Staat und Volkswirtschaft mußten eine doppelte Umstellung durchmachen, vom Friedens- in den Kriegszustand und vom Kriege zu der durch die Friedensverträge geschaffenen internationalen Rechtslage. Gerade die letzte Umstellung hat eine wahre Umwälzung im gesamten Wirtschaftsleben hervorgerufen, scharfe Krisen und eine verhängnisvolle Trennung der Staaten in Goldwährungs- und Inflationsstaaten. Die Krise drang aus den Goldstaaten in die Papierstaaten, und der Verfall der Währungen schwächte die Kaufkraft, verkleinerte die Absatzgebiete und legte die alten Besteuerungsmethoden lahm zum Schaden der Staatsfinanzen. Auch die Erfindung der „Steuereinheiten" und die fallweise Festsetzung von deren Höhe im Verordnungswege vermochten der neuen Verhältnisse nicht Herr zu werden. Die einzelnen Zeitabschnitte — etwa die letzten 2—3 Jahre vor dem Kriege —, die Kriegszeit, die Waffenstillstände, endlich die Zeit von den Friedensverträgen bis heute, weisen ganz eigenartig charakterisierte Wirtschaftsbilder auf, gewaltsame Eingriffe und stoßweise Entwicklungen, denen die schwerfällige Staatsmaschine und der verrostete Bürokratismus sich nicht rasch genug anzupassen vermochte. Die Finanzverwaltung blieb vollkommen rückständig und raffte sich zu notwendigen Maßnahmen, wie z. B.

[1] Die ganze Arbeit erscheint als Sonderdruck.

der Vermögensabgabe, viel zu spät auf, erst zu einer Zeit, in der sie durch den inzwischen eingetretenen Währungsverfall unwirksam geworden war. Viel zu spät schritt sie zur Notenabstempelung und ließ dadurch den Nachbarstaaten Zeit genug, ganze Massen von ungestempelten Kronennoten nach Österreich hereinzuwerfen, und gegen die Kapitalsflucht ins Ausland erwies sich die Finanzverwaltung geradezu ohnmächtig. Ganze Kisten von Wertpapieren gingen unter falscher Bezeichnung ins Ausland. Die Besteuerung zertrümmerte die Vermögenssubstanzen und förderte dadurch falsche Bilanzierungen und Steuerhinterziehungen. Falsch angebrachte Verbote und Zentralisierungen im Devisenhandel steigerten den Schleichhandel und erschwerten den Geschäftsverkehr; die wirklichen Valutenschieber und Börsenhyänen konnte und wollte der Staat nicht fassen — *Wirtschaft ist doch auch Politik!* So wurden die erzeugenden Stände vom Staate mehr gehemmt als gefördert, und was die Marktverhältnisse und die Besteuerung nicht zugrunde richten konnten, das besorgte die Sozialpolitik, die schließlich in ein System bezahlter Nichtarbeit ausmündete, in einem Staate, der eher nicht bezahlte Mehrarbeit brauchte! *Aber Wirtschaft ist eben auch Politik, und was bedeuten wirtschaftliche Notwendigkeiten gegenüber gleißenden Parteiprogrammen?*

Damit komme ich eigentlich von selbst zur politischen Seite der Finanzen Österreichs. Sie haben natürlich ein innen- und ein außenpolitisches Gesicht. Die Innenpolitik brachte zunächst die verhängnisvolle Verbindung der Christlichsozialen mit den Sozialdemokraten, die eine Finanzpolitik im Gefolge hatte, an denen schlimmen Folgen die heutige bürgerliche Regierung noch zu tragen hat. Sozialisierungsversuche, Sozialpolitik und vermögens-konfiskatorische Steuern, in denen der christlich-soziale Finanzminister Dr. Gürtler sich das Unglaublichste geleistet hat, schlugen dem Staate schwere Wunden. Die Christlichsozialen ließen sich einfach ins Schlepptau von sozialdemokratischen Wirtschaftsauffassungen nehmen. Unverwandt erhoffte man sich die Gesundung des Staates von Auslandskrediten, die zu beschaffen erst der bürgerlichen Regierung unter der Kanzlerschaft des Prälaten Dr. Ignaz Seipel gelungen ist. Auch die Zusammenarbeit der Christlichsozialen mit den Großdeutschen läßt eine einheitliche Richtung der Finanzpolitik *nicht* zu. Die Christlichsozialen begünstigen natürlich eine ausgesprochene Agrarierpolitik, die am liebsten geradewegs in ein System der Zollschutzpolitik hineinsegeln möchte, während die Großdeutschen mehr der industriellen Richtung zuneigen und die städtischen Schichten vertreten. Die verschiedene Haltung der beiden Regierungsparteien in der Beamtenfrage ist charakteristisch: während die Großdeutschen für die berechtigten Forderungen der Beamten eintreten, sucht Bundeskanzler Dr. Seipel und hinter ihm die christlichsoziale Partei sie abzuwehren. Freilich kommt diesem Standpunkte der Regierung die dem Völkerbund gegenüber eingegangene Verpflichtung, einen gewissen monatlichen Durchschnittsabgang nicht zu überschreiten (339 Milliarden Kronen) entgegen.

Die Regierung Österreichs ist nicht mehr frei, sie hat ihre Finanzhoheit eingebüßt und steht unter der Vormundschaft des vom Völkerbund bestellten Generalkommissärs *Dr. Zimmermann*, ehemaligem Bürgermeister von Rotterdam, der seinem Mündel aus den nur ihm zur Verfügung stehenden Sperrkonti nur so viel freigibt, als der augenblickliche, beiderseits vereinbarte Bedarf des Staates verlangt. Die Sanierung hat Österreich schwere Fesseln

angelegt; ich werde sie gelegentlich der Besprechung der Genfer Protokolle vom 4. Oktober 1922 noch genauer beleuchten. Die mit dem Völkerbund vereinbarte Sanierung befaßt sich ausschließlich mit den Staatsfinanzen, geht aber auf das Ganze der Volkswirtschaft nicht ein. Gerade das ist aber der springende Punkt: *ehe die schweren Belastungen unserer Handelsbilanz nicht beseitigt sind, ehe wir in unseren Bedürfnissen vom Auslande nicht möglichst unabhängig sind durch die Steigerung unserer Erzeugung, gehen alle noch so radikalen Neuerungsmaßnahmen trotz des gefestigten Kronenkurses nur auf eine Scheinsanierung hinaus.* Mit einer namhaften Ausgleichung unserer unterwertigen Handelsbilanz durch Auslandsguthaben, wie etwa das Deutsche Reich vor dem Kriege, können wir in Österreich ja nicht rechnen. Das Wirtschaftsbild, das Österreich jetzt bietet und in der nächsten Zukunft bieten wird, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, ist eine Täuschung, denn eine mit ausländischem Kapital herbeigeführte Gesundung birgt große Gefahren in sich für die Volkswirtschaft und die Politik der Zukunft. Ich will es gleich rund herausſagen: eine aktive Anschlußpolitik an das Deutsche Reich ist für die nächste Zukunft nur eine Zierde der Parteiprogramme und in wirtschaftlicher Hinsicht mahlen wir die Mühlen des Auslandskapitals, in schwerste Fronarbeit eingespannt. Die „friedliche Durchdringung" mit Frankreich an der Spitze macht täglich weitere Fortschritte. Damit sucht Frankreich seine Ziele zu erreichen. *Ein Staat, der seiner Finanzhoheit sich begibt, ist nicht mehr in der Lage, selbständige Politik zu treiben.* Er muß die Geschäfte des geldgebenden Auslandes besorgen, und seine Bürger werden zu Sklaven des Auslandskapitals; so ist Österreich, die glückliche Koralleninsel, das Land der Kredite, zum Asyl geworden für Auslandskommissionen, für ausländische Berater und die Geschäftsquelle für ausländisches Kapital. Und das Geschäft ist gut! Die Einflüsse der Politik auf die Finanzen und das Wirtschaftsleben des Staates sind nicht immer die glücklichsten. Wie oft können als nötig erkannte Maßnahmen nicht zur Durchführung gelangen wegen parteipolitischer Widerstände, wie oft sind schädliche Halbheiten das Ergebnis mühevoller Verhandlungen! Das Ringen um das Ansehen der Partei, kleinliche Eifersüchteleien und Zänkereien vernichten die vernünftigsten Pläne. Das parlamentarische Getriebe und die oft nötige Raschheit zu fassender Entschlüsse bringen es mit sich, daß Fachmänner nicht gehört werden und daß sachlich unrichtige Gesetze zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Im Zeitalter des allgemeinen Wahlrechtes und der parlamentarischen Regierungen haben die Parteien im Staate eine Macht erlangt, wie niemals zuvor. Die Einflußnahme der Wählerschaft ist durch das Listenwahlrecht beschränkt, und daher leiden unsere gesetzgebenden Körperschaften darunter, daß es an Fachleuten fehlt. Deswegen sind heute die Wirtschaftskammern unumgänglich nötige Ergänzungen der Volksvertretung. Die parlamentarischen Verhandlungen werden unsachlich und meist nur nach parteitaktischen Gesichtspunkten geführt. Alle im Kriege unterlegenen Staaten leiden unter den unheilvollen Wirkungen marxistischer Wirtschaftsauffassungen, die sich in den Parlamenten durchzusetzen wußten. Dies ist eine allgemeine Verfallserscheinung, und es wird nicht so leicht sein, in den Staatsfinanzen und im gesamten Wirtschaftsleben wieder gut zu machen, was der Marxismus verwirtschaftet hat. Sparsamkeit kannte er nicht; die Masse schöpfte wie aus dem Vollen, als ob wir den Krieg gar

nicht verloren hätten. Damit sägte sich aber die Arbeiterschaft den Ast ab, auf dem sie saß. Die zerrüttend wirkende Sozialpolitik ist mit ein Grund der beständigen Vergrößerung der industriellen Reservearmeen. Wir sind um jene Kapitalien ärmer geworden, die der Staat hinweggesteuert hat von oben, und die eine demagogische Sozialpolitik hinweggezogen hat von unten. Diese Armut und Verringerung des Volksvermögens wird immer schwerer auf den arbeitenden Schichten lasten. Sie werden einen neuen Kampf führen müssen, hoffentlich nicht mehr auf marxistischen Grundlagen, sondern eine festgefügte Front muß gegen den Ansturm des Auslandkapitals gerichtet werden.

Erst auf neu gestärkten Produktionsverhältnissen können gesunde Finanzverhältnisse des Staates aufgebaut werden ohne die „wohltuenden Zuflüsse des ausländischen Kapitals". Die Finanzen des Staates sind nichts anderes als der Ausdruck der gesamtwirtschaftlichen Zustände.

Österreich geht daran, sein Geldwesen aufzurichten; die Festigung der Krone ist gelungen. Der Kronenkurs ist seit November 1922 mit leichter Neigung zum Steigen annähernd gleich geblieben. Wirtschaftsrevolutionierende Kursschwankungen blieben uns erspart. Die Notenausgabe ist durch die Errichtung der Österreichischen Nationalbank geregelt und in ein Verhältnis gebracht zu den ausländischen Golddevisen, das jenes in den Bankstatuten vorgesehene von nur 20% Deckung in den ersten fünf Jahren weit übertrifft, so daß neue Noten ausgegeben werden mußten, um ein plötzliches Steigen der Krone zu verhindern. Doch im Grunde sind wir bei unserer Papierwährung geblieben, der größte Teil unserer „Golddeckung" liegt in den Großbanken von England und Amerika. Die Stützung unserer Krone ist eine künstliche und durch die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse noch gar nicht gerechtfertigte. Sind einmal die Auslandskredite aufgebraucht — und sie werden ja nur bis Ende 1924 reichen —, dann stehen wir vor dem neuen Problem, wie unsere Währung zu halten ist durch die bodenständige Wirtschaft. Dann aber wird sich zeigen, daß Österreich keine Währungsfrage ist, sondern eine Frage der Grenzen. Ob Österreich in zwei Jahren schon so weit ist, allein marschieren zu können, lasse ich dahingestellt sein; ebenso, ob die Rückkehr zur Goldwährung unter den gegebenen weltpolitischen Verhältnissen das richtige Heilmittel wäre. Es schiene mir Arbeit für den Feind zu sein!

Die „Wiederherstellung des Kredites" von Österreich ist im besten Zuge. Die Krone ist wieder gesucht. Der Präsident der Österreichischen Nationalbank Dr. Reisch hat sich den schlechten Witz geleistet, „die Krone und den Dollar die stabilsten Währungen" zu nennen. Sonderbar ist, daß, während der österreichische Kredit im Ausland steigt, die Kaufkraft der Krone im Inland sinkt. Das Auslandskapital sucht sich an der österreichischen Industrie in verstärktem Maße zu beteiligen, die österreichischen Bankaktien erleiden eine Hausse um die andere, und die österreichische Anleihe wird im Auslande vielfach überzeichnet. Unsere Pfänder — Einnahmen aus Zöllen und Tabakmonopol — gewährleisten den Zinsendienst mit einer mehr als doppelten Sicherheit; daher fühlt sich das Auslandskapital bei uns so wohl; glückliches Österreich!

Dem Bundeskanzler ist es gelungen, unsere Handelsbeziehungen durch neue Verträge mit Polen, Ungarn, Jugoslavien, Italien und jetzt auch mit Frankreich zu regeln. Die „Österreich-Kommission" des Völkerbundes in Genf hat den dringenden Rat dazu gegeben, und unsere Nachbarn sind dabei recht gut weggekommen. Unser Verkehrswesen, vor allem unsere Bundes-

bahnen, sind am besten Wege, den Händen der Staatshoheit entwunden zu werden, um unter der Leitung ausländischer „Berater" den Übergang zum kaufmännisch geführten Betrieb zu finden. Damit verliert der Staat natürlich jede Möglichkeit, das Wirtschaftsleben zu beherrschen und sich von innen aus zu sanieren.

Ja, er ist genötigt aus „Ersparungsgründen" seine Produktivausgaben noch mehr einzuschränken für Meliorationen, Wiederbesiedelungen, Kommassierungen, Entwässerungen u. dgl. Natürlich ein ganz verkehrter Standpunkt, wenn man es mit der Sanierung Österreichs ernst meint! Auch unsere Industrie kann nicht saniert werden, solange dieses System der Übersteuerung und der Sozialpolitik aufrecht bleibt. Ohne Sanierung der Privatwirtschaft aber keine Sanierung des Staates!

Die Bundesregierung ist bestrebt, die Handelsverträge mit den meisten Staaten im Einklang mit den Beschlüssen von Portoroſe auszugestalten. Starke Hindernisse sind aber die noch immer bestehenden Einfuhrverbote, der Devisenzwang und die Steuerpolitik. Die Eingänge aus den Zöllen werden stark hinter dem angenommenen Ertrag im zweiten und dritten Voranschlag für 1923 zurückbleiben: angenommen wurde ein Ertrag von 1160 Milliarden Kronen, der tatsächliche dürfte sich nach den Eingängen für das erste Viertel des Verwaltungsjahres um 800 Milliarden bewegen. Gerade in der Ausgestaltung unserer Handelspolitik treten die schweren wirtschaftlichen Schäden des Staatsvertrages von St. Germain grell zutage. Im Zeitalter der Weltwirtschaft wurde eine Reihe lebensunfähiger Staaten geschaffen.

Die steuerliche Belastung der Bevölkerung ist trotz der erheblichen Verminderung des Gesamtvolksvermögens im Vergleich zur Zeit vor dem Kriege stark angewachsen, die Zahl der Steuern selbst so groß und das Einhebungssystem so zeitraubend, daß jeder größere Betrieb eine Anzahl von Beamten nur für die Steuerberechnungen freigeben muß.

In der Erstellung der Staatshaushalte waren die Kursschwankungen von schwerstem Nachteil, und die „Kursverluste" weisen in den Entwürfen zum Finanzgesetze Riesenziffern auf. Bei weiterem Festbleiben des Kronenkurses entfallen natürlich diese Nachteile, womit für die Staatswirtschaft und für die Verringerung der Abgänge viel gewonnen ist, eine Wohltat, die sich auch in der Privatwirtschaft fühlbar macht und in dem starken Ansteigen der Sparkapitalien zum Ausdruck kommt.

Die schwersten Belastungen im Haushalte des neuen Österreich stellen die Personalauslagen für die Bundesangestellten dar und die Betriebe, vor allem der Bundesbahnen. Österreich versucht jetzt die Zahl seiner Beamten zu verringern und die Betriebe in eigene Wirtschaftskörper mit kaufmännischer Führung umzugestalten. Dies ist ein Teil des in den Genfer-Protokollen verlangten Reformwerkes. Es werden gewaltige Anstrengungen gemacht, um dem Diktate des Auslandskapitals nachzukommen, und der Bevölkerung werden die schwersten Opfer auferlegt. Ob diese Mühen und Entbehrungen nicht umsonst getragen werden, hängt von der weiteren Entwicklung der Politik in Mitteleuropa ab. Nicht die Wirtschaft ist für die nächste Zukunft Österreichs ausschlaggebend, sondern die Politik. Wirtschaft ohne Machtpolitik ist ohnmächtig. Ein blühender Staat wird dieses verstümmelte Österreich ohne den Anschluß an ein großes Wirtschaftsgebiet ja niemals werden. Das ist aber auch gar nicht die Absicht der Mächte, sondern die ganze Politik dreht sich

um die eine Frage: mit welchen Mitteln und wie lange wird es möglich sein, den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich zu verhindern? Ein solches wirksames Mittel ist für die Mächte die Sanierungspolitik und die wirtschaftliche Zertrümmerung des Deutschen Reiches mit dem daraus sich ergebenden Marksturz. Die „pénétration pacifique" Österreichs und die Kriegspolitik an Rhein und Ruhr hängen innig miteinander zusammen. Beides dient der möglichsten Schwächung des deutschen Volkskörpers, der nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch physisch vernichtet werden soll.

Um den ganzen Werdegang der österreichischen Finanz- und Wirtschaftspolitik und den heutigen Zustand zu verstehen, ist es nötig, auf die geschichtlichen Zusammenhänge einzugehen. Die mit dem Deutschen Reiche seit 1879 verbündete Doppelmonarchie Österreich-Ungarn war ein Völkerstaat. In der Reichshälfte diesseits der Leitha, in Österreich, rangen die Deutschen schwer um die nationalen Besitzstände. 18 Millionen Nichtdeutsche machten ihre Rechte geltend gegenüber den 10 Millionen Deutschen, die diesen Staat begründet und erhalten haben. Der Kampf um die Sprachenfragen lähmte das politische und wirtschaftliche Leben des Staates. Seit dem Jahre 1867, dem Ausgleiche mit Ungarn, dem Geburtsjahre des Dualismus, war in Böhmen das böhmische Staatsrecht zur Forderung des Tages erhoben worden, während seit der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1878, die südslawische Frage nach einer Lösung drängte. In Galizien wütete der Kampf zwischen Polen und Ruthenen. In Österreich kleideten sich die nationalen Ansprüche zunächst in die Form kultureller Forderungen, indem die Italiener ihre Universität in Triest verlangten, die Slowenen in Laibach, die Ruthenen in Lemberg. Diese Kämpfe wurden vom Auslande, von Italien, Serbien, Rußland und — Frankreich mit Spannung verfolgt und heimlich mit Geld unterstützt. Engländer und Franzosen studierten emsig die österreichisch-ungarische Frage; in deren Augen galt die österreichisch-ungarische Monarchie für reif zur Aufteilung. Nur das feste Bündnis mit dem Deutschen Reiche und die in ganz Europa angesehene Persönlichkeit Kaiser Franz Josefs I. standen im Wege. Auch Ungarn war reichsmüde und strebte die Personalunion an, es kämpfte um eine selbständige Armee und um die Trennung der österreichisch-ungarischen Bank. Die sozialen Kämpfe in Österreich tobten am heftigsten um die Wahlreform. Die Deutschen als staatserhaltende Partei waren Gegner der Wahlreform, während die Sozialdemokraten und die Nichtdeutschen sich davon eine erhebliche Stärkung im Parlamente erwarteten. Das Verhängnis kam im Jahre 1907: unter dem Ministerpräsidenten Wladimir Grafen Beck erhielt Österreich das allgemeine gleiche, geheime und direkte Wahlrecht. Die Deutschen erhielten eine namhafte Schwächung in ihrer parlamentarischen Vertretung. Der Kaiser selbst war für die Wahlreform eingetreten. Die Frage der Verfassungsreform war damit nicht mehr aufzuhalten; sie wäre zweifellos auf eine föderalistische Verfassung hinausgelaufen, hätte das Ende des Dualismus bedeutet, über den der tschechische Abgeordnete Klofač bei den Delegationsverhandlungen in Budapest im Jahre 1908 sagte: „Daß der ganze heutige Dualismus vor der Liquidation steht und daß hernach die Frage Bosniens und der Herzegowina im Falle der Personalunion Cisleithaniens und Ungarns ein Streitgegenstand werden würde." Vom staatsmännischen Standpunkte aus durfte die Wahlreform nicht gemacht werden. Entweder man bejahte den Bestand der Monarchie, dann war sie eben abzulehnen, oder man trat im

Geiste der Demokratie für das allgemeine Wahlrecht ein und gab damit den Anstoß zur Auflösung. Diese wurde durch die außenpolitischen Verhältnisse beschleunigt. Der Umsturz in der Türkei verursachte die Annexionserklärung Bosniens und der Herzegowina am 4. Oktober 1908. Ein Krieg gegen Serbien stand vor der Tür, die Türkei antwortete mit einem Boykott der österreichischen Waren, und Italien legte offen eine österreichfeindliche Haltung an den Tag. 1911 folgte der Tripoliskrieg, 1912/13 die Balkankriege, die nur den Auftakt zum Vernichtungsfeldzuge gegen Österreich-Ungarn bilden sollten. Für die Monarchie kämpften nur die Deutschen, Ungarn und Kroaten, das Herz aller anderen Nationen war auf Seite der Gegner. Das Schicksal der Monarchie war von langer Hand vorbereitet. Die Nichtdeutschen in Österreich trafen während des Krieges Vorbereitungen für ihre von ihnen erwarteten Zukunftsstaaten, die Deutschen hingegen trafen keine Vorsorgen für die Trennung.

Auf eine nähere Kritik der österreichischen Finanzwirtschaft vor dem Kriege einzugehen, muß ich mir versagen. Das Eine aber kann festgestellt werden, daß Österreich-Ungarn in einer wirtschaftlich und finanziell günstigen Verfassung in den Krieg eintrat, trotz seiner innerlichen politischen Zerrissenheit. Allerdings hätte es sich um einen kurzen Waffengang handeln müssen. Der wahre Charakter des Krieges wurde aber sowohl in Österreich-Ungarn als auch im Deutschen Reiche verkannt. Man glaubte an einen kurzen Kampf und übersah, daß es sich vielmehr um eine langwierige Belagerung und um eine völlige wirtschaftliche Niederzwingung der Mittelmächte handele. Deutschland schritt allerdings früher als Österreich-Ungarn zur zentralen Bewirtschaftung der Rohstoffe und zur Rationierung der Lebensmittel. Aber für die finanzielle Mobilisierung hatte das Deutsche Reich so wenig vorgesorgt, wie die verbündete Doppelmonarchie. Der „Kriegsschatz" war doch nur ein geschichtliches, aber finanziell recht ungeschicktes Prunkstück. Daß das Deutsche Reich von der ganzen Welt nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich und kapitalistisch eingekreist war, merkte es nicht. Vor Österreich-Ungarn beschritt es den verhängnisvollen Weg der Kriegsanleihen und unterließ es, sich rechtzeitig finanzielle Verbündete im Ausland zu schaffen, wie es Frankreich, England, Italien vermochten. Diese Mächte haben das amerikanische Kapital mobilisiert und dadurch Amerika an ihrem Siege interessiert. Denn Amerika ist doch nicht wegen der völkerversöhnenden Ideen des Professors Wilson in den Krieg eingetreten. Dieser Krieg war ja in Wahrheit ein Krieg mit silbernen Kugeln, wie Sir Edward Grey schon 1914 sagte. Er hätte von seiten der Mittelmächte einer ganz ungeheuren ökonomischen und finanziellen Vorbereitung bedurft. Es hatte politisch und wirtschaftlich die schlimmsten Folgen, daß man auf die Theorie vom geschlossenen Finanzstaate verfiel und durch die Kriegsanleihen das Volksvermögen ausschöpfte. Damit wurde der Grund zu unserer heutigen Verarmung gelegt.

Durch den Ausbruch des Krieges wurde das Geld- und Kreditwesen der beiden Reichshälften heftig erschüttert. Zunächst zeigte sich eine große Knappheit der Geldmittel. Der Reichsrat wurde in Österreich vertagt und wurde unter Kaiser Franz Josef und dem Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh aus politischen Gründen nicht einberufen.. Die ersten fünf Kriegsanleihen wurden ohne die Genehmigung des Parlamentes aufgelegt. Man zögerte lange mit der Auflegung der ersten Kriegsanleihe, — sie wurde erst am 12. November 1914 angekündigt —. Der österreichische Finanzminister Baron Engel war ein

Gegner, denn er befürchtete einen Mißerfolg. Die militärische und wirtschaftliche Lage war ja nicht geklärt. Inzwischen behalf sich der Staat mit Diskontierung von Zoll- und Steuerwechseln und durch eine schwebende Schuld bei der Österreichisch-Ungarischen Bank und einem österreichisch-ungarischen Bankkonsortium; durch diese Maßnahmen wurde in Österreich und in Ungarn fast eine halbe Milliarde Kronen aufgebracht.

Als Folge der Geldknappheit wurde am 1. August 1914 ein allgemeines Moratorium erlassen, der Diskont der Österreichisch-Ungarischen Bank stieg am 3. August auf 8%, konnte aber Ende August wieder auf 6%, Ende Oktober auf $5^1/_2$% herabgesetzt werden. Am 5. August wurde die gesetzliche Metalldeckung außer Kraft gesetzt und die Veröffentlichung der Bankausweise eingestellt.

An Kriegsanleihen wurden in Österreich in acht Anleihen 35 069 Millionen Kronen gezeichnet, davon 21 348 Mill. Kr. 5—15jährige Schatzscheine und 13 721 40jährige amortisable Anleihe. Erst bei Auflage der 4. Kriegsanleihe ließ die Staatsschuldenkommission ihre Bedenken gegen eine langfristige, amortisable Schuld fallen, denn die Anleihe I—IV waren ohne parlamentarische Genehmigung ungesetzlich. Der Zinsfuß betrug durchwegs $5^1/_2$%. Die Kriegsanleihen VI—VIII wurden vom Parlamente genehmigt. Der Erfolg der Anleihen erregte allgemeines Staunen. Die Monarchie zeigte eine wirtschaftliche Stärke und Lebenskraft, die ihr niemand zugetraut hätte. Die Kriegsdarlehnskassen, die Österreichisch-Ungarische Bank und die Postsparkasse stellten sich in den Dienst der Kriegsanleihen. „Eine höchst beachtenswerte Leistung, die der volkswirtschaftlichen Kraft der Donaumonarchie, der Einsicht und Opferwilligkeit ihrer Bevölkerung ein rühmliches Zeugnis ausstellt." [1])

Seine weiteren finanziellen Kriegsbedürfnisse deckte der Staat durch Aufnahme von Darlehen bei der Österreichisch-Ungarischen Bank, die eine Höhe von 29 570 Millionen Kr. erreichten und auf Lombarddarlehen belehnte Solawechsel und 21 Darlehen gegen Schuldscheine entfallen. Das war die Deckung für neu ausgegebene Noten. Dazu kommt eine weitere Schuld von 510 Millionen Kr. Lombarddarlehen beim österreichischen Bankenkonsortium aus der Zeit der ersten Kriegswochen. Ferner ein Lombarddarlehen von 410 Millionen Kr. bei der Postsparkasse und Kontokorrentvorschüsse des Bankenkonsortiums von 1679 Millionen Kr., die bei der Postsparkasse auf die nicht mehr aufgelegte 9. Kriegsanleihe eingezahlt wurden. Die letzten drei Schuldposten belasten ausschließlich Deutschösterreich. [2])

Der Staatshaushalt während des Krieges stellte sich folgendermaßen dar (nach den Entwürfen zum Finanzgesetze).

Verw.-Jahr	Erfordernisse	Einnahmen
1914/15	3 460 726 156	3 460 987 902
1915/16 [3])	3 258	3 209
1916/17	7 231 817 706	3 887 643 336
1917/18	22 169 662 326	4 194 081 536
1918/19	24 321 140 456	4 854 789 573.

[1]) Ebeberg, Karl Theodor, Die Kriegsfinanzen. Leipzig 1917.

[2]) Stolper, Deutschösterreich 1921.

[3]) Die Aufstellung des Staatshaushaltes 1915/16 ist der Kaiserlichen Verordnung vom 15. September 1916 beigegeben, in der es heißt: „Die beigedruckte Aufstellung der

Die hieraus ersichtlichen großen Abgänge wurden durch Kreditoperationen gedeckt, die in den Verwaltungsjahren 1917/18 und 1918/19 die Höhe von 18 bzw. 21 Milliarden erreichten. In den Ausgaben erfuhren die größten Steigerungen die Posten: gemeinsame Angelegenheiten (Krieg), Finanzen, Eisenbahnen. Die Steuern wurden während des Krieges im Verordnungswege erhöht, solange das Parlament nicht einberufen wurde.

Die während des Krieges durchgeführten Erhöhungen der direkten und indirekten Steuern standen zur Höhe der Kriegskosten in keinem Verhältnis. Aus finanztechnischen und vor allem aber aus politischen Gründen konnte man nicht tiefer in die Taschen der Bevölkerung greifen; und so mußte sich eine hohe Kriegsschuld anhäufen, deren Verzinsung und Abbürdung den Staatshaushalt gewaltig belastete.

Der militärische Zusammenbruch im Oktober 1918 traf ein Staatswesen, das innerpolitisch längst aus den Fugen gegangen war. Ungarn, die Tschechoslowakei, Südslawien, Galizien und die Bukowina, die italienischen und rumänischen Gebietsteile rissen sich los und Deutschösterreich, politisch für eine Selbständigkeit in keiner Weise vorbereitet, mußte die traurige politische und staatsfinanzielle Erbschaft der Monarchie zunächst übernehmen. Von Hunger und Revolution bedroht, galt die nächste Sorge der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Es war ja von Österreich nur mehr ein lebensunfähiger Rumpf übriggeblieben, der seine landwirtschaftlich und industriell produktivsten Teile eingebüßt hatte. Es waren die Quellen versiegt für die Versorgung mit Getreide, Vieh, Eisen, Kohle, Petroleum usw. Die national zusammengehörigen Gebietsteile waren geographisch zerrissen, und der Staatsvertrag von St. Germain vom 10. September 1919 brachte weitere Abtrennungen und Verluste in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Südtirol, in Kärnten und Südsteiermark. Nur etwas über 6 Millionen Deutsche waren übrig geblieben, dazu verurteilt, ein selbständiges Staatswesen aufzubauen. Den Hauptteil seiner Industrie verlor Österreich an die Tschechoslowakei. „Von den 4,7 Millionen Baumwollspindeln, die in Österreich liefen, entfielen nach dem Umsturz auf die Tschechoslowakei 3½ Millionen; die tschechoslowakische Republik hat 74% der Textilbetriebe mit 76% der darin beschäftigten Arbeiterschaft und mit 80% der Arbeitsmaschinen der Textilindustrie des alten Österreich übernommen. In der tschechoslowakischen Hüttenindustrie sind 60% der beschäftigten Personen und 80% der Pferdekräfte aus dem alten Österreich tätig. Nicht weniger als 83% der Braunkohlenproduktion, 35% der Steinkohlenerzeugung und 54,7% der mechanischen Arbeitskräfte des alten Österreich entfallen auf das Gebiet der tschechoslowakischen Republik.“ [1]) Das Verbrechen von St. Germain war, rein wirtschaftlich gesprochen, eine Wahnsinnstat, die nur aus Leichtsinn und Unkenntnis begangen werden konnte. Ich enthalte mich eines weiteren

---

Staatsausgaben und Staatseinnahmen für das Verwaltungsjahr 1915/16 bildet an Stelle des Finanzgesetzes die Grundlage für den gemäß Kaiserlicher Verordnung vom 21. Nov. 1866 RGBl. Nr. 140 zu verfassenden Staatsrechnungsabschluß des Verwaltungsjahres 1915/16.“ Diese Aufstellung ist auf der Annahme des Friedensverhältnisses aufgebaut und daher unzureichend. Das tatsächliche Ergebnis des Verwaltungsjahres war nach dem Staatsrechnungsabschluß 1915/16 für die Ausgaben: 15 120 Mill. Kronen, für die Einnahmen: 3779 Mill. Kronen, so daß sich ein Abgang von: 11 741 Mill. Kronen ergibt, der durch Kreditoperationen gedeckt wurde.

[1]) Strauß, Emil, Die Wirtschaftskrise in der Tschechoslowakei in „Der Kampf“, Sozialdemokr. Monatsschrift Jahrg. XVI S. 112.

Urteiles und lasse einen Ausländer sprechen: „Die Lage in Deutschösterreich ist heute derart, daß es wie Andromache ausrufen kann: ‚Gäben es die Götter, wenn ich noch irgend etwas zu fürchten hätte!‘ Österreich hat alles verloren, und seine große Hauptstadt, einst die fröhlichste in ganz Europa, beherbergt heute eine Bevölkerung, deren Hilfsquellen auf ein Minimum beschränkt sind. Der Verfall seiner Produktion, die sich durch alle Schwierigkeiten hindurchwindet, das Versagen seines Kredits, das völlige Fehlen ausländischer Wechsel, die Schwierigkeit, mit den feindlichen Völkern ringsumher Handel zu treiben, bringen Österreich in eine überaus schwierige Lage und zu ständig fortschreitendem Verfall. Die Bevölkerung ist, vor allem in den Städten, den härtesten Entbehrungen unterworfen; das Anwachsen der Tuberkulose schreitet unaufhörlich und bedrohlich fort.“ So schreibt der ehemalige italienische Ministerpräsident Francesco Nitti in seinem Buche: Das friedlose Europa. Frankfurt a. M. 1922. 2. Aufl. S. 181. „Auch mit der glühendsten Phantasie“, heißt es ebenda S. 175, „kann man sich kaum ausmalen, wie Österreich und Ungarn leben und auch nur den geringfügigsten Teil der von den Verträgen auferlegten Verpflichtungen erfüllen können. Vom moralischen Standpunkt aus ist es paradox, daß sie für ihren eigenen Lebensunterhalt sorgen, und obendrein den Siegern entsprechend den Verträgen von Trianon und Saint-Germain den Schaden ersetzen sollen, den jener Krieg mit sich gebracht hat, den sie allein vom Zaun gebrochen und die Sieger erduldet hätten!“

Trotz himmelschreiender Not der Bevölkerung trieben die ausländischen Kommissionen in Wien ihr Unwesen. „Man muß sich in Wien oder Budapest, wo das Volk verhungert, jenen Karneval angesehen haben, den die Donaukommission aufführt. Im übrigen genügt es, sich die Ausgaben der Reparationskommission zu betrachten, um zu fühlen, daß jenes traurige Schauspiel der Gier und des Luxus erniedrigender für die Sieger als für die Besiegten ist. Die gefräßigsten Kriegsspekulanten, Militärs und Bürger haben sich in Kontrollkommissionen zur Entwaffnung der Besiegten und zur Ausführung der Verträge zusammengetan, und fast alle von ihnen erhalten Gehälter und Zuweisungen, die nicht ihresgleichen in der Welt haben. Und all das nicht nur aus dem Geist der Habgier, sondern auch aus dem Geist der Gewalt! Ich wünsche nicht die Tatsachen zu veröffentlichen, die mir von unparteiischen und urteilsberechtigten Personen geliefert worden sind. Aber eines Tages wird es die höchste Schmach sein, Europa mit räuberischen Abenteurern übersät zu haben, von denen die Abenteurerbanden des Mittelalters noch viel zu lernen hätten. Ungeheure und überflüssige Kommissionen zu überflüssigen Zwecken, mit einem Programm der Verschwendung, das echter Diebstahl ist. Und das im Namen der Rechte des Sieges eben der Völker, die sich für ziviliſiert und demokratisch halten.“

„Deutschösterreich hat jeden Zugang zum Meere verloren. Es kann mit seiner ungeheuren vom Untergang bedrohten Hauptstadt nicht aus eigenen Mitteln leben. Es darf sich trotz seines gänzlich deutschen Wesens nicht an Deutschland anschließen, weil der Vertrag die einstimmige Zustimmung des Völkerbundes dazu fordert; und da Frankreich die seine verweigert, ist jede Möglichkeit ausgeschlossen; es kann sich nicht mit der Tschechoslowakei, mit Ungarn, mit anderen aus der österreichischen Monarchie hervorgegangenen Ländern vereinen, weil das den Interessen und Bestrebungen der deutschen Bevölkerung zuwiderliefe und das Ende nur die Bildung eines neuen Donau-

staates wäre, der schon einmal durch seine zahllosen Gegensätze mit zu den Haupturſachen des Krieges gehörte. Österreich hat jeden Zugang zum Meer verloren, hat seine Kriegsflotte und seine Handelsflotte abgeliefert, hat aber als Ausgleich den Vorzug genossen, zahlreiche interalliierte Kontrollkommissionen wegen militärischer, schiffs- und flugtechnischer Klauseln beherbergen zu dürfen."

So der italienische Ministerpräsident Nitti über St. Germain und Österreichs Lebensbedingungen. Der Staatsvertrag von St. Germain enthält im IX. Teile die „Finanziellen Bestimmungen". Österreich muß die Kosten der Besatzungsheere tragen, wird zu Wiedergutmachungen verpflichtet und haftet mit seinem ganzen Besitze staatlicher und p r i v a t e r Natur. Österreichs Anteile an den Vorkriegsschulden und den Kriegsschulden werden der Entscheidung des Wiedergutmachungsausschusses vorbehalten. Von der Pariser Reparationskommission wurde erst am 8. Dezember 1922 der Schlüssel für die Aufteilung der altösterreichischen Staatsschuld bestimmt in Ausführung des Art. 203 des Staatsvertrages von St. Germain. Die Aufteilung war für Österreich außerordentlich ungerecht und belastend. Es treffen auf

Österreich	36,827 %	Polen	13,733 %
Tschechoslowakei . . .	41,7 %	Rumänien	1,610 %
Italien	4,087 %	Jugoslawien	2,043 %

Um die Ungerechtigkeit der Aufteilung ins rechte Licht zu setzen, bringe ich jene Hundertsätze, die eine gerechtere Aufteilung nach Steuereingängen und Bevölkerungsstand ergeben hätten. Es hätten getroffen nach

	Steuereingängen	Bevölkerungsstand
Österreich	35,89 %	22,28 % (!)
Tschechoslowakei . . .	40,28 %	34,30 %
Italien	4,69 %	5,43 %
Polen	14,63 %	29,30 %
Rumänien	1,58 %	2,82 %
Jugoslawien	2,93 %	5,87 %

Vom Burgenland muß Österreich 1,636 % der ungarischen Staatsschuld übernehmen.

Geradezu auffallend ist die Vorzugsbehandlung Polens.

Die Notenabstempelung wurde den Nachfolgestaaten innerhalb zweier Monate vorgeschrieben nach Inkraftsetzung des Vertrages (Art. 206), innerhalb 12 Monaten die Ausgabe eigenen Geldes. Die Bestimmungen über die Liquidation der Österr.-Ung. Bank waren außerordentlich unklar. Sie wurde erst Ende 1922 durchgeführt, wobei die neugegründete Österr. Nationalbank aus dem Goldschatze der Österr.-Ungar. Bank 7½ Millionen Goldkronen zugewiesen erhielt.

Aus dem Teil X „Wirtschaftliche Bestimmungen" hebe ich den Art. 233 hervor:

„Treibt die österreichische Regierung internationalen Handel, so soll sie in dieser Hinsicht keinerlei Rechte, Vorrechte und Freiheiten der Souveränität haben, auch nicht so angesehen werden, als ob sie solche hätte."

Ich werde auf diesen Artikel bei Besprechung der durch die Sanierungsaktion bedingten Handelsverträge zurückkommen.

(Fortsetzung folgt).

Die Sanierung Österreichs im Lichte der französischen Politik.

Von Dr. Franz Schweinitzhaupt, Innsbruck.

Nirgends werden die Kriegsziele der Franzosen so klar und unverblümt zum Ausdruck gebracht, als in Woodrow Wilsons „Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles anno 1919", herausgegeben von R. St. Baker, Leipzig 1923. Dort ist im 2. Bande zu lesen, mit welch' unbeugsamem Fanatismus der alte Clémenceau die Forderungen Frankreichs vertrat:

„Frankreich brauchte eine militärische Allianz; der Rhein müßte eine strategische Grenze bilden, und Deutschland müßte für alle Zukunft in ökonomischer Hinsicht zum Krüppel gemacht werden."

Das französische Programm war darauf berechnet, „Frankreich allein zur gesichertsten und mächtigsten Nation auf dem Kontinent zu machen." Der Anschluß Deutschösterreichs an das Reich mußte um jeden Preis verhindert werden. Es heißt darüber in dem genannten Buche:

„Falls sich Deutschösterreich Deutschland anschließen würde, so würde dieser Zuwachs gerade den Verlust von Elsaß-Lothringen und vom linken Rheinufer ausgleichen, außerdem bedeutete das auch für Deutschland eine äußerst gefährliche Ausbreitung rund um Südböhmen und in sehr reiche Gebiete. Ein abgetrenntes Österreich hingegen würde diesen Weg versperren und könnte sogar, wie die Diplomaten alten Stils hofften, zu einem weiteren Trabanten Frankreichs gemacht werden. So würde das Verbot jeder Art der Vereinigung von Österreich mit Deutschland zu einem festen Element des französischen Planes. Wenn es schon keine Verkleinerung erzielte, verhinderte es ein Wachstum."

Ja, Frankreich wollte nicht einmal von der Einbeziehung Österreichs in eine süddeutsche Staaten-Konföderation etwas wissen. Wir erfahren von einer Zusammenkunft Dr. Heims aus Bayern mit rheinischen Verschwörern und verschiedenen französischen Vertretern in Wiesbaden, worüber Foch am 19. Mai 1919 dem Rate berichtete:

S. 74/75: „Heim sprach zuversichtlich von der Loslösung sämtlicher andern bedeutenden deutschen Staaten von Preußen und über die Bildung einer neuen Konföderation mit Einschluß Deutschösterreichs unter einem ‚Protektorat' der Entente, hauptsächlich in wirtschaftlicher Beziehung. Er betonte, daß ein derartiger katholischer und konservativer ‚Block' eine wirksamere Barriere gegen den Bolschewismus bilden würde, als es ein verpreußtes Deutschland je vermöchte. Die Franzosen widersprachen der Einbeziehung Österreichs und konnten auch hinsichtlich der Bezahlung der Reparationen keine befriedigende Zusicherung abgeben. Die Unlust Frankreichs, in dieser Hinsicht auf irgend etwas zu verzichten, bildete das Haupthindernis zur wirklichen Ermutigung separatistischer Bewegungen."

In anderen Worten ausgedrückt sind die Kriegsziele der Franzosen — die im Vertrage von Versailles nicht voll erreicht wurden — folgende:

1. Der Rhein als strategische Grenze.
2. Die dauernde ökonomische Verkrüppelung Deutschlands.
3. Die Trennung Norddeutschlands von Süddeutschland.

4. Die Verhinderung des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich oder auch nur an Teile des Deutschen Reiches.

Was Frankreich von diesen Zielen in Versailles infolge des englischen und amerikanischen Widerstandes nicht erreichte, sucht es durch seine Politik gegen Deutschland vor allem in der Reparationsfrage nach dem Kriege zu erreichen. Eines ist an dem Vorgehen der Franzosen lehrreich: ihnen gilt nicht das Wort „erst Wirtschaft, dann Politik", sondern umgekehrt „erst Politik, dann Wirtschaft!" Die ganze europäische Wirtschaft leidet heute an der Politik der Franzosen.

Für sie war die Sanierung Österreichs eine hochpolitische, keine wirtschaftliche Frage. Ihnen galt es nicht, die Wirtschaft Österreichs wieder aufzurichten, sondern es dauernd vom Reiche fernzuhalten, es einzubeziehen in den französischen politisch-wirtschaftlichen Interessenkreis Frankreichs, es dauernd zum Trabanten Frankreichs zu machen.

Mit großer Klarheit schreibt Raymond Recouly in: „La Revue de France" Nr. 14 vom 15. Juli 1923 über die Wiederaufrichtung Österreichs unter dem Titel: Comment s'est relevée l'Autriche?

Die Not Österreichs war für Frankreich deswegen eine so große Gefahr, weil man einen Streich der Großdeutschen oder „pangermanistes", wie er sich ausdrückt, fürchten mußte, die immer behaupteten, das einzige Mittel der Rettung wäre der Anschluß Österreichs an Großdeutschland. Nun ist er glücklich darüber, daß die Österreicher nach der Sanierung nicht mehr von der Vereinigung mit Deutschland reden: Les Autrichiens ne parlent plus de s'unir a l'Allemagne, und daß die Alldeutschen nunmehr ihre Theorien unter den Scheffel stellen müssen; daß Österreich und Wien nunmehr die Rolle erfassen, die sie spielen können. Hier spricht sich der Verfasser allerdings nicht klar darüber aus, ob er Österreich als den Schwerpunkt einer künftigen slawisch-französischen Donau-Konföderation aufgefaßt wissen will. Frankreich hielt den Anschluß, den es nie zugeben könnte, für die drohendste Gefahr für den Frieden in Europa. Diese sei nunmehr zertrümmert!

Also die Sanierung verhindert den Anschluß und befreit Frankreich von einer Gefahr. Sie ist, in diesem Lichte besehen, nichts als politische Selbstentmannung und politischer Meuchelmord.

Ein österreichischer Professor — offenbar Dr. Redlich — hat dem Verfasser (Recouly) in Amerika versichert: „Nous vivons dans un état de pessimisme souriant." (Wir leben in einem Staate des lächelnden Pessimismus.) Nun aber ist Österreich gerettet, der Pessimismus ist verschwunden und übrig ist nur mehr die felix Austria. Das glückliche Österreich!

Es besaß im Augenblicke der höchsten Gefahr einen Regierungschef von Geistesschärfe, von Energie, von Kaltblütigkeit, von Überzeugung und Geschicklichkeit: Monseigneur Seipel! —

Seipel erregt das größte Wohlgefallen der Franzosen. Natürlich, die politischen Wege laufen ein gutes Stück zusammen. Der katholisch-konservative Block könnte immerhin ein recht brauchbares Werkzeug Frankreichs werden. Die Gefahrenseite der Sanierung ist bei Rom; das muß endlich einmal ausgesprochen werden. Im Augenblicke, da die Franzosen ins Ruhrgebiet einrückten, saß Monseigneur Seipel in Paris und unterhandelte mit Poincaré, und der politische Berater des Bundeskanzlers ist der heilige Vater in Rom, aber nicht völkisches Empfinden. Und gerade weil Seipel eine Persönlichkeit ist, die mit Geschicklichkeit

und Weitblick führt, gerade weil er keine Mittelmäßigkeit ist, darum ist er eine politische Gefahr. Er ist ein Meister der Verschwiegenheit, der wie Talleyrand die Sprache als ein Mittel betrachtet, seine geheimsten Gedanken zu verbergen.

Seipel hat den Verfasser Recouly in Wien empfangen und ihm versichert, daß er allein und spontan die Idee faßte, seine bekannte Reise nach Prag, nach Berlin und nach Verona zu unternehmen. Er zog niemand ins Vertrauen, um allem Intrigenspiel vorzubeugen. Seine Deutschlandreise unternahm er „pour desarmer l'opposition des pangermanistes", um die großdeutsche Opposition zu entwaffnen. Es war nach Recouly ein äußerst glücklicher Gedanke, Österreich an den Völkerbund zu verweisen, um den Rivalitäten der Mächte auszuweichen. In Genf wurde Österreich eine tiefeingreifende Finanzkontrolle auferlegt, und dies war nur möglich durch einen „bloc bourgeois". Wie hübsch und zahm es sich aus dem Munde des Franzosen doch ausnimmt, daß der Kommissär Dr. Zimmermann „eine bemerkenswerte Rolle spielt in der österreichischen Republik"! Er beschreibt, wie rücksichtslos er Ordnung in die Finanzen bringt, durch Einschränkung der Abgänge und Aufnahme von Anleihen; ferner durch Bankgründung und Verpfändung der Zölle und des Tabakmonopols.

Welch nachahmenswertes Beispiel für Deutschland! Dieselbe Methode wäre auch für Deutschland anwendbar: „Or le même relèvement pourra être obtenu en Allemagne le jour, où les Alliés lui présonteront et lui féront accepter une méthode d'assainissement financier, qui devra suivre à peu prés ces mêmes lignes."

Wie schön wäre es doch, der ökonomischen Verkrüppelung Deutschlands die Verpfändung weiterer Einnahmen und eine drückende Finanzkontrolle hinzuzufügen! Natürlich würde es sich den Franzosen niemals um die ökonomische Sanierung handeln, sondern um einen weiteren Streich zur Versklavung des Deutschen Reiches.

In heuchlerischer Weise wird die Sanierung Österreichs als das Werk des Völkerbundes hingestellt. Nein! Sie ist das politische Werk Frankreichs, dem der ganze Völkerbund nur Mittel zum Zweck ist. Ich kann es mir nicht versagen, darauf aufmerksam zu machen, was der amerikanische Staatssekretär Lansing in seinem Buche über Versailles vom Völkerbunde S. 110 sagt:

„An Stelle des gewissen Quantums von Idealismus, mit dem der Völkerbund zuerst durchtränkt war, ist durch den Einfluß und die Intrigen ehrgeiziger Staatsmänner der alten Welt die offene Anerkennung des Grundsatzes getreten, daß Gewalt und Selbstsucht die maßgebenden Faktoren der internationalen Zusammenarbeit sind. Diesem Rückfall in den zynischen Materialismus ist der Völkerbund erlegen. Er ist kein Geschöpf des Idealismus mehr. Seine ursprünglichen Quellen sind vertrocknet, die ursprünglichen Gründe für seine Aufrichtung hat man so gut wie vergessen. Es besteht die Gefahr, daß der Völkerbund ein Bollwerk der alten Weltordnung und ein Hindernis auf dem Wege wird, die Menschheit wieder unter den Einfluß derjenigen Kräfte zu bringen, die ihr verloren gegangen sind."

Bisher hat sich dieser Retter und Beschützer Österreichs niemals als das internationale Weltgewissen oder als ein Weltgerichtshof internationaler Gerechtigkeit erwiesen, sondern als das Werkzeug für die politischen Zwecke Frankreichs (bzw. der internationalen Finanzmächte! — Die Schriftl.).

Über die ökonomische Lage Österreichs, die der Kernpunkt einer ehrlich ge-

meinten Sanierung wäre, weiß Recouly nur resigniert zu sagen, daß sie unglücklicherweise nicht so gut ist wie die finanzielle.

Die Selbstkosten haben sich durch die Teuerung beträchtlich erhöht. Zur Zeit, als ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Binnenkaufkraft und der Auslandskraft der Krone war, stand die Industrie durch den Auskauf des Auslandes in scheinbarer Blüte. Die Stabilisierung der Krone hat eine Ausfuhrverminderung und Arbeitslosigkeit mit sich gebracht. Recouly zieht scharf gegen den Index zu Felde, der in der Zeit der Stabilisierung keinen Sinn mehr habe. Als Hauptquelle des Defizits werden hauptsächlich die Eisenbahnen hingestellt, besonders in Deutschland, um sich den Reparationen zu entziehen. Belgien will ja aus den deutschen Eisenbahnen einen Reingewinn von 1 Milliarde Goldmark jährlich herausziehen!

In Österreich ist die Sanierung der Eisenbahnen in der Hauptsache eine Kohlenfrage, wie ich anderorts näher ausgeführt habe. Diese wichtige Frage existiert aber für Monsieur Recouly nicht. Die Personalverminderung müsse durch einen kraftvollen Kampf gegen die Sozialisten durchgeführt werden. Nun, der Kommissär Dr. Zimmermann ist in seinem 6. Berichte an den Völkerbund mit den Fortschritten des Beamtenabbaues recht unzufrieden. Freilich, wenn man nicht an den Kern der Sache rührt, und das ist die Verwaltungsreform, kann an eine Beschleunigung des Beamtenabbaues nicht gedacht werden, sonst artet die Geschichte in einen öden Formalismus aus, der dem Staate noch teuer zu stehen kommen kann. In der letzten Zeit sei eine Besserung der industriellen Lage eingetreten durch den Abschluß von Handelsverträgen, besonders mit der Tschechei. Dabei wurde aber Österreich durch das einseitig erzwungene Zugeständnis der Meistbegünstigung gründlich übers Ohr gehauen. Inwiefern die Handelsverträge mit den Sukzessionsstaaten, die auf dringendes Anraten des Völkerbundes abgeschlossen wurden, als Vorstufe für eine Donau-Zollunion gedacht sind, ist noch nicht klar zu überblicken.

Warum erhebt Recouly die heuchlerische Klage, daß Zentraleuropa am System der chinesischen Mauern leide? Wer hat es denn errichtet? Er stellt diese wirtschaftliche Hirnrissigkeit hin als „un phénomène d'etouffement, de strangulation économique". Ganz richtig! Aber wer ist schuld daran?

Der Coup von Recoulys wirtschaftlicher Auffassung ist, wie er die bankmäßige Organisation Österreichs als eine Quelle des Reichtums hinstellt! Eine Quelle des Reichtums? Gewiß! Aber für wen? Übertrieben vergleicht er die Organisation der Wiener Großbanken mit der von London und Paris. Ein Beweis ihrer Lebenskraft sei, daß sie die Krise überlebt hätten. Recouly vergißt, daß der Wohlstand der Großbanken die Quelle für den finanziellen Zusammenbruch des Staates ist. Der Krieg hat die Banken zu den Beherrschern des Wirtschaftslebens gemacht. Die Warenabteilungen sind heute die wichtigsten Organisationszweige der Banken. Darum haben sich finanzielle Lebensfähigkeit des Staates und der Volkswirtschaft auseinander entwickelt. Die Banken wurden zum Nutznießer des Währungsverfalles. Aber das ist für Recouly gleichgültig. Die Hauptsache ist ihm, daß heute die an Frankreich ausgelieferte Länderbank die Länder Zentraleuropas wirtschaftlich beherrscht; Frankreich sucht immer tiefer in die österreichischen Banken einzudringen, sie der französischen Industrie dienstbar zu machen, um seinen Handel in den Balkanländern zu verbreitern. Befriedigt schreibt Recouly von der Länderbank: „Elle permettra, à l'influence française de s'exercer, de se développer au centre de

l'Europe!" Das also ist des Pudels Kern! Es handelt sich um die Verbreitung und Entwicklung des französischen Wirtschaftsimperialismus in Zentraleuropa!

Auf diese Art wird Wien nach der Meinung des Herrn Recouly zur internationalen Hauptstadt und zur Vermittlerin zwischen dem Osten Europas und dem Westen. Daß die Nord-Südlinie für Wien von ebenso großer Bedeutung ist, übergeht der Franzose.

Was aber die Hauptsache für ihn ist und bleibt, ist die Feststellung, daß die großdeutsche Propaganda keine Aussicht mehr habe auf Fortschritt.

Das ist für Frankreich die Sanierung Österreichs; sie bedeutet ihm nicht wirtschaftliche Rettung dieses Krüppelstaates, nicht die Hebung und wirtschaftliche Festigung, sondern sie soll das Mittel sein, Österreich zu einer anderen politischen Einstellung zu bringen, zu einer westlichen Dauerorientierung, zu einem völligen Verzicht auf völkisches Eigenleben, auf das unumstößliche Recht der Selbstbestimmung. Die Österreicher sollen brave politische Kinder Frankreichs werden und bleiben, widrigenfalls man die Schnüre des Verschuldungsnetzes enger ziehen würde.

Es sind große Gefahren, in die uns die Genfer Politik bringt, weil sie gerade mit Hinblick auf das heut mächtige Frankreich die Entwicklung Deutschlands und Österreichs auseinanderführen will durch Schaffen politischer und wirtschaftlicher Gegensätze, weil sie Wasser ist auf die Mühle derer, die immer noch von einem künftigen Großösterreich träumen und mit gleicher Liebe unter den Fittichen Seipels Schutz finden. Es ist ihm ja sogar schon die Rolle eines Reichsverwesers zugedacht. Nun, soweit wird es nicht kommen.

Die Leitlinie für eine wahrhaft völkische Politik in Österreich kann nur sein: Befreiung von Genf und den schädlichen Folgen! Freilich wird das Bestimmende in der ganzen politischen Zukunftsentwicklung nicht die Stabilisierung der österreichischen Krone und die Tilgung des österreichischen Defizites sein, sondern die Frage, ob das Deutsche Reich dem furchtbaren Ansturm trotzen wird, der von Frankreich und den französischen Helfershelfern, den Kommunisten geführt wird. Ein völliger Zusammenbruch Deutschlands wird unausbleiblich seine Wellen ringsum schlagen. Davon würde Österreich nicht verschont, aber auch Frankreich nicht. Die ganze Politik, die Frankreich heute betreibt, wird auf es selbst zurückfallen: es ist eine Angst- und Verzweiflungspolitik, die jedes wirtschaftlichen Klarblickes entbehrt. Wer die Häuser seiner Nachbarn ringsum in Brand steckt, läuft Gefahr, selbst abzubrennen. Frankreich möge aber auch ja nicht glauben, daß man in Österreich nicht mehr vom Anschluß spricht; es sorgt selbst dafür, daß er kommen muß, aber durch Eisen und Blut.

Vormals...

Vormals richtete Gott — Könige — Weise —
Wer richtet denn itzt? nicht das einige Volk? die heilige Gemeinde?
Nein! o nein! Wer richtet denn itzt?
Ein Nattergeschlecht! feig und falsch,
Das edlere Wort nicht mehr
Über die Lippe!
O, im Namen .... ruf ich .... dich herab
Alter Dämon, wieder!
Oder sende einen Helden oder die Weisheit.

Hölderlin.

Deutsche Zwieführung und Selbstverwaltung.

Von Dr. med. Philalethes Kuhn, o. Professor der Hygiene an der Technischen Hochschule, Dresden.

(Fortsetzung.)

Das neue, außerhalb der Verfassung stehende Amt, durch das Sulla das Gemeinwesen zugunsten der Aristokratie umgestaltete, erhielt zwar den Namen Diktatur, war dem Rechtsgrunde nach etwas ganz anderes als die gemäß dem alten Grundgesetz ernannte Gewalt.

Diese Schilderung des Konsulats zeigt uns die Vorzüge und die Nachteile des römischen Zweimännersystems.

Auch die Tatsache, daß mit Julius Cäsar wieder eine Monarchie im Römerreich eingeführt wurde, ist ein Beweis dafür, daß es nicht allen Stürmen gewachsen war. Es fällt mir schwer, mich zu entscheiden, ob unser bürokratisches System dem römischen unterlegen ist. Daß letzteres dem System der Majorität, der Kollegialverfassung in unserem Sinne, überlegen ist, war für die Römer und ist auch für uns wohl kein Zweifel, weil es viel mehr energisches Handeln begünstigt, als das Zusammenarbeiten von drei und mehr Männern. Aber als wahre Überwindung der Schattenseiten des Einzeltums können wir das römische System der zwei Männer nicht ansprechen.

Ist nun eine solche wahre Überwindung der Eigenwesenheit in der Verwaltung überhaupt möglich? Wenn wir diese Frage verneinen müßten, dann würden wir der Welt vielleicht noch einmal das Schauspiel bieten, daß wir uns wieder hocharbeiten, und wenn wir wiederum in eine gewaltige Gefahrenenge kommen, werden wir es wieder zu beklagen haben, wie während des letzten großen Krieges, daß sich große Führernaturen in der Leitung des Reiches nicht zeigen. Sie sind wohl da, aber stehen nicht an den entscheidenden Stellen, an ihrer Statt kleben solche, welche nicht den vollen Mut zum Handeln haben und schließlich mit sehenden Augen dem Abgrunde zutreiben.

Wenn es richtig ist, was ich an den Eingang meiner Ausführungen gesetzt habe, daß die Eigenwesenheit der Ausfluß der Wahrhaftigkeit ist, die jedem echten Deutschen innewohnt, dann muß es möglich sein, diesen Individualismus wahrhaftig zu überwinden. Er kann sich rechtmäßig, wenn er innerlich wahrhaftig ist, nur auf solche Gebiete erstrecken, in denen sein Träger Fachmann ist. Innerhalb dieser Gebiete kann der Fachmann nur soweit führen, als die Grenzen seines Kennens und Könnens reichen. Wird er dazu verführt in Gebieten zu wirken und zu entscheiden, in denen seine Kenntnis aufhört, in denen er lediglich die Verwaltungsmaschinerie beherrscht, dann sind wir wieder bei dem bürokratischen System angelangt. Es ergibt sich mithin als erste Forderung, die wir aufzustellen haben, daß nur der in einem Kreise Führer sein darf, der etwas von den Aufgaben darin versteht. Ist es ein wahrer Führer, der auch gelernt hat, zu verwalten, dann werden viele Zänkereien vermieden werden, es wird ein starker Wille des Führenden von den Geführten ertragen werden, sie werden sich ihm unterordnen und ihm willige Mitarbeiter sein, weil er das Gebiet ganz beherrscht.

Ein anderes System ist innerlich unwahrhaftig, es bringt die führenden Nichtfachmänner selbst zur Unwahrhaftigkeit und zur Überhebung und die ge-

führten Fachleute zur Verbitterung oder zur Charakterlosigkeit. So gehören z. B. an die Spitze von technischen Verwaltungszweigen Techniker, und die Zweige des Gesundheitswesens sind von Ärzten zu leiten.

Dabei will ich natürlich den Begriff Fachmann durchaus nicht engherzig im Sinne der Examensberechtigung gefaßt wissen. Das liegt fern von mir. Jeder möge nach seinen Leistungen beurteilt werden, und der Tüchtige soll vorankommen, auch wenn ihm eine gewisse Berechtigung fehlen sollte, oder wenn er gar aus einem Gebiete seinen Ursprung genommen hat, das ihm jetzt ganz fern liegt. Ich will auf Einzelheiten nicht eingehen, nur ein Beispiel andeuten. Ich kann es mir wohl denken, daß ein einfacher Unterbeamter der Eisenbahn schließlich auch bis zum Verkehrsminister aufsteigen und Hervorragendes leisten kann, weil er von den Dingen etwas versteht, und weil in ihm eine Führernatur steckt. Aber es ist ein Hohn auf das germanische Wesen im deutschen Volk, wenn irgend ein Abgeordneter nach dem parlamentarischen System heute das Kolonialministerium übernimmt, ohne vielleicht je das Meer gesehen zu haben, morgen fällt ihm vielleicht die Postverwaltung in den Schoß, von der er weniger versteht als ein Briefträger, und schließlich wagt er es auch noch mal mit dem Kriegsministerium, trotzdem er nie Soldat war.

Hier wird mancher Leser einwenden: wenn Fachleute die Führung haben, dann ist doch wieder die Gefahr vorhanden, daß der Bürokratismus triumphiert, daß doch wieder von oben befohlen wird, und unten gehorcht werden muß. Die Eigenwesenheit des Fachmannes wird sich doch wieder zum Geheimratstyp entwickeln, und wir werden doch schließlich wieder überall kleine Tyrannen haben, und das Ganze wird allmählich unter den Fachleuten erst recht erstarren. Diese Gefahr liegt durchaus vor. Was bei den jetzigen Verwaltungsformen gegen die Führerschaft der Fachleute vorgebracht wird, ist richtig. Ganz abgesehen davon, daß Fachleute heute oft in der Verwaltung unerfahren sind, sind sie vielfach nicht imstande, das große Ganze zu übersehen, und legen oft gerade auf solche Dinge die Hand, in denen sie selbst vollkommen Fachmänner sind. Dadurch kommt es, daß Fachmänner zumeist die Eigenwesenheit der Untergebenen mehr ersticken, als Juristen es tun würden. Aus diesem Grunde wehren sich sogar die Fachleute in Einzelfällen selbst gegen die Berufung eines Kollegen an die Spitze.

Es bleibt nun zu untersuchen, ob dies Versagen auch in dem Wesen des Fachmannes liegt, oder nur in der ungenügenden Auswahl und Vorbildung der zur Führung gelangenden. M. E. ist beides zu bejahen. Bei den bisher herrschenden Grundsätzen der Verwaltung ist es nicht verwunderlich, wenn die ausgesprochenen Führernaturen in größerer Anzahl das juristische, neuerdings oft auch das volkswirtschaftliche Studium ergreifen, weil ihnen dadurch die Anwartschaft auf alle Führerstellen der Nation gegeben ist. Es tritt also durch die bisherige Übung eine Gegenauslese der Fachmänner in der Verwaltung ein, welche die juristische Vorherrschaft auf das sicherste befestigt.

Auf die Mängel des Unterrichts, welche auf unseren technischen Hochschulen die Aufnahme und Ausbildung von Führernaturen beeinträchtigen, hat Geh. Baurat Franz von der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg schon seit langem hingewiesen. Die Unzulänglichkeit der Führerausbildung bei den Fachleuten liegt zu einem Teile gewiß auch in besonderen Mängeln der fachmännischen Erziehung während der Praxis begründet. Während der Jurist

die Verwaltung planmäßig lernt, wird es in fachmännischen Kreisen vielfach für nicht ganz würdig gehalten, sich mit Bürogeschäften und Verwaltungskram abzugeben; namentlich junge Ärzte sind hierin oft recht kurzsichtig.

Aber auch wenn diese besonderen Mängel behoben und die jungen Fachleute gründlicher und planmäßig in Verwaltungsfragen eingeführt würden, so winkte ihnen doch nur eine bürokratische Erziehung und Zukunft. Die Befolgung des Grundgesetzes, daß Fachmänner zur Führung gelangen, würde gewiß manchen Vorteil in sachlicher Förderung bieten, nimmermehr aber die Mängel des bürokratischen Systems und seiner Anhänger beseitigen.

Ein wahrhaftiges System muß es einmal den verantwortlichen Beamten ermöglichen, jederzeit eine von den Vorgesetzten abweichende Meinung zu sagen und zu vertreten, damit jeder ein aufrechter Mann bleiben kann, ohne in Zwistigkeiten mit den Vorgesetzten zu kommen. Auch wäre die Freiheit zu fordern, daß ein Beamter eine Änderung seiner Dienststellung oder Zurruhesetzung fordern kann, wenn ihm die Führung eines Amtes gegen das Gewissen geht. Ferner muß es Jugend und Alter zu gemeinsamer Arbeit bringen: denn die Jugend hat oft andere Auffassungen und Überzeugungen, die sie nicht von den Alten unterdrücken lassen will.

Während des Krieges habe ich ein solches Muster der Führung kennen gelernt, das den deutschen Eigenwillen wahrhaft überwunden hat, weil es dem germanischen Menschen vollkommen angepaßt war: es war das System, nach dem unsere Heerführung vor sich ging, das in der Zusammenarbeit eines Führers mit einem Offizier des Generalstabes bestand.

Wenn in der Öffentlichkeit von dem Wirken des Generalstabes gesprochen wird, dann wird allgemein angenommen, daß er seine gewaltigen Leistungen einer strengen Auslese der Persönlichkeiten verdankte. Es ist zwar richtig, daß außerordentlich ausgesiebt wurde. Nur die besten der zur Kriegsakademie kommandierten ausgesuchten jungen Offiziere gelangten in den Großen Generalstab. Aber das allein würde nicht genügt haben, um die gewaltigen Leistungen unseres Heeres zu erklären, den Schlüssel zu ihnen finden wir vor allem in seinem inneren Aufbau.

An der Spitze eines jeden großen Heereskörpers vom Armeekorps aufwärts stand ein Führer, ein General. Er war die entscheidende Persönlichkeit, der andere, der ihm zur Seite stand, der Chef des Generalstabes, war sein Untergebener. Aber die Bindung, durch die ihre Zusammenarbeit erfolgte, beließ auch diesem zweiten Führer die volle Eigenwilligkeit, verstrickte ihn nicht in Unwahrhaftigkeit und gab ihm eine Stellung von Kraft und Verantwortlichkeit.

Von allen Anordnungen, die der Führer traf, mußte der Chef des Stabes Kenntnis erhalten. Für jeden falschen Entschluß war nicht allein der Führer, sondern es waren beide verantwortlich.

Hatte der Chef des Stabes eine andere Meinung als der Führer, so mußte er sie vortragen, er hatte nicht nur das Recht, sondern die Pflicht eine abweichende Meinung zu äußern. Wurde gegen ihn entschieden, so mußte er seine entgegengesetzte Ansicht schriftlich niederlegen. Diese Niederschrift wurde aufbewahrt und zur Beurteilung der getroffenen Maßnahmen und der handelnden Personen herangezogen. Im Notfalle ging sie auf dem Generalstabsdienstwege bis an den Chef des Großen Generalstabes.

Ich stehe mit staunender Bewunderung vor diesem inneren Gefüge der gemeinsamen Befehlsgewalt zweier deutscher Männer, die zurückführt auf die leuchtenden altpreußischen Heldengestalten Blücher und Gneisenau. Freilich waren auch bei ihr Reibungen hier und da möglich. So wurde die Mitgewalt des Generalstabschefs von dem einen oder dem anderen Führer als unbequem empfunden und getadelt. Wieviel edler und erfolgreicher ist dieses System als das der römischen Konsuln! Beide Systeme trachten danach, die Fehler einer absoluten Monarchie zu vermeiden, sie wollen den führenden Tyrannen ersetzen durch die gemeinsame Arbeit von zwei Männern. Aber während im alten Rom die beiden nur dem Begriff nach eine Einheit bildeten und jeder eine Spitze darstellte, hat das deutsche Führerpaar in Wahrheit eine Spitze. Das römische System hemmte sich und verurteilte sich selbst durch das Recht der Intercessio zur Wirkungslosigkeit und bedurfte in höchster Not eines Alleinführers, des Diktators, das deutsche System ließ keine Hemmungen der obersten Befehlsgewalt zu, trotzdem das Recht des vornehmen Einspruchs dem jüngeren zur Seite stand.

Im besonderen ergaben sich folgende gewaltige Vorzüge der Deutschen Zwieführung:

Es schweißte die Jugendkraft, die Entschlußfähigkeit und den Tatendrang des kräftigsten Mannesalters mit der gereiften Erfahrung des Alters zusammen zu einer Führung von unerhörter innerer Stärke und äußerer Wucht. Damit söhnte es Jugend und Alter aus, die sonst so gerne miteinander im Kampf liegen; es konnte darum im Heere keine Partei der Alten und der Jungen geben. Jeder neue Gedanke der Jugend konnte sich ohne Kämpfe dem Rüstzeug der Erfahrung zugesellen und wurde eingeschmolzen.

Die gesamte Arbeit der Generalstabsoffiziere stand unter dem stolzen Wort: Mehr sein, als scheinen! Dadurch wurde die Eitelkeit gebannt und der wahre Ehrgeiz für das Beherrschen der inneren Kräfte einer hohen Aufgabe und heiligen Sache entflammt.

Weiter ermöglichte diese Doppelführung eine sehr wichtige Arbeitsverteilung, nicht im Sinne der Römer, welche die Befehlsführung im Kriege wechseln ließen und die Arbeitsgebiete gänzlich auseinanderrissen, sondern eine Verteilung des Tagesbetriebes: der Führer war vielfach frei für die notwendigen Besuche an anderen Dienststellen und Besichtigungen, der Chef des Stabes hielt derweile alle Fäden des großen Betriebes in starker Hand.

Durch das Zusammenwirken beider Männer, die zu jeder Stunde von dem gleichen Gefühl der Verantwortlichkeit beseelt waren, bildete sich zwischen ihnen ein außerordentliches Taktgefühl aus, das gegenseitige Rücksichtnahme bei voller Offenheit gewährleistete.

Diese auf innerer Wahrhaftigkeit aufgebaute Zwieführung war kein System des Militarismus, der Unterordnung im gewöhnlichen Sinne, sondern meißelte den inneren Kern einer starken Persönlichkeit mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit heraus, indem sie die kleinen und schwachen Außenschichten der Eigenwesenheit abtrug. Letzteres gelang gewiß auch dem Rechte der Intercessio im alten Rom in etwas, aber die deutsche Art des Einspruchs, die äußerlich weniger schroff ist, ist in Wahrheit wirkungsvoller, weil sie stets bereits vor der Handlung einsetzt.

Leider ist der Grundgedanke dieses Systems im Heere nicht überall durchgeführt worden. Warum es nicht geschah, entzieht sich meiner Kenntnis. Ein

ähnliches Verhältnis war tatsächlich noch zwischen dem Führer einer Division und seinem Generalstabsoffizier vorhanden, nur war es im Drange der Ereignisse nicht als Vorschrift gefaßt; auch der Adjutant des Regimentskommandeurs hatte oft tatsächlich eine solche Vertrauensstellung. Aber die Dienstvorschriften sahen im allgemeinen die einfache Unterordnung vor: wer den höheren Rang hatte, befahl, der andere hatte zu gehorchen. Das System hätte bis zum letzten Dienstgrad von Verantwortlichkeit durchgeführt werden müssen. Es hätte dann besser um die Wahrhaftigkeit der Meldungen nach oben gestanden, vielleicht wäre sogar der Zusammenbruch trotz der Wühlereien in der Heimat nicht erfolgt.

Ferner wurde von dem System insofern manchmal abgewichen, als der Führer zu alt war und nur eine schmückende Spitze darstellte, während der Generalstabschef allein die Führung in der Hand hatte. Das entsprach nicht dem Grundgedanken, der in beiden Führern leistungsfähige und entschlußfreudige Männer verlangt. Auch daß jüngere Führer aus höfischen Gründen an der Spitze der Heeresteile standen, war eine Durchbrechung der Folgerichtigkeit. Solche Durchbrechungen raubten dem System seine innere Kraft und waren wohl schuld daran, daß die Generalstabsoffiziere vielfach die Leitung allein in Händen hatten, was zu Reibungen führte, wenn tatkräftige Führer diese Gewalt des Mitführers als lästig empfanden.

Das System des deutschen Generalstabes findet sich im abgeschwächten Maße auch in anderen Einrichtungen, z. B. in unserer Handelsmarine. Das Schiff führt der erfahrene Kapitän, der der Reederei auch für alle Handlungen und Unterlassungen seiner Untergebenen verantwortlich ist. Dem Führer steht der erste Offizier in der Oberaufsicht des Schiffes zur Seite, dem namentlich der Schiffsbetrieb übertragen ist. Er teilt zu vollem die Verantwortlichkeit des Kapitäns für die Navigation und für die Sicherheit des Schiffes und der an Bord befindlichen Personen. Es ist seine besondere Pflicht, bei drohenden Gefahren, namentlich während der Nachtzeit, den Kapitän auf die nach seiner Meinung erforderlichen Sicherheitsmaßregeln aufmerksam zu machen. Nachdem er diese Pflicht erfüllt hat, endet in dieser Beziehung seine Verantwortlichkeit bei dem betreffenden Falle. Der Kapitän hat andererseits die Navigation des Schiffes gemeinsam mit dem ersten Offizier zu beraten. Hier in der Handelsmarine geht die Bindung des Kapitäns an den ersten Offizier nicht so sehr den festen Linien der inneren Wahrhaftigkeit nach, wie im Generalstabe des Heeres, aber der Grundgedanke ist in einer Hinsicht reiner gewahrt, als die Kapitäne niemals überständige Persönlichkeiten, sondern stets noch vollkräftige, leistungsfähige Menschen sind.

Ich fordere nun, daß diese deutsche Zwieführung sowohl im Heere als auch in der engeren Zivilverwaltung in den Dienststellen soweit durchgeführt wird, als Verantwortlichkeit mit der Tätigkeit des einzelnen verbunden ist. Während an dem Grundgedanken der Aufrichtigkeit dabei nicht gerüttelt werden darf, können die Formen der Zwieführung hinsichtlich der Amtsbezeichnungen und der Ernennung ihrer Träger mannigfaltig und beweglich sein. Geschieht das, so werden wir in überraschend kurzer Zeit eine große Schar von wirklichen Führern in der Verwaltung unser nennen, von denen stets einige auch zu den höchsten Aufgaben der Not berufen sind und bereit stehen.

An dem Beispiele Bismarcks und dem Verlauf unserer Geschichte nach Bismarcks Sturz könnten wir einmal lernen, daß große Persönlichkeiten von

gigantischer Kraft, wie wir sie zur Lenkung unserer Geschicke brauchen, ohne den Zwang zur Zwieführung bürokratisch herrschen und andere Persönlichkeiten ersticken. Bismarck kannte die „dualistische Leitung" des Generalstabes wohl, wie aus dem 3. Bande der Gedanken und Erinnerungen hervorgeht, er konnte sich aber gar nicht denken, daß zwei selbständige Persönlichkeiten miteinander auskamen. Ferner sollten wir endlich einsehen, daß es falsch ist, wenn das deutsche Volk immer nach einem Manne ruft. Der Zufall wird uns wohl von Zeit zu Zeit einen großen Mann an die Spitze führen, der uns eine Weile vorwärts reißt, auf daß wir um so jäher zurücksinken, sobald eine starke Hand verblichen ist. Wir brauchen einen breiten, gewaltigen Aufbau von Führern, aus denen immer wieder die größten die äußerste Spitze bilden. Nur so kann der Weg unseres Volkes ein stetiger sein und zu den Leistungen führen, zu denen das deutsche Volk auf manchen Gebieten geboren ist.

Die Zwieführung kann gleicherweise auch in allen Behörden und amtlichen Körperschaften durchgeführt werden, welche nicht zur Verwaltung im engeren Sinne gehören. Unter ihnen möchte ich besonders die Schulen besprechen. Vor dem Zusammenbruch war in den Volks- und Mittelschulen eine einheitliche Führung in der Hand des von der Regierung ernannten Schulleiters. Man nannte dies das Direktorialsystem. Von den Lehrern wurden die Nachteile der Befehlsgewalt in der Hand eines Mannes als besonders starr empfunden, und man beseitigte das System nach der Revolution z. B. in den Volksschulen Sachsens durch ein anderes, das die Nachteile der Kollegialverfassungen im höchsten Maße mit sich führt. Jetzt wird der Volksschulleiter von dem Schulvorstand nach dem Vorschlag des Kollegiums meist aus der Zahl der Lehrer für drei Jahre gewählt, wobei politische Gesichtspunkte eine große Rolle spielen, er ist der Ausführer der Beschlüsse der Lehrerversammlung, nicht der Vorgesetzte, man befolgt seine Anweisungen kaum, sondern drückt ihn lediglich zu einer Art Verwalter der äußeren Schulangelegenheiten herab. Er führt keinerlei Aufsicht, er ist kein Führer mehr. Manche dieser Schulleiter lassen alle Dinge laufen, einerseits, weil sie unter allen die bequemsten und gleichgültigsten Persönlichkeiten sind, andererseits, weil jeder Versuch zu leiten immer auf Widerstand stößt. Manche wollen auch ihre Wiederwahl nach drei Jahren nicht durch Zwiste mit der Lehrerschaft gefährden. Durch dieses System, welches überhaupt keine Möglichkeit gewährt, jüngere Kräfte wirklich in der Führung zu schulen, zieht in solche Schulen die Lauheit und Gleichgültigkeit hinein, sie müssen von ihrer Höhe herabsinken. Während die frühere Art der Schulverwaltung die Persönlichkeiten unterdrückte, erscheint es sehr zweifelhaft, ob die neue Art die Führernaturen zur Entwicklung bringen wird. Unter tatkräftiger Zwieführung werden sich die deutschen Schulen jedoch zu ungeahnter Blüte entwickeln. Sie hat in den Schulleitungen ferner noch deshalb eine besondere Bedeutung, weil die Schule in erster Linie die deutsche Jugend in strenger Wahrhaftigkeit erziehen und sie durch das Vorbild der eigenen Verwaltung lehren soll, die Eigenwesenheit nicht zu unterdrücken, sondern kraftvoll zum Heile des deutschen Volkes zu entwickeln und zu leiten.

Im einzelnen kann man die Führung der Schulen folgendermaßen ausbauen: Der Schulleiter möge von den Lehrern aus dem eigenen oder einem fremden Kollegium vorgeschlagen und von der Regierung ernannt werden. Die letztere entsende einen jüngeren zur Führung geeigneten, besonders tüchtigen Lehrer als den Gehilfen des Schulleiters; auf seinen Titel kommt es nicht an,

man möge ihn Konrektor oder irgendwie nennen. Diese beiden Männer zusammen leiten die Schule und sind nach dem System der Zwieführung in ihrem Wirken eine Einheit wahrhafter Führer. Die jungen Zwieführer bilden einen Schulstab, der nach Art des Generalstabes eine Führerauslese der Schulmänner darstellt und in besonderer Weise auszulesen und durch besondere Einrichtungen nach Art der Kriegsakademie und des Generalstabes zu bilden ist. Die Lehrerschaft der Schule sollte beiden Männern vertrauensvoll folgen. Durch den jungen Gehilfen des Leiters werden die neuen ringenden Gedanken der Lehrerschaft in die Leitung hineingetragen und sie werden sich durchsetzen, indem sie sich mit den alten erprobten Gedanken verweben, ohne daß aufwühlende Kämpfe vorangehen.

Aber diese Form der Selbstverwaltung muß noch viel tiefer nach unten greifen. Auch die Verwaltung der Angelegenheiten der einzelnen Schulklassen sollte soweit wie möglich auf der Grundlage des Zusammenwirkens des Klassenlehrers und eines Vertrauensmannes der Schüler erfolgen. Die Einrichtung der Vertrauensleute in den oberen Klassen der Mittelschulen, die nach dem Umsturz verfügt wurde, hat völlig versagt. Die von der Klasse gewählten Schüler hatten das Recht, über die verschiedensten Fragen des Unterrichtes und der Lebensführung dem Lehrer die Meinung der Klasse vorzutragen. Ein solches Recht genügt nicht, es muß eine Pflicht sein, die den Vertrauensmann davor bewahrt, daß ihm sein offenes Wort als Ungehörigkeit oder Aufspielerei gedeutet wird. Unsere Schüler müssen den Mut zur Wahrhaftigkeit zeigen. Nur dann wird die Schullüge, das Betrügen und Belügen der Lehrer und der Kameraden aus den Schulen verbannt werden. Dann wird eine Jugend heranwachsen, welche eigenwillig und stark in der Wahrheit, und dabei doch peinlich empfindlich und besorgt für das Wohl des Ganzen ist, die Kleinigkeiten gering achtet, taktvoll und ohne Haß dem Alter gegenübertritt, alle neuen Gedanken zur Erfahrung der Alten trägt und mit ihnen zusammen zur Erfüllung des Lebens durchringt.

Nur so kann es gelingen, die schlechten Sitten der männlichen Schuljugend zu überwinden, desgleichen den Alkoholgenuß, besonders in geheimen Schülerverbindungen und den frühzeitigen Geschlechtsverkehr mit der Gefolgschaft der Geschlechtskrankheiten, und das Rauchen als Zeichen der Männerwürde, das unserm Volk soviel gesundheitlichen Schaden zufügt und ungeheure Werte in die Kassenschränke ausländischer Kapitalisten oft sehr minderwertiger Herkunft trägt. Niemals werden wir diese, unseres deutschen Volkes unwürdigen Erscheinungen durch den Einfluß der Schule, d. h. der Lehrer allein überwinden. Nur wenn es möglich ist, die Schüler zur Selbstverantwortung und freudigen Mitarbeit heranzuziehen, werden wir ihrer Herr werden. An die Stelle dieser Auswüchse werden unter der Zwieführung freudiger Ausbau der Lehrfächer, Entwicklung der schönen Künste, vor allem der Musik, machtvolle Verbreitung von Turnen, Spiel und Sport und damit geistige und körperliche Gesundung und Wahrhaftigkeit des Volkes treten. Eine solche Jugend wird dann den festen Untergrund des Gesamtsystems der Zwieführung darstellen, für das jetzt noch wenig Verständnis und Vertrauen in vielen Kreisen vorhanden sein mag.

Wir wenden uns zu den Hochschulen, welche ja vor allem Führer für das deutsche Volk zu erziehen haben. Auch in ihnen muß eine Mitverwaltung der Studentenschaft auf Grund eines vertrauensvollen Zusammenarbeitens zwischen Lehrer und Studenten nach dem Prinzip der Zwieführung

erstrebt werden. Warum soll der Kommilitone, der das Recht hat, vom Lehrer ungesehen unter der Bank durch Scharren sein Mißfallen auszudrücken, warum soll er nicht berechtigt sein, durch gewählte Vertrauensleute in taktvoller Weise mit seinen Lehrern zu verhandeln, und Hand in Hand mit ihnen an den großen Fragen der Jugenderziehung, der allgemeinen Bildung, der Berufsausbildung, der Arbeit für das Vaterland und für die Menschheit mitzuarbeiten? Wir sprechen immer so stolz von akademischer Freiheit. Leider besteht sie zu einem großen Teile in gewissen Äußerlichkeiten, in dem innern Kern der studentischen Erziehung und Ausbildung ist sie nur wenig eingedrungen, wenn auch hoffnungsvolle Ansätze zu einem vertrauensvollen Zusammenwirken zwischen akademischen Lehrern und Studenten, so namentlich in wirtschaftlichen Fragen der Neuzeit vorhanden sind.

Gleicherweise muß der Ausbau der eigenen studentischen Einrichtungen, wie sie im Rahmen des allgemeinen Studentenausschusses (Asta) geschaffen sind, nach dem Prinzip der Zwieführung erfolgen, um die schlimmsten Feinde aller dieser Neuschöpfungen zu überwältigen, das Versagen der Nachfahren tatkräftiger Organisatoren, das Abreißen der Überlieferungen und die studentische Bummelei im Betrieb der einzelnen Einrichtungen, die jetzt ganz darauf angewiesen sind, ob ein Zufall einen tüchtigen Führer stellt oder nicht.

Nach meinen Erfahrungen ist die einzige Möglichkeit eines machtvollen Ausbaues der studentischen Selbstverwaltung dadurch gewährleistet, daß Dozenten, vor allen Dingen die jüngeren Assistenten und Professoren, an die erste Stelle der Zwieführung treten, damit der Zusammenhang für die kommenden Zeiten gewahrt bleibt. Der leitende Student, der ja naturgemäß oft durch Wechsel der Hochschule und Beendigung des Studiums davongeführt wird, sei der zweite Zwieführer eines Amtes. Bei umfangreichen Geschäften möge man in der Stabsstelle einen bezahlten Geschäftsführer anstellen. So kommen wir zu einem machtvollen Gefüge der einzelnen Hochschulen, und dieser Weg ist auch der einzige, der zu einer Zusammenfassung der gesamten deutschen Studentenschaft führen kann, deren Bau bisher immer wieder auseinander geborsten ist. Möge die Einführung der Zwieführung auch der Anfang einer Hochschulgemeinschaft zwischen Lehrern und Studenten sein. Die Einzelheiten gedenke ich in einem Aufsatze zusammen mit einem der Führer der Dresdner Studentenschaft zu entwickeln.

Endlich erfordert die Verwaltung von wissenschaftlichen Instituten, insbesondere auf Hochschulen, die Zwieführung. Jetzt steht meist ein Leiter an der Spitze, der zudem außer der wissenschaftlichen Führung auch noch die gesamte Verantwortung der Geschäfte trägt. Hierdurch werden viele hervorragende Gelehrte von Verwaltungsfragen erdrückt, finden zu großen wissenschaftlichen Arbeiten, zur Befruchtung der Abteilungen ihres Instituts kaum noch Zeit und sehen sich vor die Frage gestellt, die Leitung aus den Händen zu geben. Oft aber wirken hinter den Kulissen großer Institute kleine Verwaltungsbeamte, die mit der Verwaltungsmaschinerie Bescheid wissen und deshalb viel zu viel Einfluß haben. In großen Krankenanstalten andererseits stehen meist nichtärztliche Verwaltungsbeamte an der Spitze, so daß den Fachmännern die Verwaltung völlig entgleitet. Wird die Zwieführung von Fachmännern eingeführt, so tritt eine tägliche Arbeitsteilung ein, bei der erreicht wird, daß der oberste Leiter für seine wissenschaftlichen Aufgaben freier wird, während der zweite Führer die gesamten Fäden der Verwaltung in der Hand hat und eine

wertvolle Ausbildung als fachmännischer Verwaltungsbeamter genießt, um nach Ablauf einer bestimmten Zeit, etwa von 5 Jahren, in eine andere leitende Stelle überzugehen. Diese Schulung führt dann den fachmännischen Kreisen die Führer zu, deren sie jetzt vielfach entbehren müssen, wie wir gesehen haben.

Ich hoffe auch, daß die Zwieführung in die Jugendbewegung einziehen wird, trotzdem es den Anschein hat, als ob eine Verbindung eines Alten und eines Jungen hier keinen Raum haben könnte. Die deutsche Jugendbewegung ist nach ihrem wahren Wesen ein unaufhörliches Fließen und Heranrauschen neuer Wellen aus dem großen weiten Meer der jugendlichen Träume und Gedanken, ist also ein Sinnbild des Kampfes der Jungen gegen das Alte. Sie hat ihn noch nicht überwunden und zersplittert sich darum unaufhörlich in neue Gruppen und Richtungen, die sich immer wieder auflösen, um — vorläufig noch unerschöpflich — immer wieder zu bewegen und neues Leben zu gestalten. Allzulange wird dieses Wogen nicht mehr dauern, und die ganze herrliche Bewegung wird doch in irgend welchen Bahnen erstarren, wie es der Ur-Burschenschaft erging. Wenn es so bleiben soll, bedarf die Jugendbewegung der Mitwirkung des Alters. Horcht auf, Ihr Jungen! Denkt nicht, daß ich Euch Jugendpflege empfehlen werde, aber vertieft Euch in die feinen Linien der Zwieführung, sucht die starken, leuchtenden Goldadern in ihrem festen Bau, und Ihr werdet finden, daß sie allein imstande ist, in Euren Kreisen die Jugend mit der Erfahrung Älterer zu verbinden, ohne die Bewegung in ihrer Freiheit und Jugendfrische irgendwie zu beeinträchtigen. Mir schwebt eine ähnliche Gestaltung vor, wie bei der Verwaltung der Studentenschaften. Die gegebenen ersten Zwieführer sind die dem Kreise der Jungen Entwachsenen, die in jugendfrischem Herzen die alten Ideale bewahren und hochhalten und immer wieder den Staub aus den Tretmühlen des Lebens abschütteln, um neue erreichbare Ziele zu setzen. Jedem älteren trete eine Führernatur von den Jungen und Jüngsten zur Seite. Hütet Euch aber, in dieses Verhältnis der beiden Zwieführer eine falsche Deutung hineinzutragen, wie es Seelengaukler und Jugendverführer mit widrigen Neigungen in das Verhältnis von Führer und Knaben hereinlegen, die sich nicht scheuen, die ekelhaften Zustände gleichgeschlechtlicher Liebe bei den alten Griechen als Muster hinzustellen! Es ist eine Verlogenheit sondergleichen, wenn diese Verderber es so darstellen, als ob der Führer zu den Jüngeren eine sinnliche Bindung haben müsse; das Wesen der Zwieführung gewährt durch seine gewaltige Arbeitsleistung und durch seine Entfaltung der Persönlichkeit soviel hehre und heilige Scheu und Bewunderung des anderen, daß eine erotische Beziehung völlig überflüssig, meist sogar in hohem Maße für die Sache schädlich ist. Darum erwürgt diesen gleißnerischen Wolf sofort, wenn er irgendwo in Eure Hürden einzubrechen droht!

Der gleiche Nutzen, den öffentliche Verwaltungen und Einrichtungen von der Zwieführung haben werden, wird sich auch bei geschäftlichen Unternehmungen zeigen. Wer Einblick in die Organisation industrieller Betriebe hat, wird wahrnehmen, daß es hier an einem einheitlichen Willen fehlt, weil ein Direktorium an der Spitze steht, dort zwar ein fester, aber starrer Wille führt, der keine Persönlichkeiten neben sich duldet und keine Nachfolger heranbildet. Über die Einzelheiten der Zwieführung in der deutschen Industrie soll eine Arbeit von Prof. Sachsenberg und mir Auskunft geben, welche sich anschließen wird.

Endlich drängt es mich, einen Zweig der Tätigkeit unseres Volkes zu be-

sprechen, der einen außerordentlichen Umfang erreicht hat, die Vereinstätigkeit. Sie kann neben der behördlichen Arbeit niemals entbehrt werden, und muß auf manchen Gebieten noch viel stärker ausgebaut werden, so in der Wohlfahrts- und Krankenpflege, auf dem Gebiete der Leibesübungen und ganz besonders in der Fürsorge für das gesamte an Zahl so große, an Einfluß so geringe Deutschtum draußen in der Welt. Das können wir nur halten und entwickeln, wenn den staatlichen Einrichtungen, unserem Auswärtigen Amt, unseren Botschaften und Konsulaten — auch dann, wenn sie tatkräftiger als bisher verwaltet werden — eine gewaltige Organisation an die Seite tritt, die in den Händen des Volkes liegt und eine von den Behörden abgegrenzte freie Einrichtung bleibt. Die Leitung der einzelnen Gruppen der Vereine muß grundsätzlich nach dem Prinzip der Zwieführung erfolgen. Hier ist mit rücksichtsloser Klarheit fast überall Wandel zu schaffen. Entweder stehen „Ausschüsse" mit Mehrheitsabstimmungen an der Spitze, die trotz der herrlichen Gedanken, die ihr Verein zu vertreten hat, durch bängliches und selbstgenügsames Fortwursteln verhindern, daß die kümmerliche Zahl der Mitglieder in beunruhigender Weise wächst, oder es regiert ein kleiner bejahrter Mann mit möglichst hohem Titel, der alle Arbeit an sich reißt und ängstlich darüber wacht, daß ja nicht jüngere Kräfte ohne Rang und Titel sich mit den wirklichen Aufgaben befassen. Sie sind ihm gut genug zu Handlangerdiensten, aber wehe, wenn sie sich vermessen, in die Führung hineinzureden! Diese Kollegien und Bonzen müssen durch die deutsche Zwieführung ersetzt werden. An der Spitze stehe entscheidend ein erfahrener älterer Mann, kein verbrauchter, müde und ängstlich gewordener Greis. Ihm zur Linken eine junge Kraft, je jünger, desto besser, sie muß jederzeit die Pflicht haben, ihre Meinung zu sagen, muß für alles mitverantwortlich sein, und es darf nichts geschehen, von dem sie nichts weiß. Ob man den zweiten Führer zum zweiten Vorsitzenden macht, oder ihm das Amt eines Schriftführers überträgt, oder ob man ihn als Geschäftsführer bezeichnet, das ist Nebensache, und richtet sich nach den örtlichen Sitten und nach der geschichtlichen Entwicklung der Ämterbezeichnungen. Wie weit große vaterländische Verbände von dem Geist der wahrhaftigen und verantwortungsfreudigen Zwieführung noch entfernt sind, dafür diene nur ein Beispiel. Der 26. deutsche Turntag in Erfurt faßte 1919 den Beschluß, für die deutsche Turnerschaft einen bezahlten Geschäftsführer anzustellen, der bei allen Sitzungen der Ausschüsse aber nur beratende Stimme besitzen soll. Ein solcher Beschluß ist kein gutes Zeichen. Entweder ist ein solcher Geschäftsführer eine bezahlte Kreatur und redet den großen Bonzen zum Munde, oder er wendet dieser Stelle engherziger Hoheit bald den Rücken, wofern er ein aufrechter und tüchtiger Mann ist. Man höre doch endlich auf, Geschäftsführer zu kränkender Verantwortungslosigkeit herabzudrücken, weil sie ein Gehalt bekommen. Gerade Vereine wie die deutsche Turnerschaft, die die Jugend zu freien deutschen Männern erziehen will und frische, fröhliche Führer nötig hat, sollte mit solcher Organisation brechen, und eine Zwieführung ausbauen, deren zweiter Mann der bezahlte Geschäftsführer ist.

Auch das deutsche Parteiwesen wird gewaltig gewinnen, wenn es sich unter die Zwieführung stellt. Bisher beklagten wir stets eine übermäßige Zersplitterung in zahlreiche Gruppen und Grüppchen. Fortwährend spalten sich die jungen, schärfer vorwärtsdrängenden Kräfte ab oder zersprengen gar das Gefüge der Partei. Diese Erscheinung ist ein Beweis dafür, daß die Parteien

unter dem Einfluß ihrer bisherigen Organisation erstarren und neue Gedanken nicht rechtzeitig aufnehmen. An der Spitze der Partei stehe der Vorsitzende, ihm zur Seite der Generalsekretär. Die Landes- und Ortsgruppen werden geführt von den Vorsitzenden und den Parteisekretären oder den Schriftführern. Ich erwarte zuversichtlich, daß bei allgemeiner Herrschaft der Zwieführung die Gegensätze zwischen den Parteien immer mehr verschwinden werden, die ehrlich nur das Wohl des deutschen Volkes erstreben und nicht außerdeutschen Zwecken dienen.

* * *

Selbstverwaltung.

Die Richtschnur der Wahrhaftigkeit muß in der gesamten Verwaltung unseres Volkes nicht nur in der horizontalen Richtung durchgeführt werden. Freiherr v. Stein hat vor hundert Jahren unser Volk durch den Gedanken der Selbstverwaltung aus der Erniedrigung herauszuführen getrachtet. Er besagte, daß einzelne Behörden nicht von vorgesetzten staatlichen Beamten, sondern durch die Bürger selbst nach dem geltenden Recht zu verwalten wären. Ein solches System entspricht der Wahrhaftigkeit, wie wir oben an den Kreisen gesehen haben, die dem Fachmann zuerteilt werden. Leider ist seine Anwendung beschränkt geblieben; ja es ist sogar ins Gegenteil verzerrt worden. So sagt Bismarck im 1. Band seiner Gedanken und Erinnerungen: „Daneben ist der bürokratische Druck auf das Privatleben durch die Art der Ausführung der ‚Selbstverwaltung' verstärkt worden und greift in die ländlichen Gemeinden schärfer als früher ein. Vorher bildete der der Bevölkerung ebenso nahe als dem Staate stehende Landrat den Abschluß der staatlichen Bürokratie nach unten; unter ihm standen lokale Verwaltungen, die wohl der Kontrolle aber nicht in gleichem Maße wie heute der Disziplinargewalt der Bezirks- und Ministerialbürokratie unterlagen. Die ländliche Bevölkerung erfreut sich heute weniger der ihr gewährten Selbstregierung, nicht etwa einer ähnlichen Autonomie wie seit lange die der Städte, sondern sie hat in Gestalt des Amtsvorstehers einen Vorstand erhalten, der durch Befehle von oben, vom Landrate unter Androhung von Ordnungsstrafen disziplinarisch angehalten wird, im Sinne der staatlichen Hierarchie seine Mitbürger in seinem Bezirke mit Listen, Meldungen und Zumutungen zu belästigen." Die Aufgabe übergeordneter Behörden muß es sein, Richtlinien zu geben, und es dann den untergebenen Dienststellen zu überlassen, daß sie jeweils durch zwei Männer innerhalb der Richtlinien vollkommen selbständig ihren Aufgabenkreis verwalten. Wenn man heute die Tätigkeit der Verwaltungsbehörden betrachtet, so findet man trotz des Zwanges zur Vereinfachung und Sparsamkeit nur allzu oft, daß die Einzelmaßnahmen der Behörden, auch wenn sie völlig in dem Rahmen der höheren Anweisungen liegen, Schritt für Schritt jeder höheren Stelle zur Genehmigung vorgelegt werden müssen, wodurch viel Zeit vergeudet und die Entschlußkraft und die Arbeitslust der Beteiligten auf das Empfindlichste gelähmt wird. Dadurch wird es erreicht, daß die wichtigsten Pläne auf den mannigfachsten Gebieten durch Jahre und Jahrzehnte hingeschleppt werden, dicke Aktenbündel entstehen und ein großer Anteil von Achtung vor den Behörden und der Regierung sowie — oft ungerechterweise — vor den einzelnen Beamten verloren geht.

Das gleiche gilt für jede private Organisation, sei sie geschäftlicher oder gemeinnütziger Art. Im Geschäftsleben ist den einzelnen Abteilungen oft ein

freier Spielraum gelassen, weil hier eine mißbräuchliche Benutzung der Freiheit schnell durch mangelnde geschäftliche Erfolge angezeigt wird.

Dagegen ist es im Vereinsleben, auf das ich allein noch näher bezüglich der Selbstverwaltung eingehen will, zumeist mit der vertikalen Gliederung und Selbstverwaltung der Gruppen sehr schlecht bestellt. Bei vielen Vereinen sitzt z. B. in Berlin ein vielköpfiger Vorstand, der regiert. Die Beiträge aus dem ganzen Reich werden in der Hauptsache an den Vorstand abgeführt, der damit die kümmerlichen Leistungen bestreitet, die der Verein aufzuweisen hat. Die Abteilungen im Reich sind eigentlich nur dazu da, um Beiträge zu sammeln und ab und zu der Ehre teilhaftig zu werden, eine Vorstandstagung in ihren Mauern zu veranstalten. Dieses System ist falsch. Die Arbeiten müssen sorgfältig verteilt und je nach der Größe in die Hände der Orts- und der Landes- oder Provinzgruppen gelegt werden, die ihre Mittel im wesentlichen behalten. Dieses System ist vorbildlich vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein bei der Erschließung der Alpen und dem Bau seiner Hütten angewendet worden und hat bei verschiedenen großen vaterländischen Verbänden Nachahmung gefunden.

Wenn sich dergestalt auf dem Boden der germanischen Wahrhaftigkeit eine kraftvolle Selbstverwaltung unter erfahrener und verantwortungsfroher Zwieführung in allen Behörden und privaten Unternehmungen aufbaut, so werden sich im deutschen Volke im Schoße der Berufe überall Führer zeigen, welche dann die Geschicke des Reiches und der Länder leiten. Es wird unfähigen oder charakterlosen Menschen dann nicht mehr möglich sein, auf Grund irgend eines Vorrechtes der Geburt oder des Parteiklüngels Führerstellen einzunehmen und das deutsche Volk zu schädigen. Und dieser große Führerstab wird vor allem auch eine Einigung der Nation und Beseitigung des Parteizwists erreichen.

In welchen Formen sich die Gesamtarbeit der Führer der Nation voraussichtlich vollziehen wird, darüber will ich mich heute nicht verbreiten. Ich bin gewiß, daß der Führerstab, den das System der Zwieführung schaffen wird, schon die rechten Wege zum Heile unseres Volkes finden wird. Nur an einer Frage, die wohl jeder Leser erheben wird, möchte ich nicht vorbeigehen: wie soll die oberste Spitze des Reiches gestaltet werden? Es ergibt sich folgerichtig, daß an der Spitze ein Mann stehen muß, der auf eine gereifte Lebenserfahrung blickt und der Beste seines Volkes ist. Keine schmückende Spitze, keine monarchische Puppe! Fort mit der Ansicht, die nach englischem Muster leider oft genug auch von deutscher Seite geäußert wird, als ob ein Herrscher an der Spitze Deutschlands der beste wäre, der wie etwa in England nach außen Würde zur Schau stellt, Thronreden verliest und seine Pflicht dann am besten erfüllt, wenn er tüchtige Männer ernennt und gewähren läßt! Aber dem erfahrenen Führer muß der jüngere Zwieführer zur Seite stehen als Reichskanzler mit allen Rechten und mit voller Verantwortlichkeit.

Die Führerschaft des deutschen Volkes wird die Wege finden, auf daß seine Besten in diese beiden Stellungen gelangen.

Musik und Bühne. Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky, Stuttgart.

Mehr als je bisher ziehen sich die Darbietungen, vielfach als Festspiele, in den Sommer und füllen auch die letzten, sonst der Natur gewidmeten Zeiten. Sei's drum! Gegen die Naturbühne ist nichts einzuwenden, sofern sie nicht gerade, wie dies auch vorkommt, nur alttestamentliche Begeisterung wecken soll. Im Freien wirken sich unsere Klassiker, z. B. Schiller mit seinem Tell, noch unbefangener aus als im geschlossenen Raum, wo man, um ungewöhnlichem Beifall vorzubeugen, den eisernen Vorhang herablassen kann (wie in Mannheim), oder den Rütlischwur im unverständlichen Flüsterton wispert (wie in Stuttgart). In Mannheim haben Oberbürgermeister und Stadtrat ein Stück, das sich Louis Ferdinand von Preußen betitelt, ohne Angabe von Gründen untersagt. Es wäre angebracht, es dort wie in Darmstadt zu machen und einen Ausschuß einzusetzen, der den Spielplan zu überprüfen hätte; einen Ausschuß, in dem alle, also auch die rechtsstehenden Parteien, gleich und billig vertreten wären. Auf Burg Geroldseck bei Kufstein wurde ein neues Schauspiel „Walter von der Vogelweide" aufgeführt; Verfasser ist der Göttinger Lektor Rudolf Lorenz. Konradin, den letzten Hohenstaufen, behandelt ein Pfingstspiel von Dekan Maisch in Ohringen (mit Musik von Dekan Gustav Pezold). Kleists Hermannsschlacht ist im Münchener Prinzregententheater festlich aufgeführt worden. Gerühmt werden u. a. auch die Burgspiele in Altena, die Freilichtspiele in Düsseldorf. Die Komödien „Till Lausebums" von W. von Molo, „Wechsler und Händler" von Hanns Johst sollen über dem geistlosen Durchschnitt stehen. Aufmerksamkeit gebührt auch sicherlich den Erzeugnissen „Erdwarte" und „Sühneopfer" von Armin von Ofele, dem Verfasser der „Reizliteratur" (gegen Oswald Spengler). Oder den Stücken Ernst Eges, der seinerzeit mit Meier Helmbrecht zu Gehör kam und seitdem am Schaffen ist. Von Märchenspielen nennen wir „Prinzessin Gänsemagd" von Frau Grupe-Lörcher. Endlich scheint uns erwähnenswert die Tragödie „Leuchtfeuer" (Dortmund) von Frankenberg, zu der Hans Wildermann die Bühnenbilder entwarf.

Von allen Bühnenwerken der letzten Jahrzehnte versucht Julius Bab in einer Chronik des deutschen Dramas Rechenschaft abzulegen, wobei er freilich durch das Emil Ludwig gespendete Lob mehr als sonst in seinen rauschenden Vorträgen sein Herz und seine Teilnahme verrät; ein rechtsstehendes Blatt nennt Babs Buch freilich „das" Werk zur Dramaturgie unserer Zeit — also muß es das richtige sein.

Eine kleine Abschweifung auch einmal zur bildenden Kunst: in Essen war vorigen Herbst das Folkwang-Museum eröffnet worden. Sein Direktor hat sich neuerdings dafür erklärt, es zu einem Museum für Weltgefühle auszugestalten. Die Wurzeln unserer Gegenwartskunst ruhen nämlich nicht in Deutschland (das stimmt!), sondern „in Paris schlägt das frische Herz unseres Weltgefühls". Man erkennt aus solcher An- und Absicht, daß der abwehrende Widerstand im besetzten Gebiete die Kunst noch nicht mit einbezieht. Das Nähere bringt der „Hellweg" Nr. 27, vom 4. Juli 1923.

Das 11. deutsche Bachfest, wunderbar einheitlichen Programms, gestaltete sich in Leipzig zum eindrucksvollen Gedenken an den Sommer 1723, als Bach das Thomaskantorat übernahm; das nächste Fest wird in Stuttgart sein. Aus dem Schrifttum über Bach empfehlen wir das bei Breitkopf erschienene Buch

über die ersten zwölf Stückpaare des Wohltemperierten Klaviers, von Wilhelm Werker; die Aufdeckung strengen Ebenmaßes (die freilich vom Ästhetischen zu weit ins Mathematische greift), kann Ernst Kurths Grundzüge des linearen Kontrapunkts ergänzen, worin der Linienstil Bachs zu neuem Verständnis erschlossen wird (zweite Auflage bei Max Hesse). Von Kurth hat auch Wesentliches übernommen Müller-Blattau (Königsberg i. Pr.) in seiner Geschichte der Fuge, die gründlich und künstlerisch in diese lange verkannte Gattung einführt. Ferner gedenken wir der Bachausgabe, die Busoni für Breitkopf geschaffen hat, als einer Leistung, die ihren Dauerwert behält, auch wenn man sich mit Busonis eigenen Hervorbringungen nicht befreunden kann.

Von der unermüdlichen Arbeit der Musikforscher sollte das musikalische Leben mit viel größerem Eifer Kenntnis nehmen und das deutsche Erbgut verwerten. Ein Ergebnis vieljähriger Forschung legt Oskar Fleischer mit dem Werke über die Germanischen Neumen vor (Frankfurter Verlagsanstalt).- Er weiß die frühmittelalterliche Notenschrift zu entziffern: mit einem Schlage wird nun die Musik jener Jahrhunderte wieder frei für uns. Weit über das augenblickliche Aufsehen hinaus dauert hoffentlich der Erfolg der Lebensarbeit Fleischers. Der von Straßburg nach Göttingen vertriebene Professor Friedrich Ludwig ist ebenfalls am Werke, mittelalterliche Musik neu zu beleben. In der Zeitschrift der neuen deutschen Musikgesellschaft berichtet er über die Bemühungen des Freiburger Professors Gurlitt, der vorigen Herbst in Karlsruhe musterhaft vorbildliche Veranstaltungen schuf, um die ältere Kunst lebendig vor uns erstehen zu lassen. Die Hellerauer Schule (bei Dresden) bereitet für diesen Herbst eine ähnliche Veranstaltung mit erweitertem Programm vor. Ein Herd dieser Bewegung ist eben das musikwissenschaftliche Institut der Universität Freiburg, das nicht bloß forscht, sondern lebendige Eindrücke alter und ältester Zeiten darbietet. Diesem Zwecke dient auch die sogenannte Prätorius-Orgel, die Walcker nach Gurlitts Angaben gebaut hat, als Gefäß für Vorbachische Orgelmusik (Näheres in der Allg. Künstler-Zeitung 12, 4). Einen wertvollen Beitrag zur musikgeschichtlichen Anschauung liefert der Verlag Karl Robert Langewiesche (Königstein im Taunus), indem er musikalische Denkmäler der bildenden Kunst, d. h. zunächst der Malerei, in einem herrlich ausgestatteten Bande vorlegt; Herausgeber ist Max Sauerlandt. Da grüßen die singenden und spielenden Engel, die namentlich die Marienverehrung erfüllen, und alles, was sich bis ins 19. Jahrhundert mit Musik berührt, in prächtigen Abbildungen, die hoffentlich mit der Zeit aus Griffelkunst und Bildhauerei neue Kreise ziehen. Mittelalterliche Musik pflegt auch das musikgeschichtliche Seminar unter Prof. Kroyer in Heidelberg.

Mozartfeste hat es im Mai und Juni in München (Adolf Busch) und Stuttgart (Karl Wendling) gegeben. Klassische Partituren bringt in Wien der Philharmonische Verlag ähnlich den bekannten Eulenburgschen, aber mit größeren Notenköpfen und allerlei Beigaben (Einleitungen, Bildern); man kann sie als Stoff zum Spielen (etwa an zwei Klavieren), nicht bloß zum Nachlesen benützen. Mozarts Kirchenmusik, die solange vernachlässigt wurde, ist in Freiburg von Franz Philipp, beim ersten Oberrheinischen Musikfeste, berücksichtigt worden. Die Losung war: Palestrina bis Bruckner! Dabei betonte eine Predigtansprache des Stadtpfarrers Knebel die ernstliche Absicht, alte Kirchenmusik wieder hervorzuholen: also auch die von den Cäcilianern nicht gern gesehenen Wiener Meister (z. B. Haydn!). Es kam auch Bruckners Fmoll-Messe zu Gehör, welche in München kürzlich zugunsten der Pfälzer ge-

wählt wurde. Am Rhein gesellt sich zu den Bruckner-Dirigenten Siedler (Essen), Abendroth (Köln), Siegel (Krefeld), Schulz-Dornburg (Bochum), neuerdings auch Scheinpflug in Duisburg. Das neueste Buch über Bruckner stammt von Chordirektor Max Auer in Vöcklabruck; es erschien, mit Notenbeilagen und Bildern reich ausgestattet, im Amaltheaverlag. Die Tatsachen, die Auer neu vorbringt oder neu beleuchtet, lassen die Geschichte der Anerkennung immer deutlicher als tragisch empfinden. Es ist vorgekommen, daß Hanslicks Presse ganze Orchesterkonzerte, in denen Bruckner aufgeführt wurde, totschwieg. Dem Beginn der Laufbahn war die Neue Freie Presse günstig; erst als Bruckner zu Wagner hielt, entstand die unerbittliche Feindschaft, in deren Netzwerk wir Brahms zeitweilig verwickelt finden. Bruckners dreisätzige Fmoll-Sinfonie (von der bisher nur das Andante bekannt war) hat die Uraufführung ihrer Eckſätze in Klosterneuburg erlebt.

Von Reger brachte Weimar erstmalig die nachgelassene Choralkantate: Auferstanden. Ein Konzert für Orgel und Orchester von Gerard Bunk wurde in Dortmund beifällig aufgenommen. In Hamburg gab Siegfried Scheffler einen Kompositionsabend mit Orchester. Auf dem Tonkünstlerfeste des Allgemeinen deutschen Musikvereins wurde in Kassel die Hamletsuite von Heinz Thiessen bemerkt. Merkwürdig berührt die Vorliebe mancher Dirigenten für Arnold Schönberg; in Berlin kam es zu einem Zusammenstoß, durch welchen sich Scherchen gekränkt fand. Nachdrücklich müssen wir ihm entgegenhalten, daß Mißfall wie Beifall sein Recht hat. Die Orchesterleiter sind doch nicht unfehlbar, und wenn sie Zeichen der Zustimmung dulden, so müssen sie auch aufs Gegenteil gefaßt sein. Eine weitere Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Den heutigen Dirigenten fehlt offensichtlich die Berührung mit großen Männern wie Wagner, Liszt, Bülow. Aus den Erinnerungen von Siegfried Ochs (Grethlein, Zürich) geht deutlich hervor, wie gewaltig der Einfluß ist, der überragenden Persönlichkeiten auf eine Begabung zusteht, die für sich sehr tüchtig, vielleicht ausgezeichnet ist, aber ihr Höchstes eben nur durchs Vorbild der Höchsten entwickelt. Jene Erinnerungen gewähren zudem einen trostlosen Einblick in den Geist der Berliner Hochschule, und Berlin selber erscheint in der Musik als eine Provinzstadt, nicht besser, nicht schlechter als viele andere; zur Führung jedenfalls nicht berufen.

Von Opern erfuhren wir aus dem übel beratenen Mannheim von einer deutschen Uraufführung eines Nachtigallen-Märchens (natürlich mit „Ironie“ und „Groteske“ gewürzt) des Igor Strawinsky, der mir durch ein von Fritz Busch angezündetes Feuerwerk für großes Orchester in böser Erinnerung ist. Wann lernen wir den Verzicht auf alles Unvornehme, der doch für deutsche Musiker selbstverständlich sein sollte? Die Oper scheint sich durch das, was Aufsehen erregt, gegen das Lichtspiel und die Operette behaupten zu wollen. Der Operette übrigens fehlt es nicht an Versuchen zum Bessern. So wäre von Ignaz Waghalter (dem Dirigenten des Deutschen Opernhauses in Berlin) eine Reformoperette „Der späte Gast“ hervorzuheben. Als Opernkomponisten scheinen wir Franz Schrecker nicht schnell los zu werden. Über eines seiner Erzeugnisse schreibt die Neue Freie Presse: „Das Zwischenspiel stellt wohl wie in Strauß Feuersnot die sexuelle Vereinigung der Liebenden dar.“ Die gleiche Presse berichtet über d'Albert: „Sowie er die Tasten vor sich hat, fällt er über das Instrument her, in einem Ausbruch des Besitzergreifens, der an den tiefen leidenschaftlichen Ernst sexueller Erfüllungen seltsam erinnert.“

Deutschösterreich.

Von Herbert Werner.

I.

Die Bestürzung und das Entsetzen der Alpendeutschen, als im Juli-August 1922 der katastrophale Sturz der deutschösterreichischen Krone einsetzte, tritt uns in lebhafte Erinnerung angesichts der heutigen Lage im Reiche: Der Augenblick traf ein in politischer Ratlosigkeit erhaltenes Volk. Seine Abgesandten im Nationalrat verkörperten nur zu einem geringsten Teile den Zustand der Volksseele. Statt in dem hereinbrechenden Unglücke das Volk aufzurichten, in ihm den ganzen Stolz des Freigeborenen zu entflammen, um mit Ruhe und Würde den Ereignissen die Spitze zu bieten, den Volkswillen gegen den drohenden wirtschaftlichen Terror zu versteifen, ließ man der Bestürzung und Ratlosigkeit, den Gerüchten von der bevorstehenden Besetzung durch die Nachbarstaaten freien Lauf, der Nachbarstaaten, die in allem anderen einiger waren, als über das Verhältnis zu Deutschösterreich und zu allem fähiger, als zu einer ernsthaften Auseinandersetzung untereinander! Schließlich drohte die Regierung Seipel-Frank der Entente mit der „stolzen" Gebärde, daß sie — wenn Kredithilfe ausbliebe — abdanken und die Regierung über das deutsche Österreich der Entente (!) übertragen würde.

Deutschösterreich hatte damit ohne ernstlichen Widerstand feige und erbärmlich durch seine Regierung vor den Geldmächten der Entente endgültig kapituliert und sich bedingungslos dem Gegner ausgeliefert. Die Kapitulationsverhandlungen wurden in Genf unter der maßgeblichen Leitung der alljüdischen Hochfinanz geführt und gipfelten im Genfer Abkommen, das Deutschösterreich zur politisch und wirtschaftlich vollkommenen Abhängigkeit von den Ententestaaten und der alljüdischen Hochfinanz zwang.

Der Friedensvertrag von St. Germain wurde gebrochen durch die Eröffnung des Wirtschaftskrieges gegen Deutschösterreich und nach dessen neuerlicher Niederringung durch den Frieden von Genf ergänzt. Die ganze Hochfinanz der Welt wurde aufgeboten, und es erfolgte der Aufmarsch der Goldmillionen auf Deutschösterreichs Boden — Front gegen das Deutsche Reich!

Was veranlaßte den Völkerbund und die Hochfinanz zu solchen Kapitalinvestierungen in das „arme" und selbständig „nicht lebensfähige" Deutschösterreich? Offenbar der Entschluß zu einer Politik, welche das wirtschaftliche Gedeihen des europäischen Großkapitals im Donaulande verbürgen soll.

Worauf gründete sich der Entschluß zu dieser Politik?

Deutschösterreich — insonderheit Wien — ist der wichtigste Geld-, Handels- und Verkehrsknotenpunkt alljüdischer mitteleuropäischer Interessen. Es war und ist jener Umschlagplatz, der in der Verbindung von Nord- und Süd-, West- und Osteuropa gelegen, den Schlüsselpunkt zur Beherrschung der im weiteren Sinne anrainenden Völker in geld- und handelspolitischer Hinsicht darstellt. Es eignet sich, wie kein Land bzw. keine andere Stadt, zum Zentrum der Verwirklichung des europäischen Judentraumes der „Vereinigten Staaten von Mitteleuropa".

Diesen Knotenpunkt in die Hand zu bekommen, mußte demnach die wichtigste Voraussetzung solcher Ziele sein. Dem diente zunächst die politische Verknechtung, erzwungen durch die mit allen Mitteln betriebene Zerrüttung der Staatsfinanzen und die politisch-vertragliche Festlegung der Anerkennung der Fremd-

herrschaft im Genfer Friedensvertrage. Zur Beherrschung bedarf es aber auch einer Regierung. Es mußte daher auch noch die Bedingung erfüllt werden, daß eine solche Politik von einer vertrauenswürdigen regierenden Persönlichkeit in Deutschösterreich politisch vertreten werde. Dies war und ist: Bundeskanzler Prälat Doktor Seipel.

Die alljüdische Entente setzte aber im Friedensvertrage von Genf auch noch die Einsetzung eines über der Regierung stehenden „Regenten" (Dr. Zimmermann) durch, womit sie das sonst für die Heiligkeit von Verträgen haftende Staatsoberhaupt auf das schwerste bloßstellte. Doch hatte dies auf dasselbe keinen Eindruck gemacht.

Man hatte im Aus- und Inlande geschickt verhindert, daß etwa Deutschösterreich durch selbständig aufgenommene Anleihen sein Kreditbedürfnis decke, sondern man hat es im schmählichen Friedensvertrage von Genf gezwungen, diese Anleihe durch den Völkerbund aufzunehmen, um es so wirtschaftlich völlig in die Hand zu bekommen.

Nun regiert Herr Doktor Zimmermann: Er bedient sich zu diesem Behufe kaum der einheimischen, bodenständigen, sachverständigen Intelligenz, denn diese hat ja, vielfach wenigstens, kein Interesse, die übernationalen Belange zu unterstützen, sondern sein Finanzminister ist der gewaltsam eingesetzte Finanzkontrolleur des Völkerbundes, der Schweizer Schnyder, welcher der mit eigenem deutschösterreichischem Gelde errichteten Notenbank diktiert und gleichzeitig die internationale „Wirtschaftsspionage" in Deutschösterreich ermöglicht. Zur verschleierten Leitung des Eisenbahnwesens wurden der Engländer Herr Acworth und sein Sekretär Herold berufen, zur Beratung über das hochaktive Tabakmonopol kommt der Italiener Herr Aldibrandi. Was haben daneben noch die Minister für Inneres, Finanzen, Handel und Verkehr, was die für Justiz, Unterricht und Kultus andere Aufgaben zu lösen als solche rein untergeordneter verwaltungstechnischer Art? Schöpferischen Eigenplänen ist durch die finanzhohe Überregentschaft der Boden entzogen. Es besteht vielmehr die Gefahr, daß sich auch in das Innere, Justiz und Unterricht übernationale Kräfte einmengen werden.

So regiert ein aufgedrungener Regent, der keine Ahnung von Land und Leuten hat und nicht mehr Interesse für das Gedeihen des bodenständigen Volkes, als es etwa die Ameisen gegenüber den von ihnen gehüteten Läusen haben, die ihnen den Blütenhonig mühsam beschaffen müssen. Und da wagen es noch immer auch Männer in verantwortlicher öffentlicher Stellung, dem Volke vorzulügen, daß wir durch Genf unsre Selbständigkeit, ja daß wir überhaupt den „Staat" (?) gerettet haben.

2.

Gegen die Zusicherung der Durchführung dieses Programmes durfte Deutschösterreich den dringendsten Kreditbedarf zu den drückendsten Bedingungen und finanziellen Verpflichtungen beim Völkerbunde bzw. den alljüdischen Finanzinstituten Europas und Amerikas beanspruchen, und diese stabilisierten mit einem Schlage — ohne daß sich im Wirtschaftsleben, in Produktion und Absatz auch nur irgend etwas geändert hätte oder zunächst auch ändern konnte — die deutschösterreichische Krone. All diese Vorgänge werden auf die Rechnung der „Staatskunst" Dr. Seipels gebucht. Sie besteht im wesentlichen darin, daß er nach erfolgter schmählicher Kapitulation zu den

ihm aufgezwungenen Genfer Friedensbedingungen Ja und Amen sagte und dieselben nun um jeden Preis erfüllt! Warum?

Bundeskanzler Dr. Seipel ist ultramontaner Priester und Politiker. Es ist selbstverständlich, daß er ultramontane Politik macht als Träger angestammter katholischer Weltkirchenpolitik. Wie steht diese im Einklange mit jenen Zielen, die eben dargelegt wurden?

Bis in den Herbst 1922 hinein war die Kurie geneigt, den Plan der Zerreißung Deutschlands an der Mainlinie und die Schaffung eines süddeutsch-österreichisch-ungarischen Staates unter Patronanz Frankreichs zu fördern, dessen letzte Auswirkung noch im Fuchs-Machaus-Prozeß nachleuchtet. Sie erhoffte davon eine weitere Schwächung Preußens, ein besseres Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Frankreich zu erzielen.[1])

Ein Teil der Christlichsozialen Süddeutschlands, ein Großteil der (besonders westlichen) Christlichsozialen Deutschösterreichs und ein kleiner Teil der österreichischen Legitimisten war diesen Plänen geneigt. Alle möglichen Erscheinungen der politischen Bühne, des öffentlichen Lebens, nicht zuletzt auch in den Heimwehrbewegungen in Bayern und Deutschösterreich bestätigen dies. Als jedoch einerseits die Wünsche der Kurie in Frankreich nicht in Erfüllung gingen, als anderseits die deutsche katholische Bevölkerung die geradeaus feindselige Haltung des französischen Episkopats schwer verletzte und schließlich Frankreich an die Besetzung des katholischen Ruhrgebiets ging, da erforderten diese Ereignisse eine Neueinstellung der Kurienpolitik gegenüber dem mitteleuropäischen Problem. Deutschlands Katholiken hätten eine weitere Fortführung der süddeutschen Reichspolitik, die glatte Opferung des katholischen deutschen Nordwestens nie und nimmermehr verstanden. Es lag da geradezu die Gefahr nahe, daß auch streng katholische Kreise der Kurie den Rücken gekehrt hätten.

Auch hatte sich in allen Teilen des katholischen Deutschlands gezeigt, daß für eine Reichstrennung nirgends wirklicher Boden aufzufinden war und das Gefühl für die unbedingte Aufrechterhaltung der Reichseinheit vielleicht der einzige den Weltsturm überdauernde Erfolg der heute in diesen Kreisen mehr denn je verhaßten bismarckschen Staatskunst war und blieb. In dieser Lage entschloß sich die Kurie zu einer mindestens vorläufigen Änderung des Kurses. Sie revidierte aber gleichzeitig ihre deutschösterreichische Politik im Sinne einer großösterreichischen Gestaltung der Verhältnisse in den Donauländern.

Die Auswirkungen dieser Wandlung waren schon im Vorjahre zu erkennen. Um die Jahreswende traten sie allenthalben deutlicher hervor. Sie erreichten in den Monaten Juni/Juli 1923 den wünschenswerten Grad von Deutlichkeit in allen innerösterreichischen Belangen.

Es ist dies ein Vorgang von historischer Tragweite, dessen Auswirkungen die politischen Ereignisse der kommenden Jahre überall auf deutschem Siedlungsboden erkennen lassen werden. In diesem Augenblicke fanden sich wohl auch in Deutschösterreich die sich widerstrebend gegenüberstehenden Gruppen innerhalb der christlich-sozialen und legitimistischen Kreise auf der gemeinsamen Plattform.

Seit dieses politische Kriegsziel aufgestellt ist, kennt die Arbeitsfreude und Kraft dieser Kreise keine Ermüdung mehr.

[1]) Wilson ist allerdings etwas anderer Ansicht, aber er dürfte Unrecht haben; siehe den Aufsatz von Schweinitzhaupt „Die Sanierung Österreichs usw." in diesem Hefte. Die Schriftl.

Wien und die anhängenden Alpenlande als das Kraftzentrum des Katholizismus und der ultramontanen Politik für die Donauländer und den nahen Osten, als Gegengewicht gegen den tschechischen Hussitismus, den ungarischen Kalvinismus und die südslavisch-orthodoxe Gefahr ist das natürliche Ziel ultramontaner Machtpolitik im östlichen Mitteleuropa.

Schon seit dem Zusammenbrechen der päpstlichen Macht (1859/60) entwickelten die ultramontanen Kreise in stiller zäher Arbeit allmählich jene Einrichtungen, welche im jetzigen historischen Augenblicke zur Geltung kommen. Die Pflege der materiellen Interessen der Gläubigen, die Förderung der sozialen Bestrebungen des Mittelstandes und der unteren Schichten, die Schaffung der ländlichen Kredit- und Vorschußvereine, der christlichen Arbeiter-, Handwerker-, Turnvereine, der Diözesan- und Pfarrkomitees, der katholischen Volksbanken, der Ausgestaltung der katholischen Presse, die Organisationen der katholischen bäuerlichen Genossenschaften, der Jugend in den Volks- und Mittelschulen, in katholischen Vereinigungen und schließlich die Aufmachung der katholischen Hochschulkorporationen sind so einige Beispiele dieser zielbewußten Kräftigungspolitik.

Demgegenüber vernachlässigten erst die liberalen Parteien und nach ihnen die nationalen alle diese Volksteile, verloren den Kontakt mit den breiten Schichten, verschmähten die rastlose Kleinarbeit und übersahen aber auch diese offenkundigen ultramontanen Machtbestrebungen und lebten (wie ein jüdisches Blatt hämisch aber treffend sagt) „von der Rente ihrer Tradition".

Im gegenwärtigen Augenblicke wird der ganze seit Jahrzehnten vorbereitete Apparat der ultramontanen Politik zur Verfügung gestellt.

Die Stärkung des katholischen Geistes gegenüber dem trostlosen Versagen der Lippenkatholiken, dem sinnlosen Treiben der verführten Masse, der materialistischen Durchseuchung aller Schichten des Volkes, ist der Leitsatz der führenden Kreise.

Die Wiedererweckung des „Altösterreichertums" zur tragfähigen Idee auf ruhmvoller Überlieferung soll als die einzig mögliche Staatsidee dem Volke den staatlichen Zusammenhalt geben.

Die Vorgaukelung der Wiedererringung früherer Lebens- und Schaffenskraft der österreichisch-ungarischen Monarchie soll jene Atmosphäre von Zielstrebigkeit und Einheit des Handelns erzeugen, deren ein niedergebeugtes Volk bedarf, um sich wieder zur Arbeit und Lebensfreude zu erheben.

Man nützt in geschicktester Weise das erwachende Bedürfnis nach der Erinnerung an alte Heldentaten während des Krieges aus. Allerorts wird Propaganda für Erinnerungsfeiern, Denkmalsenthüllungen, Fahnenweihen getrieben, die nationalen Kreise dabei übergangen, zur Seite, die legitimistisch-habsburgischen Kreise in den Vordergrund geschoben. In den christlich-sozialen und legitimistischen Blättern ertönen die Jubelrufe auf die erwachende vaterländische Gesinnung. Altösterreichs Glanz wird überall in das gebührende Licht gerückt, Preußen-Deutschland mit allen Mitteln herabgesetzt. Die ehrliche Begeisterung der Kriegsteilnehmer an deutscher Heldentat für unser deutsches Heimatland und deutsches Volkstum wird in unverantwortlicher Weise für die Zukunftspolitik der Römlinge und Legitimisten ausgenützt.

Sehr treffend hat die deutschösterreichische Tageszeitung aufgezeigt, daß man sich bei der Bannerweihe der Frontkämpfer in Wien sogar erdreistete, die

Kriegsteilnehmer vor dem legitimistischen magyarischen General Kövöß-Kövößhaza defilieren zu lassen. Den Selbstschutzverbänden wird die Beziehung zum Reiche erschwert, ihre Einigung unter einem legitimistischen Oberkommando wird seit Monaten mit allen Mitteln versucht.

Mit den Fingern weist man das Volk auf das gegenwärtige Unglück im Reiche — wie ruhig und geordnet dagegen sich das Leben in Deutschösterreich durch die Staatskunst Seipels abspielte! Man zog aus Kärnten die Ärgernis erregenden slovenischen Geistlichen ab und ersetzte sie durch preußisch-schlesische Priester. Diese aber predigen jetzt gegen den Anschluß im anschlußfrohen Kärnten!

Ein führendes katholisches Blatt in Tirol beschreibt das Münchner Turnerfest und sagt dabei unter anderem: „Alles war schön und prächtig, aber es gab doch auch ein ‚Aber' dabei! Nach alter Sitte wohnten dem Feste auch Turner aus Rumpf-Österreich bei. Aber die Österreicher fühlten sich in dem Massenfeste vereinsamt. Durch das Turnerfest ging ein scharfer politischer Zug, der natürlicherweise ganz im Rahmen der deutschnationalen Mentalität gehalten war — präsidierte doch auf der Tribüne General Ludendorff. Da zeigte sich deutlich, welch ein tiefer Graben die politischen Gefühle der Österreicher von jenen der deutschen Turner trennte. Bei den deutschen Turnern herrschte teilweise scharfe kriegerische Stimmung, die man an sich durch die Ereignisse an der Ruhr begreifen und verstehen kann, die aber den Österreicher kühl läßt, zumal jetzt, da sein Vaterland in der Sanierungsperiode auf das Wohlwollen von ganz Europa und Amerika angewiesen ist."

Der reichsdeutsche Buchverlag hat von der deutschösterreichischen Regierung ein Ausfuhrverbot für seine Ware aus Deutschösterreich nach dem Auslande verlangt. Die Regierung Seipel-Frank hat abschlägigen Bescheid gegeben (Ungarn und Polen haben es sofort getan). Angeblich habe die Entente dies verlangt. Seither ist Deutschösterreich Bücherausland für das Reich. So schließt die Regierung Seipel-Frank das deutsche Alpenvolk auch kulturell vom deutschen Vaterlande ab!

In den letzten Tagen hat die demokratische christlich-soziale Partei ihre Maske vollends abgeworfen und mit der habsburgischen Legitimistenpartei ein Wahlabkommen getroffen. Diesem zufolge geben die letzteren der christlich-sozialen Partei ihre Stimmen. „Dafür werden ihre Vertrauensmänner, welche der christlich-sozialen Partei angehören werden, dahin wirken, daß in der kommenden Legislaturperiode der natürlichen Entwicklung des staatlichen Lebens in Österreich (sc. zum Habsburgerstaate) nicht künstliche Hemmnisse in den Weg gelegt werden!"

Doch nur so fort!

Man täuscht sich in diesen Reihen, die mit Hilfe jüdischen Geldes und jesuitischer Verlogenheit das deutsche Alpenvolk um sein Deutschtum betrügen wollen, über die wahre Volksseele. Diese ist sich instinktiv darüber klar, daß im Freiheitskriege gegen Frankreich und die alljüdische Hochfinanz der Schlüssel zum Schicksal des deutschen Gesamtvolkes liegt. Wir Alpendeutsche wissen, daß unsere Brüder an der Ruhr auch unsere Zukunft verteidigen, wie wir vor Jahrhunderten das deutsche Volk gegen Ost verteidigt haben.

Marschiert Deutschland an die Ruhr, dann wird der Deutsche in der Ostmark an seiner Seite fechten.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. August 1923.)

I.

Suchet nicht vergebens Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Versäumnis
Und Übereilung!

Diese Goetheschen Verse — sind sie nicht wie für unsere heutige Lage gemacht? Jahrelang hört man nicht auf die Stimmen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Vernunft; mit beispiellos zynischer Frivolität schlägt man allen Gesetzen der Geschichte, allen menschlichen Erfahrungen ins Gesicht, stellt einen ehedem gebietenden, mächtigen Staat so heillos auf den Kopf, daß er in einem — am geschichtlichen Zeitmaß gemessen — unfaßbar kurzen Augenblick zum ohnmächtigen, verächtlichen Schemen wird. Mit lügenhaften Phrasen täuscht man sich und andere über die täglich furchtbarer drohende Wirklichkeit hinweg. Man versäumt es, dem Volk über seine wahre Lage zur rechten Zeit reinen Wein einzuschenken. Man versäumt es, die im Volke schlummernden tatsächlichen, staatserhaltenden Kräfte zu wecken und zu sammeln. Man versäumt es, die Rettung des Ganzen ins Auge zu fassen und spielt nur höhnisch den einen Teil gegen den anderen aus. Die Schuldigen sitzen in der Macht; sie amnestieren sich gegenseitig und verfolgen die Stimme des völkischen Gewissens. Statt an die eigene Brust zu schlagen, peinigt man lieber den aufrechten, unbequemen Mahner. (Siehe z. B. die erste Tat des Stresemann-Kurses, das Verbot der „Deutschen Zeitung“ vom 16. August! Die „Begründung“ zeigte, daß den Verbietern jedes Gefühl dafür abgeht, was sie tun und treiben! Sie sollte als Flugblatt verbreitet werden.) Mit schamloser Dialektik bemüht man sich täglich, Unrecht in Recht zu fälschen, Treubruch und Verrat in Heilstaten, bolschewistische Zerstörung in Aufbauarbeit, Verwirtschaftung und Verschleuderung in Staatsweisheit, Korruption in selbstverständliche Lebensnotwendigkeit, Feigheit in Klugheit, Sklaverei in Freiheit, kurz: den widerwärtigsten, giftigsten Sumpf in fruchtbares Ackerland. Auf diese gewissenlose Weise bildet man sich ernsthaft ein, ein Volk gängeln, einen Staat erhalten und retten zu können. Eine Schar von eitlen, macht- und geldgierigen Parteihäuptlingen duldet im eigenen Interesse die Zerschlagung aller notwendigen Organe, welche den Staatsorganismus im lebenspendenden Gleichgewicht erhalten, um es mit schlotternder Angst zu erleben, daß nach Hinwegräumung aller schützenden staatlichen Hemmungsfaktoren die Hefe, der Schlamm nach oben schießt und alle Gefühle der Ehre, des Rechts, der Gewissenhaftigkeit erstickt, bis die Instinkte der Straße der inneren und äußeren Politik die Gesetze diktieren. Ein so fürchterliches, Scham, Grausen und Ekel erregendes Schauspiel, wie es die Politik Deutschlands nach der Revolution geboten hat, wird man selten in der Geschichte eines Volkes antreffen, das aus einer so großen Vergangenheit kommt wie wir. Es ist einfach das Schauspiel der verächtlichsten Grundsatz- und Charakterlosigkeit, die man sich vorstellen kann. Und selbst für diese Charakterlosigkeit erfindet man sich einen hübschen, täuschenden, tröstenden Namen: man nennt sie Opportunismus.

Nun aber, nachdem man Jahre lang alles versäumt hat; da der Staatszerfall erkennbar vor der Türe steht; da das Hungergespenst an alle Häuser klopft; da der Bankerott sein unheimliches Haupt erhebt; da Aufruhr, Mord und Raub durch die Straßen der Großstädte schreiten — nun glaubt man es, mit der Übereilung noch schaffen zu können. Man erläßt Gesetze über Gesetze. Man drohte — es war noch Cuno! —, daß „Rücksichten auf irgendeinen Stand und Lebensbedürfnisse einzelner, auch großer Wirtschaftskreise nicht im geringsten schrecken in einer Zeit, in der so viele unseres alten Mittelstandes zugrunde gehen!" Das war dieselbe oberflächliche Frivolität, die im vorigen Heft an Stresemann gerügt werden mußte. Sie bedeutete nichts anderes als: weil man gewissenlos zugesehen hat, daß das sittliche und geistige Rückgrat des Staates, der Mittelstand, zerbrochen wurde, nimmt man sich das diktatorische Recht, nun auch noch die anderen produktiven Stände, an denen der letzte Rest des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens hängt, zu ruinieren! Wenn das nicht unverhüllter Bolschewismus ist — was soll es sonst sein? Und diesen Bolschewismus predigte ein „bürgerlicher" Reichskanzler; mußte ihn predigen. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß es ihm nichts mehr half. Nun wird sein Nachfolger ihn in die Tat umsetzen. Ob es ihm lange helfen wird? Wie lange wird seine Episode dauern, die er doch schon so lange anstrebte?

Der Brechreiz, der national empfindende Menschen kaum noch verläßt, wurde am stärksten gekitzelt, als bei der Einführung dieses Nachfolgers, des Dr. Stresemann, im Reichstage sein Parteigenosse Dr. Scholz erklärte: „Die deutsche Volkspartei hat das größte Opfer gebracht, das eine Partei dem Vaterland bringen kann. Sie hat ihren Mann zur Führung der Reichsgeschäfte in schwerster Zeit zur Verfügung gestellt!" Nach der Macht streben gleich „Opfer bringen"! Stresemann ist Vater und Kind des neudeutschen Parlamentarismus zugleich, ist einer seiner typischsten Vertreter. Er und das Parlament sind einander wert. Er hat gerade noch gefehlt! Der „Vorwärts" jubelte gleich „Der erste Schritt" — nämlich zur Bolschewisierung. Daß und weshalb „Er" so plötzlich Cuno ablösen mußte, wird sich sehr bald herausstellen. Die Namen seiner Mitarbeiter sprechen deutlich genug. Er wird sogar die „Übereilung" noch überstürzen müssen. Der großen Regie paßt es so besser.

Neue „Schutzverordnungen", Rhein- und Ruhrabgabe, Automobilsteuererhöhung, Betriebe-Steuer, Steuerzinsgesetz, Verbrauchssteuern, wertbeständige Anleihen, Wertbeständigkeit der Steuern, wertbeständige Löhne, Sachwerterfassung — es ging nun auf einmal mit Windeseile! Doch: „Suchet nicht vergebens Heilung!" ...

„Um den Kernpunkt der Dinge, um das Problem der Produktion, gehen alle diese Kundgebungen herum, sie deuten ihn nicht einmal an. Warum? Weil man, wie Dr. Cuno in Königsberg sagte, unter politischem Druck auch einmal Dinge tun müsse, an die sonst ein gesundes wirtschaftliches Hirn nie denken würde." [1]) Unter den vielen dialektischen Kunststücken, die man uns von Regierungstischen aus, leider nicht zu unserer Erheiterung vorgesetzt hat, war dies wohl eins der hübschesten. Es besagte, ins Deutsche übersetzt, etwa: weil man seit Jahren Wahnsinnspolitik betrieben und damit unter „politischen Druck" geraten ist, darf man beileibe nicht zur Vernunft zurückkehren, sondern man muß den Wahnsinn auf die Spitze treiben.

[1]) Bergisch-Märkische Zeitung, Nr. 177 vom 3. August 1923.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. August 1923.)

I.

Suchet nicht vergebens Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Versäumnis
Und Übereilung!

Diese Goetheschen Verse — sind sie nicht wie für unsere heutige Lage gemacht? Jahrelang hört man nicht auf die Stimmen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Vernunft; mit beispiellos zynischer Frivolität schlägt man allen Gesetzen der Geschichte, allen menschlichen Erfahrungen ins Gesicht, stellt einen ehedem gebietenden, mächtigen Staat so heillos auf den Kopf, daß er in einem — am geschichtlichen Zeitmaß gemessen — unfaßbar kurzen Augenblick zum ohnmächtigen, verächtlichen Schemen wird. Mit lügenhaften Phrasen täuscht man sich und andere über die täglich furchtbarer drohende Wirklichkeit hinweg. Man versäumt es, dem Volk über seine wahre Lage zur rechten Zeit reinen Wein einzuschenken. Man versäumt es, die im Volke schlummernden tatsächlichen, staatserhaltenden Kräfte zu wecken und zu sammeln. Man versäumt es, die Rettung des Ganzen ins Auge zu fassen und spielt nur höhnisch den einen Teil gegen den anderen aus. Die Schuldigen sitzen in der Macht; sie amnestieren sich gegenseitig und verfolgen die Stimme des völkischen Gewissens. Statt an die eigene Brust zu schlagen, peinigt man lieber den aufrechten, unbequemen Mahner. (Siehe z. B. die erste Tat des Stresemann-Kurses, das Verbot der „Deutschen Zeitung“ vom 16. August! Die „Begründung“ zeigte, daß den Verbietern jedes Gefühl dafür abgeht, was sie tun und treiben! Sie sollte als Flugblatt verbreitet werden.) Mit schamloser Dialektik bemüht man sich täglich, Unrecht in Recht zu fälschen, Treubruch und Verrat in Heilstaten, bolschewistische Zerstörung in Aufbauarbeit, Verwirtschaftung und Verschleuderung in Staatsweisheit, Korruption in selbstverständliche Lebensnotwendigkeit, Feigheit in Klugheit, Sklaverei in Freiheit, kurz: den widerwärtigsten, giftigsten Sumpf in fruchtbares Ackerland. Auf diese gewissenlose Weise bildet man sich ernsthaft ein, ein Volk gängeln, einen Staat erhalten und retten zu können. Eine Schar von eitlen, macht- und geldgierigen Parteihäuptlingen duldet im eigenen Interesse die Zerschlagung aller notwendigen Organe, welche den Staatsorganismus im lebenspendenden Gleichgewicht erhalten, um es mit schlotternder Angst zu erleben, daß nach Hinwegräumung aller schützenden staatlichen Hemmungsfaktoren die Hefe, der Schlamm nach oben schießt und alle Gefühle der Ehre, des Rechts, der Gewissenhaftigkeit erstickt, bis die Instinkte der Straße der inneren und äußeren Politik die Gesetze diktieren. Ein so fürchterliches, Scham, Grausen und Ekel erregendes Schauspiel, wie es die Politik Deutschlands nach der Revolution geboten hat, wird man selten in der Geschichte eines Volkes antreffen, das aus einer so großen Vergangenheit kommt wie wir. Es ist einfach das Schauspiel der verächtlichsten Grundsatz- und Charakterlosigkeit, die man sich vorstellen kann. Und selbst für diese Charakterlosigkeit erfindet man sich einen hübschen, täuschenden, tröstenden Namen: man nennt sie Opportunismus.

Nun aber, nachdem man Jahre lang alles versäumt hat; da der Staatszerfall erkennbar vor der Türe steht; da das Hungergespenst an alle Häuser klopft; da der Bankerott sein unheimliches Haupt erhebt; da Aufruhr, Mord und Raub durch die Straßen der Großstädte schreiten — nun glaubt man es, mit der Übereilung noch schaffen zu können. Man erläßt Gesetze über Gesetze. Man drohte — es war noch Cuno! —, daß „Rücksichten auf irgendeinen Stand und Lebensbedürfnisse einzelner, auch großer Wirtschaftskreise nicht im geringsten schrecken in einer Zeit, in der so viele unseres alten Mittelstandes zugrunde gehen!" Das war dieselbe oberflächliche Frivolität, die im vorigen Heft an Stresemann gerügt werden mußte. Sie bedeutete nichts anderes als: weil man gewissenlos zugesehen hat, daß das sittliche und geistige Rückgrat des Staates, der Mittelstand, zerbrochen wurde, nimmt man sich das diktatorische Recht, nun auch noch die anderen produktiven Stände, an denen der letzte Rest des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens hängt, zu ruinieren! Wenn das nicht unverhüllter Bolschewismus ist — was soll es sonst sein? Und diesen Bolschewismus predigte ein „bürgerlicher" Reichskanzler; mußte ihn predigen. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß es ihm nichts mehr half. Nun wird sein Nachfolger ihn in die Tat umsetzen. Ob es ihm lange helfen wird? Wie lange wird seine Episode dauern, die er doch schon so lange anstrebte?

Der Brechreiz, der national empfindende Menschen kaum noch verläßt, wurde am stärksten gekitzelt, als bei der Einführung dieses Nachfolgers, des Dr. Stresemann, im Reichstage sein Parteigenosse Dr. Scholz erklärte: „Die deutsche Volkspartei hat das größte Opfer gebracht, das eine Partei dem Vaterland bringen kann. Sie hat ihren Mann zur Führung der Reichsgeschäfte in schwerster Zeit zur Verfügung gestellt!" Nach der Macht streben gleich „Opfer bringen"! Stresemann ist Vater und Kind des neudeutschen Parlamentarismus zugleich, ist einer seiner typischsten Vertreter. Er und das Parlament sind einander wert. Er hat gerade noch gefehlt! Der „Vorwärts" jubelte gleich „Der erste Schritt" — nämlich zur Bolschewisierung. Daß und weshalb „Er" so plötzlich Cuno ablösen mußte, wird sich sehr bald herausstellen. Die Namen seiner Mitarbeiter sprechen deutlich genug. Er wird sogar die „Übereilung" noch überstürzen müssen. Der großen Regie paßt es so besser.

Neue „Schutzverordnungen", Rhein- und Ruhrabgabe, Automobilsteuererhöhung, Betriebe-Steuer, Steuerzinsgesetz, Verbrauchssteuern, wertbeständige Anleihen, Wertbeständigkeit der Steuern, wertbeständige Löhne, Sachwerterfassung — es ging nun auf einmal mit Windeseile! Doch: „Suchet nicht vergebens Heilung!" ...

„Um den Kernpunkt der Dinge, um das Problem der Produktion, gehen alle diese Kundgebungen herum, sie deuten ihn nicht einmal an. Warum? Weil man, wie Dr. Cuno in Königsberg sagte, unter politischem Druck auch einmal Dinge tun müsse, an die sonst ein gesundes wirtschaftliches Hirn nie denken würde." [1]) Unter den vielen dialektischen Kunststücken, die man uns von Regierungstischen aus, leider nicht zu unserer Erheiterung vorgesetzt hat, war dies wohl eins der hübschesten. Es besagte, ins Deutsche übersetzt, etwa: weil man seit Jahren Wahnsinnspolitik betrieben und damit unter „politischen Druck" geraten ist, darf man beileibe nicht zur Vernunft zurückkehren, sondern man muß den Wahnsinn auf die Spitze treiben.

[1]) Bergisch-Märkische Zeitung, Nr. 177 vom 3. August 1923.

Die Wurzel des wirtschaftlichen Verfalls dürfte darin zu suchen sein: seit der Revolution hat die völlig marxistisch eingestellte Gesetzgebung alles getan, was die zum Sparen nötige Tätigkeit der Einzel- und Volkswirtschaft ausschalten und unterbinden muß. Ohne die Möglichkeit der Schaffung von Sparmitteln ist aber die Ergänzung, und damit die Inbetrieb-Erhaltung der Wirtschaft ausgeschlossen. Die von der blinden Arbeiterschaft als „Errungenschaften der Revolution" heilig gehaltenen Maßnahmen, wie z. B. Achtstundentag, Tarifwirtschaft und andere Dogmen des Marxismus, haben lediglich die Mehrerzeugung verhindert, welche die Überschüsse an Werten hervorbringt, die zur Ergänzung und Instandhaltung der Wirtschaft nötig sind. Wenn nun ein Privatmann bei verminderter Arbeitsleistung und gesteigerten Verzehransprüchen immer tiefer in Schulden gerät — kann man sich wundern, wenn es einem Volk von 60 Millionen, dem man die Ernährungsmöglichkeiten arg beschnitten hat, das aber bei erhöhten Ansprüchen an die Genüsse des Daseins täglich einige Stunden weniger arbeitet, genau so ergeht, so daß der Verfall nicht mehr aufzuhalten ist?

Wer wagt aber, zu leugnen, daß Warenknappheit, Verelendung, Verschuldung, Bolschewisierung nicht nur das Ergebnis, sondern das Ziel des Marxismus sind? — Die Arbeiterführer reden immer von den „Opfern", die — die andern bringen sollen. Gut! Mögen sie gebracht werden, soweit sie nicht den Fortbestand der Produktion zerstören. Welche Opfer bringen denn aber die Arbeiter, um die Produktion zu erhöhen?

Wie bitter Recht hatte Oberfinanzrat Dr. Bang, als er es kürzlich niederschrieb: wenn der deutsche Märchenhans, der auszog, um das Gruseln zu lernen, heute lebte, „würde er's bequem haben: er brauchte nur einen Blick in die Führung und den Zustand der sogenannten deutschen Wirtschaft zu tun. Dann würde er ohne weiteres wissen, was Gänsehaut und Gruseln heißt." [1]) Gewiß! Nochmals: Suchet nicht vergebens Heilung!

2.

„Deutsches Land und deutsche Volksgenossen können nicht preisgegeben werden. Bevor Frankreich überhaupt sich auf eine Unterhaltung einläßt und bevor es sagt, was es will, soll die deutsche Regierung der Bevölkerung im Ruhrgebiet und am Rhein zumuten, ihre einzige Waffe auf Gnade oder Ungnade niederzulegen? Dies ist eine Forderung, auf die die Reichsregierung nicht eingehen kann! Durch ihre Erfüllung würde die deutsche Bevölkerung weder vor der systematischen Ausbeutung durch die Schergen des französischen Großkapitals bewahrt noch die Rückkehr der Vertriebenen und die Freigabe der Verhafteten sichergestellt." [2])

Es ist mit Genugtuung zuzugeben, daß dies männliche Worte waren, und Cuno hatte mit Recht ausgemalt, daß die Unterschrift unter den Verzicht auf „die einzige Waffe", den passiven Widerstand, noch viel bösere Folgen nach sich ziehen würde, als die Unterschrift unter Versailles. Aber auch diese Worte waren abermals ein dialektisches Kunststück, denn wer wollte etwa behaupten, daß der passive Widerstand „die deutsche Bevölkerung vor der systematischen

[1]) Deutsche Zeitung, Nr. 345 vom 27. Juli 1923.
[2]) Reichskanzler a. D. Cuno am 8. August im Reichstag.

Ausbeutung durch die Schergen des französischen Großkapitals bewahrt oder die Rückkehr der Vertriebenen und die Freigabe der Verhafteten sicherstellt"?

Was die Ausraubung Deutschlands durch die französischen Schergen verewigt, ist die deutsche Erfüllungspolitik, und was die jedem Völkerrecht Hohn sprechenden Verhaftungen, Verurteilungen und Vertreibungen von deutschen Bürgern, die nach der Weimarer Verfassung vom Reich geschützt werden sollen, ermöglicht, ist eben die Beschränkung auf den passiven Widerstand. Wer vermag das abzustreiten? — Der Deutsche ist ja seit den glorreichen Tagen des Parlamentarismus gewohnt, sich statt mit Taten mit Worten zu begnügen. Früher gab man sich noch Mühe, wenigstens diese Worte noch einigermaßen sinnvoll und logisch zu gestalten. Jetzt ist man soweit gekommen, daß man auch dies bei Michels geistiger Verfassung schon für überflüssig hält.

Aber die Massen schwärmen eben für Erfüllungspolitik und passiven Widerstand. „Ohne Erfüllungspolitik kann in Deutschland die nächsten Jahrzehnte keine Politik getrieben werden", dekretierte der „Vorwärts".[1]) Also sagte der „bürgerliche" Herr Cuno nichts gegen die Erfüllungspolitik. Der vom Ausland so freundlich begrüßte Stresemann — „Feindeslob verdienten Mißtrauen" sagte Bismarck — wird das noch viel weniger tun. Daß sie die Ergänzung des Marxismus ist und als sein Bundesgenosse auch Warenknappheit, Verelendung, Verschuldung, Bolschewisierung im Gefolge hat, scheint niemand weiter zu rühren. Über den passiven Widerstand, über die Zweischneidigkeit dieser sogenannten „Waffe" ist in dieser Zeitschrift auch schon oft genug geschrieben worden. Er ist aus der Seele des Marxismus herausgeboren, lähmt den wahren Kampfeswillen, füttert die Nichtstuer und kommt letzten Endes ebenfalls nur den Marxisten zugute. Natürlich: passiver Widerstand ist immer noch etwas besser als gar keiner, aber er ist eine halbe Maßnahme, die sich an der befreienden Tat vorbeidrückt und auf die Dauer eine gefährliche Passivität erzeugt, welche abstumpft und willenlos macht. Und wie soll eine willenlose Bevölkerung jemals eines grausamen, zielbewußten, auf Zerstörung und Vernichtung ausgehenden Feindes Herr werden? — Stresemann meinte: „Wenn uns die freie und unabhängige Verfügung über das Ruhrgebiet wieder gewährleistet ist ...." — Wer wird sie uns gewährleisten, wenn nicht unser todesmutiger Kampfeswille?

3.

Sieht das Parlament immer noch nicht ein, daß seine Rolle ausgespielt ist, daß es abdanken muß? Die Parteien wollen ihre Macht, nicht das Gedeihen des Ganzen. Sie machen eine wahrhaft deutsche Politik unmöglich, denn sie verfolgen zu verschiedene Ziele. Und was die eine Gutes tun möchte, verhindert lediglich aus Eifersucht die andere. Sehr richtig schrieb Dr. Mündler neulich von der Aufgabe des kommenden deutschen Staatsmannes: „er muß die Voraussetzungen für die Stetigkeit und Richtigkeit deutscher Politik erst schaffen. Es gibt ja doch keine deutsche Staatsgesinnung, die Allgemeingut wäre."[2]) Die Parteien haben das verhindert. Sie sind Machtinstrumente, denen notdürftig in Form von Programmen eine Art Weltanschauung umgehängt ist. Der Parlamentarismus ist eine Form, die so rasch wie möglich überwunden werden

[1]) Nr. 350 vom 28. Juli 1923.
[2]) München-Augsburger Abendzeitung Nr. 217 vom 10. August 1923.

muß. Die ihn schützenden und benötigenden Parteien leben alle mehr oder weniger von dem Umschmeicheln der Masseninstinkte. Dies Umschmeicheln bringt eine Überbietung an unhaltbaren Versprechungen mit sich und schaltet die Arbeit der sachlichen Vaterlandsfreunde aus. Die Massen aber sind — minderwertig, wie es selbst ein so demokratisches Blatt wie die „Münchener Neueſten Nachrichten" zugibt. Und „wer hat die Massen entfesselt? Abkömmlinge der Oberschicht, die sich der Massen zur Erfüllung ihres Ehrgeizes in inneren und äußeren Kämpfen bedienten. Dadurch allein ist das verhängnisvolle Selbstbewußtsein der Massen entstanden, woran möglicherweise die Kultur der weißen Rasse zugrunde gehen wird".[1]) Nun ja — jetzt bekommt man eben überall Angst vor den Geistern, die man rief. —

Und nun gärt es allenthalben im Volk, das der allgemeinen Irreführung durch die Parteien satt ist, die in Elend, Hunger, Sklaverei, Verzweiflung, Selbstzerfleischung endet. Niemand hofft etwas vom Reichstag; niemand etwas von der neuen Regierung; niemand hofft etwas vom Ausland, von Konferenzen; niemand hofft etwas vom Völkerbund. Ein Volk steht am Grabe seiner Illusionen, am Grabe seiner staatlichen Macht, am Grabe seiner Wirtschaft. Es bleibt nur die Wahl zwischen Hungersnot oder Verzweiflungskampf gegen den haßerfüllten Feind. Die Entscheidung wird und muß bald fallen trotz und gegen Stresemann! Wird die Krise jetzt noch einmal hinausgezögert — in einem Monat, einer Woche, einer Stunde kann sie wieder da sein. Marxismus und Erfüllungspolitik, Revolution und Parlamentarismus haben Bankerott gemacht. Was bleibt uns übrig? „Eine Erhebung des Volkes gegen seine Bedrücker, ein Abschütteln des Feindes, gleichgültig, was daraus wird, aus dem unbedingten Glauben an die Idee, aus dem Gewissen heraus, ohne den rechnenden Verstand zu fragen... Keine Regierung in Deutschland wäre stark genug, einem solchen Sturm des Volkes sich zu widersetzen!"[2]) Gewiß — die Zeit der feigen, klügelnden Opportunisten, die uns weiter mit schönen Worten an das Ausland verkaufen, wird bald zu Ende sein, so oder so! Was nicht mehr lange ausbleiben kann, ist die Zeit für Taten und für Männer, die sie wagen.

[1]) Münchner Neueſte Nachrichten Nr. 217 vom 12. August 1923.
[2]) Max Maurenbrecher in der „Deutschen Zeitung" Nr. 361 vom 5. August 1923.

Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich um's Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Friedrich von Schiller.

Wir machen unsere Leser auf den diesem Heft beiliegenden Prospekt

„Gott im Wandel der Zeiten"

des Verlages Wilhelm Hartung, Leipzig noch besonders aufmerksam.

Für die Reisezeit im Gebirge:

Alpen-Flora

Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Deutschland, Österreich u. der Schweiz

Von Prof.
Dr. Gustav Hegi
in München

Fünfte erweiterte Auflage

Mit 221 farbigen und 43 schwarzen Abbildungen auf Tafeln / Grundpreis in Halbleinen geb. Mk. 7.—. Handliches Format / Gewicht 400 Gramm

J. F. Lehmanns Verlag

Für die Reisezeit an der See:

Der Strand-wanderer

Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen, Seetiere, Strand- und Seevögel der Nord- und Ostsee

Bearbeitet von
Dr. P. Kuckuck

Dritte erweiterte Auflage herausgegeben von der Biologischen Anstalt auf Helgoland

Mit 225 farbigen und zahlreichen neuen schwarzen Abbildungen auf 32 Tafeln / Grundpreis in Halbleinen geb. 7 M.
Handl. Format / Gewicht 350 Gr.

J. F. Lehmanns Verlag

Deutsche Zeitung

die zuverlässigste Verkünderin des nationalen Gedankens

Erscheint 2 mal täglich ◆ 9 Unterhaltungsbeilagen

Mit tägl. Kurszettel

Probenummern, woraus der jeweilige Bezugspreis ersichtlich ist, kostenlos.

Verlag Berlin SW 11, Hedemannstraße 12

Drahtnachricht: Bismarckblatt

Dr.-Ing. W. v. Langsdorff

DAS SEGELFLUGZEUG

Mit 113 Abbildungen / Soeben erschienen

Grundpreis gebunden 3.50 mal Schlüsselzahl

Ausland 4.50 Schw. Fr. Taschenformat

J. F. LEHMANNS VERLAG MÜNCHEN

Immer mehr Freunde erwirbt sich das

Harmonium

das schönste und vollkommenste

Hausinstrument

Auch von Jedermann ohne musik. Vor- u. Notenkenntnis sofort 4 stimmig spielbar. Illustr. Katalog umsonst.

Aloys Maier, Fulda, gegr. 1846

Das Sichkennenlernen

vermittelt unauffällig der

Völkische Freia-Bund, Neuruppin 41

Näheres 25 000.— Mk.

Das deutsche Leid

Schauspiel aus dem Ruhrkampf von **Wolf Meyer-Erlach** wurde mit erschütternder Wirkung bisher in München, Nördlingen, Tölz und Landshut aufgeführt.

Bühnenausgabe (Gz: 0.50 Mk.) und Aufführungsrecht durch

J. F. Lehmanns Verlag

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage

68.–75. Tausend

Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag Leipzig C 1.

Dr. Warda

Nervenheilanstalt

Bad Blankenburg

Thüringen.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen

Hoffbauer-Stiftung

Potsdam-Hermannswerder

Jugendheim (vom 2. Jahre an) mit **Lyzeum** für Mädchen u. jüngere Knaben. **Frauenschule** mit staatl. Berechtg. **Haushaltungsschule / Erholungsheim**

Idyllische Lage am Wald und Wasser.

Kurse für Privat- und Gutssekretärinnen

Dr. 4ling Seife

Hersteller J. Kron, München

Unerreicht in Duft und Güte!

Die preiswerte Toiletteseife von wunderbar mildem Schaum und entzückendem Duft!

Es wird geflissentlich in Buchhändlerkreisen die Nachricht verbreitet, die Werke von Dr. A. Dinter seien verboten, vergriffen oder beschlagnahmt. In einigen Bezirken ist der Verkauf der Dinter-Bücher von städtischen Behörden und Bahnhofsbuchhandlungen verboten worden, wozu keinerlei gesetzmäßige Handhabe besteht. Die Zeitromane von Arthur Dinter:

Die Sünde wider das Blut

Die Sünde wider den Geist

Die Sünde wider die Liebe

können von jedem Buchhändler geliefert werden, wo die Bücher nicht erhältlich sind, wende man sich an den Verlag Matthes & Thost, Leipzig, Karlstraße 10.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

75 Niederlassungen. ◆◆ **Durchführung aller Bankgeschäfte.**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Jahrgang Heft 10 Oktober 1923

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Die demokratische und die monarchische Staatsform in ihren massenpsychologischen Voraussetzungen und Auswirkungen. Dr. S. Tobler Seite 575
„Wohin ich forschend blick, In Stadt- und Welt-Chronik . . . ." Dr. A. Langer „ 585
Ein Denkmal der Unduldsamkeit (Mommsen gegen Treitschke) Prof. G. von Below „ 593
Eine Stimme aus dem elsässischen Grabe. Hans Witte „ 596
Österreichs Finanzen und Wirtschaft. (Forts.) Dr. Franz Schweinitzhaupt „ 601
Sind Deutsche nur . . . Gottfried Nickl „ 624
Der völkische Waffenschmied. Dr. Karl Grunsky „ 625
Bild der Lage. Dr. Erich Kühn „ 633
Bücherschau „ 638

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bekannte Dichter der Zeit

Romane, Erzählungen und Novellen:

Eggersglüß, Kämerhöfen. Roman. Halblein. gebd. 3.50
Flemes, Gottfr. Haberkorns Irrtum und and. Gesch. gebd. 3.50
—, Hinter dem Pflaster. 24 reizvolle Gesch. gebd. 3.50
—, Ländliche Geschichten. gebd. 3.50
—, Das Waldhaus. 18 romant. Naturidyllen. gebd. 2.50
Joest, Der Eibenstrauß des Knaben. Zart gezeichnete Skizzen. gebd. 2.—
—, Das Todesurteil. Ein Frauenschicksal. gebd. 2.—
Jungnickel, Jakob Heidebuckel. Die Geschichte eines Jünglings. gebd. 1.50
—, Aus den Papieren eines Wanderkopfes. Romant. Skizzen. gebd. 1.50
—, Gäste der Gasse. Roman. gebd. 1.50
—, Das müde Haus. Ein Zirkusroman. gebd. 2.—
Löns, 16 Bände — Romane — Jagd- und Naturschilderungen. (Genaue Titelangaben und Preise in unserem „Löns-Prospekt", den wir zu verlangen bitten.)
Nordhausen, Die versunkene Stadt. Roman. gebd. 2.—
Uexkull, Der Irisbogen. Novellen. gebd. 2.—
—, Die Kämpfer Jahves. Alttestamentarische Novellen. gebd. 2.—

Gedichte und Balladen:

Eggersglüß, Heiliges Feuer. Gedichte. steif brosch. —.50
—, Fahrtgesellen. Ged. steif brosch. —.50
—, Balladen. gebd. 2.—
Fischer-Friesenhausen, Ein Sang aus den Bergen. Gedichte. 7.—9. Tauf. gebd. 1.50
Löns, Mein blaues Buch. Balladen. in Halblein. gebd. 5.—
Pflüger, Heimat ist alles. Pflugmannslieder. gebd. 1.—

Rechtzeitig vor Weihnachten erscheint:

Sergel, Im Heimathafen. Ein Gedichtbuch der Liebe. Neuaufl., 3.—4. Tauf.

Ausführliche Verlagsverzeichnisse versendet der Verlag kostenlos

Adolf Sponholtz Verlag
G. m. b. H.
Hannover

Dr. Hans F. K. Günther

Rassenkunde des deutschen Volkes

3. umgearbeitete Auflage erschienen

Mit 14 Karten und 537 Abbildungen

Preis in Ganzleinen gebunden 11.— Mk. (Grundpreis, × Buchhandelsschlüsselzahl), 176 000 d. Kr., 8,25 tsch. Kr., 13,70 Schw. Fr.

Aus den Urteilen völkischer Zeitschriften:

Alldeutsche Blätter:

„In diesem prächtigen Buche, das u. a. das uneingeschränkte Lob Ludendorffs und H. St. Chamberlains erworben hat, sind die wissenschaftlich begründeten Ergebnisse der Anthropologie und Biologie in allgemein verständlicher Form dem Leser zugänglich gemacht. Ausgezeichnete Bildbeilagen erhöhen den Wert des Buches, das für rassische Erkenntnis unseres Volkstums unentbehrlich genannt werden darf."

*

Das Bayerland:

„Der unverlierbare Gewinn, den wir aus dem Werk schöpfen, ist die Erkenntnis, daß höchstes Gut und heiligste Pflicht die Erhaltung der nordischen Rasse ist. Versiegen des nordischen Blutes bedeutet Schwinden der aufbauenden Kräfte, Verarmung an führenden Persönlichkeiten, Zunahme der Pöbelherrschaft, Eintritt der Zersetzung.

*

Deutsches Offizierblatt:

Das Buch wird allen denen hochwillkommen sein, die das Wort Rasse nicht nur als Schlagwort im Munde führen, sondern in das Wesen dieser schwierigen Frage eindringen wollen. Es ist für jeden unentbehrlich, der über sein deutsches Volkstum sich klar werden will."

*

Deutsches Adelsblatt:

„Alle, die den großen Fragen der Kultur und des Daseins der Völker bis zur Wurzel nachgehen und aus dem Verständnis der tiefsten Zusammenhänge die Aufgaben der Zukunft ableiten wollen, sollten zu diesem Buche greifen. Der drohenden Gefahr eines „zu spät" müssen wir auf diesem wichtigsten aller Gebiete zuvorkommen. Und der deutsche Adel sollte seinem ganzen Wesen nach gerade hier in vorderster Reihe kämpfen.

*

Die Tradition:

„Ehrenvolle Pflicht und ein Vergnügen ist es, auf dies Buch weiteste Kreise aufmerksam zu machen."

J. F. Lehmanns Verlag,
München SW. 4.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 894

Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 46 585)

7. Jahrgang 1923 Heft 10 Oktober

Die demokratiſche und die monarchiſche Staatsform in ihren maſſenpſychologiſchen Vorausſetzungen und Auswirkungen.

Von Dr. S. Tobler.

Der vorläufige Abſchluß des Weltkrieges 1918 brachte mit dem Sturz des deutſchen und öſterreichiſchen Kaiſertums und der deutſchen Fürſten den Fall des letzten Bollwerks, das — nach den vorhergegangenen Revolutionen in China und Rußland — noch dem Siegeszug der parlamentariſchen Demokratie entgegenſtand; denn was an Königreichen noch übrig iſt, ſind entweder Staaten von geringerer Bedeutung oder parlamentariſche Demokratien in der Form von Königreichen, wobei ſich nur etwa Japan unſerem Urteil entzieht. In Europa iſt jedenfalls der Sieg der Demokratie vollendet. Muß man den Sieg als endgültig anſehen? Der trügeriſche Schein des demokratiſch-parlamentariſchen Gedankens iſt ſeit ſeinem erſten Durchdringen 1789 von vielen unſerer Beſten, mit Goethe und Schiller angefangen, durchſchaut und bekämpft worden, und nie hat der Kampf geruht, den für die ganze Menſchheit auszukämpfen vielleicht eine der weltgeſchichtlichen Aufgaben des deutſchen Volkes bildet. Carlyle hat in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution die Zeit „bis die Demokratie alle nötigen traurigen Stufen durchlaufen haben und die verpeſtete Welt verbrannt ſein und angefangen haben wird, wieder jung und grün zu werden“, auf kaum weniger als 200 Jahre geſchätzt, gerechnet von 1789. Möchte es der noch nicht ganz verſchwundenen deutſchen Ehrlichkeit und Gründlichkeit gelingen, dieſe Zeit, wenigſtens für Deutſchland, abzukürzen.

Darüber zwar iſt man ſich wohl einig, daß auch in der Demokratie das Volk geleitet wird und nicht etwa ſelbſt regiert. Aber, ſagt man, in der Demokratie muß derjenige, der ſich die Leitung des Volkes zutraut, das Volk oder die

Mehrheit seiner Vertreter überzeugen und darf nicht einfach befehlen. Ja, was man so Überzeugung nennt! Überzeugung und Belehrung ist die Verbreitung von Einsicht und Verständnis, von etwas, das den Menschen dauernd auf eine höhere Stufe hebt, nicht etwas, das ihm sagt, ob er im Einzelfall links oder rechts gehen soll, am allerwenigsten aber, wie man es heute macht, die Verbreitung von fertigen Werturteilen, die durch fortwährende Wiederholung mit hypnotischer Gewalt in den Köpfen befestigt werden, als handle es sich um Reklame für eine Zigarette, einen Schnaps. Die solcher Art befestigten Urteile und Gedanken sitzen in den Köpfen ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Geistesleben des Besessenen. Man versuche nur einmal, solchen Gedankengängen bei den Einzelnen nachzugehen! Wie bei Wahnideen Geisteskranker wird man gelegentlich Spuren eines zusammenhängenden Gedankenganges zu entdecken glauben. Wenn man aber einmal über gewisse Grenzen hinaus Fragen stellt, bekommt man, wie beim Geisteskranken, keine Antwort. Aber der Wahngedanke bleibt, wie beim Geisteskranken, trotzdem unerschüttert; er hat eben sein selbständiges Dasein als Ergebnis der Hypnose. Da hört man z. B.: „Es ist ein großes Verdienst der Revolutionsmänner, daß sie im November 1918, als die alten Regierungen feige geflohen waren, sich der undankbaren Aufgabe unterzogen, ihrerseits das Steuer zu ergreifen und zu retten, was möglich war." Frage: „Wer hat denn den Kaiser und die Fürsten, die von sich aus gar nicht daran dachten, zur Abdankung gedrängt? Wer hat denn die deutsche Kriegführung durch Munitionsarbeiterstreiks und Verleitung zur Fahnenflucht zu vereiteln gesucht?" So nahe diese Fragen liegen, Antwort wird man darauf nicht bekommen, aber der Unsinn steht trotzdem fest. Oder man hört: „Ja, wenn die Regierung Sommer 1917 Frieden geschlossen hätte, damals, nach der Friedensresolution, hätten wir einen billigen Frieden haben können." Frage: „Wer von den Feinden hat auch nur von ferne nach der Friedensresolution eine Friedensbereitschaft gezeigt wie unser Kaiser Dezember 1916?" Keine Antwort. Aber Millionen Stimmvieh sind und bleiben überzeugt, daß es so gewesen ist. Oder man hört: „Wie gut, daß wir den Versailler Vertrag unterschrieben haben; hätten wir das nicht getan, hätten wir die ganze Welt gegen uns gehabt; jetzt, wo die Franzosen das Ruhrgebiet besetzen, steh'n sie allein, die Welt ist für uns." Frage: „Wer hilft uns denn?" Natürlich keine Antwort; aber die Ansicht, daß sich jetzt zeigt, daß es gut war, den Versailler Frieden zu unterschreiben, bleibt bestehen.

So bildet sich eben auch in der Demokratie die Menge nicht, wie man ihr vorredet, ihr eigenes Urteil, sondern folgt blindlings den Führern, denen sie einmal vertraut. Die augenfälligste Verkörperung dieses Zustandes sind die häufig nach Tausenden zählenden Arbeiter-Demonstrationsumzüge. Wer das deutsche Volk liebt, dem muß beim Anblick so vieler mißbrauchter und irregeleiteter Volksgenossen das Herz bluten, sieht er, wie sie stumpfsinnig und gleichgültig hinter Tafeln mit Schlagworten einhertrotten und nach Kommando je nach Gelegenheit „hoch" oder „nieder" rufen. Diesen Geisteszustand schildert schon der große Menschenkenner Jeremias Gotthelf, dessen Schriften nicht allein wegen ihrer tiefen politischen Weisheit eine Auferstehung verdienten, zu einer Zeit, da die Sozialdemokratie noch nicht greisenhaft, sondern jung und verführerisch war: „denn man täusche sich ja nicht über die Urteilsfähigkeit dieser jungen Welt, sie hat einen blinden Autoritätsglauben, so gut als der bigotteste Katholik, nur hat sie andere Autoritäten: nicht die Autorität der Bibel, der

alten Weisen, der bewährten frommen Männer, sondern die Autorität der jungen Apostel, der jungen Schule, diesen beten und plappern sie vollständig nach, was sie ihnen vorplappern." Diese blinde Gläubigkeit der Menge geht so weit, daß man sich allen Ernstes fragen kann: Ist es eine bloße Geld- und Zeitfrage, in jedem beliebigen demokratisch eingerichteten Volke jeder beliebigen Ansicht zum Siege zu helfen? Wo die Grenze hier liegt, ist schwer zu sagen. Sicher aber kommt der Wille des Volkes in der Demokratie nicht mehr zur Geltung als in irgendeiner anderen Staatsform. Das Volk wird nur in dem betrügerischen Wahn gehalten, daß dem so sei, und ist deshalb so beglückt. Und daß gerade das Geld in der Demokratie am meisten entscheidet, ist eine uralte Weisheit, die namentlich den Professoren, die der Demokratie bei uns mit zum Siege verholfen haben, nicht hätte unbekannt sein dürfen.

Will man mit diesem, uns nur zu geläufigen Zustande den Zustand in einer Monarchie vergleichen, so drängt sich uns auf, wie fern uns die monarchische Denkweise liegt; seit der französischen Revolution war sie in allen europäischen Staaten, Deutschland nicht ausgenommen und in der letzten Zeit teilweise auch in Rußland, stark verdunkelt. Auch die heutigen Monarchisten denken sich großenteils das Königtum in einer Form, die man in früheren Zeiten als demokratisch bezeichnet hätte. Hierin zeigt sich der gegenwärtige, wenn auch schwerlich dauernde Sieg des demokratischen, besser pseudodemokratischen Gedankens. So wie manche heidnische christenfeindliche Philosophen der ersten Jahrhunderte nach Christus dem heutigen Leser beinahe christlich vorkommen, weil eben das Christentum sich durchsetzte, so zeigt sich immer der Sieg eines umstrittenen Gedankens darin, daß er auch die Gegner ansteckt und benimmt. Um das Königtum heute kennen zu lernen, muß man mindestens bis auf Friedrich den Großen zurückgehen, den schon Carlyle als den letzten König bezeichnet hat. Will man aber das Königtum deutscher Art in seiner Reinheit sehen, muß man, abgesehen vielleicht vom Kleist des Prinzen von Homburg und der Hermannsschlacht, schon auf sehr alte Bücher zurückgehen, z. B. Shakespeares Königsdramen, oder Luthers Schriften. Friedrich der Große, so glänzend er das Königtum verkörperte, hat doch schon selbst diejenigen Kräfte begünstigt, die nach seinem Tode den monarchischen Gedanken untergraben sollten, dadurch, daß er die Aufklärung im französischen Sinne begünstigte, und, vorausgesetzt, daß er diesen Ausspruch überhaupt in programmatischem Sinne getan hat, durch sein Wort vom König als dem ersten Diener des Staates. Da ist durch das „l'état c'est moi" das Wesen des Königtums besser bezeichnet, oder, wie Kleists Hermann sagt: „Wo Hermann steht, da siegt er, und mithin ist Cheruska da", oder wenn das zu hart klingt, durch das Wort eines früheren Hohenzollern, der sich als „Gottes Amtmann auf Erden" bezeichnete. Jedenfalls muß man die künstlichen Gedankengebäude vergessen, mit denen man im neunzehnten Jahrhundert das dem allgemeinen Bewußtsein, auch in Deutschland vielfach schon entfremdete Königtum zu stützen suchte, von dem König, der zwar herrscht, aber nicht verantwortlich ist, und die unsere Demokraten nicht gehindert haben, Wilhelm II. für alles Mögliche und Unmögliche verantwortlich zu machen. Es ist eben eine juristische Spitzfindigkeit, die in wirklich entscheidenden Augenblicken nicht standhalten kann. So sehen wir jetzt, daß das von Männern wie Treitschke gepriesene konstitutionelle Königtum in Deutschland kein auf die Dauer möglicher Zustand gewesen ist,

sondern ein labiles Gleichgewicht mit der Neigung zur Demokratie. Es bleibt insofern schon bei der alten Weisheit des Tacitus: „Alle Völker und Städte werden entweder vom Volke oder den Edelsten oder von Einzelnen beherrscht. Eine Staatsform, die aus diesen drei Möglichkeiten ausgewählt und zusammengesetzt ist, ist es leichter, schön zu schildern, als daß sie Wirklichkeit wird; oder wenn sie es wird, kann sie sich nicht lange halten." So war es ein ganz natürlicher Hergang, daß diejenigen Politiker bei uns, die nicht gewohnt sind, eigene Überzeugungen zu vertreten, sondern sich von der als „zwangsläufig" bezeichneten Entwicklung tragen zu lassen, vor Einführung des parlamentarischen Regiments in Deutschland behaupteten, mit dieser Einführung werde das Königtum für alle Zeiten gefestigt sein, und dann nach der Novemberrevolution wie über die Erreichung eines lange gewünschten Zieles frohlockten. Das labile Gleichgewicht war eben in den Erschütterungen des Krieges verloren gegangen.

Das Wesen der Monarchie setzt voraus, daß das Volk sich für verpflichtet hält, dem König oder sonstigen Herrscher zu gehorchen. Ist er in Gefahr, einen falschen Schritt zu tun, so mag man den Herrscher zu belehren suchen, mag ihn warnen; bleibt er aber bei seinem Willen, so ist es immer noch besser, ihm gehorchen als durch Ungehorsam den ganzen Staat ins Wanken zu bringen — vorausgesetzt nämlich, daß die Leute überhaupt auf den Gedanken kommen, etwas anderes tun zu können, als befohlen ist. Und der Fürst? Da sagt unser großer Feind Napoleon, der es verstanden hat, das erschütterte Königtum aus seinen natürlichen Wurzeln noch einmal zu einer kurzen Blüte zu bringen: „Man soll dem Volke gebührend dienen, aber sich nicht darum kümmern, ihm zu gefallen. Das beste Mittel, es für sich zu gewinnen, ist das, ihm Gutes zu tun, nichts ist gefährlicher, als ihm zu schmeicheln... Die erste Pflicht eines Fürsten ist offenbar die, das zu tun, was das Volk will, aber das, was das Volk will, ist fast nie das, was es sagt: seine Wünsche, seine Bedürfnisse sollen weniger in seinem Mundwerk liegen als im Herzen des Fürsten." Ist der Fürst wirklich ein echter Sohn seines Volkes, so erlebt er in sich alle geistigen Regungen, die in seinem Volke mächtig sind, und der Wille, den er sich bildet, kann dann wirklich als Wille des Volkes gelten und sicher mit mehr Recht als das Ergebnis einer Abstimmung. Ein solcher Herrscher früherer Zeiten brauchte seinen Untertanen keine besondere Stimmung beizubringen, keinen Willen zu suggerieren, sondern konnte verlangen und erwarten, daß sie ihm vertrauten, sich nach seinen Befehlen richteten, ihm aber die Verantwortung überließen; war er doch im Fall des Mißlingens der Meistgeschädigte. Waren hier die Untertanen etwa des großen Friedrich weniger frei als die heutigen Demokraten? Wie diese mußten sie tun, was eine höhere Macht, im einen Falle der König, im andern die geheimen Drahtzieher, wünschte. Nur daß die Untertanen des Königs den Kopf frei behielten, von keinen Wahnvorstellungen benommen waren, einfach ihre Pflicht taten, ohne sich für die Folgen verantwortlich zu fühlen. In beiden Fällen muß das Volk seiner Leitung glauben; in der Monarchie tut es das unmittelbar, indem es gehorcht, ohne nach den Gründen zu fragen; in der Republik fragt es zwar nach den Gründen, *glaubt aber dann alle Albernheiten, die ihm als Gründe aufgetischt werden.*

Die hierbei heute übliche Verwendung der Zeitungspresse klar geschildert zu haben, ist eines der Verdienste Oswald Spenglers: „Was ist Wahrheit? Für die Menge das, was man ständig liest und hört. Mag ein armer Tropf irgendwo sitzen und Gründe sammeln, um ‚die Wahrheit' festzustellen — es

bleibt seine Wahrheit. Die andere, die öffentliche des Augenblicks, auf die es in der Tatsachenwelt der Wirkungen und Erfolge allein ankommt, ist heute ein Produkt der Presse. Was sie will, ist wahr. Ihre Befehlshaber erzeugen, vertauschen, verwandeln Wahrheiten. Drei Wochen Pressearbeit, und alle Welt hat die Wahrheit erkannt. Ihre Gründe sind solange unwiderleglich, als Geld vorhanden ist, um sie ununterbrochen zu wiederholen" usw. Voll Bitterkeit denken wir daran, wie die Drahtzieher des Kapitalismus im amerikanischen Volk durch einen in der Geschichte noch nicht dagewesenen Schwall von Lügen und Hetzmitteln den Willen zum Kriege gegen uns erzeugt haben. Ist da das amerikanische Volk frei gewesen?

Freilich bleibt in der Masse jeder Einzelne „frei"; er kann prüfen, ob das wahr ist, was ihm erzählt wird. Aber dazu sind ja die meisten viel zu sorglos oder zu bequem; sie sind eben anders als die Ethiker wollen. Hätten die Amerikaner einen kleinen Teil der Mühe, die auch ihnen schließlich das Eingreifen in den Krieg gemacht haben dürfte, dazu verwendet, die Richtigkeit der ihnen von England und Frankreich aufgetischten Lügen nachzuprüfen, sie hätten sich den Krieg sparen können; aber das tun eben die Massenmenschen nicht. Sie glauben einer Lüge und halten sich dann für verpflichtet, ihr Vermögen und ihr Leben für eine nichtswürdige und schlechte, von ihnen aber für gut gehaltene Sache hinzugeben. Auf die Wenigen, die sich ein eigenes Urteil bewahren, wirkt dann das zweite Machtmittel der Demokratie, der Terror. Massensuggestion und Terror sind ihre beiden Schildhalter.

Ob nun ein Volk durch Suggestion oder durch unmittelbaren Befehl gelenkt wird, ist für seinen Charakter und den seiner Politik nicht gleichgültig. Es sollen im Folgenden einige sich aus dieser Art der Leitung ergebende Unterschiede gezeigt werden, ohne daß es dabei möglich ist, den Gegenstand zu erschöpfen.

1. Zunächst etwas, das der Demokratie zum Vorteil gereicht und das der brave E. M. Arndt in der Abhandlung vom Bauernstand für seine Zeit folgendermaßen ausdrückt: „Was schadet es, daß viele sich einbilden, sie raten, herrschen und entscheiden mit? Nein, auch in dem freiesten Staate sind der Herrschenden und Entscheidenden sehr wenige, aber durch diesen schönen und unschuldigen Wahn haben alle ihren Herrscher und ihr Vaterland lieber, werden alle von dem Kleinen und Einzelnen auf das Große und Allgemeine gerichtet, leben alle in einer geistigen und mutigen Bewegung, woraus so viele schöne Tugenden und Taten keimen." Sicher haben wir nach 1918 neben einer Reihe von weniger schönen auch diese erfreuliche Beobachtung an unserem Volke machen können. Es läßt sich denken, daß wirklich durch eine demokratische Verfassungsform und den mit ihr verbundenen Wahn die Vaterlandsliebe und der Wunsch nach Teilnahme am staatlichen Leben gesteigert wird — allerdings nur, solange überhaupt der Freiheits- und Gleichheitswahn die Völker beherrscht.

2. In der Kriegführung sind Monarchien in der Regel menschlicher, ritterlicher, dabei nicht notwendig weniger kriegstüchtig als Demokratien. Natürlich: die Heere kämpfen aus Pflichtgefühl, dem König zu gehorchen „mit Gott für König und Vaterland". Sie haben keinen Haß gegen den einzelnen feindlichen Soldaten oder gar Einwohner. Der Krieg ist ihnen eine staatliche Notwendigkeit; die Feindseligkeit weiter zu treiben, als diese es fordert, haben sie keinen Anlaß. Wer heutzutage einmal Sternes „Empfindsame Reise" liest, kann dort einen hübschen Begriff bekommen, wie vor dem Aufkommen der

Demokratie die Kriege behaglich geführt wurden. Der Verfasser, ein Engländer, reist während des Krieges zwischen England und Frankreich ganz bequem in Frankreich und wird erst in Paris in rücksichtsvoller Form daran erinnert, daß er sich bei dem bestehenden Kriegszustand einen Paß besorgen müsse. Damals war eben England eine Aristokratie und Frankreich ein Königreich. In der Demokratie dagegen ist dem Volke die Notwendigkeit des Krieges als heilige Pflicht suggeriert. Das Volk ist in den Wahn versetzt, seine Feinde seien insgesamt nichtswürdige Verbrecher, und nun kämpft das „freie" Volk in einer Stimmung, wie etwa die Kreuzfahrer des Mittelalters gegen die gottlosen Heiden und betrachtet es als ein gutes Werk, möglichst viel Feinde zu vernichten. Wenn schon Rousseau in seinem Emil diese Beobachtung mit den Worten aussprechen konnte: Aussi les guerres des républiques sont-elles plus cruelles que celles des monarchies, so haben wir sie ja seit 1914 in unerhörtester Weise am eigenen Leibe erfahren. Das damals noch großenteils monarchische deutsche Volk zog 1914 in den Krieg gehorsam seinem obersten Kriegsherrn und in dem festen Vertrauen, daß dieser sich nicht ohne Not in einen Krieg einlassen würde. So sind wir und unsere gleichgearteten Bundesgenossen in den Krieg gegangen ohne Haß gegen die einzelnen Angehörigen der feindlichen Länder, aus reiner Vaterlandsliebe, so haben wir das Völkerrecht grundsätzlich hochgehalten. Unsere außer Rußland demokratischen Feinde aber haben den Krieg in wildem Haß gegen jeden einzelnen Deutschen geführt, wirklich wie einen Kreuzzug und daher sich auch an das Völkerrecht in den wichtigsten Stücken nicht gekehrt. Ein solches Verhalten ist durchaus selbstverständlich, wenn man, wie das die demokratische Kriegshetze so mit sich bringt, das ganze feindliche Volk als ein Unkraut ansieht, das ausgerottet werden muß. Hiermit erklärt sich auch die Beendigung des deutschen Widerstandes im Herbst 1918. Wir hatten den Krieg als monarchisches Volk in vertrauendem Gehorsam zu unserem obersten Fürsten geführt, und als der Kaiser und die anderen Fürsten mehr und mehr zurücktraten, fehlte es an der Massensuggestion, die diesen Antrieb zum Durchhalten hätte ersetzen können. Etwas Ähnliches besagt Bismarcks Wort (aus seinen Gedanken und Erinnerungen), daß die deutsche Vaterlandsliebe eines Fürsten bedarf, auf den sich ihre Anhänglichkeit vereinigt. Daher mußte der deutsche Widerstand gebrochen sein, sobald es dem vereinten Ansturm äußerer und innerer Gegner gelungen war, das deutsche König- und Kaisertum zu stürzen. Wir hatten den Krieg eben nicht wie ein demokratisches Volk unter dem Einfluß einer Massensuggestion, sondern für das im Kaiser und den Fürsten verkörperte Vaterland geführt.

3. Ein Gegenstück zu dem Verhalten beider Staatsarten im Krieg ist die in jeder vorherrschende Stellung zum Pazifismus. Die Demokratie ist unbeschadet der Grausamkeit ihrer Kriegführung in Worten und Gefühlen pazifistisch bis zur tränenweichen Sentimentalität. Wirklich hat auch überall in den Großstaaten das Volk an sich gar keine Lust zum Kriege, bis in ihm auf irgendeine Art durch Verhetzung der Wahn erzeugt wird, der Krieg gegen das eine Volk, auf das es den jeweiligen Drahtziehern gerade ankommt, sei eine heilige Pflicht, sei der für alle Zeit letzte Krieg, der noch beendet werden müsse, und auf den das Zeitalter des ewigen Friedens folgen werde. So halten sich die Franzosen sicher für ein friedliebendes Volk; der Krieg erscheint als etwas Entsetzliches, aber Vermeidbares, und wenn er doch geführt wird, ist immer der andere ganz allein daran schuld. Auf die deutsche Demokratie scheint dies

nur zum Teil zuzutreffen, insofern sie zwar auch durchaus pazifistisch ist, aber mit ihrer Friedensliebe soweit Ernst macht, daß sie wirklich unter keinen Umständen Krieg führen will, es sei denn etwa ein Bürgerkrieg. Indessen ist die deutsche Demokratie zu jung, als daß man schon über sie in dieser Beziehung urteilen könnte. Vielleicht gedeiht die Demokratie auf deutschem Boden überhaupt nicht, vielleicht läßt ihre jetzige Art die künftige Gestalt noch nicht erkennen. Wie sich aber bei monarchischer Denkweise die Frage des ewigen Friedens und die Möglichkeit eines gerechten Kriegsmannes darstellt, findet sich schon mehr als tausend Jahre vor Luther, der bekanntlich die gleiche Frage vortrefflich behandelt hat, in der indischen Bhagavatgita erörtert. Held Ardschuna soll in der Schlacht gegen seine im feindlichen Heer mitkämpfenden Verwandten streiten und fragt kleinmütig seinen göttlichen Wagenlenker Krischna, ob er das dürfe:

„Ich sehe der Verwandten Schaar, o Krischna, kampfbereit genaht,
da werden mir die Glieder schwach, und es verdorret mir der Mund,
ein Zittern geht durch mein Gebein und meine Haare sträuben sich...
Krischna, den Sieg begehr ich nicht, noch Herrschaft, noch die Freuden all!
Um derentwillen wünschenswert Herrschaft, Besitz und Freuden sind,
die steh'n in Reihen hier, im Kampf aufopfernd Leben, Hab und Gut...
diese zu töten wünsch ich nicht, und sollten sie mich töten auch...
Die Sünde haftete uns an, wenn diese Gegner wir gefällt.

Auf diese pazifistischen Bedenken antwortet dem Ardschuna sein Wagenlenker in siebzehn erhabenen, tiefsinnigen Gesängen, die eine ganze Weltanschauung enthalten, wie denn die Frage des Pazifismus nur von einer bestimmten Weltanschauung aus gestellt und auch gelöst werden kann. Aus dem Inhalt kann hier nur angegeben werden, etwa, daß Leben und Tod das wahre Wesen des Menschen nicht berühren, daß also den in der Schlacht Fallenden kein Unglück geschieht, und ferner, daß es Aufgabe des Kriegers ist, seine Pflicht zu tun, ohne daß er nach dem Erfolg zu fragen hat, da das tätige Wirken nun einmal zum Fortbestande der Welt unerläßlich ist. Es ist klar, daß diese Lehre mit der demokratischen Anschauung, die jeden Einzelnen zum Miturteilen über alle politischen Fragen beruft, nicht vereinbar ist, sondern nur vom monarchischen Standpunkt aus denkbar ist. So zeigt sich in der Stellung zu Krieg und Frieden die Demokratie groß in lockenden Versprechungen, aber unfähig, sie zu halten, während die Monarchie zu falschen Versprechungen keinen Anlaß hat, und beide am natürlichen Lauf der Dinge nichts ändern.

4. Aus der für die Demokratie bestehenden Notwendigkeit, mit Massensuggestion, Lügenpropaganda, Verhetzung zu arbeiten, erklärt sich auch ihre Stellung zum Internationalismus. Zwei Arten dieses demokratischen Internationalismus sind zu unterscheiden, von denen die eine nur bei unseren Feinden vorkommt, die andere bei uns die Einzige ist und bei unseren Feinden wohl vorkommt, aber bisher keinen Einfluß gehabt hat. Die erste verkörpert sich etwa in den Schlagworten, für die zu kämpfen unsere Feinde vorgaben und wie sie in Wilsons 14 Punkten zusammengefaßt und durch den Völkerbund und durch die Abrüstungskonferenz verwirklicht werden sollten. Äußerlich Freundschaft, Frieden, Freiheit für alle Staaten in Ewigkeit, und in Wahrheit das größte und durchaus gerechtfertigste Mißtrauen aller gegen alle, das Ganze

nur eine Form der wenigen mächtigsten Staaten, sich alle andern zu unterwerfen oder wenigstens gefügig zu machen. Das Ganze gleicht einer Gesellschaft wohlerzogener Leute, die einander mit Freundschaftsbeteuerungen und Höflichkeiten überbieten und sich dabei spinnefeind sind und jeder die Schwächen des Andern auszunutzen sucht. Wer sich bei dieser Art von Völkerbund beteiligen will, ohne jämmerlich zu kurz zu kommen, muß natürlich ein hohes Maß von Heuchelei und Lüge zur Verfügung haben. Sie ist also für das deutsche Volk nicht geeignet, weil es zu sehr geneigt ist, schöne Worte ernst zu nehmen.

Die andere, in Deutschland vorherrschende Art des Internationalismus glaubt dem Ziel der Verbrüderung aller Völker am besten nahe zu kommen, wenn sie das eigene Volk großmütig preisgibt. Diese Richtung muß zur Vernichtung des Volkes führen, in dem sie zur Herrschaft gelangt.

In der Monarchie steht das Volk den anderen Völkern abgesondert, doch ohne Haß gegenüber; so ist hier viel eher die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens gegeben. Es ist kein Zufall, daß das Völkergemisch der österreichisch-ungarischen Monarchie in der monarchischen Zeit Jahrhunderte lang friedlich zusammen lebte, daß er aber auseinandergesprengt wurde, wie mehr und mehr die demokratischen Ideen dort Eingang fanden.

5. Die wichtigste Lebensfrage für jedes Volk ist, ob die Regierenden sich ihrer Verantwortung bewußt sind. Diese Frage muß eine verschiedene Beantwortung erfahren, je nachdem der oder die Regierenden ihren Willen durch einfachen Befehl durchsetzen oder ob sie sich erst der Massensuggestion bedienen müssen. Im ersten Fall, also in der Monarchie, ist der Herrscher, sei es Kaiser, König, Diktator oder was man will, für alles verantwortlich, nicht zwar vor einem Gerichtshof seines Staates, aber vor der Weltgeschichte oder — wenn man so sagen darf — vor Gott. Eine strengere Verantwortung ist nicht denkbar, und das Bewußtsein davon haben beispielsweise die Hohenzollern im höchsten Maße gehabt. Bei der Herrschaft durch Massensuggestion ist diese Verantwortung zwar auch vorhanden, sie wird aber dadurch vertuscht, daß jeder sich darauf berufen kann, daß er ja nur das ausgeführt habe, was die Mehrheit gewollt habe. Daß er es gewesen ist, der die Mehrheit zu ihrem Willen verführt hat oder wenigstens mit verführt hat, kommt dabei nicht in Betracht; das Volk würde ja beleidigt sein, wenn man ihm sagte, daß es nicht frei, sondern unter dem Banne einer Suggestion gehandelt hat. Ja, das Wesen der Demokratie besteht eben darin, diese Verantwortung der Führenden zu verschleiern. Wenn der Staat durch eine falsche Politik dem Untergang verfällt, ist das für den Herrscher in einer Monarchie immer eine Lebensfrage; er kann nicht einfach wie ein demokratischer Minister zurücktreten, wenigstens in den Zeiten, als der monarchische Gedanke noch in Kraft stand, gab es das nicht. Ein König behandelt die staatlichen Angelegenheiten wie seine eigenen; nie würde daher ein König sein Land auf ganz unbestimmte Versprechungen seiner als lügenhaft bekannten Feinde hin und ohne eine von diesen gebotene Sicherheit entwaffnen und damit den Feinden preisgeben; denn damit setzte er außer dem Bestande seines Landes auch sein eigenes Leben aufs Spiel. Ein Minister, der in einer Demokratie für sein Land so handelt, braucht für seine Person dabei nichts zu fürchten. Als Geschäftsmann in seinen eigenen Angelegenheiten wird er sich immer umsehen, mit wem er es zu tun hat und wie weit er vertrauen darf; in den Angelegenheiten seines Volkes oder besser gesagt

Staates wird er die Verantwortung für solche wahnwitzige Handlungen immer damit ablehnen, daß er sich auf den angeblichen Willen des Volkes, den er nur ausgeführt habe, beruft. Das ist ja bei gewissen Ministern das Furchtbare, daß sie sich durch das vermeintliche Einverständnis des Volkes von der Verantwortung für all das Unheil, das sie verschuldet haben, entlastet glauben.

Sicher ist also, wenn Lebensfragen des Volkes auf dem Spiel stehen, in der Monarchie auf ein stärkeres Verantwortlichkeitsgefühl der Regierenden zu rechnen als in der Demokratie. Freilich gibt es auch Zeiten, in denen die Lebensbedingungen eines Landes einigermaßen gesichert scheinen, in denen daher die Aufgaben der Regierenden weniger schwierig und weniger verantwortlich sind. In solchen Verhältnissen, wird man vielleicht sagen können, bietet die Monarchie Gefahren für das Land, die bei demokratischer Verfassung ausgeschlossen sind. Hier gilt das Wort Rousseau's, womit er seinen oben angeführten Ausspruch fortsetzt: Mais si la guerre des rois est moderée, leur paix est terrible, il vaut mieux être leur ennemi que leur sujet. Bei diesem Satz dürfen wir natürlich nicht an unsere wackeren Landesfürsten denken, die wir bis 1918 hatten, sondern an die Despoten des 18. Jahrhunderts, die ihre Untertanen vielfach aufs Äußerste bedrückten und bekanntlich sogar in fremde Kriegsdienste verkauften. Derartiges ist in einer Demokratie vermutlich ausgeschlossen.

6. Gesetzt, die Führer in einer Demokratie hätten als vaterlandsliebende Bürger das gleiche Verantwortlichkeitsbewußtsein wie ein monarchischer Herrscher, so bliebe die Frage, in welcher Staatsform es leichter ist, das Richtige auszuführen. Zweifellos müßte diese Entscheidung zugunsten der Monarchie ausfallen. Das Richtige und Beste ist bekanntlich nicht immer das Nächstliegende, Angenehmste, Bequemste, und wenn in einer Demokratie einmal etwas Unbequemes durchgeführt werden soll, erfordert die Bearbeitung der öffentlichen Meinung, will sagen, die Erzeugung der notwendigen Massensuggestion einen ungeheuren, ganz überflüssigen Aufwand von Zeit und Arbeitskraft, der in der monarchischen Staatsform gespart werden kann. Die Hauptkraft der Führer wird nicht mehr darauf verwendet, das Richtige herauszufinden und auszuführen, sondern auf ganz unproduktive sogenannte Aufklärungsarbeit, in Wahrheit Hypnotiseurkünste.

Sollte man hiernach rein *theoretisch* zwischen den beiden Staatsformen entscheiden, so würde von den Vorzügen, durch die viele Menschen sich für die Demokratie bestechen lassen, nicht viel übrig bleiben. *Dabei wäre noch die moralische Seite der Sache gar nicht einmal in Betracht gezogen, die ganz sicher nur ein vernichtendes Urteil über die Demokratie zulassen kann. Denn die Massensuggestion, das Mittel, durch das in ihr regiert wird, ist tief unsittlich.* Im Vergleich zu ihr erscheinen alle Kniffe und Trugschlüsse alter und neuer Sophisten harmlos, denn diese wenden sich wenigstens an den Verstand; die Massensuggestion wirkt wie rohe Gewalt und kann kaum noch als geistiges Kampfmittel betrachtet werden. Die heiligsten Gefühle von Millionen werden irregeleitet und zwar oft nur, damit einige Wenige ihren Vorteil haben, genau so wie man der Monarchie nachsagt, daß die Könige für sich und ihre Familie Kriege geführt hätten.

Wenn trotzdem heute die mächtigsten Staaten der Welt demokratisch regiert werden, so erklärt sich das daraus, daß die Frage, ob Demokratie, ob Monarchie keine Frage ist, die nach Zweckmäßigkeits- oder Verstandesgründen entschieden

werden kann; es ist eine Frage der Weltanschauung, und der heute in der Welt herrschenden Weltanschauung entspricht nun einmal die Form der parlamentarischen Demokratie so gewiß, wie sich im Mittelalter die größten Geister, z. B. ein Dante, ein Walter von der Vogelweide, keine andere Regierungsform als die monarchische vorstellen konnten. Der heutige Mensch ist noch großenteils materialistisch gesinnt und ist zu eitel und eingebildet, als daß er sich einem anderen Menschen in freiwilligem, pflichtgemäßem Gehorsam unterordnen könnte. Er muß daher, weil nun einmal ohne Leiter und Geleitete kein Staat bestehen kann, geleitet werden, ohne daß er es merkt, d. i. durch das Mittel der Suggestion, und die Anwendung dieses Mittels ist ja auch heute durch die Ausbildung der Buchdruckerkunst, des Zeitungs- und Versammlungswesens zu früher unerreichter Vollkommenheit gediehen.

Die Völker, die diese Machtmittel am besten beherrschen, am meisten dazu begabt sind, müssen obenauf sein, solange die gleiche Weltanschauung herrscht wie heute. Wie erscheint da das deutsche Volk? Suggestiven Einflüssen erscheint es ebenso zugänglich wie andere Völker, aber die Gabe, auf andere einen suggestiven Einfluß auszuüben, scheint unter den Deutschen, was ganz sicher kein Tadel ist, weniger verbreitet. Die Gabe des aktiven suggestiven Einflusses scheint mit dem Vorzug, auf den wir mit Recht vielleicht bei uns stolz sind, nicht vereinbar zu sein, nämlich damit, daß es uns mehr als anderen um die Wahrheit und die Sache zu tun ist. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß bei demokratischer Geistes- und Staatsverfassung fremde Hypnotiseure in Deutschland die Herrschaft erlangen, seien es deutsche Staatsbürger jüdischer Rasse, die doch im günstigsten Falle für die Deutschen nur ein jüdisches Glück erstreben können, seien es, von Napoleon I. angefangen, geradezu englische und französische Staatslenker. Hiernach scheint die Demokratie nicht die Staatsform zu sein, unter der gerade der deutsche Charakter am besten gedeihen und zur Geltung kommen kann; für Deutschland müßte sich besser eine Staatsform eignen, in der ohne Suggestion den Führern oder Herrschern, zu denen das Volk Vertrauen hat, gehorcht wird; die Schwierigkeiten einer nicht mit Massensuggestion arbeitenden Demokratie hat Goethe in den Wahlverwandtschaften folgendermaßen geschildert:

„Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu tun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann," versetzte Eduard.

„Du hast so Unrecht nicht," versetzte der Hauptmann, „denn auch mir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das, was zu gewinnen ist! Wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an diesen, ohne jenen im Auge zu behalten. Jedes Übel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deswegen ist es so schwer, Rat zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf morgen. Kommt nun gar dazu, daß der Eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der Andere verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden."

„Wohin ich forschend blick, In Stadt- und Welt-Chronik..."

Von Dr. A. Langer, Wien.

Hans Sachs singt diese Worte zu Beginn des dritten Aktes der Meistersinger. Der alte Meister hat, um die Lösung der auf ihn eindringenden Fragen und Rätsel zu suchen, die Bücher der Geschichte aufgeschlagen; dasselbe tut auch heutzutage so mancher im deutschen Volke. Jetzt erinnern wir uns des Spruches, daß die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker sei; das geschieht aber nur in Zeiten der Betrübnis; solange es uns gut ging, wurde gegen alle Lehren der Geschichte drauf los gesündigt, als ob das Volk nur aus ungeborenen Kindern bestünde.

Die Quelle der Belehrung muß aber vorwiegend die deutsche Geschichte sein, denn das deutsche Volk ist zumeist andere Bahnen gewandelt, als seine Vorläufer und Zeitgenossen, seine Eigenart dürfte hiezu ebensoviel beigetragen haben, wie die Lage seiner Wohnsitze. Entstehung und Untergang von Reichen, wie es das Alexanders des Großen oder des Napoleons war, mit denen wohl auch das von Karl dem Großen gegründete in eine Reihe zu stellen ist, können hier außer Betracht bleiben, denn was uns von diesen berichtet wird, ist die Geschichte einzelner Personen, nicht Volksgeschichte. Als solche ist die des römischen Volkes von seltener Klarheit, sie zeigt einen in zähen Kämpfen errungenen Aufstieg zur Weltmacht, dann ein Verweilen auf dieser Höhe unter steter Ausbreitung, aber allmählich eintretendem Verfalle des führenden Volkes, schließlich den Abstieg und den völligen Zerfall. Spanien — nur zusammengedrängt auf einen viel kürzeren Zeitraum — zeigt denselben Verlauf; Englands Geschichte ist noch nicht abgeschlossen, wir kennen erst ihren Aufstieg und das jahrhundertelange Festhalten der Weltherrschaft; da diese darin wurzelte, daß London der Mittelpunkt des Handels- und Geldverkehres gewesen ist, könnte man die Verschiebung dieses Punktes über den Atlantischen Ozean nach Neuyork als ein Zeichen beginnenden Verfalls ansehen, aber England hat schon manchen kritischen Wendepunkt — ich erinnere nur an den Verlust der Kolonien, die jetzt einen Teil der Vereinigten Staaten bilden — überstanden. Auch an den Reichen der ältesten Zeit, den Assyren, den Persern sehen wir den am Römerreiche aufgezeigten Verlauf, so daß wir diesen, dargestellt durch die zwei Seiten und die obere Parallele eines Trapezes, als die Regel annehmen können.

Die Geschichte des deutschen Volkes dagegen zeigt uns eine Wellenlinie; noch richtiger ist es, die politische Machtentwicklung und die der Kultur gesondert zu verfolgen, dann erhält man zwei sich mehrmals schneidende Wellenlinien; betrachten wir ihren Verlauf.

Die Geschichte des deutschen Volkes beginnt in der Mitte des 9. Jahrhunderts nach dem Zerfalle des Karolingerreiches, langsam steigt unsere Linie an, steiler wird sie unter Heinrich dem Vogler, dem Städtegründer und Besieger der Magyaren, über Otto den Großen und Konrad II. Mit Heinrich III. auf der Synode von Sutri wird die Höhe politischer Macht erklommen; die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung macht noch weitere Fortschritte, so daß die volle Blüte unter Friedrich Rotbart am Ende des 12. Jahrhunderts mit der Gewinnung der Gebiete an der Oder, dem Aufblühen der Städte und dem

Hochstand der Ritterdichtung Wolframs v. Eschenbach und Walters v. d. Vogelweide erreicht wird. Hier bricht die Linie nach unten ab und führt über Friedrich II. zum Interregnum. Die Kaisermacht ist aufgerieben; die Krone wird ohnmächtigen Ausländern verliehen und das Raubritterwesen nimmt überhand, aber — hier finden wir die erste Verschneidung der beiden Linien — die Mauern der Städte haben der Sturmflut der allgemeinen Anarchie standgehalten und hier entfaltet sich der gotische Baustil in seiner ganzen Herrlichkeit.

Es war das Verdienst Rudolfs von Habsburg, die Ordnung im Innern wiederhergestellt und so dem Wiederaufbau der Wirtschaft, der Gesundung der Sitten den Boden bereitet zu haben, es gelingt ihm aber nicht, sich gegen die Landesfürsten durchzusetzen, sein Streben ist daher — und das ist die Tradition des Hauses geblieben — auf die Stärkung der Hausmacht gerichtet, um auf diese gestützt die Zentralgewalt im Reiche auszuüben. Wenn daher deutsche Könige in der Folgezeit zu geschichtlicher Bedeutung gelangten, wie der Luxemburger Karl IV. und die späteren Habsburger, so schöpften sie die Kraft aus der Macht ihres Hauses; vornehmlich diese Hausmacht der Habsburger war es, die den Türken an der Reichsgrenze Halt gebot und den von Rudolf hergestellten Frieden im Reiche aufrecht hielt. Eine Stütze des Friedens waren auch die Bündnisse der Städte, die in diesen Jahrhunderten eine Hochblüte erreichten und sich durch den Hansabund auch dem Auslande gegenüber zur Geltung brachten. Die Würde des Deutschen Kaisers war aber zu einem schmückenden Attribut einzelner Landesfürsten herabgesunken. Bei jeder Königswahl mußten den einzelnen Kurfürsten neue Zugeständnisse gemacht werden, überdies zwang die Türkengefahr den Kaiser immer wieder, als Bittender bei den Landesfürsten vorzusprechen. Dann brachte das 16. Jahrhundert die Religionskämpfe, Zwietracht zerriß das Reich in zwei erst hadernde, dann sich erbarmungslos bekämpfende Lager; von diesen Parteien gerufen, griff das Ausland in die Kämpfe ein, und im 30jährigen Kriege brach das entsetzlichste Unheil über das Reich herein, unsere Linien — die weltpolitische sowohl wie die kulturelle — finden sich wieder in ihrem Tiefpunkte.

Langsam, gehemmt durch die Türkenkriege, wie durch die Raubkriege Ludwigs XIV., erheben sie sich wieder, vornehmlich in den Gebieten der Habsburger und der zweiten zur Macht gelangten Dynastie: der Hohenzollern. Ihr Gegensatz beherrscht zwei weitere Jahrhunderte deutscher Geschichte. Beide Herrscherhäuser, das eine unter Maria Theresia und Josef II., das andere unter Friedrich dem Großen, haben ihre Länder zu hoher Blüte emporgeführt, aber es war nur eine österreichische und eine preußische, nicht das ganze deutsche Volk hatte teil daran, es kämpften in den Kriegen des 18. Jahrhunderts Deutsche gegen Deutsche auf deutschem Boden, und in einigen Kleinstaaten herrschte ein unaufgeklärter Absolutismus schlimmster Art, man denke an die Jugend Schillers, an die in „Kabale und Liebe" erwähnte Gepflogenheit einzelner Landesväter, ihre männlichen Landeskinder an die Kolonialarmeen Englands und Hollands zu verkaufen und an die Tatsache, daß in Hannover die Folter bis ins 19. Jahrhundert bestand. Aber wir haben hier wieder eine Verschneidung unserer beiden Linien: während Deutschland in der politischen Entwicklung hinter England und Frankreich zurückblieb, erhebt sich die deutsche Kultur zu jener lichten Höhe, die durch die Namen Goethes und Schillers bezeichnet ist.

Alsbald bricht aber neue Schmach über Deutschland herein. In seinem

Innern zerklüftet, kann es Napoleon nicht standhalten, er besiegt erst Österreich, dann Preußen, nimmt ihnen viele Gebiete weg, und — der Gipfelpunkt der Schmach — die im Rheinbunde zusammengeschlossenen deutschen Fürsten unterwerfen sich dem Protektorate Napoleons. Die politische Linie ist demnach neuerdings nach unten abgebrochen, sie erhebt sich aber schon in den Freiheitskriegen zu raschem Aufstiege, der schließlich nach dem Versailles von 1871 führt. In Bismarcks Zeitalter vereinigt sich im Deutschen Reiche unter den mächtigen Akkorden Richard Wagners politische Macht mit kultureller und wirtschaftlicher Entfaltung.

Die entsetzlichen Ereignisse des Jahres 1918 haben nicht nur die Weltgeltung Deutschlands vernichtet, sondern auch einen schweren Rückschlag auf allen Gebieten des Geistes- und Wirtschaftslebens herbeigeführt. Dem Tiefstande der Mark und der österreichischen Krone steht eine erschreckende Steigerung der Straffälligkeits- und Sterblichkeitsziffern gegenüber, das wirtschaftliche wie das wissenschaftliche Leben verdorrt, die Kunst ist aufs Kino gekommen, und der Fremde herrscht nicht nur am Rhein und an der Ruhr, sondern auch an der Donau, und wenn man die Namen der Beherrscher der Banken und der Presse beachtet, auf dem gesamten Boden Deutschlands.

Es hat demnach nur zwei verhältnismäßig kurze Perioden fleckenlosen Glanzes in der deutschen Geschichte gegeben, die Zeit von Heinrich III. bis einschließlich Friedrich I. und das Zeitalter Wilhelms I., dagegen stehen unsere Linien schon zum vierten Male in einem Tiefpunkte. Wo liegt nun der Grund der kurzen Dauer der Glanzzeiten, des jähen Sturzes, der ihnen folgte, und der Häufigkeit der Elendsperioden? Das ist die Frage, die wir jetzt an die Geschichte stellen, um belehrt zu werden, ob wir selbst schuldtragend sind, worin die Schuld gelegen ist, um zu erfahren, was wir für die Zukunft zu erhoffen haben, und welcher Weg uns zur Erfüllung dieser Hoffnungen führt.

Den Hohenstaufen wurden zweifellos die durch keinerlei Tatsachen der inneren Verhältnisse des Reiches bedingten über den Rahmen des Deutschtums hinausstrebenden Unternehmungen verderblich. Romantische Anknüpfungen an die römische Kaiserzeit, der Drang des Starken, seine Kraft auch zur Geltung zu bringen und die Sehnsucht des Deutschen nach dem sonnigen Süden verleitete die deutschen Könige, nach der römischen Kaiserkrone zu streben, sich an den Kreuzzügen zu beteiligen und die häufigen Züge nach Rom zu unternehmen. Sie wurden hiedurch in die verworrenen italienischen Händel verwickelt und gerieten in Streit mit den Päpsten. Diese, selbst zwar ohne militärische Macht, wußten aber ihre Herrschaft über die Gewissen um so wirksamer auszunützen und fanden unter den auf die steigende Macht des Kaisers eifersüchtigen Landesfürsten willige Helfer: es entstand der Gegensatz zwischen Ghibellinen und Welfen, Friedrich II. war durch seine Unternehmungen genötigt, den Aufenthalt nach Italien zu verlegen, er wurde fremd im Vaterlande und entfremdete sich dem deutschen Wesen. Losgelöst von der Heimat verlor er allmählich die Macht und dem Reiche fehlte die alle Stämme zusammenfassende Gewalt, es versank im Interregnum. „Ans Vaterland ans teure schließ dich an,... da sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“ Gegen diese Wahrheit hat sowohl Friedrich II. als die Parteigänger des Papstes unter den deutschen Fürsten gesündigt, und das wurde den letzten Hohenstaufen sowohl wie dem Reiche zum Verhängnis. Ohne daß ein feindlicher Soldat deutschen Boden betreten hätte, wurde Deutschland dem Verfalle preisgegeben; lediglich deshalb,

weil die Landesfürsten keine Macht über sich dulden und nur ihre selbstischen Pläne fördern wollten, wurde keinem Manne die Königswürde verliehen, der die Rechte und Pflichten dieses hohen Amtes zu üben vermocht hätte. Erst die Wirtschaftskämpfe der jüngsten Zeit haben in dem Worte „passive Resistenz" eine dieses Verhalten treffende Bezeichnung geschaffen. Neunzehn Jahre dauert es, bis in dem durch die um sich greifende Unordnung gequälten Reiche die Sehnsucht nach der starken Hand zum Durchbruch gelangt, aber dann kann sich, da keine Störung von außen eintritt, das Reich rasch erholen.

Etwa 350 Jahre später haben wir den zweiten Tiefpunkt deutscher Geschichte festgestellt, er liegt im 30jährigen Kriege, diesem weltgeschichtlichen Ereignisse, das nur in einigen Zügen Ähnlichkeit mit dem Peloponnesischen Kriege aufweist, sonst aber ohne gleichen ist. Die landläufige Auffassung dieser Vorgänge bedarf aber vorerst einiger Ergänzungen und Richtigstellungen. Ich gehe hierbei von der Tatsache aus, daß die Deutschen damals vorwiegend Ackerbau trieben. Sind nun die deutschen Bauern damals nicht ebenso an der Scholle gehangen, waren sie nicht ebenso schwerfällig und wenig abenteuerlustig wie ihre Nachfahren? Wie konnte da Wallenstein seine Heere buchstäblich aus dem Boden stampfen? Hier muß man sich daran erinnern, daß hundert Jahre vorher der Aufstand, den wir die Bauernkriege nennen, niedergeworfen worden war, und die Bauern mit drückender Knechtschaft für die in diesem Aufruhr verübten Greuel bestraft wurden, und daß dann noch die Gegenreformation die Vertreibung der überzeugungstreuen Protestanten als Zwangsmittel anwendete. Aus einem so völlig verelendeten Bauernstande, aus heimatlos gewordenen Bauernfamilien, war es natürlich leicht, Rekruten zu gewinnen, es genügte die Aussicht auf das ungebundene Soldatenleben, auf die Gelegenheit zur Plünderung und zur Rache an den Bedrückern; in den späteren Jahren allerdings hat, auch was das Menschenmaterial anlangt, der Krieg den Krieg ernährt; denn die Bürger der verwüsteten Städte, die Bewohner der niedergebrannten Dörfer und Burgen, sie mußten, um zu leben, Handgeld nehmen. So kam es, daß in dem Kriege, der das ganze deutsche Gebiet von der Meeres Küste bis an die bayerischen Alpen, vom Rhein bis an die Weichsel verwüstete und fünf Sechstel der Bevölkerung Deutschlands verschlang, fast nur Deutsche einander gegenüberstanden. Da überdies als Gegenstand des Streites nur innere Fragen des Deutschen Reiches, die Religionsfreiheit, die Landeshoheit der Stände, der Besitz der Kirchengüter im Vordergrunde standen — die Raubgelüste der eingreifenden Nachbarn wurden klüglich verschwiegen —, muß dieses Geschehen wohl richtiger als eine Revolution, und zwar als eine nach ihrer Dauer, der Größe ihrer Opfer an Menschen und Vermögenswerten und der Geringfügigkeit ihrer kulturellen Errungenschaften in der Geschichte der Menschheit nicht wieder dagewesene Revolution bezeichnet werden und wird als solche eher begreiflich. Denn nur ein völlig unter sich verhadertes Volk konnte seine Stammesgemeinschaft so völlig vergessen, so blind für die Raubpläne der Nachbarn sein, die, von der einen oder anderen Partei als Helfer gerufen, auf deutschem Boden erschienen. Die Stammesgemeinschaft war gegenüber der Religionsgemeinschaft in Deutschland wenigstens völlig in den Hintergrund getreten, der Streit um die Religionsfreiheit und gegen das Papsttum war auch in anderen Ländern West- und Mitteleuropas, in England, Frankreich und den Niederlanden entbrannt, in allen diesen Ländern gab es unter verschiedenen Namen papistische und Reformationsparteien; die gleiche Idee, die gleiche Be-

drängnis führte nun die gleichgerichteten Parteien dieser Länder zusammen und die geographische Lage Deutschlands, die besondere Erbitterung, mit der diese Kämpfe in Deutschland geführt wurden, weil hier mit der religiösen Frage auch bedeutende materielle Interessen verquickt waren, und die Tatsache, daß die Führung der Katholiken in den Händen der durch nichtdeutsches Blut und außerdeutschen Besitz dem deutschen Fühlen entrückten Dynastie der Habsburger lag, nicht zuletzt die Verblendung der Deutschen, an die Uneigennützigkeit der ausländischen Helfer zu glauben, das alles führte dazu, daß die Protestanten nach der Niederwerfung des Aufstandes in Böhmen erst die Dänen, dann die Schweden, schließlich sogar die katholischen Franzosen ins Land riefen, deren Eingreifen jedesmal die Greuel vermehrte und den Krieg verlängerte. Es gab also damals eine katholische und eine protestantische Internationale, die beide tatsächlich in Wirksamkeit traten, aber nur zum Scheine die internationalen religiösen, in der verschwiegenen Wirklichkeit aber ihre nationalen, nach deutschem Besitze begehrenden Interessen verfolgten.

Im Westfälischen Frieden prägt sich der französische Einfluß aus, dessen Ziele von Mazarin bis Clemenceau unverändert blieben: Zerstückelung des Deutschen Reiches durch Anerkennung der Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande, durch Belehnung Schwedens mit Pommern, durch Abtretung linksrheinischen Gebietes im Elsaß und in Lothringen an Frankreich; Schwächung der Reichsgewalt durch Anerkennung der Landeshoheit der Reichsstände mit dem Rechte, Bündnisse mit Auswärtigen zu schließen; schließlich die Möglichkeit zur Einmischung in innerdeutsche Fragen durch Garantierung des Friedens und durch Besetzung zweier Brückenköpfe am Rhein.

Ganz Deutschland war zerstört, seine Bevölkerung, auf einen geringen Bruchteil zusammengeschmolzen, bestand zum großen Teile aus Landstreichern und Wegelagerern, seine Wirtschaft war vernichtet, der Einfluß der noch immer nach deutschem Gute gierigen Feinde unausgesetzt am Werke, um den Wiederaufbau zu verhindern; und dennoch jagt der Große Kurfürst 1675 die Schweden aus dem Lande, dennoch sieht sich Ludwig XIV., der allerchristlichste König, genötigt, vorsichtsweise dem Kaiser die Türken an den Hals zu hetzen — wer denkt da nicht an die letzten Reisen Fochs nach Warschau und Prag? —, als er daran ging, Straßburg zu rauben, dennoch besiegt das deutsche Reichsheer — und nicht, wie die vom Polenklub diktierte österreichische Schulgeschichte lehrt, die Polen — vor Wien die Türken, dennoch hält es Ludwig XIV. für ein Gebot der Vorsicht, durch Verwüstung der Pfalz den Deutschen den Marsch nach Frankreich zu erschweren. Der Wiederaufbau Deutschlands vollzog sich unaufhaltsam, und 1724 wurde Klopstock, 1729 Lessing geboren.

Aber in dem genesenden Körper fanden die nicht völlig abgestorbenen Krankheitskeime neue Nahrung und bereiteten den deutschen Boden für Napoleons Siegeszug vor. Die Religionsparteien traten einander wieder gegenüber, nur mit anderen Losungsworten; Habsburg stand gegen Hohenzollern, und im dritten Teile des Reiches neigte man aus Besorgnis vor dem Vorherrschaftsstreben dieser beiden Häuser französischem Einfluß zu, der die Mode ohnehin schon beherrschte; in keiner der vielen deutschen Residenzen fehlte ein im Versailler Stile gebautes Schloß mit französischem Namen, wie Bellevue oder Solitüde, und in keinem dieser Schlösser die französische oder englische Maitresse. Auch Friedrich II. hatte kein rechtes Empfinden für deutsches Wesen, und nur Josef II. wurde von

dem Nationalgefühle ergriffen, das sich in den damaligen Dichtern regte. Aber ehe diese Saat zur Reife kommen konnte, wurde sie vom korsischen Eroberer niedergetreten. Deutschlands Schwäche war hiebei sein Bundesgenosse; denn der Widerstand Deutschlands wäre hartnäckiger und wohl auch erfolgreicher gewesen, wenn nicht auch in Napoleons Heeren sich zahlreiche deutsche Truppen befunden hätten, und wenn nicht 1805 Preußen, 1806 Österreich und 1809 wieder Preußen untätig zugesehen hätte, wie die andere deutsche Macht besiegt und gedemütigt wurde. Liebedienerei und Feigheit gegenüber dem Fremden und das Fehlen des Verständnisses für das deutsche Ganze waren die Ursache alles Elends, das bis 1813 über Deutschland lastete. Glücklicherweise war Frankreich seit dem Feldzuge in Rußland und noch mehr nach Leipzig und Waterloo derart geschwächt, daß es Deutschlands Entwicklung nicht zu stören vermochte, daß die innere Hemmung durch Metternichs Polizeistaat rasch überwunden wurde und der Aufschwung von Knechtschaft und Elend zur höchsten Blüte sich in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts vollziehen konnte.

Aber wie ein Jahrhundert vorher gewann auch jetzt der Keim der Zwietracht alsbald wieder Boden und Nahrung. Das Volk errang sich den Parlamentarismus, der sofort die zersetzende Rolle übernahm, die früher die deutschen Landesfürsten gespielt hatten. Ein Gärtner, der in ein Beet seines Gartens Unkraut sät und dann ratlos dasteht, wenn es sich auf die übrige Gartenfläche ausdehnt, wird wohl nirgends Beifall finden; aber das Parlament ist solch ein Beet der Zwietracht. Kaiser Wilhelm II. hat es in jener denkwürdigen Reichstagssitzung vom August 1914 versucht, das Unkraut auszurotten, seine Worte wirkten aber nur bis zur Niederwerfung Rußlands, dann trat immer deutlicher eine in Deutschland ernst genommene, von Wilson geführte internationale demokratische Solidarität zutage und der Parteien Zank und Selbstsucht gebar schließlich jenes Kriegskabinett des Prinzen von Baden, das nur erwog und prüfte, beriet und erörterte, kurzum mit Geschwätz Stunden, Tage und Wochen verlor, während die Ereignisse gebieterisch eine rasche Tat forderten. Der Stein war im Rollen, es folgte der Waffenstillstand, diesem der Frieden von Versailles, dann die Besetzung des Ruhrgebietes und zuletzt der Marksturz... Gewiß war es ein verhängnisvoller Fehler gewesen, den Bismarckschen Kurs in der Außenpolitik zu verlassen, aber das Verhängnis wäre zu bannen gewesen, wenn nicht die Selbstsucht und Nörgelsucht der Parteien, ihre Blindheit für das Reichsinteresse vor dem Kriege den vollständigen Ausbau der Rüstung Deutschlands vereitelt hätte und im Kriege dieselben Parteien nicht den Zusammenbruch des Hinterlandes herbeigeführt hätten. Keine der politischen Parteien ist von dieser Schuld völlig freizusprechen, aber am schwersten belastet sind jene, die nicht aus Unverstand, sondern bewußt auf den Umsturz hinarbeiten, um aus diesem Chaos die Diktatur des Proletariats herauszufischen.

Es ist nicht schwer, aus diesen Betrachtungen die Summe zu ziehen.

Politische Macht, geistiger und wirtschaftlicher Wohlstand hat sich im deutschen Volke nur eingestellt, wenn die Reichsleitung in den Händen einer starken Persönlichkeit lag; diese alle — von Heinrich dem Vogler bis Wilhelm I. und Bismarck — waren zwar von starkem Verantwortlichkeitsgefühl beseelt, *aber demokratisches Denken war ihnen völlig fremd.*

Wann immer aber solch ein Aufschwung eintrat, *hatte das Staatsoberhaupt mit starker Gegnerschaft im Volke zu kämpfen;* die

Kämpfe wurden mit wachsender Leidenschaftlichkeit geführt, teilten das Volk in feindliche Lager, „Hie Welf, hie Waiblingen“ hieß es im Mittelalter, Klassenkampf heißt es jetzt, ja die Kämpfer verschmähten es nicht, das Vaterland an das Ausland zu verraten, wenn sie dessen Hilfe benötigten. *Niemals aber* — und das sollten auch diejenigen beherzigen, die jetzt für Mussolini schwärmen — *wurde diese Hilfe*, mag sie in Rat oder Tat bestanden haben, *ohne selbstsüchtige Ziele gebracht*, oft — Frankreich im 30jährigen Kriege, Wilson im Weltkriege — war die Verschärfung der Zwietracht sogar der nächste Zweck.

Empfänglichkeit für fremde Art, ausländische Moden in Tracht und Politik, *Vertrauensseligkeit gegenüber dem fremden Helfer, verblendete Leichtgläubigkeit gegenüber seinen Versicherungen haben die Zwietracht genährt, und immer hat diese den Zusammenbruch herbeigeführt.* Wenn Jahn sagte, dem Deutschen könne nur durch Deutsche geholfen werden, so hatte er schon deshalb Recht, weil es letzten Endes immer Deutsche waren, die das Unglück Deutschlands herbeigeführt haben.

Daß die Führung im politischen Hader in der Neuzeit von den Landesfürsten auf die Parteiführer übergegangen ist, habe ich schon erwähnt. Der Vergleich wird aber noch vertieft und bestätigt durch einen Blick auf Ziele und Art des Kampfes. *Alle politische Arbeit der Sozialdemokraten ist ausschließlich in den Dienst der Partei gestellt*, für das Gesamtvolk haben sie kein Herz, der Klassenkampf ist ja auf die Unterjochung, ja Vernichtung der ihnen gegenüberstehenden Volksklassen gerichtet, und auch der Staat ist ihnen nur eine Melkkuh, Gesetzgebung und Finanzverwaltung soll ihnen die Mittel zum Wählerfang, zur Mehrung ihrer Macht bieten. *Ist das etwas anderes als die mit Recht verurteilte Hausmachtpolitik einzelner Dynastien, nur ins Ungeheure vergröbert?* Und die internationalen Sozialistentage, einschließlich des Friedenskongresses von Stockholm, bezweckten sie etwas anderes als die von den protestantischen Fürsten im 30jährigen Kriege nach Schweden und Frankreich gesandten Hilferufe? Und hatten sie nicht auch denselben Enderfolg?

Und nun der Ausblick in die Zukunft! Viermal hat, wie wir gesehen haben, das deutsche Volk sich aus politischem, wirtschaftlichem und moralischem Elend wieder aufgerafft.

Die Schäden des Interregnums scheinen allerdings geringer gewesen zu sein als die durch Weltkrieg und Revolution heraufbeschworenen. Aber schon die Menschenverluste im 30jährigen Kriege waren unvergleichlich größer als diejenigen sind, die wir jetzt betrauern. Der Feind war jetzt nicht im Lande, nur wenige deutsche Städte haben durch feindliche Bombenwürfe gelitten, die Industrieanlagen sind noch unversehrt, ebensowenig hat die Landwirtschaft gelitten, und — vielleicht das wichtigste — der deutsche Bauernstand steht unerschüttert, wirtschaftlich sogar gefestigt da; ihm haben wir es zu verdanken, daß der Bolschewismus in Bayern rasch überwunden war und in Österreich, nachdem er die Städte überschwemmt hatte, sich nicht weiter ausbreiten konnte und jetzt Schritt für Schritt zurückgedrängt wird.

Auch der Vergleich mit dem Napoleonischen Zeitalter ergibt keinen Grund zur Hoffnungslosigkeit, denn damals stand schon ein Drittel Deutschlands im Feindeslager und diente dort ohne Widerstand mit geringem Widerwillen,

alle Festungen Preußens hatten französische Besatzungen, und auf der Feindesseite herrschte einer der größten Feldherren und Staatsmänner aller Zeiten.

Das deutsche Volk, das seine Größe im Ertragen und Überwinden der Schmach und des Elends erwiesen hat, das in unverwüstlicher Lebenskraft aus den Wüsten und Brandstätten des 30jährigen Krieges als das Volk der Dichter und Denker erstanden ist, den unbesiegbaren Napoleon vor sich über den Rhein fliehen sah und dann eine weltgebietende Macht aufgestellt hat, ist jung und stark genug, auch Poincaré und Foch über die Vergänglichkeit aller irdischen Macht zu belehren, aber die Ungeduldigen werden noch etwas warten müssen. Wir wissen noch gar nicht, ob der Tiefpunkt des Wellentales schon erreicht ist. Denn noch besteht Zwietracht im Reiche. Der Fremde herrscht im Norden Deutschlands, nicht durch Fürsten und Soldaten, sondern durch Büttel, die deutschen Blutes sind. Wie die deutschen Fürsten nach der Bezwingung Napoleons die Versprechungen verleugneten, mit denen sie das Volk zu den Freiheitskriegen begeistert hatten, und die Mahner durch Metternichs Maßregeln zum Schweigen zu bringen suchten, ebenso und mit denselben Mitteln versucht man jetzt die Enttäuschung des Volkes über die Früchte der Erhebung von 1918 zu ersticken, suchen sich die Emporkömmlinge der Revolution — die das Geld und die Macht an sich gerissen haben — sich im Besitze ihres Revolutionsgewinnes zu erhalten.

Auch das muß noch überwunden werden. Nicht durch ausländische Hilfe! In stummem Heldentum sammelt und stählt sich das Volk an der Ruhr und am Rheine. Dort erklingen schon Freiheitslieder, die mit dem edlen Schwunge Theodor Körners die glühende Vaterlandsliebe und den heiligen Zorn Ernst Moriz Arndts hinaustragen auch nach Berlin und Leipzig, wo jetzt noch Gesetzgebung und Rechtsprechung im Kampfe gegen das Vaterland stehen. Auch dort begeistert sich schon die Jugend an den Nachrichten aus dem deutschen Westen, sie muß noch die Alten mit sich reißen, alles Fremde aus dem Volkskörper ausscheiden, und dann erst kann der Mann erstehen, der den Aufruf „An mein Volk“ erläßt. Möge es das ganze deutsche Volk sein!

„Eingriff in die Substanz“.

Was einst wir Diebstahl nannten
Als ehrlich grober Hans,
Tauft um ihr Weltbriganten,
Ihr Staats- und Ratsverwandten,
Zur Freude Jedermanns:
Ein Griff in die Substanz!

Oswald Schmidt.

Ein Denkmal der Unduldsamkeit
(Mommsen gegen Treitschke).

Von Prof. G. v. Below, Freiburg i. B.

Wir dürfen es heute als eine bekannte Tatsache voraussetzen, daß diejenigen die unduldsamsten sind, die stets die Pflicht der Duldsamkeit im Mund führen. Und diejenigen sind am wenigsten wahrhaft frei, die sich als die „Freisinnigen", als die Partei des „Freisinns" bezeichnen. Im folgenden teilen wir einen Brief von Theodor Mommsen mit, einer der Größen des „Freisinns", der ein wahres Denkmal von Unduldsamkeit darstellt.[1]) Mommsen war ein hervorragender Gelehrter. Als Politiker zeigt er jedoch in seiner Entwicklung eine gebrochene Linie. Er hat einmal, in seinen früheren Jahren, als Politiker, bessere Tage gesehen: er kämpfte da, an der Seite von Droysen, H. v. Sybel, H. v. Treitschke, in gut deutschem Sinn. Seit 1880 etwa aber sehen wir ihn in der Gruppe derjenigen Liberalen, die die Politik Bismarcks bekämpfen. Die schroffe, verständnislose Art, mit der er Bismarck gegenübertrat, gereicht ihm nicht zum Ruhm. Er glaubte, daß einige Jahrzehnte nach seinem Tod die Welt davon überzeugt sein werde, daß er, nicht Bismarck recht gehabt habe. Heute können wir diesen Glauben nur als kindlich bezeichnen. Mit vollkommener Verständnislosigkeit beurteilte er ferner den Antisemitismus. Zwar können wir nachweisen, daß er für einen Mann wie Lasker keineswegs Sympathie empfand. In seinen Briefen an den Physiologen Ludwig, die Alfred Dove unmittelbar nach Mommsens Tode in der Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung" herausgegeben hat, schildert er, wie Lasker ihm auf die Nerven falle. Indessen es gehört zu der Unausgeglichenheit seines Wesens, daß er trotzdem den Antisemitismus wie etwas ganz Unsinniges ablehnte. In diese Gegensätze führt uns der an den Historiker H. v. Sybel gerichtete Brief, den wir hier mitteilen. Innerhalb der Mitglieder der Berliner Akademie war der Wunsch laut geworden, Treitschke zum Mitglied zu wählen. Dagegen wendet sich Mommsen. Er gesteht selbst ein, daß Treitschke sachlich die Wahl verdiene. Aber er sucht gegen sie zu wirken, weil Treitschke ihm — politisch nicht paßt, vor allem, weil er — Antisemit ist! Übrigens hat die Akademie sich nicht abschrecken lassen, Treitschke doch zu wählen. Allein Mommsens Brief bleibt ein Denkmal für die Art, wie man in „freisinnigen" Kreisen gegen edle Deutsche kämpft.[2])

Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Freund, Sie haben jetzt Treitschke zum Mitglied der Akademie vorgeschlagen. Wir haben wie sonst so in akademischen Dingen seit manchen Jahren so manches getheilt; ich möchte Ihnen zum Ausdruck bringen:

Treitschke ist für mich der rechte Ausdruck der sittlichen Verrohung, die unsere Civilisation in Frage stellt, und auf dem litterarischen Gebiet ihr mächtigster Träger. Sein seltenes Talent der Forschung wie der Darstellung

[1]) Der Brief wurde mir mit der Maßgabe zur Verfügung gestellt, daß ich ihn nicht vollständig veröffentlichen dürfe. Ich habe daher ein entsprechendes Stück aus ihm fortgelassen. Für das Bild, das der Brief von dem uns hier beschäftigenden Fall gewährt, macht jedoch die Fortlassung nichts aus.

[2]) Ein anschauliches Bild der allgemeinen Anschauungen Treitschkes gibt neuerdings O. Westphal, Der Staatsbegriff H. v. Treitschkes, in der Festgabe für F. Meinecke (München, R. Oldenbourg).

hat er in den Dienst dieser Gemeinheit gestellt und der Erfolg, die Wirkung auf die Masse, beherrscht ihn völlig.

Er ist der Vater des modernen Antisemitismus. Gewiß ist dieser selbst so alt wie die Semiten; aber bisher haben die führenden Männer unserer Nation dessen praktische Durchführung in ihrer Widersinnigkeit und Schändlichkeit erkannt und danach gehandelt. Treitschke hat ihn salonfähig gemacht und ist der rechte Vater von Henrici und Böckel.

In dem nothwendigen, aber gefährlichen Antagonismus zwischen unserem schneidigen Norden und unserem gemüthlichen Süden ist er gleichfalls der wirksamste Hetzer. Für das allerdings recht verschwommene Ideal der Jungfrau Germania hat er die ideale Pickelhaube in Curs gebracht, was mir auch, obwohl ich ein guter Preuße zu sein glaube, als ein zweifelhaftes Verdienst erscheint.

Wenn der K. preußische Historiograph von der sprichwörtlichen Undankbarkeit der Hohenzollern spricht, so sind solche Worte freilich des Aufsehens und des Beifalls sicher; aber es bleibt ein Act der Roheit und in unserem auf die Monarchie angewiesenen Staat eine unverantwortliche Rede.

Es giebt kein glänzenderes, aber auch kein gemeinschädlicheres Buch als seine Geschichte. Wer Geschichte, insbesondere Geschichte der Gegenwart schreibt, hat die Pflicht politischer Pädagogik; er soll denen, für die er schreibt, ihre künftige Stellung zum Staat weisen und bestimmen helfen. Treitschkens Werk ist in dieser Hinsicht die reine Nullität, das rechte Evangelium alles Abziehens von politischer Thätigkeit und damit für den Durchschnittsmenschen des Streberthums.

Daß der Mann auch persönlich allerlei Nichtswürdigkeiten begangen hat, lasse ich bei Seite; ebenso bei Seite die persönlichen Conflicte zwischen mir und ihm, die übrigens so geringfügig sind, daß für mich darüber ohne alle Schwierigkeiten hinwegzukommen wäre. Das Gesagte wird Ihnen aber begreiflich machen, warum ich gehe, wenn er kommt.

Sie können darauf antworten, daß die Akademie kein Tugendbund ist und bei unseren Wahlen jene Rücksichten nicht obwalten dürfen. Ganz richtig ist das nicht. Vor wenigen Tagen kam die leidige Aronsche Sache in unserer Facultät zur Verhandlung; Treitschke nahm die Gelegenheit wahr eine (practisch natürlich ganz überflüssige) Judenrede zu halten und den Angeklagten als Kreuzung von Lausbuben und Bleichröder zu bezeichnen. Ihm ist die Wirkung alles, und er ist im Stande auch bei akademischen Reden vorkommenden Falls Ähnliches zu leisten. Aber ich widerspreche nicht, wenn Sie sagen, daß dergleichen für die Akademie nicht disqualificirt. Indeß auch Sie werden dem langjährigen Secretär der Akademie das Recht nicht bestreiten solchen Möglichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Es ist nicht die Absicht dieses Briefes Sie zur Zurücknahme des Antrags zu bestimmen. Ich hätte allerdings gewünscht, wie es nun Ihre Absicht zu sein schien, daß Sie sich auf die Ehrenmitgliedschaft beschränkt hätten. Treitschkes Taubheit disqualificirt ihn natürlich für die Akademie nicht; aber unbequem ist sie, wie unsere Facultät weiß, bei den Verhandlungen sehr und sie würde einen Weg gewiesen haben zu leidlicher Ausgleichung seiner im Übrigen ja zweifellosen Berechtigung und jenen Erwägungen, die wenigstens für mich bestimmend sind. ...

Daß der Antrag durchgeht, ist nicht völlig gewiß, da vielleicht Gegenvorschläge kommen, aber sehr wahrscheinlich, und ich werde nichts dazu thun

ihn zu Fall zu bringen. Aber eine Bitte habe ich, die Sie leicht erfüllen können: die Wahl so zu leiten, daß Treitschkes Antrittsrede erst in der nächsten Leibnizsitzung stattfindet.

Ich gehe — diesmal definitiv — zum 1. September. Lassen Sie sich das nicht leid sein. Ich habe keine Freude mehr an dieser Thätigkeit, und die Menzelstiftung mit der Aufgabe zwischen beiden Klassen und dem Ministerium durchzusegeln hätte mich doch aus dem Secretariat getrieben.

Und vor allen Dingen lassen Sie uns gute Freunde bleiben. Ich habe viel alte Lebensgenossen in diesen Tagen verloren; es geht damit wie mit den Rosen im Herbst, je weniger bleiben, desto mehr hängt man daran.

gez.: Mommsen."

Eine Widerlegung der Anschuldigungen, die Mommsen gegen Treitschke erhebt, ist überflüssig. Heute weiß ja jedermann, daß Treitschke gerechtfertigt ist und recht behalten hat, während Mommsen im Unrecht sitzt. Nur folgendes heben wir hervor. Die wirksamste Widerlegung der Mommsenschen Anschuldigungen liefert die einfache Vertiefung in die Werke Treitschkes, und sie gewähren das Bild einer sich folgerichtig entwickelten, geschlossenen und von unerschütterlichem Idealismus erfüllten Persönlichkeit, während bei Mommsen die Harmonie zwischen Erkenntnis und Tat fehlt. So scharf sein Blick, so umfassend seine Kenntnis, so glänzend seine Formulierungen, sein Wollen zeigt keine Einheit und widerspricht überall seinem Erkennen. In dem Zusammenhang von Erkenntnis und Charakter ist Treitschke der Größere. Um über das Beispiel der Hauptanschuldigung, die Mommsen gegen Treitschke erhebt, ein Wort zu sagen, so erkannte er scharf, wo sich das Ferment der nationalen Dekomposition befindet, und bezeichnete es mit klassischem Ausdruck.[1]) Aber er empfahl uns diese Dekomposition und ihr Ferment! Und hier sei sogleich noch hinzugefügt, daß, wenn er Treitschke auf Grund jener Anschuldigung als „den rechten Ausdruck der sittlichen Verrohung", als im „Dienst der Gemeinheit" stehend brandmarkt, Jakob Burckhardt, dessen Geist und Werke als Blüte der neuen deutschen Kultur, der neuzeitlichen Kultur überhaupt, gelten, an der „sittlichen Verrohung" und „Gemeinheit" vollen Anteil hat.[2]) Schließlich weisen wir darauf hin, daß Mommsen seine verwerfende Kritik an Treitschkes deutscher Geschichte nur damit glaubt begründen zu können, daß er dem Historiker „die Pflicht politischer Pädagogik" auflegt; womit er sich — diese Bemerkung richten wir zugleich an die Adresse von W. Götz, der die deutschen Historiker als wesentlich unpolitisch hinstellen will[3]) — zu dem alten Programm der politischen Historiker bekennt.

[1]) Vgl. „Preuß. Jahrbücher" Bd. 135 S. 5 ff. Zu der von Mommsen behaupteten Störung des Verhältnisses zwischen Nord- und Süddeutschland s. Westphal, Staatsbegriff S. 178.

[2]) Vgl. J. Burckhardts Briefe an F. v. Preen, z. B. S. 224.

[3]) Vgl. über die Auslassungen des Leipziger Historikers W. Götz meine Schrift „Die parteiamtliche neue Geschichtsschreibung" und meinen Aufsatz über die politischen Historiker im Septemberheft von 1923 der „Preußischen Jahrbücher".

Eine Stimme aus dem elsässischen Grabe.

Von Hans Witte.

Schon vor längeren Jahren hat diese Stimme einmal zu den Deutschen geredet. Noch nicht aus dem Grabe. Graf Eckbrecht Dürckheim-Montmartin weilte noch unter den Lebenden, als im Jahre 1887 seine Erinnerungen zum ersten Male erschienen. Wer von uns hätte damals daran gedacht, daß unser Elsaß wieder von uns getrennt und seine allmählich wiedererwachende deutsche Art noch einmal ins Grab der Fremdherrschaft versenkt werden würde?

Das Buch ist eifrig gelesen worden. Vier bis zum Schicksalsjahr 1914 erschienene Auflagen sind des Zeuge. Und dennoch hat Deutschland die Stimme des lebenden Elsässers nicht gehört. Vielleicht hat es sich damals mehr interessiert für Louis Philipps eigenartigen Hof, für das Emporkommen des dritten Napoleons, für die rückständige Kultur in Südfrankreich, für Nordafrikanische Reisebeschreibungen und anderes im bunten Wechsel dieses Buches Erscheinende als für die innerste Herzensangelegenheit des elsässischen Bruderstammes, in der zugleich unsere eigenste Schicksalsfrage beschlossen war.

Wird Deutschland die Stimme hören, wo sie noch einmal aus dem Grabe über das infolge seiner Blindheit und Harthörigkeit in den Staub getretene Vaterland und das für uns wieder verlorene Elsaß erklingt?

Es war ein glücklicher Griff des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich", seine Veröffentlichungen mit diesen Erinnerungen[1]) einzuleiten. So ist es nicht mehr die Stimme eines einzelnen Elsässers, die zu uns redet. Nicht aus dem Grabe eines Elsässers ertönt sie, sondern aus dem Grabe des deutschen Elsaß überhaupt.

Und doch ist es etwas anders als ein Grab. Das deutsche Elsaß lebt weiter innerhalb der verengerten Grenzen des jetzigen Reichs in seinen Flüchtlingsscharen. Und nicht etwa auch im Elsaß selber? Wohl hat man ihm hier ein Grab geschaufelt und es zu den Toten geworfen. Doch in diesem Grabe liegt höchstens ein Scheintoter. In Wirklichkeit hat man dort einen Lebenden begraben. Es fragt sich nur, wie lange er sich im Grabe halten lassen wird.

Das Deutschtum des Elsaß ist ja schon einmal durch Jahrhunderte begraben gewesen unter der gleichen Fremdherrschaft wie heute. Wie es dennoch lebte und diese lange schwere Zeit überdauerte, zeigt uns Graf Dürckheims Erinnerungswerk, das in unserer heutigen Not mit linden Trostworten zu uns redet.

Nicht lange nach seiner Geburt war der 1812 als Emigrantenkind in Bayern zur Welt gekommene Sproß des alten Grafengeschlechts schon 1815 in die Elsässische Heimat zurückgekehrt, war gleich ihr in das französische Staatsleben hineingewachsen, ja mehr noch: hatte in bedeutenden Dienststellungen als Unterpräfekt, Präfekt, Generalinspektor des Telegraphenwesens und zuletzt als Leiter der Feldtelegraphie im Kriege gegen Deutschland (1870) dem französischen Staat seine beste Kraft geopfert.

[1]) Erinnerungen eines elsässischen Patrioten von Graf Eckbrecht Dürckheim-Montmartin, herausgegeben von Guido Knoerger. Erste Auflage 1922. Verlag Robert Lutz-Stuttgart. (Memoiren-Bibliothek, sechste Reihe, fünfter Band.) 8°. 367 S. 257 bzw. 260 Mk. Für Mitglieder des Instituts wesentliche Preisermäßigung bei Bestellung durch das Generalsekretariat in Frankfurt a. M.

Wie deutsch im innersten Kern er trotz dieser französischen Betätigung durch seine ganzen rüstigen Mannesjahre geblieben ist, zeigt nicht zum wenigsten die unwandelbare Pflichttreue, mit der er diesem ihm innerlich fremden Staate gedient hat.

Es kann keine Rede davon sein, daß — wie es bei manchem Elsässer der Fall gewesen sein mag — ihm der durch diese Fremdartigkeit bedingte Zwiespalt nicht zum Bewußtsein gekommen wäre. Viel zu gesund und lebenskräftig pochte dafür unter dem französischen Beamtenrock sein deutsches Herz! Bisweilen gewiß nur unbewußt wie in dem entlegenen Espalion des Lot-Departements mit seinem einzigen Prozent des Lesens und Schreibens kundiger Bewohner, wo die einzigen Menschen, zu denen er und seine junge, ebenfalls elsässische Gemahlin sich wirklich hingezogen fühlten, eine Familie flämischen Ursprungs aus Dünkirchen war. Das deutsche Blut fand auch in französischer Verkleidung zueinander.

Hier und an anderen französischen Orten waren es die elsässischen Dienstboten, die ihrem Heim einen heimatlichen Anstrich geben halfen. Fehlten solche, so fühlten sie sich wie in der Verbannung. So wenig waren diese Elsässer trotz aller Bindungen an Frankreich in Frankreich zu Hause! Wirkliche Heimat war ihnen nur das Elsaß mit seiner deutschen Luft, seinem deutschen Sang und Klang. Nach ihm sehnten sie sich in verzehrendem Heimweh, bis sie endlich wieder in seinen deutschen Boden zurückverpflanzt wurden.

Doch nicht nur so triebhaft gefühlsmäßig war das deutsche Wesen dieses Elsässers und französischen Staatsbeamten. Als ihn in Espalion der Generalinspektor des Unterrichts und Mitglied des Institutes Mattor, ein elsässischer Landsmann, besuchte, empfand der Vereinsamte das als „eine wahre Wohltat". In ernsten Gesprächen hatten sich beide Männer gefunden. Beide Diener des französischen Staats, beide dabei im tiefsten Innern Deutsche! Das gab ein harmonisches Zusammenklingen. Da fiel tief im Süden Frankreichs, weitab von den äußersten Marken deutschen Wesens, die Mahnung: „Vergessen Sie Ihr schönes Deutsch nicht!", getragen von der klaren Erkenntnis: „Wir Elsässer verdanken doch im Grund den Deutschen unsere Kraft und unsern geistigen Wert"; getragen auch von der im unablässigen Zusammenarbeiten mit Franzosen gewonnenen und befestigten Überzeugung von dem „tiefen Abgrund zwischen beiden Nationen .... Nichts wird je diese Kluft ausfüllen".

Das törichte Hirngespinst von der Vermittlerrolle der Elsässer zwischen Deutschen und Franzosen, an das manche verstiegene Idealisten im Elsaß wie in Deutschland ehrlich geglaubt haben und heute noch glauben, fand in diesen klaren Geistern keinen Raum. Ist es doch auch zu augenfällig, daß die Elsässer, die ihr Deutschtum verleugnen, den Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen stets nur verschärft und verbittert haben. Die ihre deutsche Art wahren, sind aber den Franzosen stets ein Gegenstand des Abscheus gewesen. Wer bleibt dann für solche Vermittlerrolle noch übrig? Etwa die, die nicht Fisch und nicht Fleisch sind?

Die Vertreter der in der letzten deutschen Zeit so viel beredeten Doppelkultur haben in dieser Hinsicht nicht das Geringste geleistet. Sie können es nicht in ihrer inneren Gebrochenheit. Doppelkultur hat immer einen krankhaften Zug. In ihr ein Ideal und einen besonderen Vorzug des Elsaß zu sehen, war eine der verhängnisvollsten Verirrungen, der bezeichnenderweise am

leichtesten gefühlsmäßig eingestellte deutsche Naturen erlagen. Dürckheim hat nicht zu ihnen gehört. Mit aller Klarheit spricht er es aus: „Der Dualismus in Sprache, Erziehung, Lehrmethode und so weiter gereichte den Elsässern zum größten Schaden: man wird nur stark und vollkommen in der Muttersprache. Wird diese vernachlässigt, so bildet sich der Mensch nur halb heran; es entwickeln sich seine Naturanlagen viel schwerer und langsamer; auch sehen wir seit der Einführung der französischen Sprache immer weniger bedeutende Männer in unserm näheren Vaterlande erscheinen."

Die weniger von des Gedankens Bläße angekränkelten, dafür aber mit mehr Wirklichkeitssinn ausgestatteten Franzosen haben niemals an die Vermittlerrolle des Elsaß geglaubt, die Doppelkultur aber nur insoweit für einen Segen gehalten, als sie in ihr einen Übergang zu ausschließlich französischer Art sehen durften. Die Unüberbrückbarkeit des Gegensatzes zu uns war ihnen völlig klar. Sie haben daher nicht, wie wir, Zeit und Arbeit darauf verschwendet, einen Gegensatz zu überbrücken, der sich nicht überbrücken läßt, sondern betreiben folgerichtig die Vernichtung alles deutschen Wesens, wo immer es in ihrer Reichweite lag. Schon lange vor 1870 haben sie das z. B. im Schulwesen begonnen und planmäßig durchgeführt. 1918 haben sie genau auf dem Punkte wieder angefangen, wo sie 1870 hatten aufhören müssen.

Dies Ziel der Ausrottung des Deutschtums, wie es Frankreich in Elsaß-Lothringen jetzt mit Hochdruck verfolgt, wird im Saargebiet und im weiteren Rheinland vorbereitet, um auch dort so bald wie möglich mit Hochdruck betrieben werden zu können. Ja, selbst im übrigen, angeblich noch freien Deutschland bietet der Versailler „Friedens-Vertrag" Frankreich die willkommene, nachdrücklichst benutzte Möglichkeit, durch Herbeiführung einer noch nie dagewesenen Verelendung dem Gesamtdeutschtum die Wurzeln seines Daseins abzugraben. Unserm Volke, in dem der Hungertod schon seine schaurige Ernte hält, preßt Frankreich in teuflischer Gier Milliarden auf Milliarden ab.

Das sollten die Deutschen nun endlich erkannt haben und sich endgültig darauf einstellen, nachdem Frankreich schon — seit Jahrhunderten kann man sagen — in Französisch Flandern, im Elsaß, in Lothringen planmäßig auf die Vernichtung alles deutschen Wesens hingearbeitet hat. Aber in seiner unheilbaren schwächlichen Gefühlsduselei verschließt der Deutsche immer wieder seine Augen vor der nackten, rauhen Wirklichkeit und jagt allerlei Utopistereien nach, die ihn von den dringendsten Notwendigkeiten ablenken und seine Kräfte zersplittern und zermürben.

Doch das Werk, deutsche Dickköpfe in Franzosen umzuprägen, ist Gott sei Dank nicht so leicht. Bei der Unüberbrückbarkeit des inneren Gegensatzes ist es trotz heißesten Bemühens wohl auch in seiner jetzigen Neuauflage zum Scheitern verurteilt. Wie schwer es ist — und jetzt nach der Unterbrechung von 1870 bis 1918 ist es gewiß nicht leichter geworden —, hat sich dem Grafen Dürckheim mit handgreiflicher Deutlichkeit offenbart, als er staunend die in den Araberschulen Algeriens erzielten französischen Sprachkünste bewundern und mit der heillosen Stümperei in den elsässischen Dorfschulen vergleichen konnte. Er bekam ein Französisch zu hören, „wie es die Elsässer gewiß nie lernen werden". Es hatte in dreißig Jahren auf Afrikas Boden schnelleren Eingang gefunden als im Elsaß in zwei Jahrhunderten!

So ist das Elsaß trotz aller französischen Anstrengungen ein deutsches Land geblieben und wird es, wills Gott, auch unter diesen jetzt verdoppelten An-

strengungen bleiben. Es hatte doch ungeheuer viel mehr Berechtigung, wenn Napoleon III. bei seinen Besuchen des Elsaß mit den Landeseinwohnern bisweilen deutsch sprach, als wenn in der deutschen Zeit deutsche Statthaltersgattinen und andere aus Gedankenlosigkeit und mangelndem Pflichtgefühl in diesem deutschen Lande französelten.

Damit komme ich zu dem tragischsten, uns gerade heute bei der Frische der elsässischen Wunde am tiefsten erschütternden Teil der Erinnerungen des Grafen Dürckheim. Der Graf, der sich im eigentlichen Frankreich nie so recht heimisch fühlen konnte, der sich nach des Elsaß Wiedervereinigung mit Deutschland nach schweren inneren Kämpfen — auch das ist so typisch deutsch! — als einer der ersten Elsässer zu deutscher Gesinnung durchrang, mußte seine elsässische Heimat, in der er sich unter französischer Herrschaft allein heimisch gefühlt hatte, verlieren, als sie wieder zu Deutschland zurückgekehrt war!

Welches Licht wirft diese einzige Tatsache auf den Geist, in dem die deutsche Regierung im wiedergewonnenen Lande ihres gewiß schweren, aber doch so unermeßlich dankbaren Amtes waltete! Wer längere Zeit im Reichsland gelebt hat, braucht es nicht erst bei Dürckheim zu lesen. Wir haben es ja alle mehr oder weniger am eigenen Leibe gespürt und voller Ingrimm heruntergewürgt, wenn wir sehen mußten, wie die deutsche Regierung in erbärmlicher, gar nicht zu übertreffender Würdelosigkeit hinter den ärgsten Feinden der deutschen Sache herlief und sich in vollendet blinder Torheit einbildete versöhnen zu können, die sich um keinen Preis versöhnen lassen wollten. Die mit aller Huld von oben Überschütteten lachten innerlich und im vertrauten Kreise gewiß aus vollem Halse über die unbelehrbare deutsche Dummheit und verwandten ihren von deutscher Regierungsseite so gewaltig gesteigerten, zum Teil überhaupt erst geschaffenen Einfluß zu unablässiger und nachdrücklichster Bekämpfung alles Deutschen!

Das Deutschtum im Lande aber litt Not. Der gute deutsche Kern, den namentlich in der prächtigen Landbevölkerung jeder sehen konnte, der nur Augen im Kopf hatte, konnte sich nicht entwickeln. Ohne Förderung von oben und bei ständiger Unterdrückung durch die maßgebenden und von der deutschen Regierung augenfällig bevorzugten Kreise des eigenen Stammes siechte er kümmerlich dahin. Die zur Mitarbeit im deutschen Sinne bereiten Kräfte, die durchaus nicht gering an Zahl waren und nur ermutigt zu werden brauchten, erfuhren diese Ermutigung nicht, sondern wurden an die Wand gedrückt von der französelnden Oberschicht mit Hilfe der deutschen Regierung!

Was sollte auch die überwiegend auf Repräsentation eingestellte Statthalterwirtschaft anfangen mit den im Lande noch am Leben gebliebenen deutschen Kräften? Sie gehörten hauptsächlich dem Bauernstande und den Mittelstandsschichten an. Mit solchen Leuten „konnte man doch nicht verkehren"! Man brauchte „Gesellschaft", möglichst große Gesellschaft und mußte daher hinter den französelnden Notabeln herlaufen.

So kam die Manteuffelei über das Land und schließlich nach der verständigeren hohenloheschen Unterbrechung die fast noch schlimme Wedelei. Unter der Wedelschen Statthalterschaft wurde das Unglaubliche zur Tatsache, daß der Kultus der französischen Erinnerung, wie er in der ganz auf die Erhaltung der Anhänglichkeit an Frankreich und Ablehnung alles Deutschen eingestellten „Souvenir"-Bewegung in Erscheinung trat, von maßgebender deutscher Seite auf das nachdrücklichste gefördert wurde. Es war die unmittelbare Vor-

leichtesten gefühlsmäßig eingestellte deutsche Naturen erlagen. Dürckheim hat nicht zu ihnen gehört. Mit aller Klarheit spricht er es aus: „Der Dualismus in Sprache, Erziehung, Lehrmethode und so weiter gereichte den Elsässern zum größten Schaden: man wird nur stark und vollkommen in der Muttersprache. Wird diese vernachlässigt, so bildet sich der Mensch nur halb heran; es entwickeln sich seine Naturanlagen viel schwerer und langsamer; auch sehen wir seit der Einführung der französischen Sprache immer weniger bedeutende Männer in unserm näheren Vaterlande erscheinen."

Die weniger von des Gedankens Blässe angekränkelten, dafür aber mit mehr Wirklichkeitssinn ausgestatteten Franzosen haben niemals an die Vermittlerrolle des Elsaß geglaubt, die Doppelkultur aber nur insoweit für einen Segen gehalten, als sie in ihr einen Übergang zu ausschließlich französischer Art sehen durften. Die Unüberbrückbarkeit des Gegensatzes zu uns war ihnen völlig klar. Sie haben daher nicht, wie wir, Zeit und Arbeit darauf verschwendet, einen Gegensatz zu überbrücken, der sich nicht überbrücken läßt, sondern betreiben folgerichtig die Vernichtung alles deutschen Wesens, wo immer es in ihrer Reichweite lag. Schon lange vor 1870 haben sie das z. B. im Schulwesen begonnen und planmäßig durchgeführt. 1918 haben sie genau auf dem Punkte wieder angefangen, wo sie 1870 hatten aufhören müssen.

Dies Ziel der Ausrottung des Deutschtums, wie es Frankreich in Elsaß-Lothringen jetzt mit Hochdruck verfolgt, wird im Saargebiet und im weiteren Rheinland vorbereitet, um auch dort so bald wie möglich mit Hochdruck betrieben werden zu können. Ja, selbst im übrigen, angeblich noch freien Deutschland bietet der Versailler „Friedens-Vertrag" Frankreich die willkommene, nachdrücklichst benutzte Möglichkeit, durch Herbeiführung einer noch nie dagewesenen Verelendung dem Gesamtdeutschtum die Wurzeln seines Daseins abzugraben. Unserm Volke, in dem der Hungertod schon seine schaurige Ernte hält, preßt Frankreich in teuflischer Gier Milliarden auf Milliarden ab.

Das sollten die Deutschen nun endlich erkannt haben und sich endgültig darauf einstellen, nachdem Frankreich schon — seit Jahrhunderten kann man sagen — in Französisch Flandern, im Elsaß, in Lothringen planmäßig auf die Vernichtung alles deutschen Wesens hingearbeitet hat. Aber in seiner unheilbaren schwächlichen Gefühlsduselei verschließt der Deutsche immer wieder seine Augen vor der nackten, rauhen Wirklichkeit und jagt allerlei Utopistereien nach, die ihn von den dringendsten Notwendigkeiten ablenken und seine Kräfte zersplittern und zermürben.

Doch das Werk, deutsche Dickköpfe in Franzosen umzuprägen, ist Gott sei Dank nicht so leicht. Bei der Unüberbrückbarkeit des inneren Gegensatzes ist es trotz heißesten Bemühens wohl auch in seiner jetzigen Neuauflage zum Scheitern verurteilt. Wie schwer es ist — und jetzt nach der Unterbrechung von 1870 bis 1918 ist es gewiß nicht leichter geworden —, hat sich dem Grafen Dürckheim mit handgreiflicher Deutlichkeit offenbart, als er staunend die in den Araberschulen Algeriens erzielten französischen Sprachkünste bewundern und mit der heillosen Stümperei in den elsässischen Dorfschulen vergleichen konnte. Er bekam ein Französisch zu hören, „wie es die Elsässer gewiß nie lernen werden". Es hatte in dreißig Jahren auf Afrikas Boden schnelleren Eingang gefunden als im Elsaß in zwei Jahrhunderten!

So ist das Elsaß trotz aller französischen Anstrengungen ein deutsches Land geblieben und wird es, wills Gott, auch unter diesen jetzt verdoppelten An-

strengungen bleiben. Es hatte doch ungeheuer viel mehr Berechtigung, wenn Napoleon III. bei seinen Besuchen des Elsaß mit den Landeseinwohnern bisweilen deutsch sprach, als wenn in der deutschen Zeit deutsche Statthaltersgattinen und andere aus Gedankenlosigkeit und mangelndem Pflichtgefühl in diesem deutschen Lande französelten.

Damit komme ich zu dem tragischsten, uns gerade heute bei der Frische der elsässischen Wunde am tiefsten erschütternden Teil der Erinnerungen des Grafen Dürckheim. Der Graf, der sich im eigentlichen Frankreich nie so recht heimisch fühlen konnte, der sich nach des Elsaß Wiedervereinigung mit Deutschland nach schweren inneren Kämpfen — auch das ist so typisch deutsch! — als einer der ersten Elsässer zu deutscher Gesinnung durchrang, mußte seine elsässische Heimat, in der er sich unter französischer Herrschaft allein heimisch gefühlt hatte, verlieren, als sie wieder zu Deutschland zurückgekehrt war!

Welches Licht wirft diese einzige Tatsache auf den Geist, in dem die deutsche Regierung im wiedergewonnenen Lande ihres gewiß schweren, aber doch so unermeßlich dankbaren Amtes waltete! Wer längere Zeit im Reichsland gelebt hat, braucht es nicht erst bei Dürckheim zu lesen. Wir haben es ja alle mehr oder weniger am eigenen Leibe gespürt und voller Ingrimm heruntergewürgt, wenn wir sehen mußten, wie die deutsche Regierung in erbärmlicher, gar nicht zu übertreffender Würdelosigkeit hinter den ärgsten Feinden der deutschen Sache herlief und sich in vollendet blinder Torheit einbildete versöhnen zu können, die sich um keinen Preis versöhnen lassen wollten. Die mit aller Huld von oben Überschütteten lachten innerlich und im vertrauten Kreise gewiß aus vollem Halse über die unbelehrbare deutsche Dummheit und verwandten ihren von deutscher Regierungsseite so gewaltig gesteigerten, zum Teil überhaupt erst geschaffenen Einfluß zu unablässiger und nachdrücklichster Bekämpfung alles Deutschen!

Das Deutschtum im Lande aber litt Not. Der gute deutsche Kern, den namentlich in der prächtigen Landbevölkerung jeder sehen konnte, der nur Augen im Kopf hatte, konnte sich nicht entwickeln. Ohne Förderung von oben und bei ständiger Unterdrückung durch die maßgebenden und von der deutschen Regierung augenfällig bevorzugten Kreise des eigenen Stammes siechte er kümmerlich dahin. Die zur Mitarbeit im deutschen Sinne bereiten Kräfte, die durchaus nicht gering an Zahl waren und nur ermutigt zu werden brauchten, erfuhren diese Ermutigung nicht, sondern wurden an die Wand gedrückt von der französelnden Oberschicht mit Hilfe der deutschen Regierung!

Was sollte auch die überwiegend auf Repräsentation eingestellte Statthalterwirtschaft anfangen mit den im Lande noch am Leben gebliebenen deutschen Kräften? Sie gehörten hauptsächlich dem Bauernstande und den Mittelstandsschichten an. Mit solchen Leuten „konnte man doch nicht verkehren"! Man brauchte „Gesellschaft", möglichst große Gesellschaft und mußte daher hinter den französelnden Notabeln herlaufen.

So kam die Manteuffelei über das Land und schließlich nach der verständigeren hohenloheschen Unterbrechung die fast noch schlimme Wedelei. Unter der Wedelschen Statthalterschaft wurde das Unglaubliche zur Tatsache, daß der Kultus der französischen Erinnerung, wie er in der ganz auf die Erhaltung der Anhänglichkeit an Frankreich und Ablehnung alles Deutschen eingestellten „Souvenir"-Bewegung in Erscheinung trat, von maßgebender deutscher Seite auf das nachdrücklichste gefördert wurde. Es war die unmittelbare Vor-

bereitung des Verhängnisses von 1914, an der also die deutsche oberste Leitung des Landes mitgewirkt hat!

Gleichwohl hat die deutsche Verwaltung viel für das Land getan. Namentlich das Wirtschaftsleben und auch das Schulwesen erfuhren nachdrückliche Förderung und hoben sich sichtlich nach der französischen Verlotterung und Vernachlässigung. Aber durch kühl sachliche, wirtschaftliche und andere praktisch nützliche Förderung allein einen nach langer Trennung entfremdeten Stamm innerlich wieder gewinnen zu wollen, war von vornherein verfehltes Unternehmen. Dazu bedurfte es vor allem einer starken Innerlichkeit. Die aber waren wir selber im Begriff zu verlieren. An Wärme des Herzens, ohne die solches Werk nicht gedeihen kann, hat es uns in bedenklichstem Maße gefehlt. Unsere innere Gesamteinstellung zu der zu lösenden Aufgabe war falsch.

Dürckheim und andere haben an den maßgebenden Stellen oft genug auf das gedrungen, was nötig war. Man hat sie nicht gehört. Blind und taub selbst für das Augenfälligste und Handgreiflichste, hat man dem Unheil seinen Lauf gelassen, ja ihm sogar noch Vorschub geleistet.

Selbst der größte Deutsche ist hier in die Irre gegangen: Bismarcks Gedanken, die Elsässer auf dem Umweg über den Partikularismus für das Deutschtum zurückzugewinnen, haben die Tatsachen als verfehlt erwiesen. Er machte ja auch nur eine Tugend aus der Not der deutschen Vielstaaterei, die eine richtige und erfolgverheißende Eingliederung des wiedergewonnenen Landes hinderte.

Als dann der Mißerfolg zutage trat, zog sich der Gewaltige grollend von den elsässischen Dingen zurück. Da war ihm leider das Elsaß nur noch ein Festungsglacis, dessen Bewohner ihm gleichgültig waren. Und doch hing die Sicherheit dieses Glacis großenteils von seinen Bewohnern ab. —

Wird man jetzt die Stimme des Toten hören? wiederhole ich. Doch was geht uns das heute noch an? So höre ich manchen sagen. Ist doch der Gegenstand aller dieser Sorgen, der köstliche Gewinn der Jahre 1870/71, aus unseren Händen genommen, nachdem wir uns so jammervoll unfähig erwiesen haben, von ihm einen vernünftigen Gebrauch zu machen.

Sollten wir uns durch dies Versagen, durch das ohne Frage unser ganzes großes Unglück von heute mit herbeigeführt worden ist, für alle Zeiten unwürdig gemacht haben, von der Geschichte wieder mit einer großen Aufgabe betraut zu werden? O nein! So schwer straft die Geschichte nicht. Sie stellt immer wieder neue Aufgaben — gerade denen, die versagt haben. Stehen wir doch heute schon wieder mitten in der größten Aufgabe, die einem Volk beschieden sein kann: der Wiedergewinnung von Freiheit und Einheit!

Die Weltgeschichte hat noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Wie es lauten wird, hängt in letzter, entscheidender Linie von uns selber ab.

Wird sich trotz allem, um das wir heute voller Scham unser Haupt verhüllen möchten, das deutsche Volk nochmals eines Wiederaufstiegs würdig zeigen, so wird es ihn auch erleben. Das muß unsere Hoffnung und der Gegenstand unseres unablässigen täglichen Denkens und Arbeitens sein.

Vielleicht kommt dann einmal die Zeit, wo die Stimme aus dem elsässischen Grabe wieder neu gewonnener Bedeutung voll in unsere Ohren klingt.

Möchten wir dann diese Stimme endlich hören!

Österreichs Finanzen und Wirtschaft.[1]

Von Dr. Franz Schweinitzhaupt, Innsbruck.

(Fortsetzung.)

Welche Zerrüttungen die Gebietsabtretungen im Wirtschaftsleben Österreichs hervorgerufen haben, wäre der Gegenstand einer eigenen Untersuchung, in der der Beweis von der Lebensunfähigkeit Österreichs geführt werden könnte. Ich kann hier nur einige Zahlen hersetzen, um die erschwerten Lebensverhältnisse Österreichs zu beleuchten:

Ackerland

Österreich 1913: 10 616 453 ha, 1921: 1 680 300 ha Ernteertrag (in mq) im Verhältnis zur Anbaufläche:

	1913	1921
Weizen . . .	13,4	11,6
Spelz	8,2	18,0
Roggen . . .	13,8	10,9
Gerste	16	11,1
Hafer	14,1	1,03
Mais	11,9	14,0
Kartoffel . . .	90,6	62,9

Dieser Entgang in der Nahrungsmittelerzeugung (Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffel) bedeutet eine unerträgliche Belastung unserer Handelsbilanz durch die kostspielige Einfuhr.

Was die Kohlenwirtschaft betrifft, so hatte Österreich 1922 einen Verbrauch von 9 085 781 Tonnen, während die Förderung an inländischer Kohle nur 3 276 000 Tonnen betrug. Die Kosten der notwendigen Einfuhr von 5 809 781 Tonnen beliefen sich auf 3,6 Billionen Kronen (!). Sie mußte hauptsächlich aus der Tschechoslowakei bestritten werden. Seine zahlreichen Wasserkräfte auszubauen ist Österreich wegen seiner Armut an Investitionskapital nicht imstande. *Sie müssen zur Beute des Auslandskapitals werden*, das damit vollständig unsere Bahnen in die Hände bekommt und dadurch zum Beherrscher unseres Wirtschaftslebens wird.

Die vordringlichste Sorge der neuen Staatsleitung war die Sicherung der Lebensmitteleinfuhr und der dazu nötigen Kredite. Die Kreditpolitik führte unser ganzes Wirtschaftsleben und unsere politische Selbständigkeit immer tiefer in den Sumpf. Österreich brauchte aber Kredite zur Versorgung mit Lebensmitteln, zum Einkaufe von Rohstoffen und Halbfabrikaten, für Investitionen, für die Gründung einer neuen Notenbank und zur Stützung der Krone. Das dringendste Geschäft waren die Lebensmittelankäufe, für die Österreich bis Juli 1921 folgende Auslandskredite bedurfte:

1. Deutsches Reich	200	Mill. Mk.
2. Dänemark	1 111 252	„ Kronen
3. Holland	16 234 215	„ Gulden
4. Norwegen	15	„ Kronen
5. Schweiz	25	„ Franken
6. Amerika	24 066 798	„ Dollar
7. England	16	„ Pfund
8.—10. England, Frankreich und Italien je 16 Mill. Pfund	48	„ „
11. Italien	11 831 367	„ Lire.

Der Staat war wegen der schlechten Valuta und der hohen Preise der eingeführten Lebensmittel gezwungen, sie tief unter dem Einkaufspreise an die Bevölkerung abzugeben und hohe Zuschüsse zu leisten.

[1]) Das Erscheinen dieses Aufsatzes hat sich verzögert. Die Schriftleitung.

Diese Ausgaben des Staates für die Lebensmittelverbilligung verschlangen Unsummen. Sie betrugen

1919/20	. .	3 100	Millionen Kronen
1920/21	. .	21 649	„ „
1922	. .	19 195	„ „

Dadurch wurde die Einstellung in der Lebenshaltung der Bevölkerung gefälscht und das in Österreich sich mästende Ausland zu einem bedeutenden Teil auf Staatskosten erhalten. Die Staatsfürsorge erstreckte sich in der Hauptsache auf Mehl, Fett und Kondensmilch, wofür als Hauptlieferanten Amerika, die Schweiz, Holland, Dänemark, Italien und England in Betracht kamen.

Ein Heer von Staatsangestellten, das durch ununterbrochenen Zustrom aus den deutschfeindlichen Nachfolgestaaten ständig vermehrt wurde, mußte von dem armen kleinen Österreich erhalten werden. Die Besoldung der Staatsangestellten war die schwerste Last für den Staatshaushalt, obwohl der einzelne Beamte Not litt. Ich übergehe hier die für Österreich so bedeutungsvolle Beamtenfrage, da ich in anderem Zusammenhange auf sie zurückkomme.

Eine weitere finanzielle und soziale Sorge war die Frage der Arbeitslosen, die immer mehr an Umfang und Bedeutung gewann, je weiter die Geldentwertung fortschritt. Die Arbeitslosigkeit war die Auswirkung einer Wirtschaftskrise, die durch die außerökonomische Störung verursacht wurde, die der Übergang vom Kriege zum Frieden mit sich brachte. Die Industrie mußte vom Kriegs- auf den Friedensbedarf umgestellt werden unter Verhältnissen, in denen der Staat das vorhandene Kapital durch fortwährenden Notendruck entwertete. Die Unternehmer verloren zum großen Teil ihr Betriebskapital und hatten mit den drückendsten Geldschwierigkeiten zu kämpfen. Die Beschaffung von Rohstoffen schien unerschwinglich, die Absatzmärkte waren zunächst verloren. Neue Zollgrenzen und die imperialistische Politik der Siegerstaaten hinderten den Handel. Zentralenwirtschaft und Devisenzwang unterbanden jede Freiheit in Handel und Verkehr. Diese Krise war zunächst eine Produktions- und Absatzkrise, die sich erst allmählich behob in dem Maße, als der Kaufwert unserer Währung sich senkte und diese Senkung unseres Geldwertes als Exportprämie sich auswirkte. In dieser Zeit setzte eine scheinbare Blüte ein, die wohl die Arbeitslosigkeit bis zu einem gewissen Maße behob, in Wirklichkeit aber eine Entgüterung unserer Wirtschaft war. Es wirkt vielleicht anschaulich, das Ausmaß der Arbeitslosigkeit als Wertmesser für die Krise und unseren Kronenkurs in Zürich nebeneinander zu stellen. Daraus ist am besten ersichtlich, wie die erschreckenden Zahlen der Arbeitslosigkeit im Jahre 1919 mit einem verhältnismäßig hohen Kronenkurs gleichgehen, und anderseits die starke Senkung des Geldwertes in den Jahren 1920 und 1921 einem Zurückgehen der Arbeitslosigkeit bzw. einem Abflauen der Wirtschaftskrise entspricht:

Monat	1919		1920		1921	
	Arbeitslosigkeit	Krone in Zürich	Arbeitslosigkeit	Krone in Zürich	Arbeitslosigkeit	Krone in Zürich
	1. Dez. 1918:	Dez. 1918				
Januar . .	46 203	30,75	69 427	2,04	16 217	1,56
Februar . .	1. II. 162 104	25,25	61 851	1,63	14 520	1,45

Monat	1919		1920		1921	
	Arbeitslosigkeit	Krone in Zürich	Arbeitslosigkeit	Krone in Zürich	Arbeitslosigkeit	Krone in Zürich
		Dez. 1918				
März .			53 999	2,68	9 790	0,93
April .	1. IV. 178 553	18,19	45 883	2,29	9 518	0,96
Mai . .	1. V. 186 030	20,52	19 155	2,69	10 103	1,01
Juni . .	1. VI. 170 682	17,59	22 403	3,46	11 035	0,94
Juli . .			23 970	3,28	11 702	0,81
August .	1. VIII. 133 362	12,00	22 705	2,52	11 349	0,65
Sept. .			19 768	2,56	10 594	0,60
Oktober .	1. X. 112 347	5,51	14 733	2,18	8 709	0,26
November	22. XI. 87 266	4,32	16 073	1,85	9 822	0,15
Dezember			16 637	1,80	16 713	0,10

An Kosten für die Arbeitslosigkeit wurden in den Staatshaushalt folgende Summen eingestellt:

1919/20 . . . . 46 451 200 Kronen
1920/21 . . . . 7 000 000 „
1922 . . . . . 300 000 000 „

Im Voranschlage 1923 mußten an Kosten für die Arbeitslosigkeit 320 Milliarden eingestellt werden. Die Krise von 1922/23 ist ganz anderer Natur und wird beim Sanierungswerke noch besprochen werden.

Von gewaltigem Einflusse auf unser Wirtschaftsleben und die Staatsfinanzen war auch der Verfall unseres Eisenbahnwesens. In allen kriegführenden Staaten waren die Bahnen durch die kolossale Abnützung in der Kriegszeit zugrunde gegangen. Maschinen und Wagenpark waren nicht mehr gebrauchsfähig oder reparaturbedürftig, die Aufwandkosten ungeheure, so daß die Tarife damit nicht gleichen Schritt halten konnten. Dazu kam für Österreich der durch den Zusammenbruch bedingte Materialverlust und die aus dem Ausland zu beschaffende Kohlenversorgung. Die Eisenbahnen belasteten unseren Staatshaushalt mit folgenden Ziffern:

1919/20 . . . 1 118 903 830 Kronen
1920/21 . . . 11 608 174 100 „
1922 . . . . 52 820 449 000 „

An Stelle der Rentabilität war ein fürchterliches Passivum getreten, daß man ernstlich daran dachte, die Betriebe abzustoßen, um das Passivum der Staatsfinanzen zu verringern. Daß es unter solchen Verhältnissen mit den Finanzen der Länder nicht besser bestellt war, liegt auf der Hand. Das Sinken des Geldwertes und die einheitlich geregelte Besoldung der Staats- und Landesbeamten, besonders aber der früher nur vom Lande besoldete Lehrerschaft richtete die Finanzen der Länder zugrunde, so daß der Staat genötigt war, die Länder durch namhafte Überweisungen zu entschädigen. Sie machten folgende Summen aus:

1919/20 . . . 209 772 000 Kronen
1920/21 . . . 2 464 407 900 „
1922 . . . . 21 144 195 000 „

Die Steuerlast der Bevölkerung war trotz der schwierigen Wirtschaftsverhältnisse unverhältnismäßig gestiegen. Als schlagendes Beispiel hebe ich einen Vergleich der Einkommensteuer von 1914 und 1921 bei einer Währungsrelation von 1:500 heraus.

	Ausgewiesene Reingewinne:		Steuer:		Erhöhung in Prozent
	1914	1921	1914	1921	
Kronen	200	100 000	—	3 016	
„	1 000	500 000	—	74 894	
„	2 000	1 000 000	18,70	324 894	3500
„	4 000	2 000 000	70,80	914 984	2600
„	10 000	5 000 000	292,50	3 480 984	2400
„	20 000	10 000 000	868,05	6 430 984	1500

Für unsere Industrie geradezu vernichtend war die seit dem Zusammenbruche einsetzende Sozialpolitik, die auf die Produktion hemmend wirkte, viele Betriebe zum Stillstand zwang und daher mit ein Hauptgrund der Arbeitslosigkeit wurde. Diese verderbenbringenden sozialpolitischen Maßnahmen waren in Wirklichkeit keine Sozialpolitik; sie waren reine Demagogie, denn sie warfen Tausende von Arbeitern auf die Straße und trugen so zur Verelendung der breiten Massen bei. Achtstundentag, Arbeiterurlaube, Zwangseinstellungen, Lehrlingen-Entschädigung, Betriebsräte, Streiks und Fürsorge-Abgaben, Übernahme der staatlichen Lebensmittelzuschüsse, dies alles stürmte auf einmal in einer Zeit der schwersten Krise auf die Unternehmer ein. Die Folgen waren Kurzarbeit und Betriebseinstellung. Arbeit wurde Kapitalsverbrauch, Arbeitseinstellung für den Unternehmer Ersparnis, für den Arbeiter Einnahmequelle. Es wurde das ganze Betriebsleben geradezu auf den Kopf gestellt. Die Betriebsräte suchten in Verkennung ihrer Aufgabe die Betriebe zu politisieren. Eine Statistik der Streikbewegung in Österreich aus den Jahren 1918—1921 spricht eine deutliche Sprache:

	Streiks	Streikende	Versäumte Arbeitstage
1918	60	84 024	437 939
1919	151	63 703	220 850
1920	329	179 352	927 402
1921	435	207 974	1 762 892
1918—21	975	535 053	3 349 083

Wahrhaftig ein Luxus in einem zusammengebrochenen Staate: in 4 Jahren fast 1000 Streike (die politischen Streike sind ja nicht eingerechnet!) mit 3349083 versäumten Arbeitstagen!

Dazu kam für die Arbeitgeber eine derartige Fülle von Steuern, daß sie geradezu enteignend wirkten, indessen der Aktienbesitz infolge der Währungsentwertung in erschreckendem Maße in die Hände des Auslandkapitals fiel, das vielfach der Besteuerung entgeht, während der Staat die eigenen Betriebe vor allem durch die Besteuerung fiktiver Gewinne zugrunde richtet. So müssen Staat und Produktion in ein feindliches Verhältnis geraten. Österreich zählte nur mehr Verbraucher und immer weniger Erzeuger. Der Staat verkennt vollkommen die engen Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben und Steuerkraft. Unsere Industrie braucht Atempausen und Unterstützung von Seite des Staates, wenn unsere passive Handelsbilanz verschwinden soll. Jede Sanierung,

die nicht auf die Hebung unserer Produktion abzielt, ist Schein. Der Staatshaushalt bot unter diesen Umständen ein trauriges Bild, das ich hierhersetze:

Staatsvoranschläge 1918—22

(in Millionen Kronen)

	1. Januar bis 30. Juni 1919	1. November 1918 bis 30. Juni 1919	1919/20		1920/21	1921/II (Halbjahr)	1922
	Voranschlag	Rechnungsabschluß	Voranschlag	Rechnungsabschluß	Voranschlag		
	Millionen Kronen						
Ausgaben .	4 043,1	6 806,5	16 873,4	17 772,0	70 600,8	49 496,5	347 533,4
Einnahmen .	1 338,7	3 498,4	6 294,6	13 567,6	29 483,3	24 075,1	209 763,0
Abgang . .	2 704,4	3 308,1	10 578,8	4 204,4	41 117,5	25 421,4	137 770,4

Die einzige Hilfe des Staates zur Bedeckung dieser ungeheuren Abgänge bildete die Notenpresse. Der Notenumlauf betrug

Dezember 1919	12 134,5	Millionen Kronen
„ 1920	30 645,7	„ „
„ 1921	174 114,7	„ „
„ 1922	4 080 177	„ „

Der Verfall unserer Währung im Auslande und das Steigen der fremden Devisen und Valuten im Inlande ging sprungartig vor sich und führte zu unerträglichen Lebensverhältnissen. Die Inderziffern Juli 1914 bis Sept. 1922: (Juli 1914 = 1)

Juli 1914	1	Juli 1922	3 265
Dezember 1921	576	September 1922 . . .	13 457.

Diese Umstände führten mit Riesenschritten einem völligen Zusammenbruche der Staats- und Privatwirtschaft entgegen, wenn nicht ein gewaltsamer Eingriff gemacht wurde.

Um ein weiteres Vegetieren Österreichs zu ermöglichen und den Verfall unserer Währung aufzuhalten, hatten sich die Bundeskanzler Dr. Renner und Dr. Mayer vergeblich bemüht. Erst im August 1921, als unsere Krone in Zürich auf 0.60 gesunken war — ihr Kurs war im Oktober 1918 auf 45.—! — stand eine Kredithilfe von 5 Millionen Pfund in Aussicht. Finanzminister Dr. Grimm wurde am 20. August 1921 nach Paris berufen, um über die Kredithilfe zu verhandeln. Da nötigte man der österreichischen Regierung Maßnahmen ab, die sie nicht einhalten konnte u. zw.

1. Reform des Geldwesens. — Emissionsbank,
2. Gleichgewicht im Staatshaushalte (!),
3. Aufnahme einer inneren Anleihe, um der Ausgabe von Banknoten Einhalt zu tun.

Vorerst war eine Verzichtleistung der Siegerstaaten auf ihre Pfandrechte für 20 Jahre zu erwirken. Die österreichische Regierung ihrerseits bot an Pfändern an: Die Einnahmen aus den Zöllen, dem Tabakmonopol, den Forsten. Im Falle diese nicht ertragreich genug wären, machte sie sich zur Gutschreibung einer ersten 4prozentigen Goldhypothek auf den privaten Grundbesitz erbötig, außerdem zu einer ebensolchen 2prozentigen Hypothek als Vorbelastung auf die Zwangsanleihe! Die angebotene Verpfändung des privaten Grundbesitzes zeigt wohl das ganze Elend dieses Staates. Für die neu zu gründende Bank war die Hälfte des Kapitals ausländischen Zeichnern vorbehalten gegen eine entsprechende Vertretung im Verwaltungsrate. Außerdem behielt sich der Völkerbund ein besonderes Aufsichtsrecht der Kontrollkommission vor. Als Verhandlungsgrundlage wurde 1 Schweizer Frank = 100 Kronen gewählt, — obwohl die Krone in Zürich bereits auf 0.60 gefallen war! Es wurde mit Scheinziffern und Scheineinnahmen herumgeworfen, daher auch nur Scheinerfolge erzielt, dagegen waren die Österreich auferlegten Bedingungen ungemein schwere. Was wir von dieser Kredithilfe zu erwarten hatten, charakterisierte die in Wien erscheinende Zeitschrift „Börse" vom 18. Aug. 1921, in Nr. 33: „Die Majorisierung Österreichs in der Kontrollkommission bedeutet die vollständige Entmündigung des Staates und das Verblassen der Staatsautonomie zu einem verschwimmenden Schein."

Ich habe mich bei diesen Verhandlungen, obwohl sie zu keinem wirklichen Abschluß führten, etwas länger aufgehalten, weil sie die Grundlage für das II. und III. Genfer Protokoll bilden. So wie bei den Verhandlungen in Genf wurde schon damals der Fehler begangen, das österreichische Problem als eine Währungsfrage aufzufassen. Die Sanierung Österreichs ist jedoch von seinen gesamtwirtschaftlichen Verhältnissen nicht zu trennen. Solange das Kunststück nicht gelingt, die Güterdecke Österreichs zu strecken, ist jede Stützung der Krone ein Humbug. Aber dem Auslandskapital handelt es sich ja um ganz etwas anderes: schon bald nach dem Kriege setzte eine starke Kapitals-Überfremdung ein, besonders in der Industrie. Der Zufluß des Auslandkapitals steigert sich durch die Kredite. Österreich, das heute wirtschaftlich und politisch unter dem Diktate Dr. Zimmermanns steht, muß für seine neu gegründete Nationalbank einen „finanziellen Berater" annehmen. Was ist nun der Unterschied in der Lage vor und nach Genf? Vor Genf wurde der Auslandskurs der Krone durch Diktat des Auslandkapitals in Zürich bestimmt, nach Genf wird der Auslandskurs der Krone durch den finanziellen Berater in Wien bestimmt. Er hat es in der Hand, durch Steigerung des Kronenkurses unsere Industrie lahmzulegen oder durch ein Senken des Kronenkurses die Staatswirtschaft über den Haufen zu werfen. Beides ist ihm ein Leichtes, da er durch die Angliederung der Devisenzentrale an die Nationalbank in der Lage ist, die Devisenpolitik der Bank zu bestimmen, Österreich mußte ferner die Anglobank und die Länderbank den Händen Englands und Frankreichs ausliefern und hat damit ein weiteres bedeutendes Stück seiner Wirtschaft geopfert. Das geldgebende Ausland stellte durch den französischen Gesandten in Wien, Herrn Lefèbre, ein Junktim zwischen den Bankgesetzen und den Krediten her. Herr Lefèbre überreichte ein Ultimatum für die parlamentarische Erledigung dieser Bankgesetze bis zum 7. Oktober 1921! Das Parlament gehorchte natürlich. So sieht Österreichs Gesetzgebung aus.

Um eines Kredites willen schloß der Bundeskanzler Dr. Schober im De-

zember 1921 mit der Tschechoslowakei den Vertrag von Lana ab, der zwar seinem politischen Inhalte nach nur eine Veröffentlichung der Rennerschen Abmachungen war, uns jedoch gegen kleine wirtschaftliche Vorteile die schwersten politischen Verpflichtungen auferlegte, indem Österreich im Art. 1 dieses Abkommens den Staatsvertrag von St. Germain abermals unterzeichnen mußte. Das kreditbedürftige Österreich ist außenpolitisch vollkommen geknebelt. Der Vertrag von Lana kostete dem Bundeskanzler Dr. Schober seine Stellung. Anfangs Februar 1922 wurde uns ein tschechischer Kredit im Betrage von 500 Millionen tschechischer Kronen in Aussicht gestellt, der allerdings zur Deckung von Schulden diente, die in der Tschechoslowakei bereits fällig waren. Nebst anderen Bedingungen mußte die österreichische Regierung das ehemalige böhmische Gesandtschaftsgebäude in Wien mit einer ersten Hypothek von 27 Millionen tschechischer Kronen zugunsten des tschechischen Staates belasten. Die französische Kammer sicherte im Februar einen Kredit von 55 Millionen Franken zu und Italien erklärte, am 1. Juni 1922 einen Kredit von 70 Millionen Lire flüssig machen zu wollen. Voreilig äußerte Dr. Rosenberg, der Gehilfe des neuen Finanzministers Dr. Gürtler, in der „Neuen freien Presse": „Österreich gerettet, wenn es nur will!" Die Valutakatastrophe im August und September vorigen Jahres gab die Antwort darauf. Die Krone war in Zürich von 0,08 am 9. Februar 1922 auf 0,0075 am 18. August 1922 gesunken, also auf weniger als ein Hundertstel ihres Wertes! Die Kredite ließen warten, und als Dr. Seipel das Amt des Bundeskanzlers übernahm, waren sie immer noch nicht eingetroffen.

II.

Erst am 21. Juli 1922 wurden die Pfänder durch die Reparationskommission freigegeben. Inzwischen war durch den eingetretenen Währungsverfall die Not so hoch gestiegen, daß der Staat vor dem Zusammenbruche stand. Dies bewog den Bundeskanzler Dr. Seipel am 20. August 1922 — ein Jahr, nachdem Finanzminister Dr. Grimm zu den Kreditverhandlungen nach Paris berufen wurde — jene entscheidende Reise nach Prag, Berlin und Verona anzutreten, um bei Österreichs unmittelbaren Nachbarn Hilfe zu suchen. Da der Bundeskanzler an den Völkerbund gewiesen wurde, bildete diese Reise Dr. Sipels mittelbar die Einleitung zu den Genfer Verhandlungen und dem Sanierungswerke.

Die verzweifelte Lage, in der sich Österreich befand, muß wahrheitsgemäß nach jeder Richtung hin aufgedeckt werden, um jenen Schritt psychologisch zu verstehen, der zur Verzichtleistung Österreichs auf seine wirtschaftliche und politische Freiheit führte. In Genf hat Österreich vollkommen aufgehört selbstherrlicher und selbständiger Staat zu sein.

Das Jahr 1922 brachte die Katastrophe. Der Druck ungedeckter Noten erreichte schwindelnde Höhen:

Monat	In Milliarden Kronen		In Prozenten des Vormonats
	Notenumlauf	Zunahme	
Jänner	227 015		
Februar	259 931	32	14 %
März	304 063	44	17 %

Monat	In Milliarden Kronen		In Prozenten des Vormonats
	Notenumlauf	Zunahme	
April	346 698	42	13,8 %
Mai	397 829	51	14,7 %
Juni	549 916	152	40 %
Juli	786 226	237	43 %
August	1 353 403	567	72 %
September . .	2 277 678	924	70 %
(Dezember) . .	4 122 018		

Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, daß die Notenzunahme im August und September auf über 70 % der vorhergehenden Monate gestiegen war, die Geldentwertung, der keine Gütervermehrung gegenüberstand, war ungeheuerlich, und die Wiener Börse wurde zum Schauplatz der wildesten Auftritte. Die Preise der Ausland-Devisen und -Valuten mußten — von den Mißbräuchen der Spekulation ganz abgesehen — auf das Wirtschaftsleben zerrüttend wirken.

Ultimo des Monats (1922)	Mark	Schweizer Franken	Holl. Gulden	Pfund	Lire	Dollar
Jänner	36,90	1 440,25	2 715,5	33 310	332,1	7 377
Februar	28,65	1 235,25	2 430,5	28 010	332,1	6 352
März	24,80	1 456,25	2 842,5	33 025	381,3	7 493,5
April	28,65	1 559,75	3 037,5	35 175	420,3	7 943,5
Mai	40,80	2 146,25	4 362,5	49 525	578,3	11 106
Juni	51,40	3 591,25	7 882,5	83 925	885,3	18 900
Juli	65,00	8 040	16 375	188 650	1 928	42 300
August	52,25	14 690	30 100	345 450	3 383	77 250
September . . .	47,50	13 790	28 725	326 600	3 102,5	74 060
(Dezember) . . .	9,20	13 195	27 710	324 800	3 492,5	69 875

Die Grundlage des Staatsvoranschlages für 1922 bildeten die wirtschaftlichen Verhältnisse vom Juni 1921. Der Stand der Kurse war im Vergleich mit dem am 25. August 1922 (dem Höchststande) folgender:

	Mark	Schweizer Franken	Holl. Gulden	Pfund	Lire	Dollar
30. Juni 1921 . . .	9,71	120,25	235,75	2 650	35	709,5
25. August 1922 . .	45,25	15 994,0	32 715,0	374 850	3 608	83 550
Steigerung um das Vielfache	5	133	140	140	100	118

Die Goldparität der Krone war von 28. August bis 2. September 1922 nicht weniger als 17 000! Die Preissteigerungen aller Lebensmittel und Be-

darfsartikel von Jänner bis September 1922 drücken sich in folgenden Zahlen aus:

Juli 1914 = 1			
Jänner . .	662	Juni . .	1 670
Februar . .	781	Juli . .	2 637
März . .	790	August .	5 914
April . . .	870	Srptember	11 271 (!)
Mai . . .	1055	(Dezember)	9 375.

Was mußten diese Verhältnisse auf die Staats- und Privatwirtschaft für Folgen haben! Ein geordneter Staatshaushalt war unter solchen Umständen nicht mehr möglich. Es drohte Zusammenbruch, Hunger, soziale Revolution, vielleicht feindliche Besetzung. Die Kredite blieben aus, die Errichtung der neuen Notenbank verzögerte sich hauptsächlich durch das Verhalten der Anglo- und Länderbank. Die Spekulation nützte diese furchtbare Lage in der gewissenlosesten Weise aus: es wurden künstliche Preiswellen erzeugt, indem wieder irgendwo ein Meer von Kronennoten auf den Markt gespült wurde. Die Banken schöpften Riesengewinne ab, und der machtlose Staat war ihr Schutzherr. In einem Lande der größten öffentlichen Notstände vermehrte sich ihre Zahl von 300 vor dem Kriege auf rund 1600 in der Gegenwart. Doch war die Kaufkraft der Inlandkrone noch immer größer als die der Auslandkrone. Diese Bewertungsunterschiede machte sich die Spekulation und das reisende Ausland in nackt zur Schau getragener Schamlosigkeit zunutze. Das im Juli erlassene Verbot des freien Valuten- und Devisenhandels förderte nur den Schleichhandel und behinderte Handel und Verkehr. Die Bevölkerung war der Verzweiflung nahe und niemand wußte, was der nächste Tag bringen würde. Der Augenblick war da, um an dem niedergebrochenen, politisch unempfindlich gewordenen Staate und Volke jede erdenkliche Erpressung zu verüben. Ein selbständiges Weiterbestehen Österreichs schien nicht mehr möglich.

Dr. Seipel fuhr nach Prag, und man sprach von der Donaukonföderation; er kam in Berlin mit dem Reichskanzler Dr. Wirth zusammen und ließ sich dort das Anschlußverbot bestätigen. Es entzieht sich natürlich der Beurteilung, was beide Staatsmänner damals miteinander besprachen. Dr. Seipel fuhr auch nach Verona — und schon glaubte man an eine Besetzung und Verwaltung Österreichs durch das ehrgeizige Italien. Aber unsere Nachbarn blieben nüchtern und kühl. Die Times vom 24. August 1922 schrieben nur, der weitere Fortbestand Österreichs sei eine europäische Notwendigkeit. Ich muß sagen, daß ich die sogenannten „Aufteilungspläne" Österreichs niemals ernst nahm. Frankreich hatte ja das größte Interesse am Weiterbestande Österreichs und seine Aufteilung hätte den Bankrott der Friedensverträge und vielleicht einen europäischen Krieg bedeutet. Aber nicht die Aufteilung Österreichs ist Frankreichs Plan, sondern die wirtschaftliche Vernichtung des Deutschen Reiches und seine politische Zertrümmerung. Die Währung des Deutschen Reiches ist heute vernichtet; ob Frankreich seinem politischen Ziele nahekommt, hängt von der Haltung der deutschen Reichsregierung ab, die auf englische Hilfe vergeblich warten wird. Das Schicksal Österreichs aber ist und bleibt mit dem des Deutschen Reiches verbunden.

Der weitere Fortbestand Österreichs also eine europäische Notwendigkeit! Die Nachbarn konnten weniger aus wirtschaftlichen Gründen als aus politi-

schen keine Hilfe leisten, denn nicht die vernünftigen Wirtschaftsgesetze, sondern unvernünftige Politik ist am Werke, das Schicksal der Völker zu schmieden. Österreich wurde an den Völkerbund gewiesen.

Am 15. August 1922 wurde dem Völkerbunde von der Konferenz der interalliierten Ministerpräsidenten in London das Problem der finanziellen Wiederaufrichtung Österreichs unterbreitet. Schon am 7. August 1922 hatte der österreichische Gesandte in London, Freiherr von Franckenstein, an Lloyd George geschrieben: „Die ausländischen Bankiers, die noch vor einem Jahre bereit waren, diese Anleihe zu bewilligen, erklären, daß ihnen das gegenwärtig unmöglich ist, da unter ihnen und im Publikum ein Zweifel an der Möglichkeit des weiteren Bestehens des österreichischen Staates herrscht. .... Wenn gegen alle Erwartung auch diese letzte Hoffnung sich als trügerisch erweisen sollte, so müßte die österreichische Regierung in dem Bewußtsein, daß sie alle in ihrer Macht stehenden Mittel, — und diese stellen die allerstärksten Anspannungen ihres Volkes dar, — zur Rettung der Situation erschöpft hat, das österreichische Parlament zu außerordentlicher Tagung einberufen und in Übereinstimmung mit ihm erklären, daß weder die gegenwärtige Regierung, noch irgend eine andere in der Lage ist, die Verwaltung des Staates weiterzuführen. Sie würde sich ferner gezwungen sehen, vor dem österreichischen Volke und der öffentlichen Meinung die Mächte der Entente für den Zusammenbruch eines der ältesten Zentren der Zivilisation im Herzen Europas verantwortlich zu machen und die künftigen Geschicke Österreichs in die Hände dieser Mächte zu legen."

Eine ernste Sprache! —

Österreich bat um Übernahme einer teilweisen Garantie einer österr. Anleihe von 15 Millionen Pfund. In seiner Antwort vom 15. August 1922 sagte Lloyd George, daß Österreich ein Darlehen bereits erhalten habe: von Frankreich beiläufig 3½ Millionen Pfund und 55 Millionen Franken, von Italien 280 und 70 Millionen Lire, von England beiläufig 12½ Millionen Pfund. Die Darlehen seien verschwendet worden und hätten nicht zur finanziellen Besserung beigetragen. Die eigene steuerliche Belastung infolge des Krieges sei zu groß, um weitere Darlehen an fremde Mächte verantworten zu können.

Lloyd George verwies Österreich an den Völkerbund, dessen entscheidende Tagung vom 4. bis 30. September 1922 in Genf stattfand. Am 6. September wurde die Frage in Beratung gezogen, wobei Dr. Seipel und Benes anwesend waren. Es wurde ein besonderes Unterkomitee eingesetzt, dem Lord Balfour, Honotaux, Marquis Imperiali, Mgre. Seipel und Benes angehörten. Das Finanzkomitee des Völkerbundes verlangte die Herabsetzung der Beamtenzahl und die Reform der staatlichen Industriebetriebe. Es wurde ein „Normalbudget" aufgestellt, von jährlich 237 Mill. Goldkronen d. i. bei Annahme der Goldparität 14 400 in Papierkronen 3 412 800 Millionen Papierkronen. Für die Jahre 1923 und 1924 wurde ein Abgang von 520 Millionen Goldkronen errechnet, vermehrt um 130 Millionen Goldkronen zur Rückzahlung schon gewährter Vorschüsse. Als wertvolle Pfänder wurden das Tabakmonopol und die Zölle hingestellt. Außerdem wollte man auf Wälder, Domänen und Salz greifen und schließlich auf die Grundsteuer, natürlich „mit den notwendigen Reformen" = Erhöhungen. Da jedoch der Anleihedienst für eine

Anleihe von 650 Mill. Goldkronen nicht mehr als 70 Mill. Goldkronen in Anspruch nehmen würde, so genügten Tabak und Zölle, deren Erträgnisse zunächst mit 80 Millionen Goldkronen berechnet wurden, als Garantien. Bis 31. Dezember 1922 wurde ein Abgang von 120—160 Mill. Goldkronen ermittelt, der durch Kreditvorschüsse gedeckt werden sollte. Natürlich wurde Österreich eine Kontrolle auferlegt, die dem österreichischen Budget zur Last fallen soll. Eine Delegation des Völkerbundes sollte sich nach Wien begeben und binnen Monatsfrist von der österr. Regierung ein Sanierungsprogramm in Empfang nehmen. Das Finanzkomitee des Völkerbundes äußerte sich folgendermaßen:

„Es gibt keine Hoffnung für Österreich, wofern es nicht bereit ist, eine Autorität gelten zu lassen und zu unterstützen, deren Pflicht darin besteht, Reformen zu erzwingen, die eine härtere Lage nach sich ziehen als es die gegenwärtige ist, denn einzig und allein auf diese Weise kann Österreich einem noch schrecklicheren Schicksal entgehen."

Am 4. Oktober 1922 nahm Seipel die

Genfer Protokolle

entgegen und unterfertigte sie für Österreich. Seine Lage war ähnlich jenen Vertretern Österreichs, die den Staatsvertrag von St. Germain unterschrieben haben. Die Protokolle von Genf stellen einen schweren Eingriff in die politische und finanzielle Staatshoheit der österreichischen Republik dar. Die drei Protokolle waren von England, Frankreich, Italien und der Tschechoslowakei gezeichnet und für Österreich von Bundeskanzler Dr. Ignaz Seipel gegengezeichnet.

Das erste Protokoll ist allgemeiner Natur und beschäftigt sich mit der territorialen Unantastbarkeit der Republik Österreich und den guten Absichten der Mächte,

das zweite mit finanziellen Abmachungen, im besonderen mit der 650 Millionen Goldkronenanleihe und deren näheren Bestimmungen,

das dritte mit den von Österreich zu übernehmenden Verpflichtungen. Aus diesen letzteren hebe ich zur Beleuchtung von Österreichs weiterer Selbständigkeit folgendes heraus: Art. 3: „Die österreichische Regierung wird dem österreichischen Parlament sofort einen Gesetzentwurf vorlegen, der jede Regierung, die *während der nächsten zwei Jahre im Amte sein wird, bevollmächtigt, ohne neuerlich an das Parlament herantreten zu müssen*, innerhalb der Grenzen dieses Programmes alle Maßnahmen zu ergreifen, die nach ihrer Meinung notwendig sind, um bis zum Ende dieses Zeitabschnittes das budgetäre Gleichgewicht wieder herzustellen."

Das bedeutet Ausschaltung des Parlamentes, Verfassungsbruch und Diktatur des Völkerbundkommissärs.

Art. 4: „*Die Auslagen für den Generalkommissär und sein Personal* werden vom Völkerbunde genehmigt und *von der österreichischen Regierung getragen* werden ..."

„Die österreichische Regierung anerkennt, ohne Ermächtigung des Generalkommissärs weder über die Anleihebeträge zu verfügen, noch Maßnahmen treffen zu können, die zum Ziele hätten, die Eingänge aus der Anleihe noch vor Fälligkeit zu verwerten."

Art. 5: „Die österreichische Regierung wird als Pfänder für die garantierte Anleihe die Bruttoeinnahmen aus den Zöllen und aus dem Tabakmonopol und,

falls es der Generalkommissär für notwendig erachten würde, im Einvernehmen mit ihm auch noch andere näher zu bezeichnende Pfänder widmen."

Ich bemerke gleich hier, daß der kassamäßige Betriebsüberschuß des Tabakmonopols im zweiten Staatsvoranschlage für 1923 mit 1210 Milliarden erstellt wurde und die Zölle auf 1160 Milliarden, somit eine Gesamtsumme von 2370 Milliarden Papierkronen als Deckung für die jährlichen Fälligkeiten der 650 Millionen Goldkronenanleihe, bei einem Voranschlage für die Gesamteinnahmen von 6098 Milliarden. Weit mehr als ein Drittel der vorveranschlagten Bundeseinnahmen ist demnach verpfändet. Bei Zugrundelegung eines Zinsfußes von 10% würde der Zinsendienst der Goldanleihe 65 Millionen Goldkronen beanspruchen. Bei Annahme einer Goldparität von 14 400 sind aber 2370 Milliarden Papierkronen nicht 65, sondern 165 Millionen Goldkronen oder fast das Dreifache, so daß Österreich auf Grund dieser Deckung eine Goldanleihe von 1650 Millionen gewährt werden könnte! Allerdings sind nach den monatlichen Feststellungen von 1923 die monatlichen Einnahmen für Tabak und Zoll hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Sie betrugen für Tabak z. B. im März 115 Milliarden, für die Zölle 73 Milliarden Papierkronen. Auf ein Jahr umgerechnet ergäben sich statt 2370 nur 2256 Milliarden Papierkronen. Die Erträge aus dem Tabakmonopol und den Zöllen müssen auf ein besonderes Konto angewiesen werden, über das nur mehr der Generalkommissär zu verfügen hat. Ja, er hat noch mehr Rechte: „Falls nach seiner Ansicht die Geschäftsführung durch die österreichische Regierung ungeachtet dieser Vorstellungen den Wert der Pfänder erheblich beeinträchtigt, wird er fordern können, daß diese Geschäftsführung an eine besondere Verwaltung übertragen werde, sei es durch Umwandlung in ein Monopol, sei es durch Vergebung einer Konzession oder durch Verpachtung." (!)

Art. 6, b): „Die österreichische Regierung wird sich jedes Rechtes begeben, außer in Übereinstimmung mit dem obengenannten Programm und mit Zustimmung des Generalkommissärs, Papiergeld auszugeben und über eine Anleihe zu verhandeln oder abzuschließen."

Klingt es nicht wie Hohn, wenn die Mächte im ersten Protokoll feierlich erklären:

„daß sie die politische Unabhängigkeit, die territoriale Integrität und die Souveränität Österreichs achten werden";

„daß sie keinerlei besonderen oder ausschließlichen Vorteil wirtschaftlicher oder finanzieller Art zu erlangen trachten werden, welcher diese Unabhängigkeit direkt oder indirekt beeinträchtigen könnte".

Das sind Bestimmungen, die ganz ähnlich sind dem Art. 88 aus dem Staatsvertrage von St. Germain:

„Die Unabhängigkeit Österreichs ist unabänderlich, es sei denn, daß der Rat des Völkerbundes einer Abänderung zustimmt. Daher übernimmt Österreich die Verpflichtung, sich, außer mit Zustimmung des gedachten Rates, jeder Handlung zu enthalten, die mittelbar oder unmittelbar oder auf irgendwelchem Wege — namentlich bis zu seiner Zulassung als Mitglied des Völkerbundes — im Wege der Teilnahme an den Angelegenheiten einer anderen Macht seine Unabhängigkeit gefährden könnte."

Die Bestimmungen von Genf gehören in dieselbe Linie. Es muß hervorgehoben werden, daß die freie Schweiz, obwohl sie sich mit 20 Millionen

Franken an dem Wiederaufbau Österreichs beteiligte, es ablehnte, die Genfer Protokolle zu unterzeichnen, „da sie sich nicht in Österreichs innere Angelegenheiten einmengen wolle." In Österreich selbst setzte nur die Sozialdemokratie den Genfer Protokollen Widerstand entgegen. Sie hielt am 14. und 15. Oktober ihren Parteitag in Wien ab und beschloß den schärfsten Kampf gegen die Genfer Protokolle. Das war aber nicht nur Demagogie, sondern auch politische Unaufrichtigkeit. Die Sozialdemokratie hat durch Bundeskanzler Dr. Renner den Staatsvertrag von St. Germain unterschrieben und ist dadurch schuldig geworden an der Lage, in die der Staat im August 1922 geraten war. Sie hielt Massenversammlungen ab und ließ doch die Protokolle im Nationalrat passieren, weil die Sozialdemokratie allein zu schwach gewesen wäre, wie der Abgeordnete und Herausgeber der „Wiener Arbeiter-Zeitung", Herr Austerlitz, meinte, die Folgen zu verantworten, die aus der Ablehnung der Genfer Protokolle entstanden wären. In Wahrheit fürchtete die Sozialdemokratie die aus dem Steigen der Krone hervorgehende Industriekrise und die Arbeitslosigkeit, ferner den notwendigen Abbau der sozialen Errungenschaften der Revolution.

In Durchführung der Abmachungen von Genf trafen die Delegierten des Völkerbundes am 17. Oktober in Wien ein und schon am 20. Oktober legte ihnen die österreichische Regierung den Entwurf eines Finanz- und Sanierungsprogrammes vor, das zur Grundlage der Beratungen diente — das Ergebnis war das Bundesgesetz vom 27. November 1922 über die zur Aufrichtung der Staats- und Volkswirtschaft der Republik Österreich zu treffenden Maßnahmen, kurz Wiederaufbaugesetz genannt.

Es umfaßt in seinem Reform- und Finanzprogramm folgende wesentliche Punkte:

1. Reform der Bundesbetriebe.
2. Verwaltungsreform und Ersparungsmaßnahmen.
3. Erhöhung der Einnahmen und Reform der Steuertechnik.
4. Festsetzung der Aufwendungen für Länder und Gemeinden.

Der Staat machte wirklich alle ernsten Schritte, diese Reformen durchzuführen, um den Staatshaushalt im Zeitraume von zwei Jahren auszugleichen mit Hilfe der ausländischen Kredithilfe. Der nächste Schritt dazu war die Ordnung des Geldwesens. Am 18. November erfolgte die Sperrung der Notenpresse. Der Notenumlauf betrug am 18. November 1922: 3161.63 Milliarden. Bis Jahresschluß wurden aber noch Noten bis zur Höhe von 4030 Milliarden ausgegeben.

Das Gesetz über die Errichtung der Nationalbank wurde im Nationalrate am 14. November 1922 angenommen. Zum Präsidenten wurde der ehemalige Staatssekretär für Finanzen Dr. Richard Reisch, zum Generaldirektor Dr. Brauneis bestimmt. Nachdem die Devisenzentrale mit ihr vereinigt worden war, eröffnete sie am 2. Jänner 1923 ihre Tätigkeit. Aus der Liquidation der österr.-ungar. Bank erhielt sie $7\frac{1}{2}$ Millionen Goldkronen. Das Aktienkapital wurde mit 30 Millionen Goldkronen festgesetzt. Der gesamte Notenumlauf der Bank soll in den ersten fünf Jahren zu 20%, während der folgenden fünf Jahre zu 24%, während der nächsten fünf Jahre zu 28%, schließlich zu $33\frac{1}{3}$% durch den Barschatz (einschließlich vollwertiger Valuten und Devisen) gedeckt sein. Die Bank waltet als Generalkassier des Staates, der sich

seiner Finanzhoheit völlig begeben hat. Ihr Privileg dauert bis 31. Dezember 1942.

Der Notenumlauf betrug am

31. Jänner 1923:	4 111	Milliarden	Kronen
28. Februar „ :	4 208	„	„
31. März „ :	4 459	„	„
30. April „ :	4 577	„	„
31. Mai „ :	4 837	„	„
15. Juni „ :	5 014	„	„

Seit Dezember 1922 wurden also an neuen Noten 934 Milliarden Papierkronen ausgegeben, das sind 64.8 Millionen Goldkronen. Die erste Bilanz der Gold- und Devisenreserve am 7. Jänner 1923 betrug 26.7% des Notenumlaufs, am 7. April 1923 sogar 29.7% des Notenumlaufs, so daß sich eine Überdeckung ergibt über die vorhergesehene Deckung von 20%; sie wurde durch Papierkronennoten ausgeglichen, um ein zu rasches Ansteigen der Krone zu verhüten. Es handelt sich also keineswegs um die Ausgabe ungedeckter Noten. Und doch hat diese weitere Inflation ihre wirtschaftliche Auswirkung. Während der Wert der Krone die Neigung verfolgt, im Auslande zu steigen, sinkt ihre Kaufkraft im Inneren. Die Golddeckung der Bank ist zum größten Teile in England und Amerika, und unsere Krone stellt im Auslande Goldwährung dar, im Inlande einen Papierwert, der mit der Notenvermehrung sinkt.

Die „Nationalbank" hat natürlich zur Beruhigung des Auslandkapitals in der Person des Schweizers Schnyder einen „Bankberater". Damit ist der Staat vollkommen in seiner Finanzgebarung unter die Kontrolle des Auslandes gestellt. Der „Bankberater" wird natürlich nicht verabsäumen, auch die Belange der Schweizer Finanzkräfte zum Wohle Österreichs zu vertreten, wie aus einer schlichten Zeitungs-Anmerkung, die ich beifüge, zu entnehmen ist.

Der „Bankberater" über seine Tätigkeit in Österreich.

„Wien, 8. Juni. Ein Redakteur der „Wiener Allgemeinen Zeitung" hatte eine Unterredung mit dem Berater der österreichischen Nationalbank Schnyder, der bezüglich seiner Tätigkeit in Österreich erklärte, daß er sich zunächst mit dem Studium der ganzen Finanzlage beschäftigen werde. Auf eine Frage, ob die Krone auf ihrem gegenwärtigen Stande gehalten werden solle oder ob sie gehoben werden würde, antwortete Schnyder, daß er ein prinzipieller Anhänger der stabilen Währung sei und es als wichtigste Angelegenheit betrachte, daß die Krone im Kurse unverändert bleibe. Schnyder drückte die Hoffnung aus, daß es ihm bald gelingen werde, die gleiche sachliche Sympathie für sich zu erringen, wie er sie selbst für das Land Österreich hege. Man werde einsehen müssen, daß das ausländische Kapital die Berechtigung habe, einen Vertrauensmann und Berater jenem Lande beizustellen, dem es mit aufrichtigem Willen und mit Krediten zuhilfe kommt. Er teilte hiebei mit, daß die schweizerische Eidgenossenschaft nebst den 25 Millionen Schweizer Franken, die von den Schweizer Banken übernommen wurden, 20 Millionen Schweizer Franken übernehmen werde, und zwar zu einem für Österreich überraschend tiefen Zinsfuß. Schließlich erklärte Schnyder, daß die Schweizer Finanzkreise an den österreichischen Bankinstitutionen und Industrieetablissements werktätiges finanzielles Interesse neh-

men und fügte hinzu, daß die Schweizer Finanzinstitute größere Posten von Aktien österreichischer Bankinstitute übernommen haben."

Im Staatshaushalte kommen für das Jahr 1923 die Reformen noch nicht allzu stark zum Ausdrucke. Bisher liegen für das Jahr 1923 zwei Entwürfe vor und ein dritter mit einigen Änderungen, wie sie die tatsächliche Gebarung der vergangenen Monate ergibt. Der zweite Entwurf, der auf Grund der Genfer Protokolle gemacht wurde, weist eine erhebliche Bilanzverbesserung auf gegenüber dem ersten Entwurf durch die automatische Verringerung der Ausgaben infolge Rückganges des Index und Verbesserung des Kursstandes der österreichischen Krone, durch die Ersparungen und Mehreinnahmen auf Grund des Wiederaufbaugesetzes.

Der dritte Entwurf zeigt eine Bilanzverschlechterung gegenüber dem zweiten um fast 270 Milliarden.

Staatsvoranschläge 1923.
(Tausend Kronen)

	1. Entwurf	2. Entwurf	3. Entwurf
Ausgaben	9 983 949 524	8 472 754 805	+ 168 115 363
Einnahmen	4 690 182 106	6 098 262 472	— 121 644 514
Abgang	5 293 767 418	2 374 492 333	+ 269 759 877 2 644 252 210 (Abgang)

Der Kommissär des Völkerbundes, Herr Dr. Zimmermann, der am 15. Dezember 1922 in Wien eintraf, ist bestrebt, das uns für die erste Hälfte 1923 monatlich zugestandene Durchschnittsdefizit von 339 Milliarden nicht zu überschreiten. Die monatlichen Abgänge stellen sich bisher nach den einzelnen Monatsvoranschlägen wie folgt dar.

Jänner	404,5	Milliarden	Kronen
Februar	375,5	„	„
März	307,5	„	„
April	305	„	„
Mai	305	„	„
Juni	303	„	„

Hieraus ist ersichtlich, daß die Abgänge ab März bereits hinter dem Durchschnitte zurückblieben.

Herr Zimmermann verfügt in Wien über drei Sperrkonti, auf welche die Einnahmen verteilt werden:

A: Einnahmen aus Zöllen und Tabak.

B: Einnahmen aus Anleihen des österr. Staates.

C: Restsumme aus Anleihen des Jahres 1922 und Liquidationssumme der österr.-ungar. Bank.

Die österreichische Regierung verfügt über die Sperrkonti nur nach Ermächtigung des Völkerbundkommissärs! so daß Österreich nicht leicht in die Lage kommen kann, den Haushalt durch Überschreitungen umzuwerfen.

Nach diesen allgemeinen währungs- und finanzpolitischen Maßnahmen gehe ich auf einzelne Programmpunkte des Wiederaufbaugesetzes ein.

Von den Bundesbetrieben möchte ich mich nur mit den Bundesbahnen etwas näher beschäftigen. Die Einnahmen der Bundesbahnen wurden im ersten Voranschlag 1923 mit 2967 Milliarden vorgesehen, im zweiten mit nur 2570 Milliarden, also um 13 1/3 % weniger.

Die fortwährende Tariferhöhung auf den Bundesbahnen, die im September 1922 im Personenverkehr das 8400fache, im Güterverkehr das 16.800fache des Friedensstandes erreicht hatte, zwang am 15. Februar 1923 zu Tarifermäßigungen, u. zw. im Personenverkehr um 12 % bis zu 50 km, um 31 % bis 300 km. Auch im Güterverkehr soll eine neue Klassifikation ausgearbeitet werden; der Kohlentarif wurde um 10 %, der Kokstarif um 20 % ermäßigt. Die ungeheuren Tarifsteigerungen hatten zu einer Verschärfung der Industriekrise geführt, die infolge der Kronenstabilisierung einsetzte. So betrugen die Transporteinnahmen im Dezember 1922 nur mehr 105.5 Milliarden Kronen gegenüber 117 Milliarden Kronen im November. Es lassen sich jedenfalls keine 3000 Milliarden jährlich erwarten. Weitgehende Ersparungen sollen durch Personalabbau und Drosselung des Verkehrs erreicht werden. Die Bilanz der Bundesbahnen heute aktiv gestalten zu wollen, ist vergebliche Liebesmühe. In keinem Staate, der am Kriege teilgenommen hat, ist das möglich, nicht einmal in den neutralen. Die Regierung sieht das auch ein und, nachdem sie den Verkauf oder die Verpachtung der Bahnen erwogen hat, hat sie jetzt einen Wirtschaftskörper „Bundesbahnen" gebildet, der die Aufgabe hat, nach kaufmännischen Grundsätzen vorzugehen. Natürlich brauchte Österreich wieder einen ausländischen Sachverständigen in der Person des Sir William Acworth, der am 20. Mai in Wien ankam. Ein ständiger „Berater" wird die Sache schon machen!

Noch ein „Berater" für das Verkehrswesen.

KB. Wien, 13. Juni. Über Ansuchen des Generalkommissärs Dr. Zimmermann, hat sich die Schweizer Regierung bereit erklärt, Sir William Acworth, der die Aufgabe übernommen hat, für den Generalkommissär einen Bericht über die gegenwärtige Lage der österreichischen Eisenbahnen auszuarbeiten, einen Beamten zur Verfügung zu stellen, der Sir William Acworth bei seinen Arbeiten unterstützen werde. Die Schweizer Regierung hat für diese Funktion Dr. Robert Herold, Direktor der Eisenbahnsektion im Schweizerischen Ministerium für Eisenbahnen, Post und Telegraphen ausersehen. Dr. Herold ist dieser Tage in Wien angekommen und hat heute seine Tätigkeit im Büro Sir William Acworths aufgenommen. (Ob diese Aufgabe nicht viel besser einem österreichischen Fachmann hätte übertragen werden können. — Anm. d. Red.)

Unser Minister für Handel und Verkehr, Dr. Schurff, erklärte am 11. Mai 1923, daß bei den Bundesbahnen bereits 14.017 Personen abgebaut seien = 13 1/2 %, daß die Ausgaben für die Erhaltung des Wagenparkes allein im Jahre 1922 über eine Billion Kronen betrugen, die Kohlenversorgung über 700 Milliarden. Unsere Alpenbahnen haben wegen der großen Erhaltungskosten nie hohe Gewinne abgeworfen. Die Sanierung der Eisenbahnen ist eine Kohlenfrage. In dem Maße als es gelingt, uns von der Kohle überhaupt unabhängig zu machen durch die fortschreitende Elektrifizierung und im be-

sonderen uns durch Hebung der inländischen Kohlenförderung von der teuren Auslandkohle zu befreien, in demselben Maße wird die Sanierung gelingen. Die Tariferhöhungen sind nicht das richtige Mittel. Trotzdem sollten die Güter- und Personentarife ab 15. Juli wieder um 20% erhöht werden. Nach den letzten Berechnungen machen die Staatszuschüsse für die Bundesbahnen 39% unseres Gesamtabganges aus. Trotzdem wäre der Gedanke verfehlt, sie gänzlich abzustoßen, denn die Bahnen sind ein Wirtschaftsmittel für die Allgemeinheit, das nicht immer einen Reinertrag abwerfen muß. Die Bahnen aus der Hand zu geben, hieße die Beherrschung des Wirtschaftslebens preisgeben.

Die Sanierung der Bundesbahnen durch Personalabbau und Verkehrseinschränkungen oder gar durch weitere Tariferhöhungen allein ist machtlos gegenüber den Kohlenpreisen in der Tschechoslowakei, die sich durch die Kohlensteuer beträchtlich erhöhen. So ist die Monatseinnahme der Bundesbahnen im April 1923 gegenüber dem errechneten Durchschnitt wieder um 31 Milliarden zurückgeblieben. Und trotzdem wollte die Regierung die Personen- und Gütertarife ab 15. Juli wieder um 20—25% erhöhen. Sie rechnete mit einem erhöhten Reiseverkehr in den Sommermonaten. Doch diese Rechnung wird sich als falsch erweisen, und die neuerlichen Tariferhöhungen würden nur zur Verschärfung der Wirtschaftskrise beitragen.

Was den sicherlich notwendigen Beamtenabbau anbelangt, so ist er ohne die gleichzeitig notwendige Verwaltungsreform eine rein mechanische Maßnahme, die furchtbar viel Elend mit sich bringt. Die Verwaltungsreform, eine Vorbedingung eines vernunftmäßigen Personalabbaues und fruchtbringender Ausnützung staatlicher Arbeitskräfte, wird seit dem Jahre 1910 immer hinausgeschoben. Durch den verlorenen Krieg hat sich die Sachlage noch verschärft. Die Art und Weise, wie der Beamtenabbau heute gehandhabt wird, ist eine überstürzte, und genau so wie die Verringerung der 11 Bundesministerien um 3 — eine Augenauswischerei, die dem Staate noch teuer zu stehen kommen kann, da in vielen Fällen die reibungslose Weiterarbeit in vielen Ämtern gefährdet wird durch die rücksichtslose Pensionierung alter, erfahrener Beamter. Aber was kümmert das Herrn Dr. Zimmermann? Er verlangt mit Strenge, daß wöchentlich 1500 Bundesangestellte von der Bildfläche verschwinden. Bis 30. Juni 1924 sollen 100 000 Beamte abgebaut sein, davon seit Einsetzen der Sanierungsaktion bis 30. Juni 1923 50 000. Bis 1. Juni 1923 waren 36 255 Personen abgebaut. Die verlangte Anzahl von 50 000 wurde mit 1. Juli d. J. nicht erreicht, weil es mechanisch unmöglich ist. Der Abbau muß sich naturgemäß verlangsamen. Bei der mechanischen und rücksichtslosen Art ist er eine höchst unsoziale Maßnahme, die zur weiteren Vernichtung des Mittelstandes und der geistigen Arbeiter beiträgt. Seit langer Zeit schon steht die österreichische Regierung mit den Beamtenvertretungen in Verhandlungen, um wenigstens eine Besserstellung der Familienerhalter zu ermöglichen. Die Regierung verlangt aber die Aufhebung des Indexgesetzes, auf die aber die Beamtenschaft infolge der gerechtfertigten Befürchtung weiterer Preissteigerungen nicht eingeht. Das Sinken der Binnenkaufkraft der Krone infolge der weitergehenden Inflation und nicht zuletzt infolge der letzten Handelsverträge, die bevorstehenden Tariferhöhungen und die Fremdensaison ließen ein weiteres Hinaufschnellen der Preise erwarten. Die Aufhebung des Indexgesetzes würde also die Beamtenschaft schwer treffen. Um einen Aus-

schnitt aus dem sozialen Elend unserer Sanierungskolonie zu geben, setze ich die Gehalte der Beamtenschaft der Akademiker hieher auf Goldkrone umgerechnet und in Vergleich gesetzt mit den Gehalten von 1914:

Bezüge der Bundesangestellten im Jänner 1923.

Rangskl.	Besondere Gruppe	Multipl.[1]) für Jänner 134,8	Monatsbezug in Goldkronen		Senkung auf ein wievielfaches des Friedensbezugs
			1914	Jänner 1923	
IV.	18.	Juli	1 666	198	1/7
V.	17.	167,1	1 017	155	1/6
VI.	16.		687	133	1/5
VII.	15.		534	112	1/4
VIII.	14.		415	96	1/4
IX.	13.		333	82	1/4
X.	12.		263	76	1/3

Es ist eine falsche Meinung der Regierung Zimmermann-Seipel, den Staat mit einer schlecht bezahlten, arbeitsunwilligen und unzufriedenen Beamtenschaft sanieren zu wollen. Auch die Arbeiter sind nicht auf Rosen gebettet, wenn sie in ihren Lohnbezügen auch im Verhältnis besser gestellt sind als die akademischen Beamten. Ich werde später Gelegenheit nehmen, auch die Löhne der Arbeiterschaft zu bringen. Die Regelung der Beamtenbesoldung kann zu einer ernsten Gefahr für die Regierung werden, denn eine der beiden Regierungsparteien — die Großdeutsche Volkspartei ist nicht geneigt, die beamtenfeindliche Haltung der Christlichsozialen mitzumachen. Sie allein hat sich bisher für die Besserstellung der Beamten eingesetzt.

Nach dem Wiederaufbaugesetz soll auch eine Erhöhung der Einnahmen erzielt werden, ganz besonders durch ein Anziehen der Verbrauchssteuern, durch das Hinaufsetzen der Zolleinnahmen von 80 auf 100 Millionen Goldkronen und durch namhafte Preissteigerungen der Monopolartikel. Nun weisen aber sowohl die Einnahmen aus den Zöllen als auch die aus dem Tabak monatliche Rückgänge auf gegenüber den errechneten Monatsdurchschnitten. Es kann gar keine Frage sein, daß ganz bedeutende Verbrauchseinschränkungen eintreten werden.

Die Aufwendungen für Länder und Gemeinden entfallen ab 1. Juni, an welchem Tage das Abgabenteilungsgesetz BGBl. Nr. 125 von 1922 in Kraft tritt, laut welchem die Realsteuern den Ländern vollkommen überlassen werden. Außerdem haben die Länder noch an einer ganzen Anzahl von Verbrauchssteuern teil. Ob sie damit das Auslangen finden werden, solange dem Bunde das Bestimumngsrecht über die Höhe der Beamtengehalte in den Ländern gewahrt bleibt, ist sehr die Frage.

Der österreichische Staat hat seiner Bevölkerung die schwersten Opfer auferlegt, um dem Diktate von Genf zu entsprechen. Es ist wirklich eine harte Zeit. Und doch kann nicht geleugnet werden, daß die Sanierungsaktion zweifellos einige Vorteile gebracht hat, wenigstens augenblicklich; manches ist auch bloßer

[1]) Dieser Multiplikator wird unter Zugrundelegung des Märzgehaltes von 1921 als Einheit aus dem monatlich festgestellten Index errechnet.

Schein. Die Krone erschien durch Monate hindurch mit einem Kurse von 0.0077 bis 0.0078 stabil. Im Augenblicke steht sie in Zürich auf 0.0080, während die deutsche Reichsmark einen Tiefstand von 0.0035 erreicht hat. Der Spartrieb in der Bevölkerung wurde wiederum geweckt. In den 12 größten Geldinstituten Wiens betrugen die Einlagen

im	September	1922	11	Milliarden Kronen
„	Oktober	„	36	„ „
„	November	„	60	„ „
„	Dezember	„	86	„ „

Die Stabilisierung der Krone hat doch eine geordnetere Wirtschaft im Staatshaushalte zur Folge gehabt und in der Privatwirtschaft eine leichtere Kalkulation ermöglicht. Das so schwerwiegende Kapitel „Kursverluste" wird im Budget eine erhebliche Verringerung erfahren, und damit wird die Schuldenwirtschaft des Staates in Ordnung gebracht werden können. Das sind zweifellos große Vorteile, die allerdings mit ungeheuren Opfern erkauft werden.

Die Opfer, die Österreich gebracht hat, sind drückend: die ständige Kontrolle des Auslandes und eine organisierte Wirtschaftspionage, die einen beträchtlichen Teil der österreichischen Privatwirtschaft an sich zu reißen sucht. Von unseren Einnahmen sind die wertvollsten, Zölle und Tabak, verpfändet; wir unterliegen durch den Völkerbundkommissär der Steuer- und Tarifhoheit des Auslandes. Unsere „Nationalbank" ist in Wahrheit ein Auslandsinstitut, das sich zum Staatskassier aufgeworfen hat und unseren Kronenkurs bestimmt. Sie untersteht der Kontrolle eines ausländischen „Beraters" und ist von den Bedürfnissen des Inlandkapitals losgelöst. Wie schlecht ist Österreich bei der Aufteilung der Vorkriegsschuld weggekommen! Unser Schuldendienst ist durch das Ausland monopolisiert. Das Ausland diktiert uns Zollerhöhungen und Handelsverträge.

Einer der größten Nachteile aber, die die Sanierung im Gefolge hatte, ist die Industriekrise. Nach dem Kriege hatten wir eine Produktions- und Absatzkrise mitzumachen. Sie wurde durch das Sinken des Kronenkurses überwunden. Die Scheinstabilität der Krone aber und ihre Steigerungen haben die Exportprämie des niederen Kurses hinweggeräumt und Ausfuhrverminderungen und Arbeitslosigkeit erzeugt. Diese ernste Wirtschaftskrise, die ja natürlich auch auf die Noteninflation zurückgeht, ist auch in der allgemeinen Lage Europas begründet, besonders in der Erschwerung des Außenhandels durch den Marksturz, durch unsere Sozialpolitik, soweit sie ein System bezahlter Nichtarbeit darstellt; durch das Tarif- und Besteuerungssystem; ich verweise nur auf die Warenumsatzsteuer, durch die immer noch bestehenden Aus- und Einfuhrbeschränkungen, die ganz furchtbaren Kreditschwierigkeiten der geldverbrauchenden Industrie, endlich durch den Mangel an Investitionskapital. In ihrem Wesen ist die jetzige Krise eine Geldkrise. Die Arbeitslosigkeit ab Juli 1922 ist wieder in erschreckendem Maße im Zunehmen. Sie betrug

im	Juli	1922:	30 971	15.	Jänner	1923:	130000
„	August	„ :	31 243	28.	Februar	„ :	169 000!
„	Sept.	„ :	37 990	30.	März	„ :	156 000
„	Okt.	„ :	57 849	15.	April	„ :	149 000.
„	Nov.	„ :	84 283				
„	Dez.	„ :	120 525				

An Kosten für die Arbeitslosenunterstützung mußten für 1923 rund 320 Milliarden Kronen veranschlagt werden. Die produktive Arbeitslosenfürsorge ist nicht imstande in einer wirklich befriedigenden Weise der Frage Herr zu werden. Das Steigen der Krone wird den Absatz noch weiter einschränken und immer mehr Arbeiter auf die Straße werfen, zu weiteren Betriebseinstellungen führen, wodurch der Staat wieder ergiebige Steuerquellen verliert. Die Kronenstabilisierung ist ein durch Auslandskapital erzeugter Schein. Durch die über Österreich verfügten Zwangsmaßnahmen ist es ein günstiger und sicherer Anlagemarkt für das Auslandskapital geworden. Die Völkerbundanleihe wird im Auslande vielfach überzeichnet. Selbstverständlich! Der Sicherheiten sind genügende da. Am 10. Juni konnten wir bereits die siegesfrohen Mitteilungen des Finanzministers lesen, die ich hiehersetze.

Die Völkerbundanleihe.

Über den neuesten Stand der Anleihe machte Finanzminister Dr. Kienböck gestern in einer Pressekonferenz folgende Mitteilungen:

Insgesamt wird ein Betrag von Nominale 32,623.500 Pfund Sterling placiert. Dazu kommen 20 Millionen Goldkronen, die von der schweizerischen Eidgenossenschaft zugesichert sind, und 26 Millionen Goldkronen, die von der Regierung des Königreiches Spanien in Aussicht gestellt sind. Diese beiden letztgenannten Beträge ergeben rund weitere 2,470.000 Pfund Sterling. Von dem erstangeführten Gesamtbetrage per 32,623.500 Pfund Sterling entfallen auf: Österreich 3,807.7000, Belgien 294.100, Tschecho-Slowakei 3,573.000, Frankreich 2,059.000, Holland 250.000, Italien 1,905.000, Schweiz 972.700, Schweden 700.000, Vereinigte Staaten 5,400.000, Großbritannien 14,002.000. — Die Anleihen sind in der bekannten Art nach folgendem Verhältnis garantiert: England mit 24½ Prozent, Frankreich 24½ Prozent, Tschecho-Slowakei 24½ Prozent, Italien 20½ Prozent, Belgien 2 Prozent, Schweden 2 Prozent, Dänemark 1 Prozent, Holland 1 Prozent; zusammen 100 Prozent.

Über die Verzinsungsbedingungen und den Erlös der Anleihe ließ er sich am 13. Juni vernehmen:

Mitteilungen des Finanzministers über die Völkerbundsanleihe.

Finanzminister Dr. Kienböck zählt die in den einzelnen Ländern gesicherten Tranchen der Völkerbundsanleihe auf, die zusammen einen Nennwert von 32,623.500 Pfund ergeben. Wieviel der effektive Erlös aus der Begebung dieser im Nennwert ausgedrückten Papiere ausmacht, hänge natürlich vom Begebungskurs ab und dieser wieder von der Verzinsung. Die effektive Verzinsung dürfte durchschnittlich 7¾ Prozent betragen. Diese Verzinsung sei im Vergleich zu dem allgemein geltenden Zins außerordentlich günstig. Der Minister gab einen Vergleich dieser Verzinsung mit der Verzinsung einer Reihe anderer Anleihen, die z. B. in den letzten Jahren von Belgien, der Tschechoslowakei und von Frankreich in Amerika begeben wurden und die eine nominelle Verzinsung von 7½ bezw. 8 Prozent aufwiesen. Außer diesen Zinsen kommen noch in den einzelnen Ländern verschiedene hohe Spesen hinzu, Kommissionsgebühren, welche 1½ bis 3 Prozent, in Amerika 4 Prozent betragen. Der Minister sprach sodann über den nutzbaren

Erlös der Anleihe.

Aus seinen Mitteilungen ergab sich, daß sich das Nominale der Völkerbundanleihe — der Kurs des Pfund im Verhältnis zur Goldkrone mit 22849

berechnet — auf einen Gesamtbetrag von 745,414.000 Goldkronen belaufe. Effektiv werde der Erlös ungefähr 605,221.000 Goldkronen sein. Die Rückzahlungen und Refundierungen betragen samt Zinsen rund 287 Millionen Goldkronen. Der nutzbare Erlös betrage demnach 318,221.000 Goldkronen, dazu gerechnet die noch von der Schweiz und Spanien zu erwartenden Beträge im Betrage von 46 Millionen Goldkronen, ergibt sich ein Gesamtbetrag von insgesamt 364,221.000 Goldkronen, d. i. in Papierkronen ausgedrückt 5 Billionen 240 Milliarden.

Der Minister dankte nun den Regierungen, die das Pfandrecht zurückgestellt sowie jener, die die Garantie für die Völkerbundanleihe übernommen, weiters sämtlichen Funktionären, die im Finanzkomitee des Völkerbundes erfolgreich mitgewirkt haben. Das volle Gelingen dieses Werkes gebe die Sicherheit, daß die Krone zu einer tatsächlichen Stabilisierung und daß Österreich in geordnete wirtschaftliche Verhältnisse, wenn auch unter schweren Opfern, aber doch mit guten Aussichten auf einen glücklichen Erfolg gelange.

Das große Werk der weiteren Auslandsverschuldung Österreichs, die zu einer „tatsächlichen Stabilisierung" der Krone führt, war also gelungen. Sicherlich hat Österreich eine zweijährige Atempause gewonnen. Aber wenn die Auslandskredite verbraucht sind und der Schuldendienst ohne Kredite versehen werden muß? Dann wird der wahre wirtschaftliche Wert der Krone zum Ausdrucke kommen.

Augenblicklich ist Österreich ein guter und sicherer Anlagemarkt für das Ausland: die Krone ist wieder gesucht, und die österreichischen Effekten, besonders die Bankaktien erfuhren eine starke Hausse, wie die untenstehenden Zahlen zeigen. Sie wanderten in Mengen ins Ausland ab. Es nimmt nicht Wunder, wenn Herr Dr. Zimmermann in seinem vierten Berichte, den er dem Völkerbunde über die Zeitspanne von 15. März bis 15. April 1922 gab, sagte: „In meinem zweiten Berichte erklärte ich: Österreich gleicht einer Insel, welche durch die europäischen Großmächte garantiert wird. Sein wirtschaftliches Leben bietet dem ausländischen Kapital gleichzeitig Gewinnchancen und alle gewünschten Sicherheiten."

Bankaktien. Hausse Juni 1923.

Österreichische Aktien	Mitte Dezember 1922	Mitte Juni 1923	%
(Bosel) Österr. Kredit .	42 500	264 000	607
Boden-Kredit	63 000	400 000	635
Bank-Verein	33 400	187 000	560
(Bosel) Union-Bank . .	45 000	271 000	602
Anglo-Österr.	89 000	290 000	326
Verkehrsbank	22 000	116 000	527

Wenn nur diese „Insel" im Meere des ausländischen Anlagekapitals nicht hinweggeschwemmt wird! Es gibt zu denken, was uns über die „Interessennahme der französischen Schneider-Creuzot-Werke an der Alpinen Montangesellschaft" gemeldet wird, über die „Interessen-

gemeinschaft zwischen Niederösterr. Eskomptebank und Schneider-Creuzot" und über die Tätigkeit der „Union Européenne Industrielle". Die französische Industrie will nichts anderes als auf dem Wege über Österreich die deutsche Industrie am Balkan aus dem Felde schlagen. Wie weit die Überfremdung in Österreich, die pénétration pacifique schon vorgeschritten ist, zeigen folgende Tatsachen: „Den Franzosen gehörte bisher schon die Länderbank, die Österreichische Hypothekenbank, ferner haben sie starken Einfluß in der Bodenkreditanstalt: Engländer besitzen die Anglobank und sind vertreten in der Zentralbodenkreditanstalt, der Länderbank, dem Kompaß, der Verkehrsbank, sie suchen seit Neuestem auch in der Lombard- und Eskomptebank Einfluß zu gewinnen; Belgier und Schweizer sind am Bankverein und der schon erwähnten Eskomptegesellschaft interessiert; Belgier ferner an der neuen Wiener Bank A.-G. und der Lombardbank; Amerikaner an der Kreditanstalt, an der auch holländisches und englisches Kapital beteiligt ist, am Kreditinstitut für öffentliche Unternehmungen und an der Bodenkreditanstalt; Italiener an der Depositenbank und dem Merkur, Tschechen an der Depositenbank. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und enthält nur eine Reihe der wichtigsten Beteiligungen."

Das sind bedenkliche Erscheinungen, an denen kein Volkswirt vorübergehen darf. Sie werden in verstärktem Maße durch die Sanierung und die „Berater" in Nationalbank und Eisenbahn mit sich gebracht. Unser Staat wird zum Schauplatz der ausgesprochensten Internationalökonomie, unsere Arbeiterschaft zum Lohnempfänger des Auslandkapitals. Ihre Lohnverhältnisse waren Mitte Dezember 1922 ungefähr folgende:

	Papier-Kronen	Gold-Kronen
Maurer	384 000	26⅔
Buchdrucker über 23 Jahre .	297 948	20,7
Tischler	321 984	22
Qual. Metallarbeiter	351 840	24
Schneider	318 830	22
Textilarbeiter	192 816	13

Die Arbeiterlöhne sind natürlich ihrer Kaufkraft nach nicht hoch, wenn sie auch im Vergleiche zu 1914 nicht soviel verloren haben, als beispielsweise die Beamtenschaft. Es ist gar keine Frage, daß durch die Sanierungsaktion die Lage der Arbeiterschaft nicht gebessert wird. Auch sie wird gezwungen sein, im Auslande bessere Verdienstmöglichkeiten zu suchen.

Die Auswanderung aus Österreich, die unter den Deutschen in Altösterreich gar keine Rolle spielte, nimmt an Umfang zu: Sie betrug 1921: 5176; 1922: 10 579.

1922 war durch eine Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse eine 100prozentige Steigerung eingetreten. 1923 betrug sie

im Jänner:	1750
„ Februar:	1764
„ März :	1322
Summe:	4836

1922 waren im ersten Viertel des Jahres nur 1442 Personen ausgewandert, also wieder eine Steigerung von 235 %!

Die höchste Zahl der Auswanderer stellte die Land- und Forstwirtschaft. Die Reihenfolge der einzelnen Bundesländer der Zahl nach war 1922 folgende:

Burgenland . . .	(5346)	Kärnten	(400)
Wien	(2093)	Vorarlberg	(199)
Niederösterreich . .	(1098)	Tirol	(113)
Steiermark . . .	(872)	Salzburg	(81)
Oberösterreich . .	(405)		

Das ist alles überseeische Auswanderung, während die kontinentale noch gar nicht erfaßt ist.

Die Bundesregierung ist bestrebt, durch den Abschluß von Handelsverträgen günstigere Lebensverhältnisse zu schaffen, denn unsere Handelsbilanz ist ja in Österreich schwer passiv.

Diese Passivität betrug im Jahre 1921: 789 Millionen Goldkronen; 1922: 537 Millionen Goldkronen.

Für das erste Viertel des Jahres 1923 sind die Zahlen im folgenden ermittelt.

Außenhandel 1923. 1. Viertel.

Länder	In Goldkronen		Überschuß + Abgang —
	Einfuhr	Ausfuhr	
Deutsches Reich .	70,8	31,7	— 39,1
Tschechoslowakei .	85,7	17,4	— 68,3
Ungarn . . .	33,7	25,5	— 8,2
Jugoslavien . .	23,8	24,9	+ 1,1
Italien	30,1	20,8	— 9,3
Schweiz . . .	18,5	14,3	— 4,2
Andere Länder .	85,1	73,1	— 12
Summe:	347,7	207,7	— 140 = 2016 Milliarden Papier-Kr.

In Tonnen:

Einfuhr . .	1 707 000
Ausfuhr . .	465 000
Abgang . .	1 342 000

Wenn Österreich mit 6½ Millionen Einwohnern eine passive Handelsbilanz von weit über ½ Milliarde Goldkronen ertragen kann — das alte Österreich war auch nicht mehr passiv — so ist die einzige Erklärung wohl nur in der Kapitalsüberfremdung Österreichs zu suchen. Nun sollen die Handelsverträge helfen. Und warum?

Die Wirtschaftskommission in Genf gab Anregungen zur Herstellung einer aktiven Handelsbilanz. Sie empfahl den Abschluß von Konventionen unter den Nachfolgestaaten auf der Grundlage des Übereinkommens von Pontorose. Bundeskanzler Seipel schloß nacheinander Verträge mit Ungarn, Jugoslawien, Ungarn, Italien und am 22. Juni 1923 mit Frankreich. Letzteres hat in handelspolitischer Offensive die Meistbegünstigung fallen gelassen und beeinflußt dadurch die mitteleuropäische Handelspolitik ungünstig. Österreich ist der zahlende Teil. Dies kann auch gar nicht anders sein, wenn man sich vergegenwärtigt, was in dem von mir bereits angeführten Artikel 233 des Staatsvertrages von St. Germain steht: „Treibt die österreichische Regierung internationalen Handel, so soll sie in dieser Hinsicht keinerlei Rechte,

Vorrechte und Freiheiten der Souveränität haben, auch nicht so angesehen werden, als ob sie solche hätte."

Es kann gar keine Rede davon sein, auf dem Wege von Verträgen, die unter dem Schatten von St. Germain stehen, eine aktive Handelsbilanz zu erzielen. Dies wäre uns auf dem Wege der höchsten Steigerung unserer Produktion möglich. Dazu fehlt Österreich aber das nötige Geld, das uns das Ausland für diese Zwecke nicht zur Verfügung stellen wird.

Nur *eine* Rettung ist möglich: Sie kommt aus der Erkenntnis dessen heraus, was unser Goethe einmal schrieb in der Zeit nach den napoleonischen Kriegen:

Goethe an Rochlitz, 27. Februar 1815:

„Der Verlust, den wir alle mehr oder weniger erlitten haben, kann nur verschmerzt werden, wenn wir uns immer treuer aneinander schließen, und der Deutsche immer mehr einsehen lernt, daß nirgends für ihn Heil zu finden sei, als bei seinen Landsleuten."

Sind Deutsche nur . . .

Franzosen beim Maschinengewehr —
Arbeitermassen rings umher.
Fragen sich mit finst'rem Blick:
„Was wollen *die* vor der Fabrik?"
Plötzlich ein Heulen in der Luft —
Eine Werksirene ruft. —
Der Leutnannt fährt in Hast zur Höh,
Mit schriller Stimme klingt es:
„Feu!"
Ein Blitzen und Knattern.

In wilder Flucht
Schreiend die Menge das Weite sucht.
Und als sie entschwunden mit stürzender Eil,'
Wälzt sich am Boden ein blutiger Knäul.
Todeszuckend Weib, Kind und Mann —.
Wimmern. —
Da hebt zu pfeifen an
Ein Poilu die Melodie:
„Allons enfants de la patrie."
Ein Sterbender hört's. Er hebt die Lider:
„Verfluchtes Lied! — Rächt uns, Brüder..."
Der Leutnant lächelt: „*Sind Deutsche nur . .*"
So geht's an der Ruhr.

* * *

Arbeiteraufmarsch im deutschen Land,
Die Menge staut sich am Rednerstand.
Droben ruft Einer mit lautem Schalle:
„Es lebe die Internationale!
Die Völkerversöhnung, die Bruderliebe
Sieger über des Tieres Triebe!
Was soll der Kampf um Ruhr und Rhein?
Bringt er euch Arbeitern was ein?
Der *Klassenkampf* führt uns zum Sieg!
Aber Brüder: Nie wieder Krieg!
Den ihr dort an der Ruhr vermeint,
Im eig'nen Lande steht der Feind!
Nieder mit ihm! Auf zur Tat:
Hoch das Proletariat!" —
Und in der Menge tobend Schrei'n
Braust die Marseillaise darein.
Bataillon um Bataillon
Defiliert bei ihrem Ton:
„Allons enfants de la patrie . ."
Wie einst im Felde marschieren sie
Dröhnenden Schrittes mit trotzigem Mut
Zum Kampfe gegen — *das eig'ne Blut!*
Und im Schmettern der Feindesweise
Verklingt wie Sterbenswimmern leise
Der Bruderschrei von Rhein und Ruhr —
Sind Deutsche nur . . . .

Gottfried Nickl.

Der völkische Waffenschmied.

Eine Variation über: Wissen ist Macht.

Von Dr. K. Grunsky, Stuttgart.

„Woher wissen Sie denn das? Es stand doch nicht in der Zeitung." So fragt immer wieder der Zeitungsgläubige, als begeisterter Dogmatiker, der nicht ahnt, daß längst ein bibliothekartiges Schrifttum vorhanden ist, aus dem man erfährt, was man ernsthaft wissen will. Freilich gibt es z. B. Pazifisten, die eben sagen: wir treiben und lesen keine Geschichte; die Geschichte fängt mit unserer Zukunft an. Denen ist nicht zu helfen. Wer aber hören und sich unterrichten will, den laden wir zu einem Rundgang durch die völkische Waffenschmiede ein. Denn nach wie vor sind es Geist und Wissen, welche den Erfolg einer Bewegung entscheiden.

Gerade der brachgelegte geschichtliche Sinn muß vor allem aufgerüttelt werden. Es ist beim bisherigen Geschichtsunterricht ein falscher Grundsatz, weder Buch noch Lehrer dürften sich anmerken lassen, daß sie zufällig deutsch seien. Als ich zur Schule ging, war die Auffassung vorherrschend, daß sich leider seit dem späten Mittelalter nationale Gegensätze einschlichen, welche das Bild unangenehm verwirren. Das allererste ist also eine gute Deutsche Geschichte, wie sie uns Einhart (Th. Weicher, Leipzig) endlich dargeboten hat. Hätten wir in den achtziger Jahren ein solches Buch gehabt! Einhart zur Seite steht die Deutsche Geschichte von Heinrich Wolf (Karl Meyer, Hannover), der auch mit den Betrachtungen seiner Angewandten Geschichte und Angewandten Kirchengeschichte (außer manchen kleineren Gaben) das geschichtliche Verständnis geweckt und vertieft hat; sein neuestes Werk ist: Weltgeschichte der Lüge (alles dies bei Th. Weicher, Leipzig). Es gibt zu denken, daß gerade Einhart und Heinrich Wolf in einem sonst dankenswerten Übersichtsbuche: Die besten deutschen Geschichtswerke (von Ulrich; bei Köhler-Volckmar, Leipzig) fehlen. Sollten sie dem Verfasser unbekannt sein?

Die Frage der Lehrbücher ist mit Karl Wellers Werk (Diesterweg, Frankfurt) in ein neues Stadium getreten: auch unter den schwierigsten Verhältnissen kann das Tatsächliche charaktervoll gesagt werden. Auch von seiten der Universität steht ein bedeutendes Denkmal vaterländischen Geistes vor uns im Deutschen Gedanken von Adolf Rapp (Kurt Schröder, Bonn): unsere Betrachtung durchlebt hier die Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Neuerdings hat Rapp weiterhin geschildert den Kampf um die Demokratie in Deutschland, seit 1789 (Pätel, Berlin): ein glänzendes, ungemein logisch aufgebautes Werk, das bis 1918 reicht. Wir erinnern auch an die Schrift Deutsche Demokratie von Fick (Lehmann, München). Einen eigenartigen Querschnitt durch die deutsche Geschichte zieht Albrecht Wirth (Böpple, Deutscher Volksverlag, München), indem er den Deutschen Abenteurern folgt: wieviel Wagemut und Tatkraft ist dem deutschen Volke durch Mangel an staatlichem Zusammenhalte verloren gegangen! Einen prachtvollen Rückblick geben Die Epochen der deutschen Geschichte von Johannes Haller (Cotta, Stuttgart). Natürlich können wir hier nicht weiter auf die Leistungen bekannter Geschichtschreiber, wie Treitschke, Schäfer, Graf von Reventlow eingehen. Nur ein Gedanke sei berührt: wir tun,

wenn wir nun doch einmal „objektiv“ sein wollen, gut daran, zur Abwechslung eine möglichst große Zeitspanne zwischen uns und dem Betrachteten zu legen. Also zurück zur ältesten Geschichte, in der Ludwig Wilser zu Hause ist. Auch darin beginnt Jakob Grimm fortzuwirken, daß man nicht bloß seine Aufsätze sammelt (Dichter-Gedächtnisstiftung oder Deutsche Bibliothek), den Deutschen Gedanken bei ihm nachweist (Matthias bei Voigtländer, Leipzig), sondern der deutschen Sage nachgeht; fast jeder völkische Verlag bietet etwas zur Edda. Wir nennen hier zwei hervorragende, echt dichterisch veranlagte Künder der Sagenwelt: Hans von Wolzogen, dessen Edda, Beowulf, Gutrune, Nibelungen, Parzival bei Schröters Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin erschienen sind, in schlichtester, feinsinnigster Nacherzählung für die Jugend (nicht zu verwechseln damit Wolzogens Edda-Übersetzung bei Reclam), und Leopold Weber, der sich ebenfalls in Poesie und Prosa erfolgreich als Dichter des alten Sagengutes bemächtigt hat: seine prächtigen Verse (auch der Prosaedda nachgebildet) erschienen unter dem Titel „Die Götter der Edda“ im Musarionverlag in München, seine beiden herrlichen Prosabücher: Asgard (Götter) und Midgard (Helden) verlegt Thienemann in Stuttgart. An Auswahl fehlt es also nicht.

Die Deutsche Vorgeschichte behandelt als „hervorragend nationale Wissenschaft“ Gustaf Kossinna (Kabitzsch, Leipzig); ebenso wertvoll wie der Text sind in diesem Buche die Abbildungen. Von Kossinnas „Indogermanen“ ist der erste Band heraus. Kabitzsch bietet auch die ausführlichste Schrift über das Hakenkreuz, von Jörg Lechler (mit Bildern); in gedrängtester Form unterrichtet darüber Wilser (Sisverlag, Zeiß). Besonders nachdrücklich sei auf die reichhaltigen Schätze der Mannusbibliothek hingewiesen, die Kurt Kabitzsch zusammengebracht hat: hier sind die Ergebnisse der heutigen Forscher niedergelegt. Eine Geschichte der Germanenforschung schrieb Theobald Bieder (für Th. Weicher, Leipzig; der dritte Band steht noch aus). Wie weit germanische Vergangenheit selbst in die Gegenwart hineinragt, ersehe man aus dem schön ausgestatteten Prachtwerke von Erich Jung: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (J. F. Lehmann, München). Hier ist endlich einmal auch die Kunstgeschichte berücksichtigt. Sie birgt ja auch noch manches, was unseres Volkes Verhältnis zu den Juden aufhellt.

Da sind wir nun mitten in der Rassenkunde, die von unserer Vorgeschichte nicht zu trennen ist. Von Gobineaus Hauptwerk: Der Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, ist die deutsche Schemannsche Ausgabe erst kürzlich noch vom Frommannschen Verlage in Stuttgart in vierter Auflage ermöglicht worden. Die Lebensbeschreibung (2 Bde.), dann „Quellen und Untersuchungen“ (2 Bde.) hat Ludwig Schemann der Vereinigung wissensch. Verleger anvertraut, die eine Geschichte des Rassegedankens enthaltenden Betrachtungen zu Gobineaus Rassenwerk wiederum dem Frommannschen Verlag. Zur ersten Einführung empfiehlt sich Schemanns Gobineau und die deutsche Kultur (Oldenburg, Leipzig). Mitglieder der Neuen Gobineau-Vereinigung würdigen Schemanns Geschichte der ersten 25 Jahre des Vereins. Während uns von Gobineau immerhin die Zugehörigkeit zum deutschen Volkskörper trennt, hat sich diesem ganz zugewandt der Verfasser der Grundlagen des 19. Jahrhunderts: Chamberlain. Ihm ist die Rasse ein bildsamer Begriff; sein Auge durchdringt die Gegenwart, sein Blick sucht die Zukunft. „Rasse und

Nation" betitelt sich eine jener Flugschriften aus Deutschlands Erneuerung, die von Chamberlain stammt.

Von Hans Günthers neuer Rassenkunde des deutschen Volkes (Lehmann, München) sind die ersten Auflagen schon vergriffen; eine neue wird vorbereitet. In die wissenschaftliche Beweisführung geleitet das bei J. F. Lehmann erschienene große, zweibändige Werk über Menschliche Erblichkeitslehre von Baur, Fischer und Lenz (schon in zweiter Auflage!); der zweite Band ist betitelt: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. Die Darstellung ist so angelegt, daß sie allgemein verständlich bleibt. Ein anderes, rasch zu Ansehen gelangtes Werk ist die Familienkunde von Walter Scheidt (J. F. Lehmann). Soviel wir beobachten können, nimmt die Familienforschung einen großartigen Aufschwung: ihr ist das Buch hochwillkommen.

Obschon das jüdische Fremdvolk bei uns den Rassegedanken genau kennt, sucht es seinen Wert auf alle mögliche Weise herabzusetzen. Das hilft aber nichts mehr. Wir verfügen immerhin über eine erkleckliche Reihe von Hilfsmitteln, um die jüdische Geschichte unbeeinflußt von theologischer Schwäche kennen zu lernen. Auch hier verdanken wir dem kenntnisreichen, lebensvoll darstellenden Otto Hauser eine Geschichte des Judentums (Duncker, Weimar), die quellenreichen Stoff birgt. In zwei Bänden schildert Otto Kernholt die Beziehungen des jüdischen Volkes zum deutschen. Zuerst erschien: Vom Ghetto zur Macht (1750 bis zur Gegenwart), dann Schuld und Sühne, worin die ältere Geschichte behandelt wird (beides bei Th. Weicher, Leipzig). Fürs 19. Jahrhundert ist ferner der „Semikürschner" zum Nachschlagen unentbehrlich. Aus dem ältern Schrifttum ist Wahrmunds Gesetz des Nomadentums bei Böpple (München) in zweiter Auflage erschienen. Eine Menge geschichtlichen Stoffes schütten auch aus die beiden Bücher: Die Juden im Urteil der Zeiten von Ottokar Stauf von der March und Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten von Alfred Rosenberg (beides im Deutschen Volksverlag E. Böpples, München). Einzelnes ist niedergelegt in Lehmanns Flugschriften von Klein, Willrich, Westerfeld, Meyer; letzterer hat der Geschichte des Gaunertums eine besondere Studie gewidmet: Der Jude und sein Sklaventum (Böpple). Schon Luther ist es nicht entgangen, daß die Gaunersprache wesentlich jüdisch ist.

Zur Erkenntnis des Judentums gehört sicherlich das Bewußtsein auch davon, welche Kluft ihre und unsere Religion trenne. Wir meinen nicht die Schärfe orthodoxer Abweisung, so entschiedene Dienste sie der deutschen Sache geleistet haben mag. Man denke an den alttestamentlich gebundenen Stöcker; auch die katholischen Kämpen blieben auf ihrem rechtgläubigen Standpunkt. Der erste bedeutende Theologe, der über die Tatsache nachdachte, daß ja Jesus selber niemals den alttestamentlichen Gottesnamen gebraucht, war Lagarde. Seine Deutschen Schriften gehören in jedes Haus (eine Auswahl seiner Aussprüche bietet Dunckers Verlag). Sein Leben hat Ludwig Schemann beschrieben (Erich Matthes, Leipzig). Sodann haben wir Chamberlains Gott und Mensch (Bruckmann, München) als einen weiteren Markstein religiösen Erlebens der Gegenwart. Zum dritten Andersens Deutschen Heiland (Böpple, München); der Begründer der Deutschkirche ist nicht mehr zu übersehen. Wenn sich den Genannten Männer wie Hans von Wolzogen (Deutsches Hoffen, deutscher Glaube), Adolf Bartels, auch der Theologe Katzer anschlossen (95 Thesen), so gibt dies doch zu denken, und man mag über

Delitzsch's Große Täuschung urteilen wie man will, — wenigstens um die Erforschung des Talmud, die auch Luther am Herzen lag, kommt man nicht mehr herum. Theodor Fritsch hat 1893 Eingaben um Prüfung des jüdischen Geheimgesetzes bewerkstelligt; natürlich verwies sie der Reichstag an die Landesgesetzgebung, diese an den Reichstag. Damals gab Karl Paasch unter dem Verfassernamen des Freiherrn von Langen „Das jüdische Geheimgesetz" heraus, das in 6. Auflage bei Böpple in München erschien.

Auf katholischer Seite machte Rohling den Vorstoß gegen den Talmud (Der Talmud-Jude, Deutschvölk. Verl., Hamburg). Seine Übersetzungen wurden angefochten. Man weiß, daß Hebräisch keine Sprache logisch klaren Ausdrucks ist. Alfred Rosenberg hat deshalb Unmoral im Talmud nach jüdischen Übersetzungen zutage gefördert (Böpple), mit nicht minder haarsträubenden Ergebnissen. Sehr beschlagen ist in diesem Punkte auch Th. Fritsch, der sein Buch Der falsche Gott mit scharfen hebräischen Belegen spickt und sich im Streit um Gott und Talmud gewandt mit Strack, Kittel, Fiebig, Caro und andern auseinandersetzt (beides in seinem Hammerverlag, Leipzig). Außerordentlich wertvoll sind die neuesten Gutachten im Dinter-Prozesse; das Gericht zog nämlich den Orientalisten Erich Bischoff heran, der sich keineswegs zur Freude Judas äußerte (Rabbinische Fabeln, Rabbi und Diakonus, beides bei Walther Kramer, Leipzig). Ein Gutachten über den Schulchan Aruch (den im 16. Jahrh. paragraphierten Talmud) von Gildemeister-Tesdorpf findet man bei Karl Rohm in Lorch. Wir wollen hiemit keine persönliche Stellung einnehmen, sondern nur betonen, daß die Kenntnis der genannten Schriften unerläßlich ist, um eben selber klar zu sehen und sicher urteilen zu können.

Die Ode des Talmuds ist eine der Ursachen, warum sich die Juden so rege an unserm Geistesleben beteiligen. Wie aber unsere Großen gedacht und empfunden haben, geht klar hervor aus dem, was Böpple für seinen Deutschen Volksverlag gesammelt hat: da sind von Luther, Goethe, Hebbel, Schopenhauer, Wagner (je in besondern Heften) ihre Meinungen über das Judentum mitgeteilt. Den Goethebündlern wird das Goethebändchen besonders auf die Nerven gehen, manchen Theologen die beiden Kernschriften Luthers, dessen letzte Worte von der Kanzel eine Warnung vor Juda waren; man ehre doch wenigstens dieses Vermächtnis!

Da unsern Gebildeten die echten Quellen im Schutt der Gegenwart verstopft blieben, so tranken sie gerne aus den Wasserpfützen. Wie beschämend ist die Steinerseuche, das Spenglerfieber! Mit Spengler rechnet Armin von Ofele gründlich ab (Reizliteratur, bei Böpple). Viele anderen Größen findet man betastet in Rasse und Volkstum von Adolf Bartels (Duncker, Weimar), der außerdem von der deutschen Dichtung der Gegenwart eine Teilausgabe Die Jüngsten (bei Häßel, Leipzig) herausgebracht hat, aus der sich die Leser Rat holen mögen. Zu den Dichtern, die noch nicht nach Gebühr geschätzt sind, zählen wir Heinrich Schäff (Waldstift, Abseits, Im Zeichen der Stunde); er hat soeben seine Erinnerungen veröffentlicht unter dem Titel Mein Weg (Salzer, Heilbronn), mit eigenem Bildschmuck, entnommen der Mappe Mein Gehölz — denn Schäff ist auch Maler, oder vielmehr Zeichner. Noch ein anderes Büchlein ist mir zugeflogen: die liebliche Imma von Hermann Krieger (Ernst Schwabe, Hamburg): diese „Bienenmär aus Imker-Land" ist Honig aus dem Honighandwerk, eine Frucht treuesten Naturbesuchs und triebkräftigster Naturschwärmerei; übrigens eine Art Fortsetzung der „Familie

Hahnekamp". Ferner machen wir aufmerksam auf Georg Stammler. Teilnahme ist es, was unsere deutschen Schriftsteller brauchen. Wie schwer manche unter gleichgültiger Umwelt litten, lehrt die Biologie Deutscher Dichter und Denker von Otto Hamann (Amaltheaverlag, Wien). Wir müssen unbedingt wieder Fühlung gewinnen mit dem älteren deutschen Schrifttum, wozu außer Bartels namentlich auch die Literaturgeschichte von Vogt und Koch diene (Bibliographisches Institut, Leipzig). Hübsche Proben bietet Das Erbe von Tim Klein (R. Piper, München). Den Schillerverehrern bietet der Schwäbische Schillerverein zwei wundervolle Gaben: Schillers Religion, von Dekan Dörrfuß, und „Schiller über Volk, Staat und Gesellschaft", gesammelt von Prof. Dr. Otto Günther (beides nicht bloß für Mitglieder, sondern ebenso im Buchhandel, bei Cotta — im übrigen lohnt sich die Mitgliedschaft).

Doch wir dürfen uns nicht zu weit ins Schöngeistige verirren. Wir sind dem Leser schuldig, einiges aus der Kriegszeit vorzulegen. Denn so schmählich der Verrat und das Verratensein auch sei, die vier Jahre, die der Deutsche ohne staatsmännische Führung, die Torheit mit Tapferkeit stopfend, unter Waffen verharrte, sind nun einmal in keiner Weise ungeschehen zu machen. Friedrich von Bernhardi hat den Weltkrieg als Deutschlands Heldenkampf 1914—18 beschrieben (Lehmann, München). Da gibt es ferner vier gefüllte Bände: Im Felde unbesiegt — Auf See unbesiegt (Lehmann, München). Darin steht mit ewigen Lettern geschrieben, daß wir ein kampfstarkes Volk gewesen sind, also auch noch sind. Ganz besonders ergreifend waren auch Gesinnung und Wille derer, die der Ausbruch des Krieges im fremden Lande betraf. Wie wir uns zur Fahne durchschlugen (herausgegeben von G. v. Dickhuth-Harrach; bei Lehmann, München) kündet wundersame Abenteuer von einzelnen Helden, die zu den deutschen Land- oder Seestreitkräften zurückstrebten; die meisten erreichten ihr Ziel. Die Fahrt der „Libau" zur irischen Revolution erzählt Kapitän Karl Spindler („Das geheimnisvolle Schiff", Aug. Scherl, Berlin).

Freilich, der Anschein zeigt etwas anderes. Während draußen Helden kämpften, litten, fielen, wuchs im Innern der deutsche Spaltpilz, üppig herangezüchtet! Man wappne sich mit Geduld und starker Nase, wenn man die Zwillingsbücher liest: Die Juden im Heer und Die Juden in den Kriegsgesellschaften (beides bei Böpple, im Deutschen Volksverlag). Oft hat man versucht, eine Beschlagnahme durchzusetzen und diese Zeugen mundtot zu machen. Bis heute umsonst. Lasse sie jeder zu sich reden!

Das Kriegsende und die sich anschließenden Ereignisse haben eine Fülle von Erinnerungen losgebunden, aus denen sich zum Teil das Geschehene erklären mag. Dazu kommen die zusammenfassenden Beurteilungen seitens unserer erprobten politischen Schriftsteller. In vorderster Linie steht Hans Freiherr von Liebig mit dem dreiteiligen Werke über Bethmann-Hollwegs Politik (Lehmann, München). Die Abrechnung ist ebenso wohlverdient, wie scharf; ein längeres Leben hätten dem Reichskanzler Feind und Freund gegönnt, aber hätte er sich gebessert, wenn er die Früchte seiner Saat erlebte? Zur Frage des Zusammenbruchs äußert sich von Liebig im Betrug am deutschen Volke (Lehmann, München). Bei Georg Bath in Berlin erscheint neuerdings eine Reihe weiterer kritischer Beiträge desselben Urhebers: Reichsverderber (I Bethmann, Erzberger, Scheidemann). Die wahren

Kriegsverbrecher geißelt Ottokar Stauff von der March (Georg Bath). Aus dem Schrifttum über den Zusammenbruch greifen wir Kühns und Lieks Flugschriften heraus (bei Lehmann); auch die von Richard Ungewitter (im Selbstverlag) verdient weiteste Beachtung. Ferner eine ausgezeichnete Abrechnung von F. Werner: Der Wahrheit eine Gasse (Bopple). Eine Fülle denkwürdigen Stoffes bergen die berühmten Sondernummern der Süddeutschen Monatshefte. Man versäume auch nicht, Böhms Offiziershetze (Lehmann, München) zur Kenntnis zu nehmen, weil namentlich auf die von unsern Bühnen bevorzugten „Dichter", wie auf Hasenclever oder Werfel, das richtige Licht fällt. Dafür, daß sich diese Vorarbeiter der Republik den Offiziersstand, ja das ganze Heer zur Zielscheibe ihres geschmacklosen Hasses nahmen, wurden sie von rechts- wie linksstehender Presse — natürlich ahnungslos — als wegsuchende Dramatiker gewürdigt. Die Ursachen der österreichischen Niederlage behandelt Alfred Krauß (Lehmann, München). Zur Kenntnis der Gegenwart ist unentbehrlich Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für jedes Jahr (1922 als 15. Jahrgang; Karl Krabbe, Stuttgart). Gewiß ist der Stuttgarter Schulrektor, der sich Stresemann zuwandte, kein bedeutender Politiker, wohl aber ein emsiger Sammler. Seit einigen Jahren setzt übrigens Prof. Hermann Haug, der politisch anders eingestellt ist, die Reihe in verdienstvoller Weise fort. Wer seine Kenntnisse durch den Stoff gegenständlicher Anschauung ergänzen will, greife zur neuen Sammlung, die Adolf Viktor von Körber (in Bopples Deutschem Volksverlag) herausgibt: Der erste Band betitelt sich Der Feind im Land, der zweite Bestien im Land. In beiden malt der Verfasser lebendige und getreue Spiegelbilder aus deutscher Not und Schmach, insbesondere Skizzen aus der mißhandelten Westmark, die ergänzt werden von Friedrich Wilhelm Boyen in dem witzigen Büchlein Die Wanzen, Taten und Meinungen des Marquis de la Vidange (Deutscher Volksverlag, München).

In der Forderung strafferer Selbstzucht und höheren Ehrgefühls finden sich Politiker und Denker verschiedenster Richtung zusammen. Wagner wie Nietzsche beklagten den Verfall unserer Eigenart, jenes arischen Wesens, das zu gestalten wie zu gebieten versteht. Im Anschluß an Nietzsches Denk- und Redeweise prägt das aristokratische Grundgefühl besonders bestimmt aus Franz Haiser. Aus seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit seien hier drei Bücher genannt: Im Anfang war der Streit (untersucht wird namentlich die Anschauung des Altertums), Die Sklaverei (ihre biologische Begründung und Rechtfertigung) und Das Gastmahl des Freiherrn von Artaria, worin die Gedanken wie bei den Griechen durch die Form der Unterredung höchst lebendig entwickelt werden (alle drei Schriften bei J. F. Lehmann, München).

Ganz von selber wendet sich der Blick, wenn man der jüngsten Vergangenheit nachforscht, zur Judenfrage. Wir ergänzen die bisherigen Angaben durch einige wenige Quellen. Zu steter Benützung halte man sich bereit das Handbuch der Judenfrage von Theodor Fritsch (Sleipner-Verlag, Hamburg). Es bietet erstaunlich viel zu genauerem Studium wie zur ersten Einführung. Das klassische Werk, in welchem das wirtschaftliche Gebaren aufgedeckt wird, ist von Roderich-Stoltheim: Das Rätsel des jüdischen Erfolgs (Hammerverlag, Leipzig). Weiter beobachte man die mit Sachkenntnis und Besonnenheit abgefaßten Hammerschriften, Hammerflugblätter und Sonderdrucke

(z. B. die Jüdischen Selbstbekenntnisse). Zu unterscheiden davon ist die Folge der „Hammerschläge", die in Hamburg die deutschvölkische Verlagsanstalt erscheinen ließ; auch sie sind reichhaltig (Mitarbeiter u. a. Pastor Andersen!). Die vermutlich von einem östlichen Rabbi als Vereinssatzungen oder Richtlinien verfaßten sogenannten Protokolle der Weisen von Zion (Verlag Auf Vorposten, Charlottenburg) sind Gedanken und Pläne, die sich seit 1897 auf merkwürdige Art verwirklicht haben; in ihnen mischt sich nüchterner Scharfsinn und ausschweifende Phantastik. Den verheißenen Weltherrscher jüdischer Herkunft, mit andern Worten, die unverhüllte jüdische Regierung hat bis jetzt doch nur Rußland, und es ist sehr die Frage, ob sich der Deutsche nicht die Augen riebe, wenn er sich einem judischen Cäsaren neigen sollte. Soeben erschienen die Protokolle der Weisen von Zion auch in einer von Alfred Rosenberg ausführlich und erschöpfend erläuterten Ausgabe im Deutschen Volksverlag (E. Böpple, München).

Aus der Zeitdichtung seien Erich Kühns Romane: Rasse? und Die Angeseilten (beide bei Böpple) herausgehoben und den Lesern empfohlen, die Zeitgenössisches auch einmal im Spiegel der freien Erzählung anschauen wollen. Das Ausland macht Versuche, unsern Kürschner nachzuahmen. Wichtig sind ferner: Winzers Judenfrage in England, und aus Amerika die vier Bücher Fords und von John Foster Fraser: The conquering Jew. Am wichtigsten jedoch bleibt das Schrifttum über Rußland: Böpples Deutscher Volksverlag hat hier das Verdienst, mit Alfred Rosenbergs „Pest in Rußland" eine genaue Zeichnung des Bolschewismus, seiner Häupter, Handlanger und Opfer darzubieten; 75 Lichtbilder aus dem russischen Paradies veranschaulichen den Eindruck. Auf Besitz eines Bildes der Sowjetregierung steht dort die Todesstrafe, weil es geeignet wäre, antisemitische Gefühle zu wecken. Rosenbergs geschichtliche Darstellung der russischen Revolution wird unterstützt von aktenmäßigen Angaben über einen bestimmten Abschnitt: es ist Der Blutrausch des Bolschewismus von Nilostonski (Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft, Berlin). Darin regt namentlich die Statistik auf S. 41 unser Nachdenken an (Aktenbeleg, welches Volk am meisten Folterer stellte, und wo die Nichtvorbestraften zu suchen). Auch diese Schrift enthält Bildbeilagen. Man verschaffe sich ferner die Bildfolgen, welche die russischen, ungarischen, österreichischen, deutschen Revolutionsregierungen festhalten (nach Zeichnungen Kurzells): welche Köpfe!

Einzelne Fragen, die uns brennend angehen, haben ihr eigenes Schrifttum. Zur Freimaurerei gibt es drei Bücher: das von Karl Heise (Finckh, Basel), das von Wichtl (Lehmann, München) und das von Alfred Rosenberg (Hoheneichenverlag, München). Die Arbeiterfrage wird einerseits durch Lieks Flugblatt (aus Deutschlands Erneuerung), andrerseits durch Drexlers „Mein politisches Erwachen" (soeben in neu bearbeiteter und stark vermehrter dritter Auflage!) und die „Einkehr" von Kloth beleuchtet (beides bei Böpple). Keiner versäume, sich über Wesen, Grundsätze und Ziele der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei nach dem von Rosenberg herausgegebenen Programm zu unterrichten (Böpple). Franz Köhler entwirft in Werkpflicht und Lebensrecht des deutschen Volkes (Lehmann, München) als Grundlage eines Wiederaufbaus eine staatswirtschaftliche Regelung, die bei allgemeiner Dienstpflicht (warum ist sie nicht längst eingeführt?) jedem ein Mindestmaß anständigen Auskommens verbürge. In

Deutschlands Wiederaufbau (Lehmann, München) erhebt Albert Halbe die Forderungen der steuerfreien Sparbeträge, der Werkbeteiligung (veredelten Gewinnbeteiligung) des Arbeiters, der Bodenreform und einer Erbschaftssteuer, welche den Staat bevorrechte. Ob durch letztere der Sinn für den Staat genährt werde, bleibt fraglich; auch lehrt die Geschichte, daß persönliche Einkommen aus Erbschaften keineswegs immer unschöpferisch verwaltet wurden.

Allgemeine, in die Staatskunst einführende Gedanken entwickelt Hans Freiherr von Liebig in den Wegen zur politischen Macht (Lehmann). Auch ein anderes Buch verrät, daß es noch weitblickende Politiker gibt: Albrecht Wirth (Verfasser der Deutschen Abenteurer) leitet uns an Hand der Vergangenheit Quer durch die Gegenwart (Böpple). Sowohl das Wissen, das hier niedergelegt ist, als der weite Blick und das reife Urteil machen erstaunen; das Lesen erleichtert gelegentlich ein humoristischer Anflug der Darstellung. Durchdachte, mit dem Möglichen rechnende Vorschläge zur Lösung der Judenfrage macht Otto Kernholt in dem schon erwähnten Bande „Schuld und Sühne".

Es gibt endlich, wie in jeder neuen Bewegung, so auch in der völkischen, ein unabsehbares Schrifttum, das man in gutem Sinne als erbaulich werten darf. Das heißt: es bestärkt in den neuen Gedankengängen, es wappnet die Kampffrohen, es erneut unsere Vorsätze, es beleuchtet neue Gebiete und erweitert dadurch den ganzen Gesichtskreis. In diesem Sinne wirken z. B. die völkischen Kalender (schon durch die alten Monatsnamen!); wir nennen Tanzmanns Hakenkreuz-Jahrweiser (Dresden-Hellerau) und Glaubers Deutschnationalen Zeitweiser (Görlitz). Oder denke man an Werke wie Schwaners großangelegte Germanenbibel (Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee), an Westerichs Jugend- und Lebensgeleitbuch (Th. Weicher, Leipzig) oder Dritten Weg (Deutschvölkische Verlagsanstalt, Hamburg). Von älteren Erzeugnissen behält z. B. Langbehns Rembrandtdeutscher (neu aufgelegt von Duncker in Weimar) seinen hervorragenden Wert (bei Duncker auch eine kleine Sammlung seiner Aussprüche). Zu denen, welche es ausgezeichnet verstehen, zu unserm Herzen zu sprechen, gehört Freiherr Franz von Bodelschwingh; er schrieb „Konservativ und Sozial", „Innere Hemmungen kraftvoller Außenpolitik" (Helwing, Hannover) und neuerdings „Herr, mach uns frei!" (Th. Weicher, Leipzig). Den theologischen Amtsbrüdern bietet der schwäbische Pfarrer Auer eine treffliche Darstellung des Jüdischen Problems, die zur Flugschriftensammlung des Leuchtturm-Herausgebers Karl Rohm in Lorch gehört. Ebendort erschien von Ahlwardt: Mehr Licht! Da wird die Frage aufgeworfen, was die alten Illuminaten betrieben; eine restlose Aufklärung ihrer geheimnisvollen Tätigkeit wird kaum mehr zu erreichen sein.

Wir wollen nun den Ring unserer Rundbesprechung abschließen, indem wir zu etwas Geschichtlichem zurückkehren: der Alldeutsche Verband weist zwei noch nicht genügend bekannte und benützte Geschichtsdarstellungen auf. 1910 erschien das Buch: Zwanzig Jahre alldeutscher Arbeit und Kämpfe, und 1920 von Otto Bonhard die Geschichte des Alldeutschen Verbandes (beides bei Th. Weicher, Leipzig). Der Wert dieser gewissenhaften Arbeiten ist in dem Maße gewachsen, als die Verleumdung der Gegner die Meinungen gefälscht hat. Namentlich geht die Ansicht fehl, als habe vor oder während des Krieges irgendwann einmal der vaterländische Verband die Geschicke beeinflussen können. Hätte er das vermocht, es stünde anders!

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 1. Oktober 1923.)

1.

Was nicht mehr lange ausbleiben kann, ist die Zeit für Taten und für Männer, die sie wagen." So schloß das „Bild der Lage" im letzten Heft. Diese Prophezeiung hat sich erfüllt. Desgleichen ist die damals gestellte Frage „Sieht das Parlament immer noch nicht ein, daß seine Rolle ausgespielt ist, daß es abdanken muß?" inzwischen von den Ereignissen so gut wie bejaht worden. „Marxismus und Erfüllungspolitik, Revolution und Parlamentarismus haben Bankerott gemacht." Dieser Bankerott, der in unserer Zeitschrift seit Jahren vorausgesagt wurde, ist nun offenkundig geworden. Natürlich hat er sich gemäß den verschleiernden Gepflogenheiten des Parlamentarismus in einer Form vollzogen, die für viele den Bankerott immer noch nicht auf den ersten Blick erkennen läßt. Ein „Generalstaatskommissar" ist ernannt worden. Er hat diktatorische Befugnisse. „Diktator — nun, das war doch das, was wir immer wollten, nicht wahr? Es ist doch wirklich viel, daß das Parlament eine solche Selbstbescheidung aufgebracht hat!" So werden manche denken. Ja, so sollte nach dem Willen der politischen Kulissenschieber die Sache angesehen werden. In Wirklichkeit lagen die Dinge anders: der Berliner Generalstaatskommissar mit diktatorischen Befugnissen war ein Angsterzeugnis des in Todesnöten ringenden, mit allen Schiffen gescheiterten Parlamentarismus; war die letzte Krönung und Folge des antinationalen Republikschutzgesetzes; bezweckte nicht etwa die Rettung des vom Feinde lebensgefährlich bedrohten Vaterlandes, sondern die der bankerotten Novemberrepublik. Dieser Berliner Diktator war also das Gegenteil von dem, was wir wollten. Er war nur der Exponent und Kugelfang des Parlamentes der unsterblichen „großen" Koalition. Und daß dies marxistisch verseuchte Parlament keine nationale Befreiungs-, sondern Erfüllungs-, Verelendungs- und Bolschewisierungspolitik treibt, ist aus seinen produktionsfeindlichen Taten und aus dem Zustand, in den es das Reich gebracht hat, nachgerade für Blinde ersichtlich. Es war nur die übliche verlogene Angst, wenn dem Kabinett Cuno die Schuld am Zusammenbruch des Widerstandes an der Ruhr zugeschoben wurde, denn einmal war ja Cuno durchaus Kanzler von des gleichen Parlamentes Gnaden, und ferner ist es zu plump, sozusagen Pflanzgärten zu zertrampeln und dann dem Förster vorzuwerfen, er könne keine Bäume züchten. Die nach dem Ruhreinbruch aufkeimende Neigung zu aktivem nationalen Widerstand — das war der Pflanzgarten, der gehegt werden mußte. Der Marxismus hat ihn absichtlich zertrampelt. Es war derselbe Vorgang wie im Kriege: man vernichtet mit marxistischen Lügen die moralische und geistige Schlagkraft des Heeres und beschuldigt dann mit eiserner Stirn Hindenburg-Ludendorff, sie hätten den Krieg verloren und seien daher an dem Unglück des Vaterlandes schuld — wie es der „Vorwärts" heute noch behauptet. Jedenfalls war das Reich, wie immer, in größter äußerer Not führerlos. Obwohl nun des Parlamentes Außen-, Innen- und Wirtschaftspolitik sich trotz aller Pressepropaganda und Stimmungsmache als unheilbar verkehrt und verderblich erwiesen hat, wird immer noch so mancher verwundert fragen, wie denn so etwas möglich

wäre. Diesen harmlosen Gemütern seien nochmals die Gründe entschleiert, die naturnotwendig zu einem solchen unrühmlichen Ende führen mußten. Letzten Endes ist es die Unsachlichkeit, die bei der Parteipolitik notgedrungen obwaltet, welche, wenigstens bei uns in Deutschland, die ewigen Krisen und Zusammenbrüche verursacht, soweit nicht noch bösere Einflüsse von außerhalb der Grenzen her wirksam sind. Die Unsachlichkeit in der Politik der Parteien, die niemals etwas schlechthin für das Ganze, sondern in erster Linie immer nur etwas für die Partei oder gar nur für ihre Führer erreichen wollen, führt bei einer gewissen, von Ehrgeiz und Eitelkeit umgetriebenen Sorte von Politikern unfehlbar zu jener schamlosen und verhängnisvollen Selbstbehauptungstaktik um jeden Preis, die mit allem zu paktieren bereit ist; zu jenem „zynischen Selbstvertrauen", d. h. jener verantwortungslosen Wurstigkeit, der das Schicksal des Reiches und der deutschen Mitbürger gleichgültig ist, solange man nur selbst an der Macht bleibt. Um ganz offen zu sein: beim parlamentarischen System, das in widersinniger, unbiologischer Weise die entgegengesetztesten Richtungen, Weltanschauungen und Reifestufen zu gedeihlicher Arbeit für das Ganze zusammenfassen zu können glaubt, gedeihen Leute von geradezu unsittlicher Grundsatzlosigkeit, die dem ganzen System ihren Stempel aufdrücken. Ihr Treiben ist nicht Volksführung, sondern Volksbetrug und Bauernfang, aufgebaut auf einer willfährigen Presse und dem allgemeinen gleichen Wahlrecht. Auf so faulem Boden kann nichts wachsen, was nicht auf die Dauer an der eigenen Hohlheit und Lüge zusammenbrechen muß. Daher sind die Parlamente auf solcher Grundlage überreif zum Verschwinden, um so mehr, als die von der Revolution unter Gutheißung durch unsere Todfeinde heraufbeschworene Auflösung des Staates jede Parlamentsregierung schutzlos dem Diktat der Straße und ihren Massenforderungen preisgibt.[1]) Um so verwunderlicher ist es natürlich, daß unter diesen ganz deutlich erkennbaren Umständen Männer bürgerlicher Parteien „das Opfer bringen", dem Marxismus, der ja tatsächlich herrscht, Vorspanndienste zu leisten. Einen solchen auffallenden „Opfersinn" kann wohl nur der Ehrgeiz sogenannter kleiner Leute aufbringen, die es nötig haben, etwas zu werden, um etwas zu sein. Was dabei herauskommt, haben wir nun zur Genüge erlebt. Wie aber ein Ebert einen tausendfach blamierten Stresemann weiter als Kanzler dulden kann, — dies Geheimnis dürfte nur den Großbanken bekannt sein.

2.

Kurz bevor man nun in Berlin den Parlamentarismus durch einen Generalstaatskommissar zu retten trachtete, wurde in München der Mann des allgemeinen Vertrauens in nationalen Kreisen, Regierungspräsident von Kahr, zum Generalstaatskommissar für Bayern ernannt. Wer darin nicht den Kristallisationspunkt für die deutsche Wiedergeburt, sondern den Anfang der Separation erblickte und demgemäß handelte, tat nur unseren Feinden einen Gefallen, die von München wie von Berlin aus auf die Separation hinarbeiten in dem Bestreben, das Odium womöglich auf die Nationalen abzulenken. Die

[1]) Bezeichnenderweise faseln jetzt die Erfinder und Regisseure des „dröhnenden Schrittes der Arbeiterbataillone" von „Furcht vor der deutschnationalen Straße". Wie schön wäre es, wenn man die Genossen ernsthaft endlich mit den eigenen Mitteln schlüge! Aber auch sie gestehen auf einmal zu: „Der Reichstag macht sich einfach unmöglich!" (Beide Zitate aus dem „Vorwärts Nr. 452 vom 3. Oktober 1923).

Tatsache, daß Herr von Kahr aus der auch mit ultramontanen Elementen belasteten Bayerischen Volkspartei kam, die ihn früher böse hat fallen lassen, verpflichtete gerade alle lauter nationalen und völkischen Kreise, sich hinter und um ihn zu stellen, damit er nie wieder von ultramontanen Kreisen zur Unzeit beseitigt werden kann. Es kommt dazu, daß Kahr eindeutig sich zur völkischen Politik bekannt hat, so daß in Kürze die Hetze der gesamten Judenpresse gegen ihn zu erwarten ist. Während man sich in Berlin in Krisen zerfleischte und nutzlos die Zeit vergeudete, um eine „Koalition" von Todfeinden wieder zusammenzuflicken, handelte Herr von Kahr. Er erließ sofort Verordnungen, die im antimarxistischen, nationalen Sinne nicht zweckmäßiger sein konnten. Er sorgte, wie das in einem normalen deutschen Staat selbstverständlich sein sollte, aber nicht mehr war, für den nötigen Arbeitsschutz; er trat dem Streikterror entgegen. Vor allem: er verhieß dem Landesverrat wieder die ihm gebührende Strafe. Das waren und sind Taten, die in dem vollkommen anarchischen, begriffsverwirrten, traurigen Deutschland von heute nicht hoch genug anzuschlagen sind. Auf der gleichen Linie bewegte es sich, daß die sozialistischen Hundertschaften aufgelöst und entwaffnet wurden. Damit geschah der erste Schritt, aus unserem Gemeinwesen, das in einzelne „Banden" zerfiel, die sich auf irgendein „Programm" geeinigt haben, allmählich wieder einen Staat zu machen. Denn es geht nicht an, daß jede beliebige Meinung, die Geld genug hat, um sich eine Presse und ein paar Fäuste zu kaufen, auf das Staatsgeschick Einfluß ausüben will. Herr von Kahr hatte somit mit Antritt seines Amtes sofort die Arbeit eines weisen Gärtners mutig begonnen, der das Unkraut beseitigt, damit die Nutzpflanzen wieder Luft und Licht bekommen. Wer diese ersten Taten Kahrs durchaus zu „Lappalien" stempeln wollte, verriet Unkenntnis der Verhältnisse und Möglichkeiten sowie unangebrachte Ungeduld, hinter der vielleicht persönliche Enttäuschung steckte.

Trotzdem stellte sich der in dieser Zeitschrift oft genug warm gewürdigte Adolf Hitler mit seiner stoßkräftigen nationalsozialistischen Bewegung und mit seiner Presse für mein Gefühl unnötig scharf gegen Herrn von Kahr. Augenscheinlich übersah man in seinem Lager eine Gefahr: Nämlich, wenn es sich begäbe, daß der Konflikt im nationalen Lager und zwischen Herrn von Kahr und Hitler unheilbar scharf werden sollte, griffe gewiß eine Hand von jenseits der Alpen herüber und setzte über Nacht dem legalen Anwärter die angestammte bayerische Königskrone aufs Haupt, ob dieser kluge, warmherzig deutsche Anwärter wollte oder nicht. Damit wäre nicht nur die Separation vollzogen, sondern auch die völkische Bewegung endgültig zerschlagen, denn jene Hand von jenseits der Alpen wird sie aus eigenem Lebensinteresse nicht dulden, höchstens als Vorspann für eigene Zwecke. Inwieweit die Entwicklung etwa nach dieser Richtung gediehen ist, bis diese Zeilen im Druck erscheinen, läßt sich im Augenblick schwer voraussagen. Am Rhein spricht man von „Groß-Luxemburg", und die luxemburgischen Fäden werden auch hier gesponnen. Wäre Adolf Hitler ein aufgeblasener, von seiner Umgebung größenwahnsinnig gemachter Agitator und weiter nichts, hätte man seine Haltung verstehen können. Da man ihn aber allzeit als einen selbstlosen Diener des großdeutschen, völkischen Gedankens kennt, der die Person der Sache wohl unterzuordnen weiß, und da in seiner Umgebung wohl genug reife Männer neben ungestümer, radikaler Jugend sitzen, blieb seine Haltung unerklärlich, wenn man nicht annehmen

wollte, daß auch in diesem bedeutungsvollen Augenblick die verhängnisvoll verhetzende Tätigkeit von „Abkommandierten" der Weisen von Zion sich auswirkte. Die Hoffnung aller aufrichtig Völkischen und ihre persönliche Tätigkeit war jedenfalls auf eine Einigung gerichtet, in dem Verantwortungsgefühl, daß in dieser Zeit jeder Schritt für die künftige Entwicklung des deutschen Schicksals von Bedeutung wäre. Denn oberster Leitsatz muß jetzt sein: die Befreiung Deutschlands ist das Wichtigste, nicht, daß der oder jener dabei allein das Wort und die Führung hat und grollend beiseite steht, wenn er sie nicht bekommt.[1]) Gerade die Kreise dürfen nicht abseits stehen, welche am festesten von dem gefährlichen Zusammenspiel geheimer Kräfte in München und Berlin überzeugt sind — vom Ausland abgesehen —, die auf einen automatischen Zusammenprall zwischen nationalisiertem Süden und bolschewisiertem Norden hinarbeiten. Alle Wachsamen müssen ihre Pflicht tun! Die nationale Bewegung darf nicht am Main Halt machen oder gar zu einem konfessionellen Bruderkrieg mißbraucht werden. Allerdings: das bayerische Beispiel muß im Norden ansteckend wirken, sonst wäre das Ende vielleicht nur ein — Großbayern!

Noch eine Gefahr kann in dieser schicksalsschwangeren Zeit nicht übergangen werden. Es ist denkbar, daß sich an Herrn von Kahr Leute heranmachen, die etwa mit aus unserem Lager zusammengelesenen völkischen Reformplänen sein ganzes Herz gewinnen und dabei unter der Hand auch wirtschaftliche Maßnahmen durchsetzen, welche die Separation auf diesem Umwege durchsetzen. Dies könnte z. B. durch Einführung einer eigenen bayerischen Währung geschehen. Nichts vermag die Abtrennung und Entfremdung eines Landes rascher und endgültiger durchzuführen, als eben eine eigene Währung. Das Beispiel von Holland und der Schweiz redet da eine eindringliche Sprache, und im Saargebiet sowie an der Ruhr werden wir auch bittere Erfahrungen machen. Die nationale Presse im ganzen Reich möge also beizeiten mobil machen, sobald derartige Pläne etwa hier auftauchen sollten. Das wäre auch ein Augenblick für die völkischen Kreise in Bayern, sich von Herrn von Kahr loszusagen, selbst wenn man sie noch zu sehr zu überzeugen versuchte, daß ohne eine solche Währung die hiesige Not und Teuerung nicht zu bekämpfen wären. Eine neue Währung muß für das ganze Reich geschaffen werden.

3.

Wie schon betont: im gefährlichsten Augenblick, da man unter den nichtigsten Vorwänden unsere Brüder an Rhein und Ruhr kaltherzig und kaltschnäuzig preisgab, war unser Reich wieder führerlos. Wenn man überlegt, wie oft in den letzten Jahren diese Situation eintrat, wird man sehr nachdenklich und glaubt die Einwirkung einer internationalen Regie immer deutlicher zu erkennen. Oder sollte es wirklich immer nur widerwärtigster kleiner Partei- und Programmhader sein, der sich gerade in den für die äußere Politik wichtigsten Augenblick am heftigsten und für das Reich lähmendsten austobt? Für die Marxisten ging es ja allerdings ums Ganze, nämlich um die Stärkung der Produktion, somit um die Verringerung der Arbeitslosigkeit, Hebung der Währung; also um die Verminderung der Bolschewisierungs-, Stärkung der Aufstiegsmöglichkeiten. Das war natürlich für die Führung der unglücklichen

[1]) Selbstverständlich muß die Gewähr gegeben sein, daß das innerpolitische völkische Programm durchgeführt wird.

Arbeiterschaft Grund genug, alle Register zu ziehen, um eine solche Entwicklung zu verhindern. Sie sprechen zwar sehr viel von „Entwicklung", meinen aber, wie die Tatsachen beweisen, nur eine solche nach unten. Im April 1920 schrieb ich: „Während es früher die Sorge und das Bestreben einer Regierung war, Zufriedenheit und Wohlstand in einem Volke zu schaffen und die Segnungen der Kultur zu verbreiten, richten die heimlichen Anhänger des Bolschewismus in unserer Regierung ihr Trachten darauf, Verwirrung zu stiften, Unzufriedenheit zu schüren, Wohlstand und Kultur des ganzen Bürgertums zu vernichten — kurz anarchische Zustände zu schaffen. Diesen Leuten ist der anständige, fleißige Mann ein Greuel und zu bekämpfendes Hindernis. Diese Schichten wollen nicht etwa die Ehrlichkeit, sondern die Bestechlichkeit. Denn die Welt *soll* so aussehn, wie sie sie in ihrem Zerrbild sich selbst und den Massen vorgaukeln, damit eben alles reif für den Bolschewismus wird." Man werfe einen Blick auf das heutige Deutschland — der vor $3^1/_2$ Jahren prophezeite Zustand dürfte mit dem nachrevolutionären Parlamentarismus erreicht sein!

Da ist es nun die Aufgabe des Herrn von Kahr, im Gegensatz zu dem gezeichneten Bilde hier *zunächst* einmal in Bayern einen Staat gegenteiliger Art zu schaffen, in dem neben unerbittlicher Strenge gegen alles Undeutsche Güte und Gerechtigkeit spürbar walten und die Grundlagen für eine deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik geschaffen werden, wie sie in dieser Zeitschrift so oft von berufenen Führern entworfen sind. Hoffen und wirken wir, daß Kahr eine solche Linie unbeirrt einhalten kann! Hand in Hand damit wird dann ganz von selbst die Nationalisierung von Presse, Theater und Kunst gehn. Eine Säuberung des öffentlichen Lebens wird und muß eintreten. Die lauteren Kräfte, die bisher im Stillen selbstlos ihren guten Kampf gekämpft haben, werden hoffentlich Gelegenheit finden, nun in breitester Öffentlichkeit ihre aufklärende und aufrüttelnde Tätigkeit fortzusetzen. Von hier aus greift dann, wenn nicht die Gegenkräfte übermächtig werden, ganz von selbst die nationale Bewegung auf das ganze Reich über, zumal wenn der Herr Generalstaatskommissar seinen ganzen Einfluß in Berlin dahin geltend macht, daß in Norddeutschland alle und jede Unterdrückung der völkischen Bewegung mit einem Schlage aufhört. Auch dazu ist zunächst einmal eine völkische Einheitsfront hier in Bayern hinter Herrn von Kahr nötig, die selbstverständlich nur solange hinter ihm stehen *kann*, solange sich seine Politik auf der angedeuteten Linie bewegt.

Möglich, daß man sich in Berlin, als letztes Hilfsmittel, plötzlich selbst eine nationale Maske vorbindet, auf einmal wieder „Deutschland, Deutschland über alles" singt und mit Hilfe der internationalen Regie durch Hebung des Markkurses die heraufsteigende nationale Flut zu beschwören versucht! Möglich, daß ein solches Manöver zunächst nochmals auf die, die nicht alle werden, glaubhaft wirkt und die Entwicklung etwas hemmt! Doch eine solche Hemmung würde nur vorübergehend sein, denn alle Maskierungen helfen nicht mehr bei denen, die aufgewacht sind. Der Sturm wird losbrechen, früher oder später; er wird den Novemberspuk in die Rumpelkammer fegen, und eines schönen Tages wird es nur ein Lied geben, das in Deutschland gesungen wird:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall.....

Bücherschau.

Von der öffentlichen Verwaltung. Gedanken zum Umbau und Aufbau von **Dr. Erwin Ritter**, Ministerialdirektor im Reichsarbeitsministerium. Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H., Berlin W 35 (14 Mk.).

Je mehr von Sparsamkeit geredet wird, um so teurer wird unser öffentliches Wesen. Ähnlich steht es mit der „Vereinfachung der öffentl. Verwaltung". Wie auf allen andern Gebieten, so hat der sogen. „demokratische Volksstaat" auch auf dem der Verwaltungsübung für alle die, die naiv genug waren, unbegründete Hoffnungen zu hegen, steigende Enttäuschung gebracht. Die Staatspraxis von heute und „Geschäftsvereinfachung" sind zwei einander wesensfremde Begriffe, die sich ausschließen. Das öffentliche Wesen von heute heißt Beamten- und Instanzeninflation. Der Wechsel vom sogen. Obrigkeitsstaat zum sogen. Volksstaat ist lediglich ein Wechsel der Obrigkeiten, und zwar im Sinne der Vermehrung von Obrigkeiten, der Gesetzes- und Verordnungsexpansion und der Umwandlung geordneter Verwaltung in eine sich übersteigernde, unübersichtliche Vielregiererei. Wo Autorität durch Majorität ersetzt wird, werden Gesetzgebung und Verwaltung naturnotwendig aufgebläht. Die staatliche Wassersucht mit ihrer unerhörten Steigerung der unproduktiven Arbeit gehört also zum Wesen des parlamentarischen Absolutismus, wobei wir noch nicht einmal an gewisse korruptive Folgen aller Parteiregierungen denken. Wer deshalb dem heutigen Staate Geschäftsvereinfachung predigt, verkennt das Wesen dieses Staates und ist im Irrtum über Ursache und Wirkung. Nur ein Umbau des Staates selbst mit einer ins Wesen gehenden völligen Umgestaltung der Sozialwirtschaft, der Wirtschaftspolitik, des Arbeitsrechtes, des Finanzrechtes könnte die vom Verfasser erstrebten Wirkungen zeitigen.

Was im einzelnen die Vorschläge des Verf. anlangt, die hiernach auf eine ungewollte Kritik an der Einrichtung des parlamentarischen Absolutismus hinauskommen — die übrigens für kein Volk weniger erträglich ist als für das deutsche —, so treffen sie zumeist den Nagel auf den Kopf. Sie sind aus umfassender Sachkunde geschöpft und verraten den sicheren Blick und Griff des Verwaltungspraktikers. Sie gehen von der einzig richtigen Grundlage aus: „Vermehrte Arbeit und Einschränkungen im öffentlichen und privaten Leben" und umfassen den gesamten Umfang des öffentlichen Wesens. Die Wirkungen der unitarischen Zentralisierungswut auch im inneren Dienstbetrieb sind gut angedeutet, und mit sehr klugem Verständnis sind vor allem die aus der historischen deutschen einzelstaatlichen Entwickelung sich ergebenden Notwendigkeiten behandelt. Etwas anderer Ansicht als der Verf. sind wir in der Frage Staatsverwaltung — Kommunalverwaltung. Auch glauben wir nicht, daß sich das Durch- und Gegeneinanderregieren der Ministerien durch einen „ständigen Verwaltungsstab" des Reichskanzlers heilen ließe. Gerade Vorschläge wie diese zeigen, zu welchen Unmöglichkeiten und Gezwungenheiten die auf dem Wege unitarischer Zentralisierung erreichte Zerschlagung der Reichsgewalt führt, zeigen auch die Genialität des Bismarckschen Reichsaufbaues. Heute ist die von jedem tragfähigen Grunde losgelöste Reichsregierung das machtloseste Organ im ganzen Reiche — machtloser als die Reichsgewalt im nachmittelalterlichen Reiche. Ganz abgesehen übrigens davon, daß sie das schwankende Rohr im parlamentarischen Winde ist. Oberfinanzrat Dr. Bang.

J. H. Kardinal Newman: Christentum. Ein Aufbau. Aus seinen Werken zusammengestellt und eingeleitet von Erich Przywara S. J. Übertragungen von Otto Karrer S. J. Freiburg i. Br. 1922, Herder.

Es liegen bisher vier gut ausgestattete Bändchen dieses auf sieben Bändchen berechneten Werkes vor. Leider fehlt bisher die Biographie Newmans, vor deren Erscheinen man mit dem Verf. schwer über seine Absicht verhandeln kann. Der bekannte englische Konvertit war einst ein vielgenannter Mann. Aus seinen verschiedenen Werken bietet der Verf. eine Auslese von Sätzen, die eine Einführung in das Christentum darstellen sollen. Er hätte m. E. zu diesem Zweck sich an einen Autor halten sollen, der entweder umfassende Gedanken auf den einfachsten Ausdruck zu bringen versteht oder der für tiefe Erkenntnis ein unvergeßliches leuchtendes Gewand herzustellen vermag. Der katholischen Kirche fehlt es nicht an solchen Autoren. Ich möchte Newman nicht unter sie zählen, der Verf. scheint mir seine Kraft und Bedeutung erheblich zu überschätzen. Der Verlag schreibt auf eine beiliegende Empfehlung: „ein Werk, das für die religiöse Bewegung Deutschlands entscheidend werden kann". Ich glaube das nicht und wüßte nicht, in welcher Richtung es gelten könnte.

Berlin-Halensee. R. Seeberg.

Staatsphilosophie

Ein Buch für Deutsche

Von **Max Wundt,** Professor der Philosophie in Jena.

Grundpreis: geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50. Auslandspreis: geh. 5.— Schw. Fr., geb. 6.90 Schw. Fr.

Der dem Deutschen artfremden „modernen" westlichen Staatsauffassung setzt Wundt den von Leibniz, Kant, Fichte und Hegel geformten, aber in uraltem Bewußtsein völkischer Überlieferung wurzelnden deutschen Staatsgedanken entgegen und macht ihn der politischen Entwicklung der Zeit nutzbar.

Aus dem Inhalt: Wesen des Staates: Der Staat als Kunstwerk; als Lebewesen; als Persönlichkeit / Der objektive Geist und seine Verwirklichung / Die natürliche, die bewußte, die vernünftige Volksgemeinschaft / Die Familie, die Gesellschaft, der Staat. — Aufgabe des Staates: Rechtfertigung, Gottesgnadentum, Volkssouveränität, Treuverband / Zweck: Gerechtigkeit, Freiheit / Innere Politik: Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung / Äußere Politik: Das Völkerrecht, der Staat als Kriegsmacht / Der Staatsmann. — Formen des Staates: Herrenstaat, Verfassungsstaat, Volksstaat / Unmittelbare — mittelbare Fürstengewalt — Volksgewalt / Herrschaftsverbände, Genossenverbände, Weltreich. — Entwicklung des Staates: Gesetz, Stufen, bewegende Kräfte der Entwicklung / Die Zukunft des Staates.

v. Kahr, der völkische bayerische Führer

urteilte über das Buch in einem Briefe an den Verleger: „Ich finde vollkommene Übereinstimmung mit den Grundsätzen, die ich seit meinem Eintritt in das politische Leben verfolge. Ich freue mich besonders über die klare, eindeutige Einstellung zum Marxismus und zum Gedanken des nationalen Staates. Ich möchte Max Wundt als Fichte von heute bezeichnen".

J. F. Lehmanns Verlag, München, SW. 4

Im Felde unbesiegt

Österreich

Erlebnisse im Weltkriege erzählt von österreichischen Mitkämpfern

Herausgegeben von **Hugo Kerchnawe,** Generalmajor d. R.

Mit den Bildnissen von 19 Mitarbeitern — Erscheint Ende Oktober

Preis 5.— Mk. (Grundpr.). 80 000 österr. Kr., 37.50 tsch. Kr., 20 000 ungar. Kr., 6.25 Schw. Fr.

Dieser Band enthält Beiträge von Generaloberst von Arz, General von Auffenberg, Generaloberst Roth-Limanowa, General Brosch v. Fohraheim, Oberst Bartels-Bartberg, Oberst v. Waldstätten und von zahlreichen weiteren Mitkämpfern aller Dienstgrade der k. u. k. Armee. Allen Waffengattungen, allen Truppen, Rainern, Deutschmeistern, Jägern, Schützen, Landsturm, Steirern, Tirolern, Kärntnern und anderen sind in diesem Buche Ehrenkränze geflochten, schlicht und ohne Ruhmredigkeit, aber von ergreifender Wahrhaftigkeit.

Aus dem Inhalt des 27 Beiträge enthaltenden Buches: Aus dem Ehrenbuche der „Schwarzen Hessen"; Von der Drina in das Herz Serbiens; Vor Belgrad 1915; Die Durchbruchsschlacht bei Tarnow-Gorlice; Die Landesschützen in der Isonzoschlacht; S. M. S. „Novara" unter Horthy im Seegefecht in der Straße von Otranto am 15. Mai 1917 u. a. m.

Dieser Band bildet den dritten Teil der Reihe „Im Felde unbesiegt"

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Deutsche Ideale.

Zeitschrift für zeitgemäßes und erfülltes Germanentum

Amtsblatt der „Deutschen Schiller-Gemeinde“ im Geiste Schillers und R. Wagners geleitet von Dr. Karl Haller

D.S. Verlagsgemeinschaft e. G. m. b. H.
Duisburg
Postfach 12

Immer mehr Freunde erwirbt sich das

Harmonium

das schönste und vollkommenste

Hausinstrument

Auch von Jedermann ohne musik. Vor- u. Notenkenntnis sofort 4stimmig spielbar. Illustr. Katalog umsonst.

Aloys Maier, Fulda, gegr. 1846

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.30

Hammer-Verlag
Leipzig 13.

Es wird geflissentlich in Buchhändlerkreisen die Nachricht verbreitet, die Werke von Dr. A. Dinter seien verboten, vergriffen oder beschlagnahmt. In einigen Bezirken ist der Verkauf der Dinter-Bücher von städtischen Behörden und Bahnhofsbuchhandlungen verboten worden, wozu keinerlei gesetzmäßige Handhabe besteht. Die Zeitromane von Arthur Dinter:

Die Sünde wider das Blut
Die Sünde wider den Geist
Die Sünde wider die Liebe

können von jedem Buchhändler geliefert werden, wo die Bücher nicht erhältlich sind, wende man sich an den Verlag Matthes & Thost, Leipzig, Karlstraße 10.

Das deutsche Leid

Ein Schauspiel aus dem Ruhrkampf in 4 Akten von **Wolf Meyer-Erlach.**
2. überarbeitete Auflage — Bühnenausgabe (Grundzahl 0.50 Mk.) und Aufführungsrecht durch
J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyseſtraße 26.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!“

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

75 Niederlassungen. ◆◆ **Durchführung aller Bankgeschäfte.**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: S. Walther, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Jahrgang Heft 11 November 192

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Notwendigkeit und Aufgaben der deutschen Diktatur. Friedrich Carl vom Bruck .. .. Seite 639
Deutscher Aufbau. Axel Freiherr von Freytagh-Loringhoven .. .. .. „ 645
Über die politische und wirtschaftliche Wirkung einer eigenen bayerischen Währung. A. von Ofele .. .. „ 659
Die Aufgaben der deutschen Presse. Dr. Hans Hartmeyer .. .. .. „ 668
Ein Jahr Faszistenregierung in Italien. Adolf Dresler .. .. „ 676
Grundlinien vaterländischer Arbeitnehmerpolitik. Dr. Erich Schmidt „ 686
Frankreichs künftige Politik im Ruhrgebiet. Dr. Pröbster .. .. .. „ 694
Bild der Lage. Dr. Erich Kühn .. .. „ 696
Bücherschau .. .. „ 701

J. F. Lehmanns Verlag / München

Das billige schöne Buch

pflegt der Verlag **Erich Matthes in Leipzig** in seinen

Zweihäuserdrucken.

Grundpreise für den Band 1.— Mk. Pappband, Halbleinenband holzfreies Papier 2.— Mk.
Jeder Band von namhaften Künstlern illustriert.

Empfohlen seien folgende Bände:

Gottfried Keller:
Landvogt v. Greifensee / Ursula Dietegen / Spiegel das Kätzchen / Das verlorne Lachen Die mißbrauchten Liebesbriefe Legenden / Die 3 gerechten Kammacher.

Theodor Storm:
Immensee / Der kleine Häwelmann / Schweigen / Auf dem Staatshof / Eckenhof Psyche / Hinzelmeier / Viola tricolor / Königskinder / Carsten Kurator.

Heinrich v. Kleist.
Michael Kohlhaas.

Eduard Mörike:
Stuttgarter Hutzelmännchen / Mozart auf der Reise nach Prag.

Wilhelm Hauff: Jud Süß.

Das erschwingliche Buch für den Weihnachtstisch!

Die Sklaverei

Ihre biologische Begründung und sittliche Rechtfertigung

Von **Dr. Franz Haiser**

Geheftet 1.50, gebunden 2.25 Gold-Mk.

Es handelt sich nicht um die Leibeigenschaft und auch nicht um Wiederkehr der Sklaverei nach amerikanischem Muster. Der österreichische Schriftsteller, bekannt durch seine früheren Bücher: „Im Anfang war der Streit", „Das Gastmahl des Freiherrn von Artaria" und „Die Krisis des Intellektualismus", rückt der großen demokratischen Lüge von heute zuleibe; er will einer Kultur der Edelmenschen im Gegensatz zu dem unheldischen und materialistischen Pöbel, einer rassischen Auslese die Bahnen weisen.

*

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke / Von Dr. Hans Günther

Geheftet 3.—, gebunden 4.50 Gold-Mk.

Wie ein altes Skaldenlied — oder besser noch: wie eine wachrüttelnde Faust, ist der Inhalt dieses Buches. (München-Augsburger-Abendzeitung.)

Man atmet die frische, reine Luft völkischer Kraft und Daseinsbejahung, wenn man Günthers oft wuchtig und begeistert hinströmende Ausführungen auf sich wirken läßt. Aus den stickigen Niederungen moderner Massenpsychose führt der Verfasser mit der sicheren Hand des Geschichts- und Kulturkundigen und des Völkerpsychologen hinauf auf die sonnigen, strahlenden Höhen heldischen Volkstums. (Dresdner Nachrichten.)

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Rechnung

für unſere privaten Verlagsbezieher:

1 Deutſchlands Erneuerung, Novemberheft 1923

einſchl. Poſtgebühren **Goldmark —.80**

Bei Zahlungen in Papiermark iſt der amtliche Goldmarkkurs des Einzahlungstages (nicht des Vortages) maßgebend.

Rechnungsſtellung für die Buchhandelsfirmen erfolgt auf direktem Wege.

Mit deutſchem Gruß

J. F. Lehmanns Verlag.

eſſe an der Zertrümmerung Öſterreichs hatten. Es zeigte ſich nämlich immer deutlicher, daß Deutſchland nicht ohne gleichzeitige Zertrümmerung Öſterreichs beſiegt werden konnte. Und ohne dieſe Möglichkeit wäre der Feindbund kaum auf Rußland, Italien und Serbien auszudehnen geweſen. Öſterreich war gegen das Deutſche Reich nicht als Bundesgenoſſe zu gewinnen, neutral aber durfte es unter keinen Umſtänden bleiben, weil ſonſt die von Anfang an beſchloſſene Blockade Deutſchlands unmöglich geweſen, der Feindbund alſo überhaupt nicht zuſtande zu bringen geweſen wäre. Amerikas war man von vornherein ſicher aus Gründen wirtſchaftlichen Wettbewerbs. Es wird ſich aber noch zeigen, daß auch ein wichtiger, machtpolitiſcher Grund die Haltung Amerikas gegen Deutſchland von Anfang an beeinflußt hat.

Das billige schöne Buch

pflegt der Verlag **Erich Matthes in Leipzig** in seinen

Zweifäusterdrucken.

Grundpreise für den Band 1.— Mk. Pappband, Halbleinenband holzfreies Papier 2.— Mk.
Jeder Band von namhaften Künstlern illustriert.

Empfohlen seien folgende Bände:

Gottfried Keller:
Landvogt v. Greifensee / Ursula Dietegen / Spiegel das Kätzchen / Das verlorne Lachen Die mißbrauchten Liebesbriefe Legenden / Die 3 gerechten Kammacher.

Theodor Storm:
Immensee / Der kleine Häwelmann / Schweigen / Auf dem Staatshof / Eekenhof Psyche / Hinzelmeier / Viola tricolor / Königskinder / Carsten Kurator.

Heinrich v. Kleist.
Michael Kohlhaas.

Eduard Mörike:
Stuttgarter Hutzelmännchen / Mozart auf der Reise nach Prag.

Wilhelm Hauff: Jud Süß.

Das erschwingliche Buch für den Weihnachtstisch!

Die Sklaverei

Ihre biologische Begründung und sittliche Rechtfertigung

Von **Dr. Franz Haiser**

Geheftet 1.50, gebunden 2.25 Gold-Mk.

Es handelt sich nicht um die Leibeigenschaft und auch nicht um Wiederkehr der Sklaverei nach amerikanischem Muster. Der österreichische Schriftsteller, bekannt durch seine früheren Bücher: „Im Anfang war der Streit", „Das Gastmahl des Freiherrn von Artaria" und „Die Krisis des Intellektualismus", rückt der großen demokratischen Lüge von heute zuleibe; er will einer Kultur der Edelmenschen im Gegensatz zu dem unheldischen und materialistischen Pöbel, einer rassischen Auslese die Bahnen weisen.

*

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke / Von Dr. Hans Günther

Geheftet 3.—, gebunden 4.50 Gold-Mk.

Wie ein altes Skaldenlied — oder besser noch: wie eine wachrüttelnde Faust, ist der Inhalt dieses Buches. (München-Augsburger-Abendzeitung.)

Man atmet die frische, reine Luft völkischer Kraft und Daseinsbejahung, wenn man Günthers oft wuchtig und begeistert hinströmende Ausführungen auf sich wirken läßt. Aus den stickigen Niederungen moderner Massenpsychose führt der Verfasser mit der sicheren Hand des Geschichts- und Kulturkundigen und des Völkerpsychologen hinauf auf die sonnigen, strahlenden Höhen heldischen Volkstums. (Dresdner Nachrichten.)

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4.

Rechnung

für unsere privaten Verlagsbezieher:

1 Deutschlands Erneuerung, Novemberheft 1923

einschl. Postgebühren **Goldmark —.80**

Bei Zahlungen in Papiermark ist der amtliche Goldmarkkurs des Einzahlungstages (nicht des Vortages) maßgebend.

Rechnungsstellung für die Buchhandelsfirmen erfolgt auf direktem Wege.

Mit deutschem Gruß

J. F. Lehmanns Verlag.

Konto b
c. G. m.

7. Jah

Not

Um
Bl
Blick tr
und un
fast all
haben.
bisher
macht v
der ang
stellung
das De
durch d
trich, R
esse an

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Rechnung

für unſere privaten Verlagsbezieher:

1 Deutſchlands Erneuerung, November heft 1923

einſchl. Poſtgebühren **Goldmark —.80**

Bei Zahlungen in Papiermark iſt der amtliche Goldmarkkurs des Einzahlungstages (nicht des Vortages) maßgebend.

Rechnungsſtellung für die Buchhandelsfirmen erfolgt auf direktem Wege.

Mit deutſchem Gruß

J. F. Lehmanns Verlag.

eſſe an der Zertrümmerung Öſterreichs hatten. Es zeigte ſich nämlich immer deutlicher, daß Deutſchland nicht ohne gleichzeitige Zertrümmerung Öſterreichs beſiegt werden konnte. Und ohne dieſe Möglichkeit wäre der Feindbund kaum auf Rußland, Italien und Serbien auszudehnen geweſen. Öſterreich war gegen das Deutſche Reich nicht als Bundesgenoſſe zu gewinnen, neutral aber durfte es unter keinen Umſtänden bleiben, weil ſonſt die von Anfang an beſchloſſene Blockade Deutſchlands unmöglich geweſen, der Feindbund alſo überhaupt nicht zuſtande zu bringen geweſen wäre. Amerikas war man von vornherein ſicher aus Gründen wirtſchaftlichen Wettbewerbs. Es wird ſich aber noch zeigen, daß auch ein wichtiger, machtpolitiſcher Grund die Haltung Amerikas gegen Deutſchland von Anfang an beeinflußt hat.

Der Weltkrieg endete zwar mit der gewollten Zertrümmerung Österreichs, und auch Deutschland erlitt die beabsichtigte Niederlage, doch nahmen Anfang und Ausgang des Krieges einen ganz anderen Verlauf als der Feindbund angenommen hatte. Es zeigte sich nämlich, daß man trotz aller nur möglichen Sicherungs-Koeffizienten die Stärke Deutschlands noch unterschätzt hatte. Das war, abgesehen von dem Schicksale, das Rußland infolgedessen traf, ganz besonders peinlich für England. Es hätte zwar seiner bekannten Perfidie gar nichts ausgemacht, als die Sache von vornherein schief ging, seine Bundesgenossen glatt im Stiche zu lassen, doch mußte es dann fürchten, daß unter Führung Deutschlands seine bisherigen Bundesgenossen gegen England gemeinsame Sache machten. So mußte es, ob es wollte oder nicht, sich ganz anders am Kriege beteiligen, als es ursprünglich, schon seines Verhältnisses zu Amerika wegen, beabsichtigt hatte. England mußte nämlich mit wachsendem Schrecken bemerken, wie willkommen es Amerika war, daß gerade England immer stärker sich engagieren mußte, und daß Amerika erst dann aktiv zugunsten Englands in den Krieg eingreifen würde, wenn ein Sieg Deutschlands, also eine Niederlage der Entente, zu gewärtigen sein würde. Bis dahin aber sollte England wirtschaftlich, finanziell und militärisch so geschwächt sein, daß es seine Vormachtstellung in der angelsächsischen Welt an Amerika würde abtreten müssen, was besonders dann eintreten mußte, wenn nur noch durch Amerikas Eingreifen die Niederlage Deutschlands herbeigeführt werden konnte. Daß außer den gewünschten Schwächungen Englands auch noch das letztere eintraf, nämlich, daß durch Amerikas Eingreifen der Sieg der Entente zugefallen erschien, war ein ganz besonderes Pech für England deshalb, weil es nicht offen eingestehen durfte, daß Deutschland nicht mit den Waffen, sondern mit Mitteln besiegt war, die zu verschweigen gerade England die triftigsten Gründe hatte!

Die unmittelbar nach Beendigung des Krieges nach Washington einberufene Konferenz zeigte die gänzlich veränderten Kräfteverhältnisse unter den Weltmächten. England hatte seine bisherige, unbedingte Überlegenheit zur See und seine bisherige Weltfinanzherrschaft verloren und sie an Amerika abgeben müssen. Es zeigte sich auch in Washington, wie bewußt Amerika auf dieses Ziel hingearbeitet hatte, in seinem Verhältnis zu Frankreich, mit dessen Hilfe es England zu den folgenschwersten politischen und militärischen Entschlüssen zwang. So mußte England seinen Sieg über Deutschland mit einer völligen Niederlage vor Amerika-Frankreich bezahlen. Denn auch letzteres hatte, schon während des Krieges, in heimlicher Zusammenarbeit mit Amerika, auf eine gemeinsame Ausbeute eines event. Sieges gegen England hingearbeitet. Diese heimliche Zusammenarbeit erhielt eine ganz gewaltige Stärkung durch den Zusammenbruch Rußlands und den, alle Erwartung übersteigenden, politischen Zusammenbruch Deutschlands. Es ist zu begreiflich, daß Amerika seinen Kriegsgewinn, den es auf Kosten Englands, Deutschlands und auch Rußlands gemacht hat, nicht ohne schweren Kampf wieder abgeben wird. Zu diesem Kampfe fühlt sich England indes schon deshalb viel zu schwach, weil der Zusammenbruch Rußlands, die Zertrümmerung Österreichs und der furchtbare politische Zusammenbruch Deutschlands den heimlichen Verbündeten Amerikas, Frankreich, zur stärksten militärischen Macht Europas gemacht haben. Daß es Amerika durchaus darum zu tun war, seinen heimlichen Verbündeten, Frankreich, gegen England mit allen Mitteln zu stärken, hat der Verlauf der

Konferenz in Washington mit unwiderlegbarer Deutlichkeit gezeigt. Wie schwer, wie gefährlich die Lage Englands geworden ist, ergibt sich aus der Doppelaufgabe, einmal Frankreich, als die nunmehr stärkste europäische Festlandsmacht, aus alter britischer Tradition bekämpfen zu müssen, und das anderemal den Kampf gegen Amerika führen zu müssen zur Rückeroberung der alten Weltmachtstellung; denn die letztere ist ausschlaggebend für das jetzige britische Weltreich. Darum ist dieser letzte Kampf für England der wichtigste, und das Verhalten Englands gegenüber Frankreich bei dessen Vorgehen gegen Deutschland findet seine Erklärung in Englands Lage gegenüber Amerika, dem heimlichen Verbündeten Frankreichs.

Was die Welt beherrscht, ist viel weniger das Geschick Europas an sich, als vielmehr der Austrag des Kampfes zwischen England und Amerika um die Vormachtstellung eines der beiden in der angelsächsischen, wie überhaupt in der Welt. Was wir heute in Europa erleben müssen, ja auch unser Kampf gegen Frankreich wie nicht minder unsere inneren Kämpfe werden viel mehr von der alles bestimmenden großen Auseinandersetzung zwischen den beiden angelsächsischen Staaten beherrscht als man im deutschen Volk zu ahnen scheint. Bei uns weiß man noch nicht, wie ein Kampf sich in Demokratien abspielt, sonst wüßte man auch längst, warum Deutschland „demokratisch" werden mußte, denn Deutschland ist in der Auseinandersetzung zwischen England und Amerika einerseits und England und Frankreich andererseits ein viel wichtigerer Faktor, als man leider bei uns ahnt.

„Wer die englische Politik verstehen will, muß sich nach Calcutta begeben" sagte einstmals Lord Curzon, und er traf damit den Nagel auf den Kopf. Wer den Grund kennt, warum Indien vollkommen anders von England behandelt, bzw. verwaltet wird, wie alle anderen Kolonien, der weiß, welche Sorge jeder englische Staatsmann um Indien empfindet. Mit Indien steht und fällt die britische Weltherrschaft. Der Goldstrom, der Jahr für Jahr aus Indien gepreßt wird, um den jedes Jahr Millionen Inder Hungers sterben müssen, der sich über England in seine Kolonien ergießt und der die britische Flotte erhalten muß, er ist es, der allein Englands Herrschaft aufrecht erhält. Darum ist es nur zu begreiflich, daß man in England nervös wird, wenn seine Herrschaft über Indien in Gefahr kommt, sei es nun, daß sie von außen her bedroht wird oder aus Indien selbst heraus. Das weiß man sehr wohl in Amerika, das weiß man aber auch in Paris, das haben alle großen Gegner Englands gewußt, so daß ein Kampf gegen England immer ein Kampf um Indien werden mußte. Und um Indien geht wieder das Spiel. Von Osten, Norden und Westen soll es angegriffen werden. Dazu sind umfassende Vorbereitungen erforderlich, aber sie werden still und beharrlich getroffen. Und mit weiter Voraussicht. Kaum war die Revolution in Deutschland erfolgt, als auch schon der französische Marschall Joffre in Japan eintraf. Zweck: Vorbereitung der Lösung des englisch-japanischen Bündnisses (zu dessen definitiver Lösung England auf der Konferenz zu Washington gezwungen wurde) und Anknüpfung einer französisch-amerikanisch-japanischen Verständigung über Rußland und China. Deshalb die Bereisung Nordchinas und Ostsibiriens durch Joffre, in Begleitung hoher japanischer Offiziere. Was das bedeutet, weiß man in London, weshalb man dort schleunigst den Ausbau von Singapore zu einem starken Flottenstützpunkt verlangte und mittlerweile bereits durchführt. Zwar tröstet man sich in London noch damit, daß die von Osten

Der Weltkrieg endete zwar mit der gewollten Zertrümmerung Österreichs, und auch Deutschland erlitt die beabsichtigte Niederlage, doch nahmen Anfang und Ausgang des Krieges einen ganz anderen Verlauf als der Feindbund angenommen hatte. Es zeigte sich nämlich, daß man trotz aller nur möglichen Sicherungs-Koeffizienten die Stärke Deutschlands noch unterschätzt hatte. Das war, abgesehen von dem Schicksale, das Rußland infolgedessen traf, ganz besonders peinlich für England. Es hätte zwar seiner bekannten Perfidie gar nichts ausgemacht, als die Sache von vornherein schief ging, seine Bundesgenossen glatt im Stiche zu lassen, doch mußte es dann fürchten, daß unter Führung Deutschlands seine bisherigen Bundesgenossen gegen England gemeinsame Sache machten. So mußte es, ob es wollte oder nicht, sich ganz anders am Kriege beteiligen, als es ursprünglich, schon seines Verhältnisses zu Amerika wegen, beabsichtigt hatte. England mußte nämlich mit wachsendem Schrecken bemerken, wie willkommen es Amerika war, daß gerade England immer stärker sich engagieren mußte, und daß Amerika erst dann aktiv zugunsten Englands in den Krieg eingreifen würde, wenn ein Sieg Deutschlands, also eine Niederlage der Entente, zu gewärtigen sein würde. Bis dahin aber sollte England wirtschaftlich, finanziell und militärisch so geschwächt sein, daß es seine Vormachtstellung in der angelsächsischen Welt an Amerika würde abtreten müssen, was besonders dann eintreten mußte, wenn nur noch durch Amerikas Eingreifen die Niederlage Deutschlands herbeigeführt werden konnte. Daß außer den gewünschten Schwächungen Englands auch noch das letztere eintraf, nämlich, daß durch Amerikas Eingreifen der Sieg der Entente zugefallen erschien, war ein ganz besonderes Pech für England deshalb, weil es nicht offen eingestehen durfte, daß Deutschland nicht mit den Waffen, sondern mit Mitteln besiegt war, die zu verschweigen gerade England die triftigsten Gründe hatte!

Die unmittelbar nach Beendigung des Krieges nach Washington einberufene Konferenz zeigte die gänzlich veränderten Kräfteverhältnisse unter den Weltmächten. England hatte seine bisherige, unbedingte Überlegenheit zur See und seine bisherige Weltfinanzherrschaft verloren und sie an Amerika abgeben müssen. Es zeigte sich auch in Washington, wie bewußt Amerika auf dieses Ziel hingearbeitet hatte, in seinem Verhältnis zu Frankreich, mit dessen Hilfe es England zu den folgenschwersten politischen und militärischen Entschlüssen zwang. So mußte England seinen Sieg über Deutschland mit einer völligen Niederlage vor Amerika-Frankreich bezahlen. Denn auch letzteres hatte, schon während des Krieges, in heimlicher Zusammenarbeit mit Amerika, auf eine gemeinsame Ausbeute eines event. Sieges gegen England hingearbeitet. Diese heimliche Zusammenarbeit erhielt eine ganz gewaltige Stärkung durch den Zusammenbruch Rußlands und den, alle Erwartung übersteigenden, politischen Zusammenbruch Deutschlands. Es ist zu begreiflich, daß Amerika seinen Kriegsgewinn, den es auf Kosten Englands, Deutschlands und auch Rußlands gemacht hat, nicht ohne schweren Kampf wieder abgeben wird. Zu diesem Kampfe fühlt sich England indes schon deshalb viel zu schwach, weil der Zusammenbruch Rußlands, die Zertrümmerung Österreichs und der furchtbare politische Zusammenbruch Deutschlands den heimlichen Verbündeten Amerikas, Frankreich, zur stärksten militärischen Macht Europas gemacht haben. Daß es Amerika durchaus darum zu tun war, seinen heimlichen Verbündeten, Frankreich, gegen England mit allen Mitteln zu stärken, hat der Verlauf der

Konferenz in Washington mit unwiderlegbarer Deutlichkeit gezeigt. Wie schwer, wie gefährlich die Lage Englands geworden ist, ergibt sich aus der Doppelaufgabe, einmal Frankreich, als die nunmehr stärkste europäische Festlandsmacht, aus alter britischer Tradition bekämpfen zu müssen, und das anderemal den Kampf gegen Amerika führen zu müssen zur Rückeroberung der alten Weltmachtstellung; denn die letztere ist ausschlaggebend für das jetzige britische Weltreich. Darum ist dieser letzte Kampf für England der wichtigste, und das Verhalten Englands gegenüber Frankreich bei dessen Vorgehen gegen Deutschland findet seine Erklärung in Englands Lage gegenüber Amerika, dem heimlichen Verbündeten Frankreichs.

Was die Welt beherrscht, ist viel weniger das Geschick Europas an sich, als vielmehr der Austrag des Kampfes zwischen England und Amerika um die Vormachtstellung eines der beiden in der angelsächsischen, wie überhaupt in der Welt. Was wir heute in Europa erleben müssen, ja auch unser Kampf gegen Frankreich wie nicht minder unsere inneren Kämpfe werden viel mehr von der alles bestimmenden großen Auseinandersetzung zwischen den beiden angelsächsischen Staaten beherrscht als man im deutschen Volk zu ahnen scheint. Bei uns weiß man noch nicht, wie ein Kampf sich in Demokratien abspielt, sonst wüßte man auch längst, warum Deutschland „demokratisch" werden mußte, denn Deutschland ist in der Auseinandersetzung zwischen England und Amerika einerseits und England und Frankreich andererseits ein viel wichtigerer Faktor, als man leider bei uns ahnt.

„Wer die englische Politik verstehen will, muß sich nach Calcutta begeben" sagte einstmals Lord Curzon, und er traf damit den Nagel auf den Kopf. Wer den Grund kennt, warum Indien vollkommen anders von England behandelt, bzw. verwaltet wird, wie alle anderen Kolonien, der weiß, welche Sorge jeder englische Staatsmann um Indien empfindet. Mit Indien steht und fällt die britische Weltherrschaft. Der Goldstrom, der Jahr für Jahr aus Indien gepreßt wird, um den jedes Jahr Millionen Inder Hungers sterben müssen, der sich über England in seine Kolonien ergießt und der die britische Flotte erhalten muß, er ist es, der allein Englands Herrschaft aufrecht erhält. Darum ist es nur zu begreiflich, daß man in England nervös wird, wenn seine Herrschaft über Indien in Gefahr kommt, sei es nun, daß sie von außen her bedroht wird oder aus Indien selbst heraus. Das weiß man sehr wohl in Amerika, das weiß man aber auch in Paris, das haben alle großen Gegner Englands gewußt, so daß ein Kampf gegen England immer ein Kampf um Indien werden mußte. Und um Indien geht wieder das Spiel. Von Osten, Norden und Westen soll es angegriffen werden. Dazu sind umfassende Vorbereitungen erforderlich, aber sie werden still und beharrlich getroffen. Und mit weiter Voraussicht. Kaum war die Revolution in Deutschland erfolgt, als auch schon der französische Marschall Joffre in Japan eintraf. Zweck: Vorbereitung der Lösung des englisch-japanischen Bündnisses (zu dessen definitiver Lösung England auf der Konferenz zu Washington gezwungen wurde) und Anknüpfung einer französisch-amerikanisch-japanischen Verständigung über Rußland und China. Deshalb die Bereisung Nordchinas und Ostsibiriens durch Joffre, in Begleitung hoher japanischer Offiziere. Was das bedeutet, weiß man in London, weshalb man dort schleunigst den Ausbau von Singapore zu einem starken Flottenstützpunkt verlangte und mittlerweile bereits durchführt. Zwar tröstet man sich in London noch damit, daß die von Osten

drohende Gefahr infolge der Ereignisse in Japan augenblicklich nicht in Erscheinung treten kann, denn Japan hat für die nächste Zeit andere Sorgen, aber gerade diese japanischen Sorgen, so muß man in London fürchten, müssen Japan noch enger an Amerika binden, weil Amerika am besten in der Lage ist, Kredite an Japan zu gewähren. Und dieser Kredite bedarf Japan dringender wie je. Gerade an dem japanischen Ereignis (Erdbeben) zeigt sich schon die Wirkung des Weltkrieges in Bezug auf die Verschiebung der Weltfinanzherrschaft von England nach Amerika ganz deutlich. Man muß also in England fürchten, daß die augenblicklich verminderte japanische Gefahr in absehbarer Zeit sich mit verdoppelter Heftigkeit wieder einstellen wird. Es besteht jetzt weniger wie zuvor die Möglichkeit, Japan in sein altes Bündnis zu England zurückgewinnen zu können.

Viel brennender wird die Gefahr für Indien von Westen und Norden her. Nicht umsonst hat sich die letzte britische Reichskonferenz so eingehend mit dem Reparationsproblem beschäftigt, ja, sie hat sich eigentlich nur mit diesem Problem beschäftigt. Denn in England sieht man sehr klar, daß die Lösung dieses Problems die Beseitigung der dem britischen Weltreiche drohenden Gesamtgefahr bedeuten würde. Wenn eine Lösung möglich wäre, müßte sie allerdings England nach jeder Richtung hin Gewinn bringen. Zunächst müßte die gewaltige Finanzaufgabe, die mit Lösung dieses Problems verbunden ist, in englische Hände kommen; wie und wer an diesem Finanzgeschäft beteiligt werden würde, hätte England zu bestimmen; auch Tempo und Ausmaß würden von England bestimmt werden. Die Verständigung über das Reparationsproblem müßte zur Folge haben die Verständigung und Festlegung der politischen Ansprüche der Beteiligten, also in erster Linie Frankreichs, denn es ist einleuchtend, daß ohne solche Festlegung der politischen Ansprüche gar keine Finanzabkommen getroffen werden können, die nur für 24 Stunden Geltung haben könnten. Würden diese politischen Ansprüche aber festgelegt, so müßten sie den Verzicht Frankreichs auf alle Machtansprüche bzw. Machtabsichten auf die Vernichtung Deutschlands aussprechen, und damit würden alle Bündnisse gegenstandslos werden, die Frankreich sowohl mit Polen, als mit der kleinen Entente, als auch mit der Türkei geschlossen hat. Es müßte auch gegenstandslos werden die Absicht Frankreichs auf Rußland, mit dessen Hilfe allein die ernstlichste Bedrohung Indiens möglich ist. Es müßte aber auch gegenstandslos werden das Interesse Amerikas an den tatsächlichen politischen Absichten Frankreichs. Hier liegt der Kernpunkt des Problems. Denn mit Frankreichs Hilfe will Amerika sich dauernd den Gewinn sichern, den es im Weltkriege gewann und den es England raubte.

Wer die politischen Geschehnisse des Weltkrieges und vor allem diejenigen nach dem Kriege aufmerksam verfolgt hat, wird festgestellt haben, daß in allen Phasen der Entwicklung Amerika stets dann auf Frankreichs Seite trat, wenn es diesem in seinem Kampfe gegen England brenzlich zu gehen drohte, angefangen von der Konferenz in Washington, dem Versailler Vertrage, der Konferenz in Genua bis zur eiligen Entfernung der amerikanischen Truppen beim Ruhreinbruch der Franzosen. Immer hat Amerika heimlich Frankreich unterstützt, wenn es häufig noch so laut in seiner Presse scheinbar gegen Frankreich zeterte. Man soll sich bei uns gar keinen Illusionen darüber hingeben, daß die Existenz des Deutschen Reiches Amerikas Absichten genau so gut im Wege steht als denen Frankreichs. Und beider Absichten gehen über

die Beseitigung des Deutschen Reiches zur Herrschaft über Rußland. Dann hat man mit russischer Hilfe nicht nur China in der Hand und über China auch Japan, sondern damit und mit Hilfe der Türkei ist auch das Schicksal Indiens besiegelt bzw. die Frage der Vormachtstellung im britischen Weltreiche und in der Welt entschieden. Und mit Amerikas Hilfe, d. h. mit der Macht des neuen britischen Weltreichs, denkt Frankreich dann seine Herrschaft in Europa dauernd aufrecht zu erhalten. In der Türkei hat Frankreich von Westen her gut vorgearbeitet und England eine ganz empfindliche Niederlage erlebt. Mit Amerikas Hilfe wird die neue Türkei finanziert werden, wie schon der Freiheitskampf Kemal Paschas von Frankreich-Amerika finanziert worden ist. In Rußland hat die Bolschewistenherrschaft einer Verständigung bzw. Unterordnung unter die „höheren" Finanzinteressen gut vorgearbeitet, denn bis man mit Deutschland fertig sein wird, werden sich aus den russischen Bolschewisten-Proletariern wohl „höhere" Finanzmagnaten entwickelt haben, worüber man gerade in England, via Bank of England, nicht ganz ununterrichtet ist. Und wenn diese Entwicklung in Rußland nicht den gewünschten Weg gegangen sein sollte, so hat man ja für alle Fälle immer noch den Plan von Marschall Foch. Mit der Türkei, mit Polen, der kleinen Entente und, last not least, dem Kanonenfutter aus dem zertrümmerten Deutschland und Japan im Osten wird es kein Risiko mehr sein, jedenfalls ein ganz bedeutend geringeres, als es Napoleon 1812 zu bestehen hatte.

Finanziell hatte Amerika zunächst Frankreich in der Hand. Über Frankreich bzw. mit Frankreichs Hilfe „finanziert" es jetzt Polen, die kleine Entente, z. T. auch Österreich, die neue Türkei, nach der furchtbaren Heimsuchung Japans auch dieses Reich, und wie sehr Amerika in Rußland schon vordringt, zeigen täglich die Berichte von dort. Wenn es sich in diesem Lande auch noch nicht um ernstliche Sanierungen handelt und Finanzaktionen großen Stiles noch ausgeschlossen sind, so zeigt sich doch ganz deutlich schon die amerikanische Absicht, England aus Rußland gänzlich auszuschalten. Das war auch der Grund, warum man die, allerdings etwas voreiligen, großen amerikanischen Hafenanlagen in Dänemark plante und bereits auszuführen begonnen hat. Auch in China dringt Amerikas Finanzmacht immer stärker vor, so allmählich ganz Asien, einschließlich dessen westlichen Ausläufer, Europa, in ihre Netze ziehend. (Anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat der damalige österreichische Finanzminister Freiherr von Bruck auf diese, Europa eines Tages von Amerika drohende Gefahr aufmerksam gemacht und dagegen eine große mitteleuropäische Zollunion empfohlen. Sein Werk, das er darüber veröffentlicht hat, lohnt es gerade heute ganz besonders zu lesen.) Es ist klar, daß solche Herrschaft auf die Dauer nicht möglich ist, wenn sie nicht zugleich sich auf eine militärische Macht stützt. Darum das Zusammenarbeiten Amerikas mit Frankreich, der augenblicklich stärksten europäischen Militärmacht! Da es sich dabei letzten Endes um die Austragung des Machtkampfes zwischen Amerika und England handelt, so ist verständlich, warum England in immer schärferen Gegensatz zu Frankreich geraten muß, denn wo auch in der Welt heute England Schwierigkeiten bekommt, steckt immer Frankreich und dessen heimlicher Verbündeter, Amerika, dahinter.

Längst schon würde England versucht haben, energischer gegen Frankreich vorzugehen, wenn es sich dazu nicht zu schwach fühlte, denn es müßte ja diesen Kampf heute allein führen. Verbündete findet es heute nicht. Der einzige Verbündete, der als erster in Frage kommen könnte, Deutschland, ist infolge Man-

gels jeder außenpolitischen Betätigung, als Folge der heute in Deutschland herrschenden „internationalen", marxistischen und pazifistischen Geistesströmung, nicht nur ungeeignet, sondern auch im höchsten Grade unzuverlässig; mit dem gegenwärtigen Deutschen Reiche ist ein zuverlässiges Bündnis überhaupt nicht zu schließen, wie denn auch von dem gegenwärtigen Deutschen Reich nicht erwartet werden kann, daß es sich bewußt wird, welch ausschlaggebende Rolle es in dem, bereits im Gange befindlichen, vorstehend geschilderten Weltmachtkampfe spielen könnte. Dazu müßte zuvor in Deutschland eine vollkommene, politische und wirtschaftliche Wandlung stattgefunden haben, über deren Notwendigkeit und deren Aufgaben im nächsten Hefte Ausführlicheres mitgeteilt werden wird. Zunächst erschien es wichtig, auch das zuerst Notwendige, die außenpolitischen Entwickelungen zu zeigen, aus denen heraus schon sich für das deutsche Volk die zwingende Notwendigkeit ergibt, die inneren Kämpfe schleunigst durch eine nationale Diktatur zu beenden, damit die Kräfte der Nation frei werden zum Kampfe gegen die Gefahr, die, wie geschildert, von außen droht. Diese Kräfte zusammenfassen kann nur eine nationale Diktatur, wie sie in Bayern bereits begonnen hat, und wie sie sich in Norddeutschland, in Preußen, ebenfalls durchsetzen muß und das recht, recht bald! Sonst könnte sie, aus außen- und innenpolitischen, vor allem auch aus wirtschaftlichen Gründen, zu spät kommen. Dann müßte das deutsche Volk zum zweiten Male das Schicksal von 1648 erdulden!

Jetzt erst recht!

In diesen trüben Tagen
Ists nur ein einzig Wort,
Das wir uns wollen sagen
In Treuen immerfort.
Was Feindes Macht sich auch erfrecht:
Wir bleiben deutsch — und jetzt erst recht!

Von außen und von innen
Gewalt, List und Verrat!
So wollen sie's gewinnen,
Zertrümmern Volk und Staat.
Versucht nur, ob ihr uns zerbrecht —
Wir bleiben deutsch — und jetzt erst recht!

Ihr mögt die Hand wohl binden,
Doch unser bleibt der Geist!
Der wird den Weg schon finden,
Der uns zur Freiheit weist.
Frohlocke heut', was falsch und schlecht —
Wir bleiben deutsch — und jetzt erst recht!

Einst graut nach nächt'gen Stunden
Herauf der deutsche Tag,
Genesen seiner Wunden
Hebt sich das Volk zum Schlag.
Schwing deutsch das Schwert, du deutsch Geschlecht,
So wirst du siegen — dann erst recht!

Gottfried Nidl

Deutscher Aufbau.

Gedanken über eine neue Reichsverfassung.

Von Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven.

I.

Heute von Aufbau zu reden, mutet wie Vermessenheit an. Niemand weiß, was der kommende Tag bringt. Alles um uns droht zusammenzubrechen. Das Staatsgebäude, das die Männer des 9. November unter tönenden Reden und klingendem Eigenlob zimmerten, wankt. Es knirscht und kracht im Gebälk, Risse und Sprünge klaffen, die Mauern neigen sich, jeder Windstoß kann das Ende bringen. Achselzuckend schaut man dem Tun derer zu, die sich heute noch einbilden, die Zügel in der Hand zu halten. Die Minister beraten, die Parlamente reden. Das Schicksal aber geht seinen ehernen Gang.

Von Bürgerkrieg, von Zerfall des Reiches, von der kommenden roten Welle raunt und redet man. Hüben und drüben wird zur Entscheidung gerüstet. Und in der Mitte steht angstbleich der Spießer. Er zittert um sein armseliges Behagen, er rafft mit gierigen Händen, was sich noch erreichen läßt, Devisen, Lebensmittel, Kleidungsstücke. Er will sich sichern und flucht allen denen, die zu Taten bereit sind. Denn vielleicht, so denkt er, ist es doch noch möglich, der Entscheidung auszuweichen.

Aber das ist nicht möglich. Die Entscheidung kommt. Sie muß kommen, wenn Deutschland und das deutsche Volk nicht vergehen sollen. Sie muß kommen und sie muß uns das bringen, was wir erhoffen und ersehnen, was wir wollen. Denn der Wille ist es, der unser Schicksal bestimmt.

Ernste, schwere Zeiten, blutige Wochen und Monate stehen uns bevor. Aber dann wird die Stunde des Wiederaufbaus schlagen. Für sie müssen wir uns rüsten.

Wir werden den deutschen Staat, die deutsche Kultur, die deutsche Wirtschaft wieder aufbauen. Heute ist alles ein großes Trümmerfeld.

Ein Trümmerfeld ist vor allem der Staat.

Er ist zusammengebrochen, weil er auf schwankem, unsicherm Grunde errichtet war. Nur der Staat vermag die Jahrhunderte zu überdauern, alle Schläge des Schicksals zu überstehen, der aus dem innersten Wesen des Volkes emporgewachsen ist und den das Volk als die Verkörperung seines eigensten Selbst empfindet. Einen solchen Staat aber hat die deutsche Geschichte bisher nicht gekannt. An ihren Anfängen steht der Gedanke der Universalmonarchie, der uns blind und taub machte für die wahren Belange unseres Volkstums, der dem Hader der Stämme freie Bahn ließ, der der Zwietracht der Bekenntnisse den Weg bereitete. Das heilige römische Reich deutscher Nation wurde zum Schemen. Und als wieder staatenbildendes Leben sich regte, da entsprang es nicht den Tiefen des Volkes, sondern dem Willen tatkräftiger Fürsten, die ihres Geschlechtes Glanz, ihres Erblandes Macht anstrebten. Der Staatsgedanke verschwisterte sich mit dem dynastischen Gedanken, der völkische Gedanke aber schlummerte.

Großes wurde so erreicht, und unvergänglich ist der Ruhm des Reiches, das Bismarck im Dienste der Hohenzollern schuf. Doch ein völkisches Reich war es nicht, konnte es nicht sein. Darum konnte unvölkische, internationale

Denkweise in den Massen Wurzel schlagen, konnten Millionen ihm feindlich gegenüberstehen, konnten Fremdstämmige die wirkliche Macht an sich reißen. Denn nicht das Band der Blutsgemeinschaft umschlang seine Bürger, sondern eine papierne Reichsangehörigkeit bestimmte Rechte und Pflichten.

Das Bismarcksche Reich konnte den vereinten Angriffen der Feinde drinnen und draußen nicht widerstehen, weil der Glaube an den Staat und die Liebe zur Dynastie durch hartnäckige Wühlarbeit entwurzelt waren, und weil Staat und Dynastie es versäumt hatten, dem völkischen Gedanken eine Stätte zu bereiten und sich auf ihn zu stützen.

Nach dem Zusammenbruch wurde von denselben Männern, die ihn verschuldet hatten, ein Notbau errichtet, häßlich und windschief, nach ausländischen, undeutsch gedachten Plänen, aus unedlem Material, aber geschickt verputzt, mit Ornamenten aus billigem Stuck verziert. Dem trüben Auge des Urteilslosen konnte er ein Palast scheinen, würdig, dem deutschen Volke eine Heimstätte zu sein. Aber in Wirklichkeit diente er den Fremdstämmigen. Ihnen sollte er eine Zwingburg sein zur Beherrschung des deutschen Volkes. Doch als Wetter und Stürme über ihn hinbrausten, fiel er in Trümmer.

Wir vermögen es nicht zu beklagen! Der Staat, der im November 1918 zerbrach, war nicht unser völkischer Staat. Doch gedenken wir seiner in Liebe und Ehrfurcht und Dankbarkeit. Der Staat, der jetzt zerbricht, ist uns fremd und feindlich. Und wir begrüßen es, daß sein Untergang uns die Bahn frei macht zum Aufbau des Staates, den wir ersehnen, der endlich dem deutschen Volke die Heimstätte sein wird, deren er bedarf.

II.

Wenn wir den völkischen Staat schaffen wollen, müssen wir allem zuvor uns darüber klar sein, wer an ihm Teil haben darf.

Als Deutscher galt im Bismarckschen Reich wie im Novemberdeutschland jeder, der die Staatsangehörigkeit in einem der Bundesstaaten oder in Ausnahmefällen unmittelbar die Reichsangehörigkeit besaß, gleichviel, auf welchem Wege er sie erworben hatte. Das müssen wir verwerfen. Für uns kann Deutscher nur sein, wer aus deutschem Blute stammt. Nur er kann deutsch denken und empfinden, nur er kann im Deutschen Reiche wirklich sein Vaterland sehen, für das alles zu opfern er bereit ist. Nur er darf deshalb Vollbürger sein.

Alle die anderen, die Nichtdeutschen im völkischen Sinne, können auch fernerhin Reichsangehörige bleiben. Aber Reichsbürger sollen sie nicht mehr sein. Ihrem Gewerbe mögen sie ungehindert nachgehen, nur darf die Bestimmung über die Schicksale des deutschen Volkes nicht in ihrer Hand liegen.

So muß der Grundsatz lauten. Seine praktische Durchführung wird freilich einige Schwierigkeiten machen. Aber unüberwindlich werden sie nicht sein. Vielmehr wird die Regel sich dahin fassen lassen, daß diejenigen, die sich zu einem andern Volkstum als dem deutschen bekennen, also vor allem Polen und Dänen, keine staatsbürgerlichen Rechte ausüben, insbesondere kein Wahl- und Stimmrecht haben und im Staats- oder Gemeindedienst keine Ämter bekleiden dürfen. In allem übrigen sind sie den Deutschen gleichgestellt. Die Nachkommen solcher Schutzgenossen arischen Stammes können des Bürgerrechts teilhaftig werden, wenn sie es wünschen, und den Nachweis erbringen, daß sie Deutsche geworden sind, daß sie z. B. sich des Deutschen als Umgangs-

sprache im Hause bedienen, deutsche Frauen geheiratet haben, ihre Kinder als Deutsche erziehen.

Aber die Regelung der Lage dieser Fremden hat, solange Deutschland in den heutigen Grenzen besteht, weniger praktische, als grundsätzliche Bedeutung. Die Zahl solcher Fremden ist so gering, daß sie bestimmenden Einfluß nicht erlangen können. Etwas anderes ist es um jenen Fremdstamm, der als Gastvolk in unserer Mitte sitzt, der sich uns äußerlich angepaßt hat, unsere Sprache spricht, unsere Bräuche nachahmt, dessen Vertreter sich zum überwiegenden Teil selbst als Deutsche bezeichnen, und der uns doch fremd und feindlich ist, der uns Blut und Denkweise vergiftet und die Hauptschuld trägt am Zusammenbruch. Er hat eine Fülle von Macht auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichen Gebiet an sich gerissen, und unser völkischer Staat kann nicht bestehen, wenn wir ihm diese Macht nicht nehmen und nicht Sorge dafür tragen, daß er sie nie wieder erlange. Deshalb genügen gegen ihn jene Maßnahmen nicht. Es muß ein viel tiefer greifendes Gesetz ergehen, das uns ein für allemal gegen die jüdische Gefahr schützt.

Selbstverständlich richtet dieses Gesetz sich nicht gegen den Bekenner des mosaischen Glaubens, sondern gegen den Angehörigen des jüdischen Volkstums. Aber um diesen Begriff in juristisch brauchbarer Weise festzulegen, muß vom mosaischen Glauben als der jüdischen Nationalreligion ausgegangen werden. Als Angehörige des jüdischen Volkstums oder als Juden sind deshalb zunächst alle anzusehen, die diesen Glauben bekennen oder in gerader männlicher Linie von seinen Bekennern abstammen. Weiter gelten in Anbetracht der durch Jahrhunderte lange Inzucht erreichten Durchschlagskraft des jüdischen Bluts als Juden auch alle die, die unter ihren Vorfahren im zweiten oder dritten Grade — das muß im einzelnen noch sorgfältig erwogen werden — eine oder mehrere Personen aufweisen, die nach dem vorher Gesagten als Juden angesehen werden. Endlich unterliegen dem Judenrecht auch diejenigen, die mit einem Juden oder einer Jüdin verheiratet sind oder verheiratet waren, es sei denn, daß die Ehe kinderlos blieb und vor Erlaß des Judengesetzes geschieden wurde. In einzelnen, besonders berücksichtigenswerten Fällen kann die oberste Spitze des Reichs Befreiung von den Beschränkungen bewilligen, die das Gesetz den Juden auferlegt.

Juden, die die Reichsangehörigkeit nicht besitzen, unterliegen der Ausweisung. Die nach dem 9. November 1918 erworbene Reichsangehörigkeit wird aberkannt. Ebenso findet in Zukunft eine Aberkennung der Reichsangehörigkeit in den Fällen statt, in denen nach dem Strafgesetzbuch auf Verlust der Ehrenrechte erkannt wird. Dasselbe geschieht als Zusatzstrafe für bestimmte im Judengesetz genannte Verbrechen. Juden, die die Reichsangehörigkeit verloren haben, sind auszuweisen. Soweit aber Palästina, mit dem deswegen ein Vertrag abzuschließen wäre, oder ein anderer Staat sie nicht übernimmt und sie eine freiwillige Auswanderung verweigern, sind sie in Sammellagern unterzubringen.

Neuer Erwerb der Reichsangehörigkeit durch Juden findet nicht statt.

Die Juden, die die Reichsangehörigkeit besitzen und sie nicht verwirkt haben, bleiben unbehelligt im Lande. Staatsbürgerliche Rechte stehen ihnen jedoch nicht zu. Sie werden zum Dienst im Heer, in Staats- oder Gemeindeämtern nicht zugelassen und ermangeln des Stimm- und Wahlrechts. Auch als Rechtsanwälte werden sie nicht zugelassen. Sie dürfen deutsche Zeitungen und

Zeitschriften weder herausgeben, noch leiten, noch an ihnen mitarbeiten. Sie haben weder Vereins- noch Versammlungsrecht, soweit ihnen dieses nicht durch besondere Bestimmungen über die jüdischen, kulturellen Zwecken dienenden Vereine gewährt wird. Ehen zwischen Deutschen und Juden dürfen nicht geschlossen werden, außerehelicher geschlechtlicher Umgang ist strafbar. Der Besuch deutscher Schulen aller Arten und Grade ist den Juden untersagt. Deutscher Grund und Boden darf weder in jüdischem Eigentum stehen, noch an Juden verpachtet werden. In den Aufsichtsräten und Vorständen von Erwerbsgesellschaften jeder Art dürfen Juden nicht den Vorsitz führen und nicht mehr als ein Viertel der sonstigen Stellen einnehmen. Juden zahlen alle direkten Steuern in doppelter Höhe. Das gilt auch für Erwerbsgesellschaften, zu deren Aufsichtsrat oder Vorstand Juden gehören. Dagegen ist es den Juden gestattet, Vereine zur Pflege ihrer kulturellen Belange zu bilden. Insbesondere dürfen diese Vereine Schulen aller Arten und Grade unterhalten, jedoch mit der Maßgabe, daß deutsche Zöglinge nicht aufgenommen werden. Eine Übertretung oder Umgehung der Vorschriften wird am schuldigen Juden mit Freiheitsstrafe, Einziehung des Vermögens und Aberkennung der Reichsangehörigkeit, am deutschen Teilnehmer mit Freiheitsstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte gestraft.

Das ist in großen Umrissen ein Judenrecht, das sehr wohl imstande ist, die jüdische Gefahr zu bannen, und sich doch von unnützen Härten fern hält. Es schaltet die Juden aus unserm politischen und kulturellen Leben völlig aus, schränkt ihren Einfluß auf das wirtschaftliche Leben ein und gibt ihnen zugleich die volle Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu erwerben und ihre nationalen Belange zu pflegen. Ihre Ausschaltung aus dem politischen Leben, in dem sie unendliches Unheil gestiftet haben, ist nach den Erfahrungen der Revolutionsjahre eine Selbstverständlichkeit, über die es keinen Streit geben kann. Um sie durchzuführen, bedarf es der Gesamtheit der angeführten Maßnahmen. Es genügt nicht, ihnen Wahl- und Stimmrecht zu nehmen. Das wäre ganz sinnlos, wenn man ihnen den Einfluß auf die Presse ließe und ihnen gestattete, in Vereinen und auf Versammlungen zu hetzen. Die Ausschließung aus dem Heeres- und Staatsdienst aber bestand praktisch schon vor der Revolution. In dieser Hinsicht wird also nur ein Zustand wiederhergestellt, den das deutsche Volk in seinem gesund denkenden Teil immer als notwendig empfand und mit dem die Juden selbst sich abgefunden hatten. Neu ist insofern nur die Verlegung des Anwaltsberufs. Sie aber ist notwendig, weil wir unser gesamtes Recht auf deutsche Grundlagen stellen und es vor dem Hineintragen undeutscher Gedanken schützen wollen. Das Eheverbot ist unter rassischen Gesichtspunkten eine Selbstverständlichkeit, die um so weniger eine Härte bedeutet, als die Juden zwar seit jeher ihre Töchter gern an Nichtjuden verheirateten, ihren Söhnen aber die Ehe mit Nichtjüdinnen verwehrten. Vollends ist die Bestrafung des außerehelichen Umgangs ein Gebot der Selbstachtung für jeden, der weiß, daß jüdische Mädchen sich seiner nur selten schuldig machten, deutsche Mädchen aber in nicht geringer Zahl jüdischen Verführungskünsten zum Opfer fielen. Eine Notwehrmaßnahme ist die Schulsperre für Juden. Wir haben keine Veranlassung, den Feinden unseres Staates und Volkstums, als die sich zahlreiche führende Juden in der Revolutionszeit offen bekannten, die Schätze unserer Bildung zugänglich zu machen, ihnen eine Beeinflussung unserer Jugend zu ermöglichen, ihnen den Weg zur Führerschaft zu öffnen. Mögen sie selbst für

ihre Jugend Sorge tragen. Die wirtschaftlichen Beschränkungen endlich ergeben sich einerseits aus der Erwägung, daß der Fremde eine Gegenleistung für den ihm gewährten Schutz der Gesetze zu bieten hat, andererseits aus der Beobachtung, daß der Jude im Durchschnitt geschäftlich unvergleichlich gewandter ist, als der Deutsche und daß es deshalb nur gerecht ist, wenn durch eine schwerere Belastung jene Gleichheit hergestellt wird, für die der Jude immer eingetreten ist, wenn sie zu seinem Vorteil ausschlug.

Als wirklich hart wird im Einzelfalle nur die Erstreckung des Judenrechts auf Judenstämmlinge anerkannt werden können. Zweifellos gibt es unter ihnen Männer und Frauen, die mit aller Kraft bestrebt sind, sich innerlich von ihrem Stamme zu lösen und Deutsche zu werden, denen das gelungen ist, und die sich sogar Verdienste um unser Volk erworben haben. Ihre Zahl ist kleiner, als man gemeinhin glaubt, aber sie sind vorhanden. Doch das ist eine Tatsache, die keineswegs gegen das Fremdenrecht spricht. Denn erstens kann Befreiung von seinen Bestimmungen erlangt werden. Zweitens aber darf nicht um einzelner Ausnahmen willen unser ganzes deutsches Volk gefährdet bleiben. Denen, die unschuldig leiden, kann unser Mitgefühl gehören. Aber es steht Größeres auf dem Spiel, als das Schicksal des Einzelnen.

III.

Welche Verfassung soll sich nun das von fremden Bestandteilen gereinigte deutsche Volk geben? Die richtige Antwort auf diese Frage kann nur gefunden werden, wenn wir uns darüber klar sind, daß die Aufgabe einer jeden Verfassung darin besteht, die besten Kräfte des Volkes für den Staat nutzbar zu machen und eine Auslese von Führern zuwege zu bringen.

Der Überdruß am Parlamentarismus, der Ekel an alle dem, was wir in den letzten Jahren erleben mußten, hat vielfach den Wunsch geweckt, mit Wahlen, Volksvertretungen und dergleichen endgültig aufzuräumen. Aber das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Sicher bedarf es zunächst der Übergabe aller Staatsgewalt an einen Mann, bedarf es der Diktatur. Nur durch sie können wir zu einer Gesundung kommen. Aber die Diktatur kann bloß einen vorübergehenden Zustand bedeuten. Wollte man sie für die Dauer haben, so wäre das gleichbedeutend mit der Aufrichtung der absoluten Monarchie. Diese Staatsform aber ist undeutsch, da es in unserer Geschichte, von kurzen Zeiträumen abgesehen, immer ein Zusammenarbeiten von Fürst und Volk gegeben hat. Sie kann auch an sich unter den heutigen verwickelten Verhältnissen keine befriedigenden Ergebnisse zeitigen. Und man vergesse nicht, daß Bismarck gesagt hat, er würde die absolute Monarchie jeder andern Staatsform vorziehen, wenn eine Bedingung gegeben wäre, wenn nämlich Sicherheit bestünde, daß der Monarch und seine Diener fehlerfreie Menschen sind.

In der Tat gibt es in deutschen Landen wohl nur sehr wenige, die im Ernst den Absolutismus herbeiwünschen. Vielmehr wird in völkischen und darüber hinaus in weiten nationalen Kreisen die Frage nach der künftigen deutschen Verfassung von den allermeisten mit einem Hinweise auf die Berufsstände beantwortet. Vom berufsständischen Parlament wird heute ganz überwiegend die Lösung aller Schwierigkeiten erhofft.

In diesem Gedanken steckt zweifellos ein ganz richtiger Kern. Aber in der Ausprägung, die er erhalten hat, birgt er ernste Gefahren. Er stellt nicht nur

kein Allheilmittel dar, er kann sogar, wenn er so verwirklicht wird, wie die landläufige Meinung es will, unser staatliches Leben völlig zugrunde richten. Um das zu erkennen, bedarf es nur der Erinnerung daran, daß Deutschland, wie einst das ganze mittelalterliche Europa, ständische Vertretungen gehabt hat, und daß ihre Beseitigung nicht etwa, wie man immer noch vielfach glaubt, despotische Willkür der Fürsten war. Sie war vielmehr eine unausweichliche Folge dessen, daß die ständischen Landtage schon während des Dreißigjährigen Krieges völlig versagten und sich dann gänzlich außer Stande erwiesen, die Aufgaben zu lösen, die ihnen beim Aufbau der nach dem Zusammenbruch des Reichs emporstrebenden Territorialstaaten erwuchsen. Sie ließen jegliches Verständnis für die Ziele der Fürsten vermissen, sie waren beherrscht von kurzsichtigem, engherzigem Egoismus, sie verfochten Kirchturmspolitik in des Wortes schlimmster Bedeutung. Sollte Deutschland sich wieder erheben, sollte vor allem Brandenburg-Preußen seine geschichtliche Sendung antreten, so mußte an die Stelle der ständischen Verfassung der Absolutismus gesetzt werden. Nicht tyrannische Neigungen der Fürsten, nicht ihr Wunsch, den Sonnenkönig in Versailles nachzuäffen, war die Triebfeder, sondern die Erkenntnis, daß das deutsche Volk in seinen Vertretungskörpern unfähig zur Mitarbeit am Wiederaufbau war.

Nach den Freiheitskriegen schlug in Deutschland der Konstitutionalismus nach französischem und englischem Vorbilde Muster. Das war sicherlich kein Glück für das deutsche Volk. Immerhin hat der Konstitutionalismus den Aufschwung, den Deutschland im 19. Jahrhundert nahm, zwar zu hemmen, aber nicht zu hindern vermocht. Wie sich die von vielen, namentlich auch vom Freiherrn vom Stein gewünschte Wiederbelebung der ständischen Verfassung ausgewirkt hätte, kann naturgemäß niemand sagen. Aber es ist kaum anzunehmen, daß sie zum Segen gereicht hätte. Denn nichts spricht dafür, daß die Stände selbstloser, weitsichtiger und staatsklüger gewesen wären, als in früheren Zeiten.

Dasselbe gilt heute. Es gilt um so mehr, als die jetzigen Berufsstände ihrem ganzen Wesen nach noch mehr zu nackter Interessenpolitik neigen, als einst die Geburtsstände, als ihnen Hemmungen fehlen, die diesen eigen waren und als sie deshalb in noch höherem Maße geneigt sein werden, das eigene Wohl vor das des Staates zu setzen. Wollte man die Staatsgewalt in ihre Hand legen, so hieße das unsere Politik endgültig materialisieren und überdies einen Kampf aller gegen alle entfesseln. Die Vertreter der Wirtschaftsverbände würden die führende Rolle spielen, die materialistische Denkweise würde notwendig eine selbst heute ungeahnte Gewalt erringen, und mit furchtbarer Schärfe würden sich Unternehmer und Arbeiter, Industrie und Landwirtschaft, freie Berufe und Beamtenschaft befehden.

Ohne jeden Zweifel müssen die Berufsstände zur Mitarbeit am neuen Staat herangezogen werden, und insbesondere soll auch der Wirtschaft die ihr gebührende Stellung eingeräumt werden. Aber ihnen darf nicht auf Grund eines in geschichtliches Gewand gekleideten, in Wahrheit aber der Ratlosigkeit entsprungenen Schlagworts die unumschränkte Herrschaft zugestanden werden. Es hieße, den Teufel mit Beelzebub austreiben, wollte man den Individualismus und Atomismus des 19. Jahrhunderts durch den kollektiven Materialismus der Berufsstände ersetzen. Der Staat würde darüber zugrunde gehen.

IV.

Will man den richtigen Weg finden, so heißt es erkennen, welche Kräfte im deutschen Volke den Beweis dafür erbracht haben, daß sie stark und von schöpferischem Geiste getragen sind. Mit anderen Worten, man muß die Frage stellen, auf welchen Gebieten unser Volk wirklich Hervorragendes geleistet hat.

Wenn so gefragt wird, kann die Antwort nicht schwer fallen. Was an politischen Großtaten zu verzeichnen ist, war das Werk einzelner Männer, entweder der Fürsten selbst oder der von ihnen richtig erkannten und emporgehobenen Diener. Gegen den Widerstand von Ständen und Parlamenten ist so die Großmachtstellung Deutschlands begründet, ist die preußische und deutsche Wehrmacht geschaffen worden. Daneben hat auf dem Gebiet der inneren Verwaltung, der kulturellen und wirtschaftlichen Hebung des Landes die Selbstverwaltung sehr wertvolle Arbeit getan. Und endlich ist nicht zu verkennen, daß das deutsche Volk in seiner Berufsarbeit, gleichviel welcher Art, stets überaus Tüchtiges zuwege gebracht hat.

Berücksichtigt man das, so wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß die in unserem Volk schlummernden Kräfte für den Staat nutzbar gemacht werden können, wenn man sie einerseits durch Vermittlung der Selbstverwaltung, andererseits durch die der Berufsstände erfaßt. Selbstverwaltung und Berufsstände sind es deshalb, die zur staatlichen Mitarbeit herangezogen werden müssen, mit der Maßgabe jedoch, daß in den großen politischen Fragen, vor allem in den Fragen der Außenpolitik, und den unlöslich mit ihr verknüpften Fragen der Wehrmacht die Entscheidung nicht ihnen zusteht, daß hier vielmehr die geborenen Führer zur Geltung gelangen.

Die Selbstverwaltung hat in Deutschland jederzeit viel geleistet. Das darf von der städtischen Selbstverwaltung aller Zeiten gesagt werden, das gilt für die provinzielle Selbstverwaltung, seit sie besteht. Selbst die Revolution mit ihrem sinnwidrigen Wahlrecht und ihrer Vernichtung der finanziellen Selbständigkeit der Provinzen und Gemeinden hat auf diesem Gebiet nicht alles zu zerstören vermocht. Welche innere Kraft der Selbstverwaltung eigen ist, zeigt vielleicht am deutlichsten die Tatsache, daß die preußischen Provinziallandtage ein ganz anderes Gesicht aufweisen, als der gleichzeitig mit ihnen und nach demselben Wahlrecht gewählte preußische Landtag. Hier herrscht die große Koalition mit unverkennbarem Überwiegen der Sozialdemokratie, dort hingegen hat sich fast allerorten ein bürgerlicher, national gesinnter Block gebildet, der die alten Überlieferungen aufrecht zu erhalten gewillt und imstande ist. Selbst der Fernstehende vermag das an dem Umstande zu erkennen, daß die Provinzen überwiegend rechtsstehende Vertreter in den Reichsrat entsandt haben. Zugleich — und das ist hier besonders bedeutsam, — haben die Provinziallandtage bewiesen, daß sie imstande sind, aus ihrer Mitte ein staatliches Parlament zu wählen, das seiner Aufgabe gewachsen ist. In der Tat ist das einzige unter allen deutschen Parlamenten, das sachliche Arbeit leistet, in dem nicht zum Fenster hinausgeredet wird, in dem keine Schimpfworte hin- und herfliegen, der von den Provinzen beschickte preußische Staatsrat. Freilich ist seine Zuständigkeit geringer als die des Landtages. Aber es spricht nur für ihn, wenn er trotz der ihm zugewiesenen bescheidenen Rolle fleißig und gewissenhaft arbeitet.

Unter diesen Umständen scheint es das Gegebene, das staatliche Parlament oder genauer, die eine seiner Kammern durch die Selbstverwaltungsorgane

wählen zu lassen, in Preußen durch die Provinziallandtage, in den anderen Ländern durch die entsprechenden Körperschaften. Auf dem Wege findet eine wirkliche Auslese statt, es gelangen nicht Schwätzer und charakterlose Schmeichler in den Vordergrund, sondern Männer, die über Kenntnisse und Arbeitskraft verfügen. Gewiß brauchen die Provinziallandtage dabei nicht auf ihre eigenen Mitglieder beschränkt zu sein. In der Mehrzahl der Fälle aber werden sie Leute entsenden, die auf dem Gebiet der Selbstverwaltung bereits erprobt sind und politische Begabung bewiesen haben. Die Provinziallandtage selbst freilich werden aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehen müssen. Das läßt sich nicht vermeiden, und das wird auch zu guten Ergebnissen führen, wenn durch die Bestimmungen des Fremdenrechts die jüdische Verhetzung ausgeschaltet ist und wenn außerdem gewisse Auswüchse dieses Wahlrechts beseitigt werden. Vor allem wäre das Wahlalter hinaufzusetzen, etwa auf das 25. Lebensjahr; es wären Zusatzstimmen für ein höheres Lebensalter, etwa für das vierzigste Jahr zu bewilligen, ebenso für denjenigen, der sich in leitender oder in selbständiger Stellung befindet, auch für den, der zwei oder mehr eheliche Kinder hat. Ein solches Mehrstimmenrecht rechtfertigt sich ohne weiteres aus dem größeren Verantwortungsgefühl, aus der engeren Verknüpfung mit dem Wohl des Landes, die sich aus diesen Umständen ergeben. Das Wahlrecht der Frauen wäre beizubehalten. Haben wir es doch alle erfahren, welche wertvolle Stütze für die nationale Sache in den Jahren der Revolution das weibliche Geschlecht den Erwartungen der Demokratie und Sozialdemokratie zuwider gewesen ist. Nur wäre den Frauen die Befugnis zu gewähren, die Ausübung ihres Stimmrechts auf einen Mann zu übertragen. Das würde sich aus der natürlichen Abneigung der Frau gegen das politische Treiben rechtfertigen, einer Abneigung, die zu bekämpfen wir keinen Grund haben. Im übrigen wäre aber das Wahlrecht mit der Wahlpflicht zu verbinden.

Der Einwand, daß diese Abänderungen überflüssig sind, weil zugestandenermaßen auch das geltende Wahlrecht zu einer befriedigenden Zusammensetzung der Provinziallandtage geführt hat, wird kaum erhoben werden. Sollte es aber doch geschehen, so wäre er mit der Berufung darauf abzuweisen, daß die Zusammensetzung der Provinziallandtage erträglich ist trotz des Wahlrechts. Angesichts ihrer geringeren politischen Bedeutung war hier die Verhetzung weniger stark, und innerhalb der Landtage selbst konnte sich die alte Überlieferung geltend machen. Aber die Verhetzung kann wachsen, die Überlieferung kann sich verlieren. Und wir wollen doch über erträgliche oder bestenfalls befriedigende Zustände hinaus zu wirklich guten gelangen.

Die Provinziallandtage wählen das politische Parlament. Sie wählen es in einem Bestande, der sich für Preußen auf nicht mehr als 80, für das Reich auf nicht mehr als 120 Köpfe belaufen darf. Das soll nicht nur aus Sparsamkeit, sondern vor allem deshalb geschehen, weil in einer so kleinen Körperschaft ernste, sachliche Arbeit viel leichter ihre Stätte finden wird, als in einer Versammlung von mehreren hundert Köpfen, die sich schließlich in nichts von einer Volksversammlung unterscheidet. Die Stärke auch des preußischen Staatsrats besteht nicht zuletzt darin, daß er nur 80 Mitglieder zählt. Vor einer Versammlung von 80 Männern hält niemand Volksreden. Die verschiedenen Interessen aber können zur Genüge vertreten werden, wenn auf je eine halbe Million Einwohner ein Abgeordneter entfällt. Nebenbei ergäbe sich noch der Vorzug, daß die auf gleichem Boden stehenden Parteien zum Zusammenschluß

gezwungen würden und die unheilvolle Zersplitterung in kleinste Gruppen und Grüppchen fortfiele.

Neben der Kammer, die aus der Selbstverwaltung hervorgeht, stünde eine andere, die von den Berufsständen gewählt wird. Es bedarf keiner Darlegung der Erwägungen, die für das Zweikammersystem sprechen. Alle ernstzunehmenden Völker mit alleiniger Ausnahme des deutschen haben sich für dieses entschieden, und es versteht sich von selbst, daß auch wir es beim Neuaufbau verwenden werden. Denn nur mit seiner Hilfe ist es möglich, alle berücksichtigenswerten Gruppierungen der Bevölkerung zur Mitarbeit heranzuziehen, und nur das Zweikammersystem verbürgt eine gewissenhafte, von Einseitigkeiten und Augenblicksstimmungen freie Behandlung der Staatsgeschäfte.

Der Gedanke, die zweite Kammer von den Berufsständen wählen zu lassen, ist nicht neu. Er stand für Preußen unmittelbar vor der Verwirklichung, als die Novemberrevolution ausbrach. Das Herrenhaus sollte damals zu einer Vertretung der Berufsstände umgestaltet werden. Jetzt kann auf diesen Plan zurückgegriffen werden, wobei jedoch einige neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen und die Erfahrungen, die inzwischen mit dem Reichswirtschaftsrat gemacht worden sind, zu nutzen wären.

Vor allem hätte bei der berufsständischen Kammer die gleiche Beschränkung der Mitgliederzahl, wie beim Schwesterparlament, Platz zu greifen. Auch sie dürfte je nachdem 80 oder 120 nicht übersteigen. Dann aber wäre dafür Sorge zu tragen, daß eine gleichmäßige Vertretung aller Berufe stattfindet, und daß nicht etwa die wirtschaftlichen Berufe ein Übergewicht erhalten, wie das bei dem Reichswirtschaftsrat berechtigterweise der Fall ist, wie es aber dem Sinn einer berufsständischen Kammer widersprechen würde. Dort haben Landwirtschaft und Industrie je 68 Vertreter, Handel, Banken und Versicherungswesen 44, Verkehr und öffentliche Unternehmungen 34, Beamtenschaft und freie Berufe dagegen zusammen nur 16. Hier müßte ein ganz anderer Maßstab zugrunde gelegt werden. Leider ist es nicht möglich, die Bedeutsamkeit der Berufe gegeneinander endgültig abzuwägen. Deshalb bleibt wohl nur übrig, die zahlenmäßige Stärke der einzelnen Berufe entscheidend sein zu lassen. Das ist unleugbar ein unzulänglicher und mechanischer Gesichtspunkt, aber es ist der einzige, der praktisch verwertbar ist. Seine Anerkennung würde jedenfalls dazu führen, daß auch die geistigen Berufe genügend berücksichtigt werden und daß die Berufskammer nicht zur Trägerin eines staatsfeindlichen Materialismus wird.

Die Wahlen für die Berufskammer hätten durch die Berufsorganisationen stattzufinden.

V.

Nach diesen Grundsätzen wäre die Volksvertretung sowohl in den Ländern, als auch im Reich zu gestalten. Dabei wäre die Frage aufzuwerfen, ob die Reichsparlamente unmittelbar von den Selbstverwaltungskörpern und den Berufsorganisationen zu beschicken oder ob die Wahlen für sie in die Hände der Länderparlamente zu legen wären. Manches spricht für die zweite Lösung, so vor allem die Erwägung, daß auf solche Weise eine strengere Auslese stattfinden würde. Trotzdem wäre die Entscheidung zugunsten der ersten Möglichkeit zu fällen, weil sonst die Gefahr entsteht, daß das Reichsparlament in Abhängigkeit von den Länderparlamenten gerät, und daß das Band zwischen der Bevölkerung und ihren Vertretern zu locker wird.

Wichtiger als diese Frage ist jedoch die, in wessen Hände die Führung auf dem Gebiet der Außenpolitik und dem der Wehrmacht zu legen ist. Und in engstem Zusammenhange damit stehen die Frage der Staatsform und die des Verhältnisses zwischen dem Reich und den Ländern.

Über Außenpolitik und Wehrmacht dürfen nicht die Parlamente zu entscheiden haben. Wenn wir der deutschen Geschichte überhaupt irgendeine Lehre entnehmen können, so ist es diese. Auf beiden Gebieten haben schon die ständischen Landtage versagt und dadurch die Fürsten zur Aufrichtung des Absolutismus gezwungen. Versagt haben hier durchweg auch die Parlamente des 19. Jahrhunderts, angefangen mit dem preußischen Landtage, der in den sechziger Jahren Bismarcks Pläne bekämpfte, hinweg über den letzten kaiserlichen Reichstag, der durch seine unselige Friedensresolution den Zusammenbruch einleitete, endend mit der Nationalversammlung, die den Versailler Vertrag unterzeichnete und dem jetzigen Reichstage, der die Erfüllungspolitik fordert und stützt — es ist ein wahrer Abgrund von Unfähigkeit und Verständnislosigkeit, der sich da öffnet. Unsern völkischen Staat dürfen wir nimmer der Gefahr aussetzen, daß er wieder an denselben Fehlern und Mängeln zugrunde gehe. Übergeben wir aber den Parlamenten die Entscheidung über Außenpolitik und Wehrmacht, so wird diese Gefahr Wirklichkeit werden, ungeachtet aller Maßnahmen, die für die Arbeitsfähigkeit der Parlamente sorgen. Denn es ist zwar möglich, eine Auslese tüchtiger, kenntnisreicher und vaterlandsliebender Männer zu treffen, aber es fehlt an der Möglichkeit, dem deutschen Volke Verständnis für die große Politik einzuimpfen.

Weil dem so ist, muß ihre Leitung den Parlamenten entzogen und in die Hände des Mannes gelegt werden, der an der Spitze des Reiches steht. Damit wiederum taucht die Frage der Staatsform auf, die bisher unberührt blieb. Denn an sich kann ein Zweikammersystem, wie es dargelegt wurde, ebensowohl in einer Republik wie in einer Monarchie bestehen.

Nun gibt es wohl für keinen völkisch Gesinnten einen Zweifel darüber, daß wir die Monarchie im Reich und in den Ländern wieder aufrichten wollen. Theoretisch kann man über die Vorzüge beider Staatsformen streiten. Daß für Deutschland nur die Monarchie sich eignet, beweist unsere ganze Geschichte, beweisen schlagend die jammervollen letzten fünf Jahre, beweist auch die Sorge unserer Feinde um den Fortbestand der Republik. Und wird die künftige Verfassung darauf abgestellt, daß das Oberhaupt des Reiches die Außenpolitik unabhängig von den Parlamenten leiten und selbständig über der Aufrechterhaltung unserer Wehrmacht wachen soll, so versteht es sich von selbst, daß dieses Oberhaupt nur ein deutscher Kaiser sein kann. Denn einem Präsidenten wird niemand solche Vollmachten anvertrauen wollen. Und wenn man einwenden wollte, daß unsere Außenpolitik in den letzten dreißig Jahren vor dem Kriege einen Fehler nach dem andern beging, daß also ihre Leitung durch einen Monarchen keinerlei Gewähr bietet, so wird darauf zu erwidern sein, daß sie selbst damals noch turmhoch über der Politik stand, die die Republik gemacht hat, weiter, daß viele schwerwiegende Fehler sich aus der Rücksichtnahme gegen den Reichstag und die öffentliche Meinung erklären, endlich, daß wir aus den begangenen Fehlern lernen und Bürgschaften gegen ihre Wiederholung schaffen wollen.

Diese Bürgschaften müssen in einer stärkeren Bindung an den Bundesrat bestehen. Zwar gab es auch nach der Bismarckschen Verfassung einen Aus-

wärtigen Ausschuß des Bundesrats, der unter dem Vorsitz Bayerns tagte. Doch hatte er praktisch nur eine sehr geringe Bedeutung. Läßt man ihn wieder aufleben, so wird man dafür Sorge zu tragen haben, daß er wirklich entscheidenden Einfluß erhält, daß er eine ununterbrochene Kontrolle über die Außenpolitik ausübt. Erhält der Bundesrat ein Mitbestimmungsrecht bei der Ernennung der Botschafter und Gesandten, müssen ihm alle diplomatischen Berichte ebenso wie die Instruktionen an die deutschen Vertreter vorgelegt werden, hat er den Etat des Auswärtigen Amtes zu bewilligen, so ist sein Einfluß gesichert. Und werden ihm die entsprechenden Befugnisse auf dem Gebiet des Heerwesens eingeräumt, so kann man hoffen, daß dank der Mitarbeit eines kleinen Kreises sachverständiger, weitblickender Männer, die von den Fürsten schon aus unmittelbarem eigenstem Interesse mit größter Sorgfalt werden ausgesucht werden, Deutschland in der Welt wieder so dastehen wird, wie es dem Wert und der Würde des deutschen Volkes entspricht.

Um jedes Mißverständnis auszuschließen: den Parlamenten kann mit besonderer Genehmigung des Kaisers Bericht über die außenpolitische Lage und über die auf dem Gebiet des Heereswesens getroffenen Maßnahmen erstattet werden, soweit nicht Geheimhaltung geboten ist. Es wird sie auch niemand hindern, an eine solche Berichterstattung Erörterungen zu knüpfen. Aber irgendein Mitbestimmungsrecht darf ihnen nicht eingeräumt werden, auch nicht auf dem Umwege über den Haushaltsplan. Vielmehr sind sie verpflichtet, die notwendig werdenden Mittel aufzubringen. Nur darüber haben sie zu befinden, aus welchen Steuern oder sonstigen Einnahmequellen das geschieht. Daß dadurch Kaiser und Bundesrat sich zur Verschwendung verleiten lassen, ist nicht zu befürchten. Nur mit der elenden Knauserei soll aufgeräumt werden, die es früher dem Auswärtigen Amt unmöglich machte, Einfluß auf die Politik des Landes zu gewinnen, bei dessen Oberhaupt seine Vertreter beglaubigt waren, und die die Heeresleitung zu selbstmörderischen Einschränkungen zwang. Man denke an die drei Armeekorps, die Ludendorff nicht durchsetzen konnte und deren Fehlen über die Marneschlacht entschied!

Im übrigen sollen den Parlamenten die Rechte unverkürzt zustehen, die ihnen die Bismarcksche Reichsverfassung und die Verfassungen der Bundesstaaten gewährten, vor allem das Recht der Gesetzgebung, das Budgetrecht und das Interpellationsrecht. Von „parlamentarischem Regime" freilich wird nicht die Rede sein. Wir haben es allzu schmerzhaft erfahren, welche Früchte es zeitigt, und wir haben uns allzu fühlbar davon überzeugen müssen, daß mit seiner Hilfe eine Führerauslese sich *nicht* vollzieht.

Außenpolitik und Heereswesen sollen vom Kaiser in engster Zusammenarbeit mit dem Bundesrat verwaltet werden. Damit ist schon gesagt, daß der Verkehr mit den auswärtigen Staaten allein Sache des Reiches ist. Denn das ist wohl eines der wenigen Verdienste der Weimarer Verfassung, wenn nicht gar das einzige, daß es mit den überlebten Rechten der Bundesstaaten auf diesem Gebiet aufgeräumt hat. Man muß als Deutscher im Auslande gelebt haben, um zu wissen, wie abträglich es dem Ansehen des Reiches war, wie lächerlich es auf die Fremden wirkte, wenn neben der Deutschen Botschaft noch eine Bayerische Gesandtschaft bestand. Das darf nicht wieder aufleben. Und die Bundesstaaten können sich ruhig damit abfinden, zumal ihnen nun maßgebender Einfluß auf die Außenpolitik des Reiches eingeräumt werden soll.

Ob im Heereswesen die alte Kontingentsherrlichkeit wieder erweckt werden

soll oder ob wir bei dem Gedanken des Reichsheeres bleiben — wenn unsere kleine Reichswehr wieder zu einem wirklichen Heere geworden ist —, darüber werden Sachverständige unter militärischen Gesichtspunkten zu befinden haben. Politisch wäre gegen das Reichsheer um so weniger etwas einzuwenden, als der Weltkrieg ohnehin das Heer zu einer Einheit verschmolzen hatte. Freund wie Feind sprach von deutschen Truppen und nicht von preußischen, bayerischen, württembergischen.

Ebenso werden rein sachliche Gesichtspunkte maßgebend sein für die Entscheidung der Frage, ob der Übergang der Eisenbahnen und Wasserstraßen an das Reich aufrecht erhalten bleibt. Dagegen ist ohne weiteres klar, daß die von Erzberger verschuldete finanzielle Entrechtung der Bundesstaaten rückgängig zu machen ist. Darüber herrscht im Grunde allgemeines Einvernehmen und selbst der letzte republikanische Reichskanzler, Herr Dr. Stresemann, hat Schritte angekündigt, die zu diesem Ziel hinführen.

Kaum der Erwähnung bedarf es, daß die Rechte, die die Weimarer Verfassung den Bundesstaaten gelassen hat, ihnen unverkürzt bleiben sollen. Die fünf Jahre Republik haben es mit genügender Deutlichkeit gezeigt, daß dem Einheitsstreben Schranken sowohl im Empfinden der deutschen Stämme, als auch in der Leistungsfähigkeit des Reiches gesetzt sind. Selbst die überzeugtesten Anhänger des Einheitsgedankens werden zugeben müssen, daß weitere Schritte in dieser Richtung gegenwärtig nicht getan werden können.

Im übrigen wird sich im neuen Reich, zu dem selbstverständlich auch Deutsch-Österreich gehören muß, eine Wiederaufrichtung der preußischen Hegemonie von selbst ergeben. So unvergängliche Verdienste sich Bayern in der Revolutionszeit erworben hat, kann doch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft werden, daß Preußen selbst nach der Verstümmelung durch den Versailler Vertrag noch immer annähernd zwei Drittel des deutschen Gebiets und der deutschen Bevölkerung umfaßt. Es werden ihm deshalb im großen und ganzen die Rechte wieder eingeräumt werden müssen, die es nach der Bismarckschen Verfassung besaß. Insbesondere wird es wieder der König von Preußen sein, der die Kaiserkrone trägt.[1]) Auf dem Gebiet der Außenpolitik freilich und auf dem des Heereswesens wird er mehr als früher auf die Mitarbeit des Bundesrats angewiesen sein. Davon abgesehen wird der Bundesrat als Vertretung der deutschen Fürsten die gleiche Stellung einnehmen wie vor der Revolution. Vor allem wird er gemeinsam mit den beiden Kammern des Reichstages Träger der gesetzgebenden Gewalt sein. Hierbei könnte freilich die Befürchtung nahe liegen, daß das Zusammenwirken von drei Körperschaften zu Langsamkeit und Schwerfälligkeit führen wird. Bekanntlich hat Bismarck zum Teil gerade aus dieser Befürchtung heraus die Bildung eines Oberhauses für das Reich abgelehnt. Aber entscheidend war für ihn der Umstand, daß es an den Elementen fehlte, aus denen ein Oberhaus für das Reich hätte zusammengesetzt werden können. Diese Erwägung kommt nicht mehr in Frage, und was jene betrifft, so darf man annehmen, daß zwei Parlamente, die aus je 120 Mitgliedern bestehen, nicht langsamer, sondern schneller arbeiten werden, als der Reichstag mit seinen 397 Mitgliedern. Und da andererseits der Bundesrat nicht

[1]) Die Voraussetzung hierfür ist natürlich, daß die weitere Entwicklung nicht etwa Preußen noch weiter zerschlägt und beraubt — was im Augenblick leider noch nicht sicher ist, da alle äußeren und inneren Feinde bewußt darauf hinarbeiten. Immerhin ist diese ganze Frage die letzte, die zu lösen bleibt. Die Schriftleitung.

schwerfälliger ist, als jede andere Behörde, insbesondere als ein Ministerium, ergibt sich für das Reich dieselbe Lage, wie in jedem monarchisch-konstitutionellen Staat, in dem das Zweikammersystem herrscht.

VI.

Sicherlich werden gegen diese Skizze einer Verfassung des künftigen völkischen Deutschlands manche Einwände erhoben werden können. Sicherlich wird im einzelnen manches verbesserungsbedürftig sein. Worauf es ankam, war, einmal in großen Linien zu zeigen, daß eine völkische Verfassung möglich ist, und auf welcher Grundlage sie überhaupt aufgebaut werden kann. Daran hat es bisher gefehlt. Die Diktatur kann nur etwas Vorübergehendes sein, für den Absolutismus fehlen heute alle Voraussetzungen, der Parlamentarismus ist der ganzen Welt zum Ekel geworden. Andererseits ist eine Wiederherstellung des konstitutionellen Regimes unmöglich. Es muß etwas Neues gefunden werden. Dieses Neue aber kann nicht in der Wiederbelebung des alten ständischen Gedankens liegen, der schon einmal gründlich versagt hat. Es kann auch nicht in einer Vermengung dieses Gedankens mit dem russischen Rätesystem gefunden werden. Denn dieses ist die fleischgewordene Willkür, ist die Umkehrung aller Vernunft, da sein Wesen in der Ausschaltung gerade der besten Kräfte des Volkes besteht. Noch weniger darf selbstverständlich das Heil in irgendeinem ausgetüftelten Wahlsystem bei Fortbestehen der Weimarer oder Wiederherstellung der Bismarckschen Verfassung gesucht werden. Man hat es schon oft genug unternommen, einen zusammenbrechenden Staat gerade auf diesem Wege zu retten. Und immer ist es mißlungen. Ein neues Wahlsystem hat noch nie einen neuen Geist wachgerufen. Gerade das aber ist es, dessen unser Volk bedarf.

Ein solcher neuer Geist kann sich regen, wenn nicht nach irgendeinem alten Schema verfahren wird, sondern wenn die Lehren der Vergangenheit und der Gegenwart nutzbar gemacht werden, um zu erforschen, wie die besten, in unserem Volk verborgenen Kräfte in den Dienst des Staates gestellt werden können. Diese Kräfte gilt es zu finden, sie gilt es anzusetzen. Und wenn wir erkennen, daß das deutsche Volk stets am tüchtigsten war, wenn es in seinem Beruf arbeitete und wenn es die Angelegenheiten seiner Gemeinde verwaltete, so heißt es eben die Berufsstände und die Selbstverwaltung zur Mitarbeit am Staate heranziehen. Zugleich aber heißt es, die Grenzen dieser Kräfte zu erkennen. Hat das deutsche Volk bei sonst bewundernswerten Leistungen in der großen Politik immer und immer wieder versagt, so muß es auf diesem Gebiet ausgeschaltet werden. Hier muß die Leitung in der Hand der Fürsten und ihrer Diener liegen. Und wenn Zweifel daran laut werden, ob die Fürsten es wirklich verstehen werden, die großen Männer zu finden und emporzuheben, so sei zwar zugegeben, daß Irrtümer und Unzulänglichkeiten vorkommen können. Aber zugleich sei daran erinnert, daß das, was man als Volk zu bezeichnen pflegt, einem Bismarck das von ihm erstrebte Mandat in die Nationalversammlung zu Frankfurt verweigerte und ihn mit der Wahl in den märkischen Provinziallandtag glaubte abfinden zu können, und daß es dann der König gewesen ist, der ihn erkannte und ihm den Weg ebnete.

Noch eins. Der Abschnitt über die Judengesetzgebung wird in völkischen Kreisen wahrscheinlich mit Zustimmung gelesen werden. Viele werden geneigt sein, in dieser Gesetzgebung das Kernstück des hier Gesagten zu sehen und darüber den ganzen Aufbau der Verfassung außer acht zu lassen. Das wäre grundfalsch.

Denn die Befreiung unſeres Volkes von fremden, feindlichen Einflüſſen iſt zwar wichtig, iſt aber doch nur die Vorausſetzung für den Wiederaufbau. Denen, die das vergeſſen, werden andere gegenüberſtehen, die in den Vorſchlägen zur Judengeſetzgebung nur eine Utopie ſehen werden, nur ein Traumbild, das nie verwirklicht werden kann. Bei gut völkiſcher Geſinnung werden ſie doch finden, daß dieſes nicht angehe, jenes nicht gemacht werden könne. Damit würde aber bloß der Beweis erbracht, daß undeutſche Einflüſſe ſehr viel weiter reichen, als man gemeinhin annimmt. Alles geht an und alles kann gemacht werden, was das Heil unſeres Volkes erfordert. Und wenn es im Widerſpruch ſteht zu landläufigen Meinungen, ſo ſchadet das gar nichts. Denn dieſe landläufigen Meinungen ſind nichts anderes, als ein Überbleibſel der Zeit der Aufklärung, der Zeit eines billigen, flachen Liberalismus, der die Gleichheit aller Menſchen betonte, der die Emanzipation der Juden forderte, der uns all das gebracht hat, woran wir heute kranken und wovon wir uns befreien müſſen, wenn wir nicht zugrunde gehen wollen.

Unſer Geſchlecht hat Deutſchlands Zuſammenbruch geſchehen laſſen. Auf unſerem Geſchlecht liegt die heilige Pflicht, Deutſchland wieder aufzurichten. Dieſe Wiederaufrichtung kann nur Wirklichkeit werden, wenn wir in völkiſchem Geiſte den neuen deutſchen Staat aufbauen.

Die Ballade von der Weltesche.

Ich habe noch andre Augen
Als die unter meiner Stirn;
Die ſchauen das rauſchende Leben
Unter dem eisſtarren Firn.
Sie ſchauen dem ſchlafenden Schickſal
Tief in den dunkeln Traum,
Sie ſchauen die quellfriſche Wurzel
Am toten Weltenbaum.
Der war einſt Göttern und Menſchen
Ein einig Bundesmal:
Hier fanden ihr Recht vom Himmel
Geſchlechter ohne Zahl.
Nun brach ihn von der Wurzel
Heillos der Totenwurm,
Da iſt auch mein Volk verdorben,
Ohne Schutz vor Wetter und Sturm.

Laß ſterben die Eſche, laß modern
Der Eſche verloren Geſchlecht:
Neu ſprießt aus alter Wurzel
Der Weltbaum ewig echt.
Wohl mag er lange wachſen,
Bis unter ſeinem Spann
Ein Volk, ein neues, großes,
Raten und beten kann.
Doch kommen wird der Frühling,
Der heut nur heimlich drängt,
Wo wieder in ſeine Zweige
Der Gott ſeine Waffen hängt.
Begrabe nur, Eſche, begrabe
Dies Volk mit all ſeinen Weh'n —
Ich habe Augen, die ſchauen
Ein großes Auferſtehn.

Friedrich Speyer.

Über die politische und wirtschaftliche Wirkung einer eigenen bayerischen Währung.

Von A. von Öfele.

Es gibt weit größere Übel als einen Stand von Proletariern: Leere Schatzkammern — Nationalunmacht — Nationalknechtschaft — Nationaltod. Fr. List.

Nicht die fortwährend betonte Eigenart des Bayern, nicht der Königsgedanke, auch nicht das Staatskommissariat, selbst nicht das geringe Wohlwollen der Bayern gegenüber den Juden bringt Bayern in einen unheilbaren Gegensatz zum Reich oder besser zu jenen, die mit der Anmaßung eines Konkursverwalters durch die geborstenen Hallen des Bismarckreiches stolzieren und Befehle erteilen, sondern dahin bringt uns die Auflösung der Währung.

Es gab mal eine Zeit, in der die Ausländer behaupteten, ein Deutscher hätte für sein Vaterland alles übrig. In tiefster Scham müssen wir uns aber heute gestehn, daß dies Wort umgekehrt werden darf; denn wieviele geben ihr Vaterland zu Kauf! Der eine für Aktien und Devisen, der andere für bequemes Nichtstun, der dritte für seinen Ehrgeiz! Ist es nicht ein Bild, der Hölle Dantes würdig, als sehender Mensch zwischen diesen Legionen von Schmarotzern, die am wunden Körper des Vaterlands gasten, auf nationales Erwachen warten zu müssen? Ist es darum ein solch ungeheuerlicher Gedanke, wenn sich auch der guten klar denkenden Deutschen Verzweiflung bemächtigt, die in dem Wunsch austönt: Fort aus dieser Gemeinschaft? Gewiß ist es zu begreifen, obwohl es stärker und ritterlicher wäre, sich in die Mitte zu stellen und den Kampf aufzunehmen. Es ist darum schwer zu rechten mit jenen Bayern, die da sagen, Reich hin Reich her, wir müssen aus wirtschaftlichen und nationalen Gründen unsere eigenen Wege gehn, sonst gehn wir faktisch zugrunde; innerlich sind wir schon ziemlich nahe daran. Noch fühlen wir uns als Lehensträger einer geschichtlichen Entwicklung und wollen unser Erbe zu Nutz und Frommen aller weiter vererben. Wir sind der Inflation unseres Ansehens, unserer Kraft und unseres Geldes bis zur Lächerlichkeit so überdrüssig, daß wir für uns selbst wieder von vorne anfangen wollen.

Das sind gute ehrliche Gründe. Es gibt aber auch schlechte und unehrliche. Unsere Betrachtungen stellen uns eine Zeitlang auf den Standpunkt des reinen Selbsterhaltungstriebes der in dem Staate Bayern zusammenlebenden deutschen Stämme. Es ist aber durchaus nicht unsere Absicht, ein verlockendes Bild der Isolierung zu malen, wenn wir auch im Dienste der Wahrheit die eine oder andere Lichtseite dieser Lösung ins Auge fassen müssen.

Das deutsche Kultur- und Machtideal als Sammelpunkt der Kräfte muß heute auch die von vaterländischem Willen getragenen Geister weniger beschäftigen als reine nackte Lebensfragen, sonst verlassen sie den Boden der Wirklichkeit und laufen Gefahr, sich vom Gefühlsleben des Volkes zu entfernen. Obwohl ich die politische Frage des ganzen Problems weiter unten ausführlicher behandle, sei vorneweg gesagt, daß die heutige Lage Täuschungen in sich schließt, die ein Teil der vaterländisch Gesinnten noch gar nicht recht ahnt. Erst eine rückblickende Geschichte wird z. B. sagen können, ob das schwarzweißrote Banner

bewußt oder unbewußt habsburgische Politik gemacht hat; ob atheistische Marxisten bewußt oder unbewußt die Geschäfte Roms betrieben. Das Rad ist aber heute schon so weit gerollt, daß diese Fragen Sorgen von sekundärer Art geworden sind, und das Leitmotiv aller politischen Erwägungen heißt heute: gutes Geld. *Wenn die Geldfrage sich als deutsches Problem nicht lösen läßt oder nicht gelöst werden soll, wird sie tatsächlich ein bayerisches Problem.* Bevor wir zur Betrachtung dieses Problems übergehen, ist es nötig, einige allgemeine Erklärungen einzuflechten; denn die Begriffswertungen in ökonomischen Dingen sind sehr verschieden, und mit dem Lapidarsatz: Der deutsche Staat gibt eben mehr aus, als er einnimmt, daher das ganze Elend, erschöpft sich die Frage nicht, weil diese Tatsache sowohl Ursache wie Wirkung des Unheils sein kann.

Die Währung eines Staates besteht in jenen Umlaufsmitteln, die sich als Maßgeld und Proklamationsgeld unterscheiden. Je nach der wirtschaftlichen und politischen Lage des Staates zeigen sie ein günstiges oder ungünstiges Verhältnis zu dem im internationalen Verkehr anerkannten Maßgeld, das heute zumeist in Grammen Feingold, früher in einem Pfund Silber verkörpert wurde. Reguliert wird dieses Verhältnis durch den internationalen Wechselverkehr. Es gibt nun eine Reihe von Uneinigkeitsmomenten zwischen dem durch Machtspruch des Staates erhobenen Proklamationsgelde und dem Maßgeld. Um den Ausgleich zu schaffen, hat man sehr verschiedene Mittel angewandt. In ruhigen Zeiten bemühen sich alle Staaten, ihre Währung dem Maßgelde möglichst anzupassen, um mit der eigenen Wirtschaft und auch mit der Weltwirtschaft in enger Fühlung zu bleiben. Vor dem Weltkriege hatten alle bedeutenderen Staaten die alte Praxis der Münzverschlechterung verlassen und ihre Währungsscheine mit einer Deckung ausgestattet, die nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung hinlänglich genügte, um den Goldforderungen gerecht zu werden. Die Währungsscheine waren tatsächlich nur Schuldscheine, die jeden Augenblick gekündigt werden konnten. In der Regel gaben die Staaten zwei- bis dreimal so viel dieser Scheine aus, als sie tatsächlich einzulösen vermochten. Darum sahen sich eine Reihe von Staaten in den schwierigen Kriegszeiten gezwungen, die Scheine selbst als Geld, als gesetzliches Zahlungsmittel zu proklamieren. Mit dieser Proklamation betritt jeder Staat eine abschüssige Bahn, und man könnte von Schwindel reden, wenn der Nominalwährung, unter welcher Bezeichnung das papierene Proklamationsgeld auch bekannt ist, nicht auch die moderne Geldtheorie zu Hilfe käme. Den Unterschied zwischen Banknoten, Reichswährungsscheinen und Schatzanweisungen lasse ich unberücksichtigt, weil sie praktisch doch die gleiche Auswirkung haben. Unser deutsches Papiergeld lautet zumeist auf Reichsbankverpflichtungen. Die Banknoten sind aber völlig gleichkursig mit den Schatzanweisungen, da ihre Golddeckung durch das Gesetz illusorisch geworden ist. Der Staatskredit ist die Unterlage unseres gesamten Papiergeldes. Die neue Rentenbank bringt augenblicklich nur die Neuerung, daß die Unterlage der Zirkulationsmittel nicht der Staat, sondern die Wirtschaft sein soll. Da es sich aber um eine Staatsproklamation in bezug auf die Gestaltung der Bank handelt, so erscheint die ganze Sache nicht als Rettung, sondern als Kniff.

Bei den älteren Nationalökonomen langte die Definition des Geldes immer bei Gold und Silber an (Tauschware), wenn auch die kaufmännischen Wechsel schon auf den Begriff Kreditgeld hinwiesen: Seitdem aber Marx mit echt jüdischer Rabulistik in der Arbeit nicht eine Lebensäußerung, eine soziale Funktion des

Menschen, sondern eine Ware ansah, fing man auch an, das Geld mit dieser Ware zu verquicken. Weil aus der Arbeit nicht allein Tauschgüter hervorgehen, sondern auch die berüchtigten Mehrwerte, die sich vor allem in Geld realisieren, kam man dazu, das Geld schlechthin als eine Anweisung auf geleistete Arbeit zu definieren. Die Sache wurde ziemlich grob behandelt, denn um die Unterschiede in diesen Anweisungen kümmerte man sich wenig. Tatsächlich ergeben sich drei Unterscheidungen: Geld als Überschuß von geleisteter Arbeit, realisiert in gemünzten Metallen; Geld als Ware an sich; Geld als Anweisung auf geleistete Arbeit, wobei die erzeugte Ware mit einer Hypothek belastet wird. (Das ist Geld als Anteilschein); ferner die größte Menge unseres heutigen Geldes als Anweisung auf zu leistende Arbeit, womit zukünftige Überschüsse bereits verausgabt werden. Das ist Geld als Schuldschein. Über die Hinfälligkeit letztgenannter Geldkategorie wird sich jeder im klaren sein. *Der Geldschein ist also in der Hauptsache ein Kreditschein, ein Wert, der auf Treu und Glauben beruht.* Was damit geschehen kann, zeigt uns heute der Zustand der deutschen Währung. Das Kreditgeld wurde zum Schwindelgeld, weil, wie immer, die Ideologen den Verbrechern den Schild des Rechts und der Gerechtigkeit vorhielten. Den Kredit können wir als einen Triumph der menschlichen Hochherzigkeit preisen, wird er aber allgemein zum leichtsinnigen Schulden machen benützt, so steckt immer der Jude irgendwie dahinter. Man blicke nur auf die Judenvertreibungen des Mittelalters in Deutschland oder in Frankreich, in Spanien oder im Baltikum! Soweit Kreditgelder einen Teil der staatlichen Währung ausmachen, dürfen sie nicht den eng gespannten Rahmen tatsächlicher Produktion verlassen. Die Praxis darf der Theorie nicht ins graue Nebelmeer folgen und muß sich stets eingedenk bleiben, daß Kreditgelder kein Gut, sondern werdendes Gut sind. Dem Kredit, dem Glauben an die Arbeitskraft der Völker, dem Glauben an die Belebung der Werte haben alle Kulturstaaten ihren inneren Ausbau zu verdanken. Das Tertium permutationis zwischen Glauben und Schöpfung war das Kreditgeld. Hätten sich die Staaten nur an das internationale Zirkulationsmittel, das Gold, gehalten, so wären sie den heutigen Verwaltungen kaum gerecht geworden. Die Behauptung, daß unzulängliche Geldwirtschaft mitschuldig am Untergange des römischen Weltreichs war, ist nicht als Paradoxon von der Hand zu weisen. Merkwürdig bleibt nur, daß die Asiaten, die seit Caracalla als römische Bürger in der Finanzwelt dominierten, nichts Geistiges hervorbrachten. Es ist kein geringes Unterfangen, heute ein Wort zugunsten des Papiergeldes auszusprechen, da allgemein das Gefühl herrscht, der Teufel und der Jude müsse das Papiergeld aus der Taufe gehoben haben. Aber der Augenblick ist parteiisch. Als Notbehelf wurde das Papiergeld schon im alten Ägypten und in Karthago verwendet, aber erst die germanische Geldwirtschaft hat ihm eine tiefe, staatssoziale Bedeutung gegeben, wenn es auch niemals lange dauerte, bis die Wohltat zur Plage wurde. Der Kreditgedanke wurde genau wie der soziale Gedanke von jüdischen Falschmünzern usurpiert und sabotiert. Sollte Bayern unter dem Drucke der Verhältnisse es wagen, sich eine eigene Währung anzuschaffen, so müßte das Zirkulationsmittel zum Teil auch ein Papiergeld sein. Aber es dürfte als solches nicht ein bloßes Währungszeichen sein, hinter dem ein schwankender Staatskredit steht, sondern, soweit es sich um Staatsbedarf handelt, eine Anweisung auf liquide Deckung, und nur da, wo es produktive staatliche Leistungen finanziert, kann es sich dieser Fesseln entledigen.

Das Deutsche Reich ist heute währungspolitisch bankrott. Die neue Währung, die es noch einmal mit dem Witze Mephistos versucht:

„Der Zettel hier ist tausend Gulden wert.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland."

wird in der Wechselbewertung der Altmark auf den Fuß folgen. Die Art und Weise dieses Feldzugsplans erinnert übrigens doch zu sehr an die Maßnahmen, welche im Jahre 1796 von der Direktoire-Regierung getroffen wurden. Die Franzosen verbrannten damals feierlich die Notenpresse der Assignaten, als die Ursache allen Übels, um am nächsten Tage mit der Ausgabe von Territorial-Mandaten anzufangen, die so schön faustisch durch das konfiszierte Gut der Krone gedeckt waren. Es währte aber nicht lange, und die massiv gedeckten Mandate gingen den Weg der Assignaten.

Die ruchlose Aktion des Feindes ist wohl eine Entschuldigung für allerlei Unheil im Staate, aber es wird mehr damit entschuldigt, als angängig ist. Das vom deutschen Staate proklamierte Geld wird von der Wirtschaft täglich geringer bewertet, weil ihm von der Weltwirtschaft beinahe gar kein Kredit mehr eingeräumt wird. Wirtschaft und Staat stehen sich feindlich gegenüber, und jedes glaubt den gerechtfertigten Standpunkt einzunehmen. Der Gegensatz geht auf die unterschiedliche Orientierung zurück. Die Wirtschaft hat sich international entwickelt und zeigt in ihrer ganzen Lebensbetätigung eine absolute Abhängigkeit vom Weltmarkt. Wird sie von diesem abgeschnürt, so verfällt sie zum weitaus größten Teil der Verwesung. Der deutsche Staat aber hatte sich als Ordnungs- und Kulturgebilde von allen wirtschaftlichen Erwägungen losgesagt: er baute auf Kredit, will sagen, auf die Erwartung künftiger Arbeitsleistungen und, soweit es möglich war, auf Kosten alter Arbeitswerte, Einrichtungen auf Einrichtungen aus, die im gänzlichen Widerspruch, ja in offener Gegnerschaft zu den Wirtschaftsbelangen standen. Der Wirtschaft, die auf dem Weltmarkt hart um ihre Stellung rang, wurde viel Produktionskraft entzogen anstatt zugeführt. Trotz augenscheinlich niedrigen Löhnen wurde seit Kriegsende bei uns viel zu teuer erzeugt, denn die Konkurrenzfähigkeit deutscher Erzeugnisse auf dem Weltmarkt erhielt sich nur auf Kosten des Verbrauchs alter Sparwerte. Der Staatsapparat verlor gänzlich die Bedeutung eines politischen Machtmittels zum Zwecke der Gesamthebung des Volkes, sondern wurde zu einem Wesen mit den Prinzipien des Einsiedlerkrebses, der in dem bezogenen Haus den ursprünglichen Errichter langsam aufzehrt. Das geschah in der Hauptsache durch den Mißbrauch des Staatskredits, der bis auf schwache Reste verschwunden ist. Bald wird die deutsche Regierung nicht mehr wissen, womit sie ihre Organe bezahlen soll, da die Annahme des von ihm in Umlauf gesetzten Kreditgeldes von der Wirtschaft verweigert wird.

Der Staat kann nun, wenn er die Macht dazu hat, über die Wirtschaft herfallen und ihren Besitz konfiszieren. Das hat aber nur einen Sinn, wenn diese Stücke ans Ausland verkauft werden. Fiskalische Methoden sind dazu ja schon in Vorschlag gebracht worden. Dies Vorgehen wäre gar nicht originell, und wir brauchen heute nicht einmal an die dänischen, westfälischen oder schlesischen Bauern zu erinnern, die ihre Höfe verließen, weil sie infolge großer Steuerlasten tatsächlich nur mehr schlecht ernährte Verwalter waren. Die russischen Methoden sind allbekannt. Wenn die Dinge in Deutschland dahin treiben, so ist es klar, daß nicht nur in Bayern die Reichsidee vollständig vernichtet

wird, denn wer einmal geneigt ist, aus Not von der Heimat, von dem einst väterlichen Besitze zu fliehen, dem wird die Reichsidee geradezu ein Ärgernis sein, aber nicht etwas, was man verteidigt. Das Gegenteil kann nur ein Narr oder Betrüger behaupten. Geht man in solchen Erwägungen weiter, so fragt man sich bald, warum bleibt denn Bayern mit dieser gehaßten marxistischen Regierung, die alle wirtschaftliche und politische Vernunft verhöhnt, im Reichsverband? Die Antwort hierauf lautet: Bayern ist mit dem Reiche vor allem wirtschaftlich stark verwachsen, so daß eine Loslösung tatsächlich eine lebensgefährliche Operation bedeutet, für die bis jetzt keiner die Verantwortung übernehmen wollte.

Hätten Zorn und Leidenschaft im politischen Leben Deutschlands die Führung, anstatt alberner Denkerei, so wäre der deutsche Bürgerkrieg schon lange lokal oder parteiisch ausgebrochen, wenn nicht gar schon ausgefochten. Das kann ein Vorzug und ein Nachteil sein. Der Nachteil ist aber insofern größer, als jeder Handlung Denkprozesse vorausgehen, die einen verschiedenen Standpunkt ermöglichen, was sofort wieder Spaltungen hervorruft. Die Grundursache der deutschen Uneinigkeit ist die Tatsache, daß unsere Entschlüsse nicht durch das Herz, sondern durch den Kopf zur Reife gebracht werden. Auch das Bayernproblem wird nicht durch nationale Leidenschaft, sondern durch das Gewicht der Bedenken entschieden werden.

Die Beispiele von Trennung und Zusammengehen verschiedener Völker und die diesbezüglichen Folgen beweisen, daß die Umstände jeweils der Tat recht gaben. Doch sind die Beispiele der Trennung seltener als die des Zusammenschlusses. Das jüngste Beispiel der Trennung ist unter anderen das von Schweden und Norwegen, die friedlich zugunsten beider entschieden wurde. Von größerem Interesse ist die Wirkung der Trennung der russischen Randstaaten vom Großreich. Wenn wir z. B. den Werdegang Lettlands und Estlands nach ihrer Absplitterung von Rußland betrachten, so kann man sich nur wundern, wie rasch sich die kleinen Gemeinwesen beinahe ganz aus eigener Kraft erholten. Seit dem energischen Auftreten Kalnings vor zwei Jahren hat Lettland seine neue Münze, den Latt, ohne jede äußere Anleihe stabil erhalten und sich sogar noch einen Goldschatz aufgestapelt. Auch Estland erfreut sich seit zwei Jahren einer durchaus stabilen Währung.

Mit solchen Tatsachen vor Augen ist es schon der Mühe wert, zu untersuchen, ob die alten günstigen Erfahrungen, die wir mit der Aufhebung der Zollgrenzen, der Einheitswährung, als nicht mehr entscheidend betrachtet werden dürfen. Maximen und Lehrsätze zerbröckelt die Zeit, auch wenn sie einmal als richtig erkannt wurden. Ewige Normen gibt es nur wenige. Was hat das Heer der Nationalökonomen nicht alles als schöne Grundsätze aufgestellt: Die harten Tatsachen haben Denker und Sätze zertreten. Wieviele haben den allgemeinen Weltfrieden zur Grundlage ihrer Betrachtungen gemacht und gerade die Guten mit falschen Lehren betäubt! Das tat schon Bodin, das tat Adam Smith, das tat vor allem Marx; denn dieser predigte den Klassenkampf auf dem utopischen Boden allgemeiner Menschheitsverbrüderung. All diese Leute betrogen sich und andere über das Wesen des Staates. Essen und Trinken ist nicht allein eine Frage der Arbeitsregelung, sondern eine Frage der Politik. Der einzige Wirtschaftler Fr. List war von dem Gedanken erfüllt, daß Politik Wirtschaft und Wirtschaft Politik ist.

Als im Jahre 1918 der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, herrschte der Wille: Leben um jeden Preis! Deutsche Ideologen guten und schlechten Glaubens glaubten, Deutschland dem Weltgewissen in die Hand zu geben, lieferten es aber dabei in frevelhafter Kurzsichtigkeit den Bajonetten schwarzer Kriegsknechte aus. Das war der große Betrug von Versailles. Und Betrüger saßen auf beiden Seiten. Zu viele hatten Interesse daran, daß die Reichseinheit ihrer Machtidee entkleidet und statt einer Macht ein Ausbeutungsbegriff wurde. Dem deutschen Volke wurden erst die Waffen entwunden, dann das Geld vernichtet. Sollte das nächste die Beraubung der individuellen Freiheit sein? Wenn nun das Reich, oder besser die Reichsvertretung sich gegen diese Entwicklung nur scheinbar zur Wehr setzt oder sie gar noch sichtbar fördert, so läge es doch klar in der Linie der Auffassung von 1918 „Leben um jeden Preis", daß ein engerer Staatsverband wie Bayern jede Rücksicht auf die großdeutsche Staatsidee fallen ließe, um einen selbständigen Rettungsversuch einzuleiten. Entgegen aller geschichtlichen Erfahrung handelt es sich bei dieser Selbsthilfe nicht um eine militärische, sondern um eine wirtschaftliche Gewalttat. Der Versuch, eine eigene bayerische Währung zu schaffen, ist eine solche, und hat genau die Folgen und Voraussetzungen einer militärischen Aktion. Diese Erkenntnis wird der Frage ihr volles Gewicht geben. Es dreht sich eben hier nicht allein um ein besseres Geld, sondern um eine Währung.

Die rein technische Lösung der Frage: Wie verschafft sich Bayern ein Umlaufsmittel, das der Wirtschaft im Welthandel einen nur wenig schwankenden Wechselkurs sichert? ist verhältnismäßig leicht, so leicht, daß es im Reiche am guten Willen gefehlt haben muß, da man dem Währungsverfall nicht Einhalt geboten hat.

Die erste Voraussetzung wäre die Zusammenfassung und Abgrenzung des bayerischen Wirtschaftsgebietes mit Zollschranken. Der Ausbau dieser Schranken wäre mit erheblichen Kosten verknüpft, weil wir auch die jetzigen Bundesstaaten als zollpolitisches Ausland zu betrachten gezwungen wären. Die Einbeziehung eines oder mehrerer Bundesstaaten in den Zollverband muß hier außer Acht gelassen werden. Eine erschöpfende Erkenntnis der inneren wirtschaftlichen Funktion und der Bedürfnisse müßte Finanzzoll- und Schutzzollgesetzgebung regeln; denn auf gefährliches Experimentieren dürfte man sich nicht einlassen, weil Fehlgriffe in dieser Zeit nicht nur finanziell sondern auch moralisch störend wirken würden. Einfuhr und Ausfuhr müßten ökonomisch gründlich überwacht und je nach Bedarf gesperrt und gefördert werden. Zur selben Stunde, in der Bayern seine Grenzen schließt, proklamiert es eine hochwertige Mark, die z. B. Tausend Mark gleich 20 Goldmark oder gleich einem englischen Pfund lauten könnte. Alle bestehenden bayerischen Hypotheken, die bayerischen Staatspapiere und langfristigen Schulden innerhalb des bayerischen Wirtschaftsgebietes werden zu diesem Werte erkannt. Bankguthaben werden davon nicht erfaßt. Die alte Papiermark kann zum Börsenkurs gegen die Bayerische Mark eingewechselt werden. Mit dem dadurch erlangten Papiergeld könnte Bayern seine Schulden ans Reich verebnen. Die Bayerische Mark dürfte nur in einer bestimmten Menge ausgegeben werden. Voraussichtlich würden dreimal drei Milliarden gleich neun Millionen Pfund dem Umlaufsbedürfnis genügen. Als Grundlage für dieses Geld käme an erster Stelle eine Hypothekenabgabe in Betracht. Alle Schuldtitel, die durch die Aufwertung von Papiermark in Bayerische Mark eine Verbesserung erfahren haben, müssen

zehn Prozent ihres Wertes dem Staate als Münzunterlage abtreten. Volle alte Goldwerte werden durch die Aufwertung nicht hergestellt. Dies soll auch nicht geschehen; denn durch den stetigen Besitzwechsel der Hypotheken, Renten und Pfandbriefe würde allzu große Gerechtigkeit zum Nachteil des Staates eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Steuerzahler werden. Dem Spekulantentum würde zuviel Gold für Papier gegeben. Zehn Prozent dieser Hypothekenwerte würde aber eine ansehnliche Summe in das Staatssäckel liefern. Zudem träfe diese Steuer zum größten Teil Banken, was gewiß nicht unpopulär wäre. Zum Zweiten käme eine Besitz- und Kopfsteuer aller im neuen Jahrhundert zugewanderten Nichtarier in Frage. Von Besitz und Wirtschaft könnte außerdem noch die Aufbringung eines Silberschatzes verlangt werden, der zur Herstellung von Silbermünzen zwecks Einführung einer sogenannten Doppelwährung verwandt würde. Eine kleine Staatsanleihe könnte man vielleicht im Auslande unterbringen. Allerdings müßte man dabei mit sehr hohen Zinssätzen und der Gegnerschaft des internationalen Judentums rechnen. Aber Ungarn hat diese letzten Endes auch überwunden. Und was den Ungarn möglich, dürfte den Bayern nicht unmöglich sein. Zu all dem müßte der Devisenhandel völlig frei gegeben werden. Erstens bedeutet jede künstliche Stützung der Währung nichts anderes als eine Unterstützung volksfeindlicher Monopole. Zweitens ist die Devise doch ein besseres Notgeld als das von Städten und großen Firmen in den Verkehr gebrachte Wucherzettelchen. Als letzte aber sehr wichtige Maßnahme käme die Besteuerung der Arbeit in Form von Arbeitsstunden in Erwägung. Der Steuerabzug vom Achtstundentag fällt weg, dafür hat aber der Arbeiter eine feste Anzahl Stunden für den Staat zu arbeiten. Die Mehrleistung, die hiedurch erzielt wird, bleibt beim Betrieb, wird aber mit einer Bestätigung des Arbeiters monatlich durchs Finanzamt erfaßt.

Die besten Währungsmaßnahmen werden aber in Bälde zu nichte gemacht, wenn sich der Staatshaushalt nicht regulieren läßt. Auch ein gesunder Staat kann in die Lage kommen, Schulden machen zu müssen, aber die törichteste und ruchloseste aller Schuldenmacherei ist das Inflationswesen. Der Staatshaushalt in Bayern müßte nach streng wirtschaftlichen Grundsätzen geregelt werden. Alle überflüssigen Reichsdiener wären zu entlassen. Als Kalning Lettland wirtschaftlich sanierte, war eine seiner ersten Taten die Entlassung von 30 000 Beamten, was für ein so kleines Land eine erkleckliche Anzahl bedeutet. Bayern könnte nicht anders als durch Landesgewalt den ganzen Beamtenapparat des Reiches innerhalb seiner Grenzen übernehmen und die staatlichen Wirtschaftskörper sich alle wieder einverleiben. Für manchen Staatsdiener würde aber das ein Ende seiner Anstellung bedeuten. Der Steuerdruck müßte so groß sein, daß sich der Staatshaushalt regulieren ließe.

Wenn Bayern auch seinen Anteil an der Reichsschuld auf der Grundlage von Papiermark mit geringer Anstrengung begleichen könnte, so würden doch die Lebenshaltungskosten durchaus keine niedrigen sein und die Erhaltung des Staates Opfer in allen Schichten heischen. Nach Überschüssen geizen, heißt für den Erzeuger und für den Besitzer viel arbeiten gegen mäßigen Lohn, seinen Aufwand auf das Nötigste beschränken.

Bayern ist nun zwar in der Hauptsache Agrarstaat, aber im Norden haben wir Industriezentren, die mit ihrem Bedürfnis nach Eisen und Kohle die Eigenherrlichkeit stark beschwerten. Wie die Pfalz von Frankreich umklammert ist, so ist die bayerische Industrie in die übrigen deutschen Staaten eingebettet.

Bevor wir aber an diesen politischen Fragen rühren, wollen wir noch eine andere Methode der Währungssanierung untersuchen. Es handelt sich dabei weniger um die Währung, sondern um besseres Geld. Die Endergebnisse würden wohl die gleichen wie bei einer schroffen Scheidung vom Reiche sein, aber die Trennung würde sich nur allmählich vollziehen. Man könnte darum diese Methode den schleichenden Trennungsversuch nennen.

Wie Bayern das Republikschutzgesetz aufgehoben hat, so könnte es das Devisengesetz aufheben und den Umlauf fremder Zahlmittel gestatten. Ja, es könnte sogar hergehen, und z. B. schweizer Franken in den Finanzämtern an Zahlungs Statt für Goldmark annehmen. Die bayerische Wirtschaft würde sich eine Zeit lang ganz der Frankenrechnung verschreiben und den Franken auch in Umlauf bringen. In den Großstädten würde allerlei fremdes Geld umlaufen, was nicht lauter Vorteile brächte. Der schweizer Franken würde aber vorherrschen, bis die Schweiz durch Ausfuhrbeschränkungen der Verknappung des eigenen Zahlungsmittels entgegenträte; denn einen im Augenblick Gewinn bringenden Inflationsversuch müßte sie später teuer bezahlen. Je nach den Exportmöglichkeiten unserer Erzeugnisse müßte höchst wahrscheinlich irgendeine fremde Silbermünze ähnliche Zirkulations- und Verrechnungsdienste tun, wie z. B. der mexikanische Silberdollar in den Außenbesitzungen von Niederländisch-Indien, als die Staatswährung gegenüber der Wirtschaft versagte. Bis 1908 benützte das wirtschaftlich reichste Gebiet von Niederländisch-Indien, die Ostküste von Sumatra, nicht die Landeswährung, sondern den mexikanischen Dollar als kurrantes Geld, weil die Regierungsorgane und die Banken keine Silbergulden herzuschaffen vermochten, und das angebotene Kupfer von Chinesen und Vorderindiern nicht angenommen wurde. Die Reichspapiermark würde unter den oben geschilderten Umständen völlig erdrückt werden, und die Beamtenbesoldung müßte für die dringenste Notdurft in anderem Gelde als in Papiermark erfolgen. Das ganze Unternehmen wäre aber ein fortgesetzter Kampf gegen die ohnmächtige Reichsregierung, der endlich zur Ausschaltung der Reichsmark im bayerischen Verkehr führen würde. Die Reichsbeamten kämen in eine unhaltbare Lage, wenn die bayerischen Beamten mit einem besseren Gelde bezahlt würden. Es ist nicht nötig, alle Reibungsflächen und Kollisionspunkte aufzudecken. Der Trennung würde ein innerer widerwärtiger Krieg vorausgehen, der die Beamtenschaft noch mehr zermürbte und zwischen die Völker einen Haß säte, der bis in späte Zeiten fortwirken würde.

Wenn Bayern nur mehr in der Trennung sein Heil sähe, so müßte es offen und gerade zu Werke gehen, damit nach einer wirtschaftlichen und politischen Genesung eine Gemeinschaft aller deutschen Stämme wieder hergestellt werden könnte. Wenn auch das Reich so schwach ist, daß etwas Ähnliches wie der amerikanische Bürgerkrieg sich niemals entwickeln könnte, so ist es doch ruchlos, dem Trennungswillen dadurch nachzuhelfen, daß man ein allzu günstiges Bild von dem isolierten Bayern entwirft, wie es leider häufig von Leuten geschieht, die fanatisch eine Trennung vom Reich wollen. Die wirtschaftliche Einkapselung Bayerns im Reich würde erst einmal eine Menge nachteiliger Folgen haben, was den Rohstoffbezug seiner nördlichen Industriezentren anbetrifft. Die Frage, was geschieht mit der Pfalz, ist doch auch damit nicht abgetan, daß man sagt, die ist nun einmal an Frankreich verloren. Das ist gewissenlos. Leider Gottes haben sich dazu die Herren Sozialdemokraten der Behauptung bemächtigt, daß die Abkapselung und Lostrennung Bayerns das

Signal zum Auseinanderfallen aller deutschen Staaten sein müßte, daß aber damit auch Rhein und Ruhr vom Reiche abfielen, um von Frankreich aufgehoben zu werden. Die Burschen bringen eben alles in Mißkredit, selbst den Bestand des Deutschen Reiches. Und das, weil es ihnen in dem gegenwärtigen Chaos sehr wohl zu Mute sein muß, denn sonst würden sie nicht die Sanierung immer bloß von den bekämpften Parteien gefordert, sondern einmal selbst angefangen haben. Sie hatten die Gelegenheit dazu wie keine andere Partei. Schlechte Kerle sind aber meist letzten Endes auch dumm. Welche Macht könnten die Leute heute im Deutschen Reiche haben, wenn sie die Parole ausgegeben hätten: Gut, wir wollen Deutschland herausarbeiten, und sei es mit einem Elfstundentag der Arbeit! Aber dies durchzusetzen, im Falle, man wollte es, — dazu gehören eben andere Leute als Juden und Jüdlinge.

In bezug auf die Rhein-, Ruhr- und Pfalzargumente ließe sich wohl entgegnen: die Treue zum Deutschtum am Rhein ist gegenwärtig politisch nicht mehr zu beeinflussen, da das ganze Gebiet den französischen Würgern ausgeliefert ist, die alles versuchen, um das Deutschtum zu vernichten. Die Rheindeutschen müssen sogar den französischen Franken eine Zeitlang erdulden lernen. Das Deutschtum dort ist eine Frage von moralischen Kräften. Das klingt folgerichtig, ist aber hart und — bequem.

Wer die Zentrifugalkräfte im Deutschtum erkannt hat, wird nicht ohne innerlichen Schauer in die Zukunft blicken. Bayern könnte unter klerikalen Einflüssen nach deutschfremder Richtung hin gravieren, denn es ist fraglich, ob Mittelfranken stark genug als Gegengewicht wäre. Trotz der gemeinschaftlichen deutschen Kultur sind die einzelnen Länder geradezu nach Weltanschauungen gefärbt. Es gibt aber nichts Trennenderes als feindliche Weltanschauungen. Mag auch der einigende Kulturgedanke von Bayern und Sachsen nicht vergessen werden, so besagt das verhältnismäßig doch wenig gegenüber solch einschneidenden Wendungen, die Bayern mit der Verwirklichung des Königsgedankens machen würde, wenn sich ihm Sachsen als Rätestaat entgegenstellte.

Und vor allem: Wie denkt man sich unter derartigen Veränderungen der inneren Institutionen eine Wiedervereinigung? Abgrundtiefe Spalten würden sich zwischen Völkern einer Zunge, einer Kultur und einer Geschichte auftun, und man wäre geneigt dem Amerikaner Cooper recht zu geben, der lehrte: Nationen, das ist nur eine grammatikalische Erfindung.

Neben diesen innerpolitischen Bedenken gegen die bayerische Trennung auf dem Umweg über die eigene Währung stehen aber noch außerpolitische. Wie sieht es mit der Anerkennung Bayerns als selbstherrlicher autonomer Staat aus? Wie steht es um die Ansprüche, die Deutschlands Feinde Bayern machen? Gewiß, Bayern wird den Mut haben, die Revision des Versailler Lügenurteils zu verlangen. Wird aber nicht gerade Frankreich seine Anerkennung Bayerns von der Anerkennung der Versailler Lüge abhängig machen? Wie soll der Schulden- und Reparationsanteil berechnet werden? England sieht das Auseinanderfallen Deutschlands nicht gern, weil das einheitliche Deutschland immer noch als Gegengewicht gegen Frankreich gebraucht werden kann, das zerschlagene nicht mehr. Wohin man schaut: dunkle gefährliche Ausblicke! Also auch von dem Standpunkte aus: „Leben um jeden Preis" ist das Besteigen des Rettungsbootes mitten im Sturm ein sehr, sehr gefährliches und bedenkliches Unternehmen. Man möchte davor warnen.

Die Aufgaben der deutschen Presse.

Von Dr. Hans Hartmeyer, Wien.

Heutigentags über die Bedeutung der Presse ausführlich zu sprechen bedarf es nicht. Sie ist eine Form des öffentlichen Lebens geworden, ohne die wir uns das Letztere überhaupt nicht mehr vorstellen können, ja wir sind oft geneigt, die Presse als den alles beherrschenden Ausdruck der Öffentlichkeit in den Kauf zu nehmen und setzen dann den in dem Inhalt der Presse aufscheinenden Kreis der Gedanken, Ideen und Forderungen gleich dem großen Sammelbegriff der öffentlichen Meinung. Wer sich mit als Träger oder als Mitbildner dieser öffentlichen Meinung fühlt, wer über sie auf dem Laufenden zu bleiben wünscht oder sie zur Förderung seiner eigenen Belange zu beeinflussen sich bestrebt, der „kann ohne Zeitung nicht leben". Die Zahl jener, die dieses Bekenntnis täglich und stündlich ablegen, ist Legion, und sie wächst noch immer in unserer Zeit des Kampfes um die Seele des Volkes, des wirtschaftlichen und sozialen Streites, des Volksbetruges und der vaterlandsfeindlichen Volksverhetzung.

Für Hohes und Niedriges, für Alltägliches und Außerordentliches, für Erhabenes und Lächerliches, für sittlich Gutes und für abgrundtiefe Gemeinheiten, für das alles gibt sich die Presse her oder wird im Dienste der sie lenkenden Gewalten benützt. Sie ist im weitesten Sinne des Wortes eine moralische Anstalt oder sollte es wenigstens sein, denn das moderne Pressewesen, wie es sich nach dem Umsturz herausgebildet hat und die durch die Länge des Krieges im Hinterland groß gewordene Unmoral der Massen verewigen und für ihre geheimen und doch wieder so offen zutage liegenden Zwecke ausnutzen möchte, ist das gerade Gegenteil von jeder Moral geworden. Diese Art von Presse, die dem äußeren Feinde dient und als Personifikation des inneren Feindes mit jedem neuen Tag ihre entnervenden Doktrinen und lasterhaften Gewissenlosigkeiten dem Volke einträufelt, ist ein fressendes Geschwür am Leibe unseres gemarterten, aus zahllosen Wunden blutenden deutschen Volkes, ist eine eiternde Beule, die ausgeschnitten und ausgebrannt werden muß, bevor sie in der Tiefe die zarten Gewebe zerstört, die im Gemüt wurzelnden Empfindungen für Recht, Sittlichkeit und Gottesglauben.

Gewiß liegt die Bedeutung der Presse in erster Linie auf dem Gebiet der Nachrichtenvermittlung größten Stiles und damit des Verkehrs und der kulturellen Verbindung der Staaten und Völker untereinander, aber vom Standpunkt der Wiedergesundung und Wiedererhebung des deutschen Volkes ist von dieser äußerlichen Bedeutung die Aufgabe nicht zu trennen, die auf moralischem Gebiet umschlossen liegt, und die der Feind, vereinigt in der Angriffsfront des Alljudentums, mit allen Mitteln zu vereiteln und zu verdunkeln sich bestrebt, die Aufgabe, sich immer von neuem der Gefahr bewußt zu werden, die aus der wahllosen Aneignung der Geistesgaben, die die Presse bietet, für den Durchschnittsmenschen erwachsen. Dadurch, daß die Presse, in ihrem geistigen Aufbau wechselnd und sich anpassend, alle Stände und Schichten des Volkes aufsucht und ihrer Beeinflussung zugänglich macht, ist es ihr gegeben, eine Idee, die sie zum Gemeingut der öffentlichen Meinung eines ganzen Volkes machen will, mit einem Schlage zum Angriff auf die Psyche des Volkes in breitester Front anzusetzen und derart meist in kürzester Zeit den Sieg zu erringen. Was das für Siege gewesen sind, das hat unser Volk während und nach dem Kriege schaudernd erlebt.

Diese Siege wurden aber auch bereits in der Vorkriegszeit erfochten und zwar seit dem Augenblick, da Bismarck das Steuerruder des Reiches aus der Hand genommen wurde. Mit dieser Untat wurde auch die deutsche Presse führerlos oder besser: der alljüdischen Presse glückte es, an den Sitz der Regierung zu gelangen und mit der allerhöchsten Wohlmeinung und Förderung als Rückendeckung dem autoritätsfrohen deutschen Menschen die natürliche Auffassung von der Bedeutung und den Aufgaben einer wahren deutschen Presse gründlich auszutreiben. Es ist bezeichnend, daß das führende Alljudenblatt, die Frankfurter Zeitung, deren Verbrechen am neuen Deutschen Reich durch die Jahrzehnte hindurch zusammen mit ihrem würdigen Bundesgenossen, dem Berliner Tagblatt, August Eigenbrodt in seiner verdienstvollen Schrift „Berliner Tagblatt und Frankfurter Zeitung" aufgezeigt hat, durch die ganze Wilhelminische Ära hindurch die Funktionen eines halbamtlichen Organes der deutschen Reichsregierung erfüllen und gleich dem „Berliner Tagblatt" zu einer Bedeutung im Inland und Ausland aufrücken konnte, die dem Ansehen des wahren Deutschland den schwersten Schaden zugefügt hat.

Das deutsche Volk hat große Schuld auf sich geladen, daß es gerade in jener Epoche, wo es sich unter der Führung einzigartiger Heroen auf dem Schlachtfeld und auf dem Gebiete einer überragenden Staatskunst den Traum ganzer Geschlechter, den deutschen Nationalstaat zur Wirklichkeit erkämpft hatte, völlig unter die Führung einer staats- und nationsfeindlichen Presse geriet, und daß der Hüter des Staates, der sein Volk herrlichen Zeiten entgegen zu führen versprochen hatte, unrettbar in die Netze jener Menschen verstrickt wurde, die hinter diesem Zeitungsring standen, durch den sie jene wirtschaftlichen und politischen Fäden knüpfen ließen, die, dann zum Strick zusammengedreht, das deutsche Volk in seinem Wahn, als die Zeit erfüllt war, erwürgen sollten. Mit wenigen Ausnahmen ist die deutsche Presse und mit ihr die deutsche Öffentlichkeit vor dem Kriege dem vom Alljudentum und seinen Organen angestimmten Sirenengesang zum Opfer gefallen und hat in ihrer Gutgläubigkeit die Botschaft in sich aufgenommen, daß der Wettbewerb der Völker nur noch auf den friedlichen Gebieten der Wirtschaft und der Kultur auszufechten sei, und daß zu diesem Behuf die Wahrung des Weltfriedens oberstes Erfordernis aller wahren Weltkultur sei. Darum Nieder mit den Waffen, und — Hoch die Abrüstung und das Ideal eines auf den Schiedssprüchen internationaler Gerichtshöfe beruhenden und immer wieder gesicherten ewigen Friedens! Und diesem Gaukelspiel, dieser elenden Betörung lieh ein Volk willig sein Ohr, dem von der Natur die schlechtesten Grenzen zum Schutze seines heimatlichen Bodens gegeben waren, das über den Meeren sich ein Imperium kaufmännischer Handelsherrschaft errichtend ungern dem Gedanken Raum gab, dieses außerdeutsche Reich gegebenenfalls von den Grenzen des Stammreiches gegen den Ring der Neider und Feinde verteidigen zu müssen. Die Schuld an der Verkennung dieser Aufgaben trägt die undeutsche Presse, die den Gedanken der Wehrhaftigkeit, der Seegeltung und des dauernden Gerüstetsein mit allen Mitteln bekämpfte und den Widerstand, der sich in den vaterländisch gesinnten Kreisen des deutschen Volkes gegen diese verbrecherische Haltung zu einer Zeit, wo sich das Unheil der Einkreisung bereits deutlich ankündigte, erhob, gerade als Beweis unbändigen Imperialismus' auslegte. Die Geschichte der Verbrechen der alljüdischen Presse, begangen am deutschen Volke, ist noch nicht geschrieben. Nur Ansätze sind bisher dazu vorhanden; diese aber genügen vollkommen, um aufzuzeigen, wie ein ganzes Volk um sein Glück, um seine Zukunft betrogen wurde, das

wie kein zweites der Welt den wahren Frieden, den wahren Fortschritt, jenen durch Moral und Sittlichkeit begrenzten Fortschritt, hätte bringen können. Was sich jetzt in Europa an wirtschaftlicher Not und an sittlichem Niedergang offenbart, das ist die Saat, die das Alljudentum mit dem gesprochenen, mehr noch mit dem geschriebenen Wort, eben seiner Presse, ausgestreut hat, und die in die Halme schießend, den reichen Anbau an Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und hilfsbereiter Treue gegenüber den Nächsten, der in dem Herzen eines jeden deutschen Mannes, jeder deutschen Frau seine Stätte hat, fast restlos vernichten. Nur langsam, ganz langsam kündet sich in der Not der Gegenwart ein Sichwiederfinden, eine Rückkehr zur deutschen Wesenheit an.

So durfte die Verführung und Verdummung der öffentlichen Meinung durch die volksfremde Presse fast ungestört wuchern. Aufrechte Mahner und getreue Warner wurden verhöhnt, verfolgt und als Nörgler und Schwarzseher der allgemeinen Mißbilligung überantwortet. Das Volk, dem eigenen Denken entwöhnt, sich in den herrlichen Zeiten eines ungeahnten Wirtschaftsaufschwunges sonnend, und in allen seinen Schichten Reichtum aufhäufend oder einer behaglichen Lebensführung sich teilhaftig dünkend, fühlte sich wohl in der pflegsamen Behandlung seiner Verführer und dankte ihnen durch eine gläubige Verehrung der von diesen geleiteten Judenpresse. Politische Richtlinien, die das Berliner Tagblatt frisch aus der Offizin der Aliance israélite dem deutschen Volke vorzusetzen wagte, gewannen umgehend den Charakter eines Evangeliums für den deutschen Intellektuellen, und die litarirschen Fadheiten der berüchtigten Generalanzeigerpresse, Klatsch und Tratsch aus aller Welt, leicht bekömmlich aufgemacht und mit einem Schuß schmeichlerischen Byzantinismus wohl durchsetzt, täuschten dem Spießbürger eine Geisteskost vor, die in gewaltigen Mengen genossen, zu einer vollkommenen Eintrocknung des eigenen Denkvermögens führte. Statt dessen dachte und handelte der Jude für das deutsche Volk. Den Erfolg dieses unverzeihlichen Frevels an sich selbst mußte es schreckensvoll in den ersten Wochen des Krieges feststellen: Den Haß fast der ganzen Welt. Statt Unterstützung eine solidarische Angriffsfront, statt Teilnahme mit dem Los der Überfallenen offene Schadenfreude, statt Beitritt zu dem Ruf zum Kampf für Recht und Gerechtigkeit ein Wutschrei über das deutsche Verbrechen an der Kulturwelt, sie unter das Joch einer hunnischen Tyrannei zwingen zu wollen. —

Woher diese lodernde Flamme eines fast den ganzen Weltkreis umspannenden Hasses, und warum dieses furchtbare Erwachen der diesem Orkan entfesselter Leidenschaften hilflos gegenüberstehenden deutschen Menschheit? Das Ausland, insonderheit die Neutralen hatten das deutsche Volk und Reich fast ausschließlich im Spiegel der Judenpresse in ihrer ganzen verlogenen Widerwärtigkeit kennen gelernt, und die biederen Deutschen hatten geglaubt und dem vertraut, was dieselbe Presse von der Welt da draußen, von ihrer Gesinnung und ihrer Einstellung zu einem deutschen Volk nach dem Herzen des Alljudentums in täglich sich wiederholenden bewußten Lügen und falschen Beeinflussungen zu berichten wußte. Derart in die Irre geschickt und in ein falsches Vertrauen gewiegt, mußte das deutsche Volk neben der materiellen Last eines groß angelegten Überfalles auf beiden Flanken auch die seelische Bedrängnis einer furchtbaren Erkenntnis auf sich nehmen und in sich verarbeiten, das Opfer einer mit satanischen Mitteln angebahnten und zu vollem Erfolg durchgeführten Täuschung geworden zu sein.

Den Vorsprung des Feindes auf dem Gebiet der Beeinflussung der öffentlichen Meinung haben wir nie einholen können; wir haben ihn auch nicht von ferne erreicht und leiden noch heute an nie wieder gut zu machenden Fehlern, zu denen wir immer neue häufen. Der Ruhrkampf mit seinem vielversprechenden Anfang ist der schmerzliche Beweis der letzten Zeit. Wohl dämmert da und dort die Erkenntnis, wie das Werk anzupacken sei; auch während des Krieges hat sich vaterländische Gesinnung die Mühe nicht verdrießen lassen, durch Wort und Schrift zu wirken. Aber nur zu bald waren die Grenzen des Könnens erreicht. Unvermögend aus Ungewohnheit mußte es die gutgesinnte Öffentlichkeit dulden, daß sich der Jude als Organisator oder geschickter Mittelsmann im Rahmen überstaatlicher Anknüpfungen zielbewußt an die Kanäle wieder herandrängte, durch die die öffentliche Meinung gespeist und zugleich beeinflußt wurde; er verdarb dadurch, was an Ansätzen zur Besserung sich bemerkbarer gemacht hatte.

Der Abschluß des Krieges brachte mit den wahren Nutznießern der Revolution eine vollkommene Vorherrschaft des Alljudentums in der deutschen Presse. Der demokratische Gedanke, schon Jahrzehnte vorher durch die Linkspresse als Dolmetscher des Judentums pfleglich behandelt, gelangte zum vollen Siege und brachte auch über die Presse die bekannten Errungenschaften. Ihre Freiheit wuchs sich bald zur Zügellosigkeit, ihre Verteidigung des neuerrichteten Zustandes zu einer alle Grenzen überschreitenden Anfeindung und Verfolgung der vaterländischen und konservativen Elemente aus. Das von der Treppe des Reichstagsgebäudes aus feierlich befreite Volk geriet nur zu bald in die Geistessklaverei der jüdisch-sozialistischen Internationale und zugleich mit den materiellen Einbußen, die seitdem sich immerfort steigernd über das deutsche Zeitungswesen niedergehen, näherte sich die Presse einem moralischen Tiefstand, wie er zur Zeit des verruchten alten Systems nie bestanden hat, auch nie geduldet worden wäre. Unmoral, Korruption, Lügenhaftigkeit, Börsenspiel und niedrigste Händlergier drücken der insbesondere nach dem Zusammenbruch hervorgesprossenen Presse ihren Stempel auf. Die Zuhältermoral feiert Triumphe, Aktualität, wenn auch oft im Gewande der Lüge und Übertreibung, und Nervenkitzel sind die treibenden Elemente für die Inhaltsgestaltung der neudeutschen Presse, die über zahlreiche Geldquellen verfügt, mit denen sie ihre Tätigkeiten befruchten läßt und woher sie ihre Unterstützungen in skrupelloser Angleichung an die Wünsche und Befehle des jeweiligen Geldgebers bezieht.

Nach dem Umsturz hat die deutsche Presse, von den wenigen echt völkisch geführten, unabhängig von den Konzernen oder von Verdienen für eigene Rechnung kämpfenden Blättern abgesehen, den Weg nach abwärts fortgesetzt, das heißt Judentum und Bolschewismus als wahre Kriegsgewinner setzten sich systematisch in den Besitz der publizistischen Produktionsmittel mit dem Erfolg, daß die kleine, meist national oder wenigstens kleinbürgerlich antisozialistisch gesinnte Provinzpresse den über sie hereinbrechenden wirtschaftlichen Bedrängnissen nicht standhalten konnte und zugrunde ging, während in den Großstädten eine Presse aufkeimte, für die der Name Asphaltpresse der einzig angemessene ist. Wenn die Presse wirklich der Spiegel sein soll, der das geistige Schaffen, die sittliche Veranlagung eines Volkes zurückwirft, dann wäre es schade um jedes Bemühen, den Deutschen hilfreiche Hand zu bieten, ihnen aus dem Sumpf ihres Zusammenbruches herauszuhelfen. Aber wie die Revolution mit ihrem Enderfolg ein Deutschland der Lüge geschaffen hat, so geht es auch mit der Presse. Die Schmier- und Schandblätter, die ihren Nachrichten-

dienst fremden Einflüssen verkauft haben, in denen Fremdstämmige sich in der Herabwürdigung deutscher Kunst, deutscher Literatur, kurz deutscher Geisteswissenschaften ausleben können, die tagaus tagein mit widerwärtiger Berechnung das Andenken an die große deutsche Vergangenheit schmähen, um damit über die klägliche Gegenwart hinwegzutäuschen — sie sind nicht der Ausdruck der wahren Gesinnung des deutschen Volkes oder seiner im Unglück wieder deutsch gewordenen Schichten. Sie walten nur des Amtes eines Fronvogtes, eingesetzt von jener wahrhaft überstaatlichen Macht, deren Geist in den Protokollen der Weisen von Zion sich schamlos enthüllt und die alles daransetzt, den letzten Damm, der das Ariertum in Mitteleuropa vor dem Überfluten durch die Schmutzflut eines verköterten Semitismus schützt, zu durchstechen.

An der Abwehr dieser Zeitungspest erwächst für das deutsche Volk eine der Hauptaufgaben für seine Wiederauferstehung. Ein Angreifer kann nur durch die gleichen Mittel, wenn möglich im verstärkten Maße, abgewehrt werden. Aber auch diese Binsenwahrheit ging der deutschen Staatsführung vor dem Kriege nicht ein, sonst hätte sie der offenbaren Rüstungspolitik der das Reich umlagernden Gegner nicht die Friedenspolitik der schönen Worte und der ehrlichen Versicherungen entgegensetzen können. Den Erfolg hat das Bethmännische System dann 1919 in Versailles schaudernd eingeheimst. Die deutsche Presse der Zukunft muß sich hüten, in den gleichen Fehler zu verfallen, es wäre der Untergang unseres Volkes. Die undeutsche Presse hat den Kampf auf der ganzen Linie eröffnet, ihm gilt es zu begegnen, statt die Hände in den Schoß zu legen oder durch Entgegenkommen oder Anpassung einen faulen Friedenszustand auf kurze Dauer zu erzielen. Wie auf allen Gebieten der Entscheidungskampf zwischen Gut und Böse bereits begonnen hat, so muß er auch im Zeitungswesen durchgefochten werden, denn es geht — man mag darüber trauern und entrüstet sein oder nicht — um die geistige Vorbereitung unseres Volkes, um seine Schulung, dem gefährlichsten Kampfmittel unserer Gegner — man braucht nur „die Geheimnisse aus Crewe House", die Werkstatt der Northcliffschen Lügenpropaganda, zu nennen — mit gleichem Vermögen die Spitze zu bieten. Damit soll nicht gesagt sein, daß auch die deutsche Presse den Weg der Lüge, Verleumdung und Niedertracht betreten soll. Sie soll sich jenen Anstand, jene Würde und Wahrhaftigkeit auch ferner bewahren, die ihr Stolz zu einer Zeit gewesen, da die Presse anderer Länder, so Frankreichs oder der Vereinigten Staaten, bereits das Werkzeug von Kapitalistengruppen oder die Ausdrucksform einer ungesunden Sensationsgier geworden war.

Die Presse im modernen Sinne, nicht die Zeitung, die als Nachrichtenblättchen schon vor Beginn der Neuzeit entstand, ist ein Kind der französischen Revolution und in ihrem Verfolg von Napoleon Bonaparte in großzügigster Weise in den Dienst seiner Politik gestellt worden. Von ihm stammt der Ausdruck, die Presse sei die fünfte Großmacht, womit er insbesondere die Tätigkeit des wackeren Görres mit einem Anflug von Bewunderung würdigen wollte. Ohne Zweifel verdankt die deutsche Presse Görres den nationalpolitischen Einschlag, den sich die französische Presse und nacheinander die Presse aller anderen Länder bis zum heutigen Tag erhalten hat, während in Deutschland das Metternichsche System durch die Karlsbader Beschlüsse das Dasein der Presse mit seinen Sonderaufgaben zerstörte, sie entnationalisierte und dadurch zwang, um ihrer Inhaltslosigkeit aufzuhelfen, Anleihen in Paris zu machen. Seit diesem Vergehen gegen den nationalpolitischen Betätigungsdrang des deutschen Volkes hat fremder Geist die deutsche Presse ständig überwuchert

und hat sie, gefördert durch den Einbruch des Alljudentums in die deutsche Tagesschriftstellerei, von ihren wahren Aufgaben ferngehalten. Nicht einmal der Kunst und dem Machtworte eines Bismarck, der wie kein zweiter die Presse in der Erkenntnis ihrer Bedeutung zu benutzen verstand, ist es gelungen, der aus Grundsatz undeutschen Presse den Garaus zu machen. Beweis: sein Kampf gegen die Frankfurter Zeitung.

Aus dieser Tatsache erhellt, welche Schwierigkeiten sich jetzt in einer Zeit, da alles Deutschfeindliche in deutschen Landen heimatberechtigt geworden und unter dem Schutz der Sieger gehegt und gepflegt wird, dem Beginnen entgegenstellen, die deutsche Presse wieder deutsch und volksbewußt zu machen und zugleich gegen den Feind in ihren eigenen Reihen zu führen. Der Zeitungsdienst ist ohne möglichst enge Verbindung mit der Außenwelt undenkbar. Aus dieser Verbindung entsteht nur zu leicht, ob zwangsweise ausgeübt oder freiwillig eingegangen, eine Unterordnung unter die Einflüsse von außen, die der deutschen Presse ihre Eigenheit im weitesten Umfang des Wortes entziehen. Heutigentags kommt noch die durch den Zusammenbruch der Wirtschaft bedingte finanzielle Beengtheit der deutschen Presse dazu, die sie darauf angewiesen sein läßt, entweder überhaupt auf eigene Verbindungen mit auswärts zu verzichten, oder damit fürlieb zu nehmen, was ihr das Ausland in Form von Nachrichtenbüros oder Korrespondenzen zukommen zu lassen beliebt, oder endlich den Versuch zu machen, durch Zusammenschluß Nachrichtendienste zu organisieren, die vielleicht unzureichend und bescheiden, aber wenigstens im deutschen Sinne arbeiten könnten. Besser dieser Notbehelf, als weiter die Abhängigkeit von deutschfeindliche Agenturen, wie Havas in Paris, Reuter in London, um nur die größten und damit verderblichsten zu nennen, die unermeßlichen Schaden angerichtet und die Weltfremdheit des deutschen Volkes in allen Fragen der Außenpolitik auf dem Gewissen haben.

Wenn wir Herr unserer Außenpolitik werden wollen, wenn wir das Verlangen stellen, daß uns die Welt so sieht, wie wir gesehen sein wollen, und uns so beurteilt, wie wir es wünschen, dann muß die Verknüpfung des künftigen deutschen Nachrichtendienstes mit dem Ausland auf das äußerlich technische beschränkt bleiben. Es müssen Vorkehrungen dagegen getroffen werden, daß aus einer verkehrstechnischen und finanziellen Erleichterung Bedingtheiten geschaffen werden, die auf Geist und Inhalt des verbreiteten Materials in einer den deutschen Belangen abträglichen Art zurückwirken.

Es ist bekannt, daß sich die großen Nachrichtenbüros, abgesehen davon, daß sie den unterschiedlichen Regierungen als ein die Weltmeinung beeinflussendes Sprachrohr dienen, fast oder ganz in Judenhänden befinden, derart, daß sie zu den festesten Stützen für die alljüdische Kapitals- und Geistesherrschaft gehören. Alle dieser Herrschaft unterstellten Wirtschaftskonzerne werden von diesen großen Agenturen publizistisch kontrolliert und hängen von ihrer Stimmungsmache mit ihren Für und Wider ab. Kein Wunder, daß über diese Kombinationen die Vertrustung auch in das Zeitungswesen gedrungen ist und in den letzten Jahren die schwerwiegendsten Erscheinungen gezeitigt hat. Gesinnungslosigkeit, vollkommene Internationalität, Förderung der sich Verkaufenden, Vernichtung durch Aufsaugung oder Unterbietung der Widerstrebenden ist die Folge der Aufnahme des Pressewesens in die Konzentrationspolitik der Weltwirtschaft. Die deutsche Presse, die auf diesen Ehrentitel in Hinkunft Anspruch machen will, muß zu dem Grundsatz zurückfinden, zunächst klein und bescheiden, aber rein und unabhängig ihren Weg zu beginnen. Solange der Deutsche als

Helot der sogenannten Menschheitskultur gilt, würde er dank seiner materiellen und geistigen Abschlachtung ohnehin nur die Rolle des Paria im Rate der publizistischen Weltmächte spielen; darum ist es besser, er hält sich fern und beginnt allein aus eigener Kraft den Bau eines deutschen Nachrichtenwesens. Starke, bisher ganz unausgenützte Kräfte des Auslandsdeutschtums könnten hier unschwer herangezogen werden. Gerade das Auslandsdeutschtum, das am schwersten unter den Mängeln eines verläßlichen deutschen Nachrichtenwesens gelitten hat und nach Verlust des Krieges erst recht in der Luft hängt, würde, was die inneren geistigen Bindungen an die Heimat anlangt, sicherlich mit Freuden seine Pflicht erkennen, hier ratend und helfend zu aller Nutz und Frommen einzugreifen.

Eine Eigenart zeichnet die deutsche Presse im allgemeinen aus, obwohl auch hier die Entwicklung zum Mechanismus nachteilig eingegriffen hat, das ist die enge Verbindung, die sie mit ihrem Leserkreis unterhält, ausgedrückt durch den im festen Bezugsverhältnis stehenden Stamm der Abnehmer und dem entsprechend durch eine politisch viel gefestigtere Überzeugung des einzelnen Lesers. Die Boulevardpresse hat nur in den Großstädten an Boden gewonnen; sensationell und unmoralisch zugleich, findet sie aber zu den konservativeren Schichten des deutschen Volkes nur wenig Eingang. Sie ist echtes Judengewächs und zieht ihre Hauptkräfte noch immer aus dem Sumpfboden der Revolution. Mit der Austrocknung dieses Sumpfes werden auch ihr wieder die Lebensbedingungen im notwendigen Ausmaß beschnitten werden.

Aus dem Treuverhältnis, das zwischen der rechten deutschen Presse und ihren Lesern besteht, erwachsen beiden Teilen mannigfache Aufgaben und Verpflichtungen. Die Beständigkeit in der Beeinflussung des Lesers gewährleistet für diesen eine erzieherische Wirkung von größter Bedeutung. Am Tage des Umsturzes konnten Dummköpfe, von Geschäftemachern vorgeschoben, schreien, das deutsche Volk habe sich endlich die Freiheit im Zeichen der Republik erkämpft. Die nachfolgenden Wahlen zur Weimarer Nationalversammlung zeigten, daß das deutsche Volk gar nicht daran dachte, die Republik als Geschenk einer gütigen alljüdischen Vorsehung auf den Knien dankend entgegenzunehmen. Große Parteien stellten auch hinfort den Kaisergedanken an die Spitze ihrer Programme. Das war ein Erfolg der artbewußten deutschen Presse, ihren denkenden Anhang vor dem Sturz in die Gesinnungslosigkeit bewahrt zu haben. Wo solcher Erziehungserfolg im nationalen Denken und Handeln im Großen und Grundlegenden sich gezeigt hat, wird es auch im Kleinen keine Not haben. Und doch wird sich die wahrhaft deutsche Presse immer vor Augen halten müssen, daß ständige Warnung vor den Schlichen und Anreizen der alljüdischen Presse nicht abreißen darf. Sie muß der Verführung durch die Gegenseite ohne Unterlaß mit der scharfen Aufzeigung alles dessen entgegentreten, was den Deutschen die Welt des völkischen Gedankens ausmachen soll. Das kann nur durch treue unermüdliche Anstrengung geschehen, dem Wettbewerb im großen die Spitze zu bieten. Deshalb ist es Pflicht jedes völkisch fühlenden Menschen, ob Mann, ob Frau, der die Feder zu meistern weiß, seiner Presse sich zur Verfügung zu stellen; die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst, das deutsche Schrifttum, kurz alle Auswirkungen des deutschen Geisteslebens dürfen sich nur in der deutschen Presse widerspiegeln. Die Aussicht auf höheren Gewinn, auf schnelles Bekanntwerden darf nie einen Anreiz bilden, bei der Judenpresse in Wahrheit doch nur als Geduldeter oder für alljüdische Zwecke Ausgenützter oder Vorgeschobener unterzukriechen. Hier feste Grundsätze

und unzerreißbare Verbindungen zu schaffen, ist die gegenseitige Aufgabe zwischen der deutschen Presse und der deutschen Intelligenz. Würde hier unerbittlich folgerichtig gehandelt, würde die alljüdische Presse bald in ihrer nackten Unfruchtbarkeit dastehen und an Einfluß verlieren, weil der Nichtjude rein und ausschließlich jüdische Geisteskost einfach nicht verträgt; nur die Mischung und die geschickte Verhüllung hielt ihn bisher im Bann des alljüdischen Schrifttums.

Über die Arbeit im großen darf die kleine Arbeit nicht vergessen werden. Die Not der Presse, die mit dem Umsturz einsetzte, hat unter den Zeitungen furchtbar aufgeräumt. Ihr Sterben erstreckte sich besonders auf die Provinz, wo die Widerstandfähigkeit der kleinen, dafür gesinnungstreuen und verläßlichen Presse bald gebrochen war. Es erhebt sich die Gefahr, daß in diese Lücken die Judenpresse der großen Städte einzieht und ihren Schmutz nun auch in die Kleinstadt und auf das Land hinausträgt. Auch diesem Übel kann vorläufig nur durch das Mittel des Zusammenschlusses und der gruppenweisen Herausgabe von Zeitungen gesteuert werden. Deutschlands Rettung muß und wird vom Lande kommen. Das Land vor geistiger Verseuchung in dieser entscheidenden Zeit zu bewahren, ist ein dringendes Gebot völkischer Pflichterfüllung.

Noch ein Wort an die Männer und zu ihren Gunsten, denen das hohe Gut der völkischen Presse in die Hand gegeben ist. Sie sollen bei jedem Satz, den sie denken, bei jedem Wort, das sie schreiben, sich dessen bewußt sein, Führer und Lehrer des Volkes zu sein. Es genügt nicht allein, hohe und schöne Gedanken niederzuschreiben, es gilt auch ihnen nachzuleben und so als Beispiel und Ansporn zu wirken. Sonst werden aus den Führern nur zu leicht Verführer, und die Phrase tritt an die Stelle der wirkenden Tat. Umgekehrt soll die Leserschaft den Männern der Feder mit Achtung und Dankbarkeit begegnen. Sie soll den einzelnen makellosen Charakter nicht die noch immer herrschende Unausgeglichenheit eines ganzen Standes und die Anrüchigkeit entgelten lassen, die der jüdische Schmock in ihm verbreitet. Das Wort Zeitungsschreiber darf nicht mehr einen Anflug von Herabsetzung enthalten, sondern muß ein Ehrentitel werden; das kann aber nur geschehen, wenn er von Deutschen für Deutsche verliehen wird. Wieder tritt hier eine gegenseitige Aufgabe für die Zeitung und ihren Leser auf, die im Einvernehmen und mit Ernst aufgegriffen eine schnelle und befriedigende, ja eine für das Allgemeinwohl notwendige Lösung bringen wird.

Das Wort des römischen Dichters, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wirken kann, gilt auch von dem Verhältnis von Volk und Presse. Nur in einem gesunden Staat als Träger eines reinen Volksgedankens kann eine gesunde, eine deutsch fühlende und denkende Presse ihre Statt haben. Der in der Wilhelminischen Ära beginnende Krankheitsprozeß zeigte sein deutliches Abbild in dem Aufstieg der undeutschen Presse. Damals begann das Berliner Tagblatt im Ausland als der alleinige Vertreter des deutschen politischen Willens zu gelten, und der Simplizissimus übernahm in Bild und Vers die Vermittlung deutscher „Kulturäußerungen". Die Gefolgschaft dieser Organe hat dann unermüdlich gearbeitet, bis die geistige Aushöhlung des deutschen Volkes den Zusammenbruch des äußeren Seins brachte. Seitdem sind die roten Fahnen allüberall aufgezogen. Das Alljudentum hat seinen Einzug gehalten unter Vorantritt des alles begeifernden, alles zersetzenden, alles herabwürdigenden Preßhebräers. Er ist das erste Ziel, das erste Opfer, das fallen muß, wenn der Tag der Deutschen anbricht. Die deutsche Presse aber muß sich bereithalten und dazu helfen.

Ein Jahr Faszistenregierung in Italien.

Von Adolf Dresler.

Ein Jahr ist der Faszismus in Italien an der Herrschaft, und es verlohnt sich wohl, einen Rückblick auf das zu werfen, was er in dieser Zeit für sein Land erreicht hat. Denn er hat nicht nur innenpolitisch in grundlegender Weise Italien umgestaltet, sondern er hat ihm auch außenpolitisch neue Wege gewiesen.

Hervorgegangen ist die faszistische Bewegung aus Vereinigungen von Frontkämpfern, welche das Erlebnis des Krieges zum Nutzen ihrer Nation auswerten und dieser unter den „Siegerstaaten" denjenigen Platz verschaffen wollten, der ihr nach ihrer Ansicht gebührt. Zugleich galt es, die Gefahr des internationalen Marxismus, welche in Italien nach Beendigung des Krieges durch die lebhafte Werbetätigkeit der Moskauer Bolschewisten in bedrohlicher Weise angewachsen war, zu bekämpfen. Die alten Frontkämpfer — einige ihrer Verbände bestehen heute noch selbständig weiter, besonders die „Arditi" — wußten, daß man einen Feind nicht auf dem Papier oder in Redeschlachten, sondern nur mit der Waffe in der Hand bekämpfen kann. Sie gingen mit schärfster Gewalt gegen den Terror der Marxisten vor, unterbanden die überall ausbrechenden Streiks und „eroberten" mit ihren Scharen Städte und ganze Provinzen, zunächst in Norditalien. Die liberale Regierung in Rom setzte dem Faszismus keinen Widerstand entgegen, denn sie war eigentlich froh über die ihr so unerwartet geleistete Hilfe gegen die „rote Flut". Aber die Faszisten waren keine Freunde des Liberalismus und seines parlamentarischen Systems. Und als sich die römische Regierung durch die wachsende faszistische Macht bedroht fühlte und gegen sie vorgehen wollte, da erfolgte im Oktober vorigen Jahres der „Marsch auf Rom", welcher den Sturz des Kabinetts de Facta und die Berufung Mussolinis zum Ministerpräsidenten durch den König herbeiführte. An und für sich ist der Faszismus nicht monarchisch eingestellt, sondern er zählt Monarchisten und Republikaner in seinen Reihen, aber seine Führer und besonders Mussolini selbst haben bisher stets die Frage der Staatsform hinter derjenigen nach dem Wohl des Landes zurückzustellen gewußt und die bei mehreren Gelegenheiten hervortretenden Streitigkeiten beigelegt. Der König ist klug genug, Mussolini gewähren zu lassen.

Bevor die Faszisten die Staatsgewalt in Händen hatten, kämpften sie mit äußerster Erbitterung gegen die Marxisten. Tote gab es auf beiden Seiten zu Hunderten, — das „Popolo d'Italia" hat die Zahl der gefallenen Faszisten mit 3000 angegeben — und man hat sich gegenseitig in Streitschriften die begangenen Gewalttaten vorgehalten. Noch heute ist an vielen Fabriken, Gaswerken oder anderen wichtigen Gebäuden der Tag der Besetzung durch die Faszisten angeschrieben zu sehen, daneben das Rutenbündel mit dem Liktorenbeil und Inschriften wie „Quis contra nos?", oder das doppelte V, welches Evviva gleich „Es lebe hoch!" der Faszismus bedeutet. Nachdem Mussolini die Regierung angetreten hatte, war der Marxismus kein ernster Gegner mehr, denn zu seiner Bekämpfung standen jetzt alle Mittel der staatlichen Verwaltung zur Verfügung, und sie wurden gegen die „Feinde des neuen Italiens" auch rücksichtslos angewandt. Zunächst haben die Sozialisten und Kommunisten in Italien für längere Zeit ausgespielt.

Ein zweiter Gegner des Faszismus waren die Liberalen und Demokraten mit ihrem Ideal einer parlamentarischen Volksvertretung. Die Faszisten nahmen an Wahlen wohl teil, — sie gingen dabei eine Verbindung mit anderen nationalen Gruppen im „nationalen Block" ein — aber sie benutzten die Wahlen nur, um zur Macht zu gelangen. Vielfach haben sie ihre Wahlgegner terrorisiert. In einer ganzen Anzahl von Orten haben sie ferner aus eigener Machtvollkommenheit die sozialistischen Bürgermeister ab- und faszistische eingesetzt. Was die Faszisten vom Parlamentarismus halten, zeigten sie durch die Androhung der Besetzung des Parlamentsgebäudes und der Auflösung der Kammer, am 12. November 1922 und dann wieder im Juni dieses Jahres als die Annahme ihres Wahlreformvorschlages zweifelhaft war. Seinem soldatischen Geiste und seiner Einstellung auf unbedingten Gehorsam gegenüber dem Führer nach (il Duce, was in diesem Falle aus Achtung für Mussolini groß geschrieben wird, — die Übersetzung durch Herzog ist falsch, denn der Herzog heißt duca) sind die Faszisten Gegner von Parlamentsreden und Mehrheitsbeschlüssen. Der Aufbau ihrer Partei ist ein hierarchischer. Ihre führende Monatsschrift trägt auch den Titel „Die Hierarchie" („La gerarchia"). Solange die Faszisten den Parlamentarismus als ihr Werkzeug gebrauchen können, werden sie das tun. Sobald er ihnen jedoch hinderlich wird, werden sie ihn beseitigen. Im August d. Js. war nach dem „Popolo d'Italia" die Verwaltung von 1556 Gemeinden vollständig in den Händen von Faszisten und in 1785 weiteren waren sie mehr oder minder stark vertreten. Von ihrem neuen Wahlgesetz — der Zeitpunkt der Wahlen steht noch nicht fest — erhoffen die Faszisten eine unbedingte Mehrheit im Parlament. Ganz Italien bildet nunmehr einen einzigen Wahlkreis, und diejenige Partei, welche 25% aller Stimmen auf sich vereinigen wird, soll 200 Abgeordnete stellen dürfen, während die Minderheitsparteien zusammen sich mit 156 Sitzen begnügen müssen. Daß die Faszisten schon jetzt alle Hebel in Bewegung setzen, um bei den kommenden Wahlen die erforderlichen 25% aller Stimmen zu erhalten, ist selbstverständlich.

Gleichzeitig mit dem Liberalismus bekämpften die Faszisten auch das Freimaurertum, welches bis dahin in Italien eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Allein in Sizilien gibt es 125 Logen, und die Freimaurerei zählte bis in die höchsten Staatsstellen hinauf Anhänger. Der Große Rat der Faszisten ordnete an, daß kein Faszist mehr Freimaurer sein dürfe. Dadurch erfolgte ein massenhafter Austritt aus den Logen. Der Ordensgroßmeister, welcher Mussolini zu seinem Regierungsantritt beglückwünscht hatte, trat zurück. Alle Versuche der Freimaurer, mit dem Faszismus wieder in ein leidliches Verhältnis zu treten, scheiterten an dessen Unnachgiebigkeit gegenüber der internationalen Einstellung der Freimaurerei. Bei der Feier des diesjährigen 20. September ließen zwar die Freimaurer überall im Lande große Plakate ankleben, auf denen sie ihre nationale Zuverlässigkeit beteuerten und zur Beteiligung an den Festlichkeiten aufforderten, aber ihr Einfluß ist seit dem Freimaurererlaß der Faszisten in ganz erheblichem Maße gesunken.

Gegen den republikanischen Gedanken als solchen nimmt der Faszismus nicht Stellung — Mazzini und Garibaldi gelten nach wie vor als Vorkämpfer der nationalen Freiheit —, wohl aber gegen die republikanische Partei, welcher eine schwächliche Haltung in allen wichtigen vaterländischen Fragen und ein Hinüberschielen nach dem Auslande, besonders nach republikanischen Staaten

vorgeworfen wird. In ähnlicher Weise wendet sich der Faszismus auch nicht gegen den katholischen Glauben, sondern gegen dessen politische Erscheinung in der Popolarpartei, welche unserem Zentrum vergleichbar ist. Diese hatte durch das außergewöhnlich tatkräftige Wirken des sizilianischen Priesters Don Sturzo und durch einen gewissen sozialen Einschlag eine starke Bedeutung erlangt. Das Entstehen dieser Bewegung hat der Schriftsteller Virgilio Brocchi in seinem ausgezeichneten Roman „Die Insel der Glocken" (L'isola sonante, 1920 bei Treves in Mailand erschienen) geschildert, wie er denn überhaupt in diesem und den folgenden Romanen „Die Skandalfabrik" (La Bottega degli scandali), „Auf dem Pferde des Todes reitet die Liebe" (Sul caval della Morte l'Amor cavalca) und „Der Weg zur Hölle" (Il lastrico dell'Inferno) die ganze Entwicklung des Italien der letzten zehn Jahre dargestellt hat. In der „Insel der Glocken" vertritt der Priester Don Rangoni, welcher manche Züge Don Sturzos aufweist, die Ansicht, eine Zeitung für die Popolarpartei zu gründen sei heute wichtiger als eine Kirche zu bauen, er greift in Streiks zugunsten der Streikenden ein und ist in jeder Beziehung ein Vertreter des modernen Klerus. Da die Popolarpartei in erster Linie für Gott und den Papst kämpft und erst in zweiter Linie für das Vaterland zu haben ist, so gab der Faszismus, welcher die Vaterlandsliebe wie einen neuen Glauben predigt, dem alles andere unterzuordnen ist, nach der Brechung der Macht der Marxisten die Losung aus: „Unser Hauptfeind ist nicht mehr der rote Marxismus, sondern die Popolarpartei." Im April 1923 verzichtete Mussolini auf die Mitarbeit der Popolaren in der Regierung, worauf deren 3 Minister zurücktraten. Erbitterte Pressefehden wurden ausgefochten, es kam auch zu Zusammenstößen und zu kirchenfeindlichen Kundgebungen. Diese aber wurden von der Leitung des Faszismus verurteilt, der Kirche wurde der Schutz des Staates zugesichert (z. B. wurde für den ruhigen Verlauf des eucharistischen Kongresses in Udine von faszistischer Seite Sorge getragen), und der Religionsunterricht wurde wieder in die Schulen eingeführt, woraus ihn die Liberalen zu entfernen gewußt hatten. Infolgedessen nahm der Vatikan nicht gegen den Faszismus für die Popolarpartei Stellung, sondern verhielt sich neutral. Daraufhin trat im Juli ds. Js. Don Sturzo, deren Führer, anläßlich des Wahlreformstreites von der Leitung zurück, und der Faszismus siegte auch in diesem Kampfe. Viele Popolaren legten ihre öffentlichen Ämter oder Wahlmandate nieder, andernorts wurde zwischen ihnen und den Faszisten ein Abkommen zwecks gemeinsamen Arbeitens getroffen. Das Ziel der Faszisten ist, die sogen. „Terza Roma", das dritte Rom herbeizuführen, das heißt eine Vereinigung des königlichen und päpstlichen Rom im nationalreligiösen Gedanken.

Eine großartige Arbeit hat der Faszismus durch die Einrichtung faszistischer Gewerkschaften nach dem Muster der sozialistischen geleistet. Dadurch behaupten die Faszisten, die Arbeiter mit dem nationalen Gedanken ausgesöhnt zu haben. Bei den Kämpfen mit den Marxisten sind vielfach Organisationen dieser geschlossen zu den Faszisten übergetreten. Im Anschluß daran haben sich auch andere Berufe faszistisch organisiert wie die Ärzte, die Zollangestellten, die Straßenbahner, auch Künstler und andere. Einen großen Aufschwung hat das faszistische Zeitungswesen genommen. In Italien hat die Zeitung eine weit größere Bedeutung als bei uns, sie schreibt nicht nur über Politik und berichtet, sondern sie macht Politik. Jede größere Stadt und jede Provinz hat heute ihr Faszistenblatt, und auch die politischen Witzblätter sind bereits recht zahlreich,

denn wenige Völker haben soviel Sinn für die Satire„ auch auf politischem Gebiet, wie die Italiener. Dabei sind sie erheblich geistreicher als etwa die Franzosen. Am 11. Oktober ds. Js. hat die Parteileitung als amtliche Parteiblätter anerkannt: 12 Tageszeitungen (für jede Provinz eine), ein 3mal wöchentlich erscheinendes Blatt, 2 zweimal und 44 einmal die Woche herauskommende Blätter, ferner 7 Zeitungen für die faszistische Jugend, 7 Auslandsblätter (eines davon erscheint in Berlin), zwei Kolonialzeitungen und 3 Monatsschriften. Als weitere Leistung des Faszismus ist ein erfolgreicher Kampf gegen die Teuerung zu erwähnen. Alle Läden, Geschäfte und Gaststätten sind von den Faszisten gezwungen worden, feste Preise auszuhängen, was früher nicht üblich war. Feste Tarife und Löhne sind in allen Zweigen des Erwerbslebens eingerichtet worden, so daß eine willkürliche Preissteigerung unterbunden worden ist, denn die Faszisten überwachen ihre Maßnahmen mit größter Strenge. Aus Sparsamkeitsgründen hat allerdings Mussolini eine große Zahl von Staatsbeamten, Lehrern usw. entlassen und dadurch auch einige Unzufriedenheit hervorgerufen. Im großen und ganzen aber kann gesagt werden, daß die faszistische Finanzpolitik erfolgreich ist. Die Steuern sind zwar im Vergleich zu den Friedenszeiten recht hoch, besonders die Luxussteuer; dann gibt es Gasthofsteuern und eine ganze Reihe weiterer, die man bisher nicht kannte, jedoch ist dadurch auch ein ruhiges Geschäftsleben des Landes ermöglicht worden, denn die erhöhten Staatseinkünfte haben zu dem guten Stand der Lire nicht wenig mit beigetragen.

An inneren Zwistigkeiten hat es in der faszistischen Partei nicht gefehlt. Immer jedoch gelang es, diese hinter dem Wohl der Gesamtheit zurücktreten zu lassen, so, als die Gegensätze in der Verfassungsfrage durch den Streit zwischen den Republikanern und Monarchisten im Mai 1923 zu einer Spaltung der Partei zu führen drohten. Weiter gingen die Meinungen stark auseinander, als bei der Beratung der Wahlrechtsreform die Frage aufgeworfen wurde, ob es nicht klüger sei, die faszistische Regierung in eine Koalitionsregierung unter Hinzuziehung anderer Parteien umzuwandeln und ihr so eine breitere Grundlage zu geben. Wie dort gab Mussolini auch hier den Ausschlag, indem er sich allein auf die Unentwegten seiner Partei stützte und deren Wahlreformvorschlag in der Kammer durchsetzte. Eine weitere Krise hat der Faszismus erst soeben durchgemacht, als der Vollzugsausschuß der Partei den Ausschluß Massimo Roccas verfügte, weil dieser Kritik an verschiedenen Maßnahmen der Parteileitung geübt hatte. Mussolini selbst trat für seinen Freund Rocca ein und erklärte, eine sachliche Kritik am Faszismus sei erlaubt. Die Partei stellte sich geschlossen hinter Mussolinis Ansicht, und der Ausschuß der Parteileitung sowie der Große Rat traten zurück.

Zusammengehalten wird die faszistische Partei durch ihren streng militärischen Charakter, welcher unbedingten Gehorsam gegenüber dem Führer verlangt. Auch jetzt noch ist die bewaffnete Macht die Hauptstütze des Faszismus. Die faszistischen Kampforganisationen sind zu einer freiwilligen nationalen Miliz zusammengefaßt worden, deren Zahl im ersten Aufgebot 300 000 und im zweiten 200 000 beträgt. An den Herbstmanövern in der Gegend des Gardasees haben zum erstenmal auch Formationen der Miliz teilgenommen, und die kommandierenden Korpsgenerale haben ihre Zufriedenheit mit deren Leistungen öffentlich ausgesprochen. Einige Legionen der Miliz sind zur Teilnahme an den Kämpfen gegen die Aufständischen nach Libyen geschickt worden. Die Reibungen zwischen dem Heer und der Miliz sind durch die Bestimmung beigelegt

worden, daß sämtliche Führer der Miliz in der Armee einen Führergrad erreicht haben müssen. Im Kriegsfalle soll die Miliz als Heeresreserve verwandt werden, und es wird gesagt, daß sie bei einer Mobilmachung sofort einen Stand von 800 000 Mann werde erreichen können.

Die Einteilung der faszistischen Miliz ist die in Legionen, Kohorten und Manipel, wie denn überhaupt der Faszismus mit Vorliebe auf die Überlieferungen der alten Römer zurückgeht. Das faszistische Abzeichen, Rutenbündel und Liktorenbeil, der römische Gruß, die faszistischen Feldzeichen und anderes mehr sind dem römischen Altertum entnommen. Mit Stolz bekennen sich die Faszisten als Angehörige der lateinischen Rasse, ohne sich dabei allerdings an einen wissenschaftlichen Rassebegriff zu halten, wie ihn etwa Günther in seinem bekannten Buche „Rassenkunde des deutschen Volkes" aufgestellt hat. Für die Italiener bedeutet das Wort Rasse mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller ihrer Landsleute und eine geistige Einstellung, welche als lebensfrohe Heiterkeit und Schönheitssinn mehrfach gekennzeichnet worden ist im Gegensatz zu dem finsteren Ernst der nordischen Völker. Dabei nehmen die Faszisten heute für sich in Anspruch, als die Vertreter der mittelländischen Rasse zu gelten, als deren Merkmale sie auch den griechischen Geist der Antike angeben, der in der Gegenwart mehr in Italien als in Griechenland selbst zu Hause sei. Zugleich liegt in diesem Anspruch aber auch schon der Wunsch nach politischer Herrschaft im Mittelmeer und einer Ausbreitung des italienischen Einflusses an dessen Küsten. Zu dieser Berufung auf das alte Römerreich kommt dann noch die Erinnerung an die Glanzzeit der mittelalterlichen Macht Venedigs hinzu, welche sich über die Ostküste der Adria nach Südgriechenland, Cypern und selbst bis Konstantinopel erstreckt hat. Dem Wunsche nach Wiedererweckung des alten Römergeistes entspricht es auch, wenn in allen italienischen Schulen der Unterricht im Lateinischen auf Kosten des naturwissenschaftlichen Unterrichtes ganz erheblich bevorzugt wird. Die Ausarbeitung einer großzügigen Schul- und Universitätsreform ist bereits seit einiger Zeit in Angriff genommen worden. Im Gegensatz zum Marxismus, welcher grundsätzlich die Handarbeit höher stellt als die geistige, ist der Faszismus von vornherein für ein verständnisvolles Zusammengehen von Hand- und Kopfarbeit eingetreten. Infolgedessen hat er gleich von Beginn an große Teile der italienischen Intelligenz auf seine Seite zu ziehen gewußt. Freilich hat der Faszismus dabei durchaus nicht alle alten Vorurteile, Umständlichkeiten und den Bürokratismus der früheren Zeit mit übernommen, sondern er hat eine große Reinigung vollzogen und nur das der Beachtung für wert gefunden, was gesund und lebensfähig ist und Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Nicht nur politisch und wirtschaftlich will der Faszismus eine neue Epoche im Leben seines Vaterlandes bedeuten, sondern auch auf geistigem Gebiete. Infolgedessen hat er sich bewußt daran gemacht, Einfluß auf Kunst und Wissenschaft, Schrifttum und öffentliches Leben zu gewinnen. Künstler, Schriftsteller, Gelehrte und andere Akademiker haben sich ebenso faszistisch organisiert wie die übrigen Berufe. Andererseits aber legt der Faszismus auch wieder großen Wert auf die Leibespflege. Der Sport wird in jeder Weise gefördert, und nicht nur das Publikum und die Zeitungen nehmen regsten Anteil an größeren Sportereignissen, sondern auch Mussolini selbst hat des öfteren erfolgreiche italienische Sportsleute zu ihren Siegen beglückwünscht. Es ist bezeichnend, daß ein Blatt unter der Überschrift „Die Vorkämpfer des neuen Italien" das Bild des italienischen Boxmeisters Erminio Spalla neben demjenigen Mussolinis brachte.

In diesem Jahre ist Mussolini, der Führer und die Seele des Faszismus, 40 Jahre alt geworden. Er ist damit der jüngste leitende Staatsmann Italiens seit mehr als einem Jahrhundert. Am nächsten kommt ihm Cavour, welcher mit 42 Jahren die Regierung seines Staates übernahm. Die ungewöhnliche Tatkraft Mussolinis ist nicht zum wenigsten aus seiner Jugend zu erklären. Und gerade die heranwachsende Jugend Italiens, darunter auch die Schüler von 14, 15 Jahren, verehren in Mussolini einen der ihren. Die Hymne der Faszisten ist der Marsch „Jugend, Jugend" (Giovinezza, Giovinezza). Auch seine große Beweglichkeit ist ein jugendlicher Zug Mussolinis. Dabei ist er jedoch zugleich äußerst vorsichtig und hat besonders bei seinen ersten Versuchen, Italien stärkeren Einfluß in der Außenpolitik zu verschaffen, große Geschicklichkeit bewiesen, wenngleich diese Versuche zunächst noch ohne Erfolg waren. Dafür beschränkte sich dann Mussolini klugerweise auf das wirtschaftliche Gebiet. Der Handelsvertrag mit Frankreich wurde erneuert, ein solcher mit der Ukraine und mit der Tschechei abgeschlossen, weitere wie z. B. einer mit Spanien sind in Vorbereitung. Die zur Hebung des Handels der Häfen von Genua, Neapel, Venedig und Triest getroffenen Maßnahmen sind ebenfalls auf das persönliche Eingreifen Mussolinis zurückzuführen. Über die von dem Ministerpräsidenten täglich geleistete Arbeit bringt das von ihm gegründete „Popolo d'Italia" ständige Berichte unter der Überschrift „Der Tag des Präsidenten". Überhaupt ist Mussolinis Verbindung mit der Presse sehr enge. Recht häufig gewährt er Zeitungsvertretern Unterredungen, und besonders französische Zeitungen haben sich dies zunutze gemacht, indem sie ihm in allen Tonarten zu schmeicheln versuchten. Mussolinis Hinneigen zu Frankreich ist zum Teil auf diese Anteilnahme der französischen Presse an seiner Person zurückzuführen. Das „Popolo d'Italia" veröffentlicht des öfteren Übersetzungen von Aufsätzen ausländischer Zeitungen über Mussolini und den Faszismus. Im Lande selbst ist sein Bild überall zu finden, die politischen Witzblätter beschäftigen sich mit Vorliebe mit ihm, bei Theateraufführungen und in Varietés wird er in teils ernsthafter, teils scherzhafter Weise auf die Bühne gebracht.

In seiner Partei hält Mussolini aufs strengste Disziplin. Mehrmals hat er ausbrechende Streitigkeiten zu verhindern gewußt und hat ferner für eine gründliche „Reinigung" der Partei von allen unsauberen Elementen, Konjunkturpolitikern, Strebern und dgl. Sorge getragen. Eine Zeitlang veröffentlichte das „Popolo d'Italia" täglich die Namen der aus der Partei Ausgestoßenen. Der häufigste Grund war dabei „unwürdiges Verhalten", oft waren es mehr als hundert Namen in einer Nummer. Eine ganze Reihe faszistischer Ortsgruppen wurde wegen Nichtbefolgung der Anordnungen der Parteiführer ohne Weiteres aufgelöst und eine Neugründung vorgenommen. Seine große Beliebtheit verdankt Mussolini seiner Gewohnheit, alles persönlich anzufassen, und sich selbst für seine Ziele jederzeit einzusetzen. Seine Reisen durch Italien gleichen Triumphzügen, und die Reden, welche er bei so mancher Gelegenheit hält, haben eine hinreißende Wirkung. Infolgedessen kann sich Mussolini aber auch fest auf seine Partei verlassen, wie es erst kürzlich das Zerwürfnis mit dem großen Rate wegen der Kritik Massimo Roccas an den Maßnahmen der Parteileitung gezeigt hat.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Mussolini den Italienern im Auslande. Es sind nicht nur schon zahlreiche Faszistengruppen in der Fremde gegründet worden, z. B. in Paris, London, Berlin, Cairo, sondern Mussolini ist über-

haupt bestrebt, das Auslandsitalienertum in engere Verbindung mit der Heimat zu bringen als bisher. Das ist deshalb nötig, weil Italien für seinen Menschenüberfluß nicht genügend Kolonien zur Verfügung hat. Tripolis ist immer noch nicht ganz erobert, und es würde auch nicht ausreichen, alle auswandernden Italiener mit Land und Lebensmöglichkeiten zu versorgen. Daher hat sich denn Mussolini für den festen Zusammenschluß der recht zahlreichen italienischen Kolonien in Argentinien, Mexiko, Ägypten usw. eingesetzt. Für den ständigen Verkehr dieser Kolonien mit der Heimat ist gesorgt worden, und es sind in ihnen neue italienische Schulen und Zeitungen gegründet worden.

Weiterhin hat sich Mussolini mit dem Los der Staatsbeamten befaßt. Daß er den von der liberalen Regierung übernommenen Beamtenapparat erheblich eingeschränkt hat, wurde schon gesagt. Für die übrigen Beamten aber hat er gerade letzthin in ausreichender Weise gesorgt. Am 12. Oktober hat der Ministerrat den „hierarchischen Aufbau" der Staatsbeamtenschaft genehmigt, die ähnlich wie die Chargen des Heeres in drei Kategorien zu 13 Klassen eingeteilt werden sollen. Ferner wurde die Vorlage über die Gehaltserhöhungen, über eine bessere Regelung der Pensionen, über die Berücksichtigung von Kriegsteilnehmern, -beschädigten und -hinterbliebenen angenommen. Die Faszisten behaupten, einen ganz neuen Staatsgedanken gefaßt und verwirklicht zu haben. Das trifft jedoch nicht ganz zu, denn der Träger dieses Staatsgedankens ist eben Mussolini, auf dessen Person das ganze Gebäude des „faszistischen Staates" ruht. Ohne Zweifel ist er derjenige Staatsmann, der für sein Vaterland seit Cavour das Größte geleistet hat. Das Aufhören des Bürgerkrieges in Italien, die Überwindung der schweren wirtschaftlichen Krise gleich nach Beendigung des Krieges, die Einordnung der Kriegsteilnehmer in das öffentliche Leben des „neuen Italien" an der ihnen gebührenden Stelle, die Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen, die Anbahnung wirtschaftlicher und politischer Beziehungen Italiens zum Auslande und die Stärkung des italienischen Ansehens in der ganzen Welt sind fast ausschließlich das Verdienst Mussolinis.

Sehr viel zur Gewinnung der Sympathie der italienischen Bevölkerung für den Faszismus hat der Umstand beigetragen, daß die Zahl der bisher vorhandenen vaterländischen Feste unter der Faszistenregierung erheblich vermehrt worden ist. So wurde der Tag der Gründung Roms im ganzen Lande mit außerordentlicher Pracht gefeiert, und neben vielen anderen kleineren Festlichkeiten begeht man jetzt prunkvoll den Jahrestag „des Marsches auf Rom". Überall steht dabei Mussolinis Person im Vordergrund des Interesses. Er weiß recht gut, wie sehr das italienische Volk für Feiern und festliche Schauspiele sich begeistert, und wie fördernd die Veranstaltung solcher für das Ansehen seiner Partei und seiner Regierung ist. Eine besondere Note erhalten diese Veranstaltungen noch dadurch, daß an ihnen auch die faszistischen Frauenorganisationen teilnehmen. Man sieht sie geschmückt mit den faszistischen Abzeichen, großen Schärpen in den Farben Italiens und Blumen in Umzügen mitmarschieren, und manche Faszistin hat schon ein Feldzeichen der Kampfgruppen bei der Weihe gehalten.

Soviel über die innere Politik des faszistischen Italien. In letzter Zeit ist Italien nun auch außenpolitisch hervorgetreten. Die ersten Versuche Mussolinis, Einfluß auf die internationale Weltlage zu gewinnen, waren, wie gesagt, nicht erfolgreich gewesen. In Lausanne erreichte er nur die Nennung Italiens neben Endland und Frankreich in den Erklärungen der Konferenz,

aber seine Vorschläge zur Lösung der Reparations- und der Orientfrage fanden kein Gehör. An der folgenden Pariser Konferenz nahm er daraufhin nicht teil, sondern hielt sich längere Zeit hindurch zurück. Inzwischen bekämpften sich in Italien selbst die Strömungen für und gegen Frankreich. Eine größere Anzahl von Zeitungen wandte sich gegen das Vormachtstreben der lateinischen Schwesternation auf dem europäischen Festlande. Die bei der Anwesenheit des englischen Königspaares in Rom sich ergebende Freundschaft Italiens mit England war in der Hauptsache gegen Frankreich gerichtet, dessen Vormarsch ins Ruhrgebiet starkes Mißfallen erregt hatte, da befürchtet wurde, daß Frankreich dabei nur an seinen eigenen Vorteil denke und Italien nicht berücksichtigen werde. Italien war bei dem Ruhrunternehmen nur durch einige Ingenieure vertreten. Erst die jetzt erfolgte Kapitulation Deutschlands hat eine Wiederannäherung Italiens an Frankreich zur Folge gehabt. Mussolini hat zu dem Berichterstatter des „Echo de Paris" gesagt: Frankreich hat an der Ruhr einen unbestreitbaren Sieg und Poincaré einen großen persönlichen Erfolg davongetragen. Ich bin mit diesem Ergebnis sehr zufrieden. Ich habe immer erklärt, daß der Widerstand unnütz war. Deutschland hat kein Heer, es hatte daher weder das Recht, noch die Mittel zum Widerstande. Wenn man nicht stark ist, widersetzt man sich nicht." Italiens Standpunkt ist der, daß Deutschland schuld am Weltkriege ist, daß es diesen verloren hat und daher bezahlen müsse. Einen Nachlaß seiner Forderungen an Deutschland will Italien nur dann gewähren, wenn ihm selbst von seinem Gläubiger, den Vereinigten Staaten von Amerika, ein Teil seiner Schulden erlassen wird. Die Kapitulation Deutschlands wurde von der italienischen Presse mit offensichtlicher Freude aufgenommen, und da Mussolini selbst ein Freund Frankreichs ist, die französischen Blätter ihm auch in sehr geschickter Weise zu schmeicheln wissen, so ist mit einer Entzweiung der beiden lateinischen Nationen fürs erste nicht zu rechnen. Wenigstens äußerte sich in sehr deutschfeindlicher Weise der Mailänder „Ambrosiano" am 24. Oktober. In einem Aufsatze „Nach dem Willen Gottes und nach unserem Wunsche" erinnerte das Blatt daran, daß es bei Ausbruch des Ruhrkonfliktes dazu geraten habe, Italien solle sich am französischen Einmarsch mit einigen lybischen und erytreischen Regimentern zur Unterstützung der farbigen Franzosen beteiligen. (Eine hübsche Gesinnung für ein klerikales Blatt, dessen Richtung etwa der unseres „Bayerischen Kuriers" entspricht.) Dann heißt es weiter „Wenn in Versailles nicht der falsche Demokratengeist eines Wilson den Ton angegeben hätte, so hätte das zentrifugale Bestreben in Deutschland längst einen vollen Erfolg gehabt und dadurch wären die vielfachen Besorgnisse der anderen Völker und die aufreibenden Anstrengungen so mancher Kanzleien vermieden worden. Die Einigkeit Deutschlands mußte und muß (im Text nur mit großen Buchstaben gedruckt!!) noch heute zusammenbrechen. Niemand vermag nachzuweisen, daß eine Fabrik in München oder ein Bergwerk in Essen mehr und bessere Produkte hervorbringt, wenn sie einem einigen Reich angehören, als wenn sie einem unabhängigen bayerischen Königreich oder einer rheinischen Republik unterstehen." Es wird dann weiter ausgeführt, daß Deutschland in viele kleine Staaten zerlegt werden müsse, daß diese aber im Verhältnis zu ihrer Größe und Leistungsfähigkeit die deutschen Reparationszahlungen ausführen müssen. „Uns ist es — wenigstens für den Augenblick — gleichgültig, ob von dem Verschwinden des tausendjährigen Feindes unserer Rasse Frankreich oder Italien den größeren Vorteil hat. Wenn Frankreich auf dem Festlande eine

Vorherrschaft antreten wird, so muß die große Auseinandersetzung zwischen ihm und England stattfinden, bei welcher Italien den Ausschlag geben wird."

Übrigens ist zu beachten, daß sich Italiens Aufmerksamkeit neuerdings von Mitteleuropa ab- und dem nahen Osten zugewandt hat. In dem Streite mit Griechenland, welcher durch die Ermordung der italienischen Grenzfestsetzungskommission bei Janina ausgelöst wurde, hat Italien zum erstenmal das Wort wahr gemacht, daß es in seiner Außenpolitik selbständig vorgehen will. (Italia fará da se). Eine Vermittlung des Völkerbundes wurde von vorneherein abgelehnt, ja Mussolini drohte mit dem Austritt Italiens aus diesem, was seiner Einstellung gegenüber allen internationalen Einrichtungen und Bestrebungen vollkommen entspricht. Der Führer der Liberalen, Salandra, vertrat Mussolinis Standpunkt mit aller Schärfe in Genf. Auch vor Drohungen Englands wich Italien nicht zurück, und mehrere führende Blätter vermochten schon bald zu schreiben, daß Englands Eintreten für den Völkerbund die junge englisch-italienische Freundschaft habe in die Brüche gehen lassen. Italien besetzte Korfu, und dem raschen und entschiedenen Handeln Mussolinis beugte sich sowohl der Botschafterrat als auch der Völkerbund in seiner Entscheidung: Die Forderung von 50 Millionen Lire wurde als gerechtfertigt anerkannt und von Griechenland bezahlt. „Die Festigkeit der Regierung hat Italiens Sache zum Erfolg geführt" überschrieben die italienischen Blätter ihre Leitaufsätze.

Der griechischen Kapitulation folgte die südslawische in der Fiumefrage. Das „neue Italien" ist bestrebt, sich auf dem Balkan festzusetzen, und dabei hat es als Hauptgegner den Staat der vereinigten Serben, Kroaten und Slovenen, auf den es seinen alten Haß gegen Österreich-Ungarn trotz der Bundesgenossenschaft im Weltkriege übertragen hat. Im Londoner Vertrag von 1915 hatte sich Italien Dalmatien ausbedungen als Preis für seinen Eintritt in den Krieg auf seiten der Entente. Die Verträge von Rapallo und S. Margherita aber beschränkten Italiens Landerwerb auf Istrien, die Inseln Cherso und Lussin, die Stadt Zara und die Inselgruppe von Lagosta. Aufgegeben jedoch haben die Italiener ihre Ansprüche auf Dalmatien und Fiume durchaus nicht, wie die Besetzung Fiumes durch d'Annunzio und die neuerliche Ernennung des Generals Giardino zum Statthalter der Stadt bewiesen haben. Dies letzte Ereignis beschwor die Gefahr eines italienisch-südslawischen Krieges herauf — die Italiener hielten große demonstrative Manöver auf dem Karst und im Wippachtale ab —, aber Südslavien „kapitulierte", d. h. es unternahm nichts gegen diese italienische Herausforderung. Nach wie vor bezeichnen die Italiener Fiume als „Fiume d'Italia" und die Adria nennen sie das „venetianische Meer" in Erinnerung an die Beherrschung der Adria durch Venedig im Mittelalter, eine Überlieferung, an welche ja das heutige Italien wieder anknüpft. Italiens Bestreben ist darauf gerichtet, Südslavien vom Meere abzudrängen und selbst einen beherrschenden Einfluß auf dem Balkan zu gewinnen. Dieses Bestreben wird wahrscheinlich in Zukunft Anlaß zu ernsten Verwicklungen geben. —

Schon mehrfach hat man den italienischen Faszismus mit unserem Nationalsozialismus in Vergleich gestellt. In der Tat gibt es zwischen beiden Bewegungen mehrere Berührungspunkte. Gemeinsam ist ihnen ihre Entstehung in einem von der Hauptstadt entfernten Landesteile mit einer starken Feindseligkeit gegen diese und ihre parlamentarische Reichsregierung. Der Faszismus ging von Mailand aus, gewann zunächst in Norditalien an Boden und „eroberte" endlich die Landeshauptstadt Rom. Der Nationalsozialismus entstand im

Süden Deutschlands in München und geriet sehr bald in den schärfsten Gegensatz zur Berliner Regierung, ohne daß jedoch bisher der Parlamentarismus beseitigt werden konnte. Beiden Bewegungen ist ferner gemeinsam ihr militärischer Geist, ihre durch und durch nationale Einstellung, ihr Kampf gegen den internationalen Marxismus und gegen das Freimaurertum sowie die Stellungnahme gegen den Katholizismus, sofern er als politische Partei auftritt, dagegen die Verteidigung des religiösen Glaubens als solchen gegen das Freidenkertum. Faszismus und Nationalsozialismus haben weiter beide kein festes Programm, sondern legen Wert darauf, als eine Bewegung angesehen zu werden, deren Ziel die Beseitigung der Klassengegensätze, die Gewinnung der Arbeiterschaft für den nationalen Gedanken und eine starke Politik im Innern und nach außen ist. Beide sind Anhänger einer Diktatur und bekennen sich zum Führergedanken. Beide Strömungen unterscheiden sich voneinander in ihrer Haltung gegenüber den Juden. Während der Nationalsozialismus grundsätzlich judenfeindlich ist, zählt der Faszismus viele Juden in seinen Reihen. Der faszistische Minister Fiuzi ist Jude, der Jude Ivo Levi war lange Zeit Vorsitzender des Verbandes faszistischer Akademiker. Als er sich einmal über judenfeindliche Äußerungen faszistischer Blätter beschwerte, wies ihn das „Popolo d'Italia" zwar kräftig zurecht, aber im übrigen hat der Faszismus nichts gegen das Judentum unternommen. Der Faszismus hat im ganzen Lande mit Erfolg Gewerkschaften der einzelnen Berufsstände eingerichtet und ist auch zur Bildung von Gruppen faszistischer Frauen geschritten, zwei Dinge, welche der Nationalsozialismus nicht unternommen hat. In gewisser Weise allerdings ließen sich wieder die nationalsozialistischen Sturmtrupps mit der faszistischen Miliz vergleichen, doch ist zu bedenken, daß die Miliz in Italien zu einer staatlichen Einrichtung geworden ist, wie denn überhaupt dem Faszismus nicht im entferntesten so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden wie der deutschen Freiheitsbewegung. Soviel aber ist sicher, daß eine Gesundung unserer Verhältnisse nur dann erfolgen kann, wenn sie auf dem gleichen Wege geschieht wie in Italien: auf dem der Diktatur. Es ist nicht zu leugnen, daß der Faszismus im Innern Italiens Ordnung geschaffen und dem Lande in der internationalen Politik eine geachtetere Stellung als bisher errungen hat. Musterhaft ist dabei die Hintansetzung aller häuslichen Streitigkeiten und die Richtung auf das eine große Ziel: „Das Wohl des Vaterlandes." Es soll zugegeben werden, daß der Faszismus vielfach mit Schlagworten und schönen Gebärden arbeitet, daß er sich oft gewaltsamer Mittel bedient, überblickt man aber die von ihm innerhalb eines Jahres geleistete Arbeit, so muß gesagt werden, daß sie Italien ein bedeutendes Stück weitergebracht hat. Seiner Gesinnung und Einstellung nach kann der Faszismus für uns nur vorbildlich sein, denn er hat uns gezeigt, wie ein Volk durch eine zielbewußte Minderheit — Ende Juli zählte die Faszistenpartei nach Angabe des „Popolo d'Italia" 813000 eingeschriebene Mitglieder — im nationalen Gedanken zusammenzufassen und einem erhabenen Ziele zuzuführen ist. Leider ist es ja so, daß wir Deutschen immer eines Beispieles bedürfen, nach dem wir unser Handeln richten. Handeln wir also nach dem Beispiel, das uns der Faszismus gegeben hat, um Deutschland wieder die Freiheit zu erkämpfen!

Grundlinien vaterländischer Arbeitnehmerpolitik.

Von Dr. Erich Schmidt.

Es ist verwunderlich, daß in Deutschland nicht mehrfach die Frage aufgeworfen wird, warum eigentlich trotz aller unverkennbaren Arbeit von nationaler Seite noch immer so breite Arbeitnehmermassen unter dem Bann des Marxismus stehen. Gewiß ist hier und dort manches erreicht worden. Gewiß ist es eine Lüge, wenn die „Vereinigte" Sozialdemokratie oder die Kommunistische Partei Deutschlands oder irgend welche Gewerkschaftsrichtung des Klassenkampfes von sich behaupten, sie seien die Arbeitnehmerschaft und sich anmaßen, im Namen der Arbeiter- oder Angestelltenschaft Forderungen zu erheben. Man muß nur in den nationalen Parteien und Verbänden, oder noch besser für die berufliche Interessenvertretung, in den gerade jetzt rasch wachsenden vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen des Nationalverbandes Deutscher Berufsverbände sich umsehen, um diese Lüge entlarvt zu finden. Aber doch: völlig gebrochen ist die Macht der marxistisch-internationalen Arbeitnehmergewerkschaften und Parteien noch nicht. Zwar geht die VSPD. mit ihren „freien" Gewerkschaften den Begräbnisgang, aber auf der andern Seite ist ein Anwachsen des linken kommunistischen Flügels leider eine Tatsache.

Wenn zu Eingang die Frage berührt wurde, worauf diese Verhältnisse beruhen, dann ist hiermit gleichzeitig die Schicksalsfrage des deutschen Volkes gestellt. Denn, wer wollte leugnen, daß der Tag unserer vaterländischen Befreiung von den Sklavenketten unserer Feinde in greifbare Nähe gerückt ist, sobald nur erst alle wirklich deutschen Berufsstände sich auf nationaler Grundlage gefunden haben! Wer empfindet nicht auch, daß wir als ein Volk von mehr als 60 Millionen uns einfach nicht mehr knechten lassen müssen, wenn erst in wahrhafter Einheitsfront eine tatsächliche Abwehrpolitik auch den letzten Willen in Deutschland anspannt? Niemals hätte der Ruhrkampf ein derartig trauriges Ende nehmen können, wenn nicht die „nationale Einheitsfront", an der anfänglich fast alles sich berauschte, in Wirklichkeit ein trauriges Kompromiß mit den widernationalen Kräften des marxistischen Klassenkampfes gewesen wäre. Dann allerdings wäre der Ruhrkampf auch in anderer Form geführt worden!

Es verlohnt sich demgemäß der gestellten Frage nachzugehen. Es verlohnt um so mehr, als aus ihrer Beantwortung auch die Lösung des Themas sich ergeben muß. Warum also ist der Bann des Marxismus trotz alles bitteren Anschauungsunterrichtes noch nicht vollends gebrochen? Warum?

Eine einheitliche Antwort auf diese Frage kann es nicht geben. Unverkennbar wirken hier mehrere Faktoren mit. Zwei müssen es aber in erster Linie sein, und zwar einmal die persönlichen täglichen Erlebnisse des einzelnen Arbeitnehmers in seinem Beruf, an seiner Arbeitsstätte und zum zweiten die Erfahrungen, die der einzelne Arbeitnehmer bei dem Versuch politischer Betätigung machen muß. Dem gegenüber steht ein Drittes; und das ist die geschickte Ausnützung dieser auf das Gefühls- und

Empfindungsleben des Arbeitnehmers einwirkenden Momente durch die Hetzer des Klassenkampfes, verbunden mit dem Aufgehen der Saat jahrzehntelanger marxistischer Wühlarbeit.

Mancher mag den Kopf schütteln über solche Beantwortung unserer Frage. Und doch ist es so. Man halte sich nur ein einziges Beispiel vor Augen, das hundert-, ja tausend- und zehntausendmal in der Praxis vorkommt. Der Arbeiter ist in einer nationalen Werbeversammlung zu der Erkenntnis des vaterländischen Weges gekommen. Am nächsten Tag schon aber handelt es sich in seiner Fabrik um Aufbesserung der Löhne. Der Arbeitgeber verweigert sie, fällt aber um und gibt nach, sobald erst ein kommunistischer Betriebsrat oder irgend ein Gewerkschaftskönig unter Streikandrohung nochmals die Forderung erhebt. Was wird die Folge sein? Alle nationale Aufklärungsarbeit war vergebens, der Geist des Marxismus ist „Sieger" geblieben. Und wer hat dem Marxismus zum Siege verholfen? Niemand anders als der Arbeitgeber, der vielleicht auf der anderen Seite wirklich finanzielle Opfer für nationale Aufklärungsarbeit bringt. Ziehen wir hieraus den Schluß zur ersten Teilbeantwortung unserer Frage, dann lautet die Antwort: die meisten Arbeitgeber haben vergessen, daß auf ihnen die Verantwortung für die geistige Einstellung ihrer Belegschaft ruht; sie haben vergessen, daß ihre Einstellung zur Lohn- und Gehaltspolitik ebenfalls marxistisch sein kann, und daß sie die besten Gegenspieler und Förderer der vaterländischen Organisationen sind, wenn sie die Notlage der Arbeitnehmer in kurzsichtiger Profitgier auszunutzen trachten. Mit anderen Worten: man hat auf Arbeitgeberseite oft gänzlich vergessen, daß jede arbeitsrechtliche Handlung hundertmal mehr bestimmend auf die geistige Einstellung der Arbeitnehmer wirkt, als gute vaterländische Aufklärung und nationale Überlegung. Man hat vor allem vergessen, danach zu handeln! Nicht auf die Höhe der Löhne und Gehälter kommt es an, sondern auf das persönliche Vorbild des Arbeitgebers, auf seine persönliche Einstellung, sagen wir: auf seine persönlichen Führereigenschaften in dem harten Kampfe des täglichen Lebens und nicht auf der Bühne „parlamentarischer" Tätigkeit.

Die Richtigkeit dieser Tatsache läßt sich selbst bei unserer Angestelltenschaft erweisen. Zwar läßt hier sicher öfters klare Verstandesüberlegung persönlich erfahrene Widerwärtigkeiten überwinden. Aber häufen sich diese persönlichen Widerwärtigkeiten des täglichen Berufslebens zur ununterbrochenen Kette, kommt hierzu noch bittere Not und wirkliche Sorge um die Familie, dann gewinnt das marxistische Gift nur allzu oft auch hier schleichend an Boden. Nochmals sei betont, — um nicht mißverstanden zu werden — daß Not tragbar ist und auch ertragen wird. Das haben die ersten Kriegsjahre erwiesen! Aber die Kriegsjahre haben auch gezeigt, daß Not nur solange eine nationale Lehrmeisterin ist und vaterländisch das Letzte zu ihrer Überwindung einsetzen läßt, wenn sie von allen getragen wird. So aber ist es auch in der Praxis des arbeitsrechtlichen Lebens der einzelnen Betriebe. Weiß auch der letzte Arbeiter, daß die Werksleitung gemeinsam mit der Belegschaft auch zur Sicherung seines Daseins die Depression zu überwinden trachtet, dann wird keine Not den nationalen Geist zu zerstören vermögen, da dann für den

Arbeitnehmer das Mittragen aller Berufsstände an gemeinsamer Not sichtbar geworden ist.

Hiermit ist dargelegt, daß als erstes zur Beantwortung unserer Frage auf das Verhalten der Arbeitgeber hingewiesen werden muß. Deshalb wird der Arbeitgeber in den Grundlinien einer nationalen Arbeitnehmerpolitik nicht fehlen dürfen, was schon daraus verständlich wird, daß der Arbeitgeber der ständige Vertragskontrahent des Arbeitnehmers ist, und daß ohne den ehrlichen Verständigungswillen auf beiden Seiten eine Verständigung überhaupt nicht möglich ist. Umgekehrt ist auch da, wo auf Arbeitgeberseite der Verständigungswille ehrlich vorhanden ist und zur Auswirkung gelangt, in der Praxis die Verständigung fast immer erzielt worden.

Ist eben in der Stellungnahme der Arbeitgeber, die sich durch das Vertragsverhältnis der Arbeitgeber mit marxistischen Organisationen des Klassenkampfes in der „Zentralarbeitsgemeinschaft" am besten kennzeichnen läßt, eine der Ursachen genannt, weshalb der Bann des Marxismus noch nicht gebrochen ist, so muß nunmehr auf die politischen Parteien, so weit sie selbst als nationale Parteien angesprochen sein wollen, hingewiesen werden. Schon oben war gesagt, daß die Erfahrungen, die der Arbeitnehmer mit diesen Parteien macht, sehr oft zu Stützen des Marxismus werden. Diese Erfahrungen sind mehrfacher Natur: einmal haben es die nationalen Parteien nicht verstanden, der auf ihrem Boden stehenden Arbeiterschaft das innere Zugehörigkeitsgefühl zu den offiziellen Parteileitungen zu geben. Der Arbeiter vermag sich in den nationalen Parteien nur schwer wie zu Hause zu fühlen, nämlich nur dort, wo die örtliche Parteileitung das notwendige Geschick besitzt, eine wirkliche Volkspartei zu sein. Weiterhin aber — und das fällt noch schwerer ins Gewicht — scheinen die nationalen Parteien immer noch nicht begriffen zu haben, daß es auch notwendig ist, die Arbeitnehmermitglieder tatsächlich politisch zu vertreten. Hunderte von traurigen Beispielen dieser Art können aufgeführt werden, da vom Reichstag angefangen bis hinab zu den kleinsten Gemeindeparlamenten die nationalen Parteien ihre nationalen Arbeitnehmermitglieder noch nicht einmal vor dem Terror der roten Genossen zu schützen wußten oder gar nicht den Versuch hierzu machten. Was soll man dazu sagen, wenn z. B. Arbeitnehmer ihrer nationalen Einstellung wegen durch den roten Betriebsrat eines kommunalen Betriebes herausgedrängt, auf die Straße gesetzt werden und nachher findet der Arbeitnehmer bei der Gemeindefraktion seiner eigenen nationalen Partei keine Deckung! Derartige Beispiele sind nicht nur theoretisch ausgesucht, sondern lassen sich aus der Praxis mit Namensnennung dieser „nationalen Parlamentarier" leider nur zu häufig aufzählen. Jedoch das hervorstechendste Beispiel bietet die Vorenthaltung verfassungsgemäßer Rechte gegenüber den Organisationen des Nationalverbandes Deutscher Berufsverbände durch den Reichsarbeitsminister Dr. Brauns selbst unter der Kanzlerschaft Dr. Stresemanns, zu dessen eigener Partei viele Mitglieder dieser Organisationen zählten. Heute werden vermutlich die Mitglieder des Nationalverbandes Deutscher Berufsverbände, soweit sie einmal in den Reihen der DVP. gestanden haben, aus der verfassungswidrigen Unterdrückung unter einem Kanzler ihrer eigenen Partei die notwendige Folgerung gezogen und dieser Partei den Rücken gekehrt haben. Denn, wie

will es eine solche „nationale" Partei verantworten, auch nur einen einzigen nationalen Arbeiter oder Angestellten als Mitglied zu haben?

In Verbindung mit diesem Verhalten der nationalen Parteien, wovon leider nur einzelne führende Persönlichkeiten eine Ausnahme machen, steht die meist kurzsichtige Einstellung der nationalen Presse. Die jüdischen Blätter der marxistischen Parteien bringen stets eine Rubrik „Gewerkschaftsbewegung", sie verzeichnen jede Lohnverbesserung großer Tarifverträge und verstehen es damit, sich den Anschein zu geben, daß sie Arbeitnehmerinteressen vertreten, während sie doch nur die Arbeitnehmerschaft für die dunklen Zwecke der hinter ihnen stehenden Geldgeber einfangen wollen. Auch hier gibt es nur wenig nationale Tageszeitungen, die die Tragweite dieser Zusammenhänge überhaupt begriffen haben, und noch seltener findet man nationale Blätter, die aus der Erkenntnis der Tragweite die praktische Schlußfolgerung ziehen. Wenn deshalb diese Teilantwort auf unsere Frage kurz zusammengefaßt werden soll, so muß gesagt werden, daß die nationalen Parteien bis heute weder die Psychologie des Arbeitnehmers und noch viel weniger die Bedeutung und Zusammenhänge der Arbeitnehmerbewegung voll erkannt haben.

Hiermit in Zusammenhang steht eine Tatsache, die vor Klärung der Grundlinien nationaler Arbeitnehmerpolitik kurz besprochen werden muß. Es handelt sich um die arbeitsrechtliche Gesetzgebung. Nur viel zu wenig wird beachtet, daß die arbeitsrechtliche Gesetzgebung nach dem Kriege durch die Gleichgültigkeit der bürgerlichen Parteien und durch die Tatsache, daß in den bürgerlichen Parteien die stark mit den „roten Gewerkschaften" zusammengehenden „christlichen Gewerkschaften" als „sozialpolitische" Ratgeber fungieren, fast völlig ins marxistische Fahrwasser gekommen ist. Doch, hiermit noch nicht genug! Schon die Demobilmachungsverordnungen der Volksbeauftragten gingen ganz darauf aus, die Gewerkschaften zum Vormund der Arbeitnehmer zu machen, indem sie als die gesetzlichen Vertreter der Arbeitnehmerschaft „anerkannt" wurden, wozu die Arbeitgeberschaft durch die Abschließung der „Zentralarbeitsgemeinschaft" mit den Gewerkschaftsorganisationen des Klassenkampfes noch die Hand gereicht hat (vgl. meine Schrift „Klassenkampf oder Volksgemeinschaft", besonders S. 49 ff., Verlag Ernst Letsch, Hannover).

Aus der bisherigen Betrachtung ergeben sich für unser Thema drei Hauptpunkte: 1. jede vaterländische Arbeitnehmerpolitik muß ihren Schwerpunkt in die Einzelzellen der Wirtschaft, d. h. in die einzelnen Betriebe hineinverlegen, 2. daneben ist dem politischen Leben in den nationalen Parteien die größte Aufmerksamkeit zu schenken, indem Vorsorge getroffen werden muß, daß die nationalen Parteien im Rahmen volkswirtschaftlicher Notwendigkeiten und in dem Geist wahrer Volksgemeinschaft Arbeitnehmerbelange vertreten und für die Sorgen und Nöte der Arbeitnehmerschaft das gleiche Verständnis haben, wie für die Belange der wirtschaftlich Selbständigen. Hieraus ergibt sich 3. daß durch die vaterländischen Volkskreise ein Aufbau der arbeitsrechtlichen Gesetzgebung herbeigeführt werden muß, der nicht nur Arbeitnehmer und Arbeitgeber als gleichbe-

rechtigte Verhandlungsteilnehmer einander gegenübergestellt, sondern beide Vertragsparteien auf den vaterländischen Boden der offenen und ehrlichen Verständigung stellt. Prüfen wir nunmehr im einzelnen die Punkte, die zur Erfüllung dieser Forderungen maßgebend sind.

Mit dem ersten der aufgestellten Grundsätze ist die Kernfrage der gesamten Arbeitnehmerpolitik angeschnitten. Sie läßt sich in die Worte kleiden, daß heute die Entscheidung darüber fallen muß, ob die marxistische Gewerkschaftspolitik, d. h. die Zusammenfassung in dem falschen Begriff der Klasse, oder eine vaterländische Politik, fußend auf den einzelnen Betrieben der Wirtschaft, für die Zukunft die Oberhand behalten soll. An dieser Frage muß es sich entscheiden, ob der Marxismus noch weiterhin in Deutschland die Arbeitnehmerschaft zu verwirren vermag. Heute zwingt die ungeheure Not dazu, die Überspannung des Klassengedankens, die ihre äußere Form in den Reichstarifverträgen usw. findet, aufzugeben. An dem Arbeitgebertum liegt es deshalb, die Stunde zu verstehen und im vaterländischen Geiste zu nutzen, indem es an Stelle der Überspannung des Tarifgedankens im marxistischen Sinne jetzt die Werks- oder Haustarife treten läßt. Für die Arbeitnehmerschaft aber lautet die sich hieraus ergebende Forderung: Ablösung der marxistischen Gewerkschaftstarife durch Ausbau des gesunden Grundgedankens des Betriebsrätegesetzes zur werksweisen Regelung der Arbeitsbedingungen.

Mit diesem Punkt ist der Gedanke der Werksgemeinschaft gezeichnet. Diese Werksgemeinschaft erfordert aber inbezug auf die Lohn- und Gehaltsfrage unbeschadet rein sozialer Maßnahmen die Anerkennung des Leistungsgrundsatzes gegenüber der heutigen wirtschaftlichen Not. Auch das läßt sich selbstverständlich nur durchführen nach grundsätzlicher Anerkennung der oben genannten Forderung. Gleichzeitig mit der Lohn- und Gehaltsfrage gewinnt gerade angesichts der heutigen steigenden Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit eine Frage erhöhte Bedeutung, und das ist die der Bildung eines festen Stammes von Werksangehörigen. Eine nationale Arbeitnehmerpolitik muß unbedingt den persönenrechtlichen Charakter des Arbeitsverhältnisses anerkennen. Das aber kann nicht besser geschehen als dadurch, daß das Werk, die arbeitsrechtliche Heimstätte des Arbeitnehmers, dem tüchtigen und zuverlässigen Arbeitnehmer sein wirtschaftliches Dasein sicherstellt, solange das Werk selbst überhaupt noch besteht. Deshalb ist in ein nationales Arbeitnehmerprogramm die Forderung auf Bildung eines festen Stammes von Werksangehörigen einzuschließen. Das hat in der Weise zu geschehen, daß ein gewisser Prozentsatz der Werksangehörigen, nach Leistung und Zuverlässigkeit ausgewählt, unkündbar angestellt wird, unkündbar in dem Sinne, daß die Werksleitung das Arbeitsverhältnis nur lösen kann, wenn ein gesetzlicher Kündigungsgrund zur fristlosen Entlassung, also etwa eine Veruntreuung des Arbeitnehmers vorliegt, während dem Arbeitnehmer selbstverständlich das Recht zur Kündigung des Vertrages im Rahmen der gesetzlichen Kündigungsfristen erhalten bleiben muß.

Durch die werksweise Regelung der Lohn- und Gehaltsfrage auf Grund des Leistungsgrundsatzes und durch die Bildung eines festen Stammes von Werksangehörigen sind die ersten Voraussetzungen für die Durchführung des Werksgemeinschaftsgedankens gegeben.

Hierzu tritt dann weiterhin die Forderung, daß die bisher zentralistisch geordneten sozialpolitischen Maßnahmen ebenfalls auf der Grundlage der Werksgemeinschaft ihre Regelung finden. Es handelt sich hier um die sozialen Versicherungen, die heute durch ihr Heraufschrauben der Beitragsleistung bei gleichzeitiger Verminderung der Gegenleistung der Versicherungskörper eine soziale Last für die Arbeitnehmerschaft geworden sind. Wenn heute 30 v. H. des gesamten Verdienstes, wovon $^2/_3$ der Arbeitnehmer und $^1/_3$ der Arbeitgeber zu tragen hat, als Krankenkassenbeitrag abgeführt werden muß, dann bedeutet das eine Belastung des Arbeitnehmers, die durch die Gegenleistung der Krankenkasse gar nicht gerechtfertigt wird. Es ist gut, daß durch den Zusammenbruch des Versicherungswesens infolge der Geldentwertung die Frage der Sozialversicherung auf der ganzen Linie aufgerollt wird, denn unsere sozialen Versicherungskörper, die fast durchweg in die Hände der Sozialdemokratie gekommen sind, stellen heute mehr oder weniger Versorgungsanstalten zur Unterbringung sozialistischer Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre dar.

Wird durch die nationale Arbeitnehmerpolitik das einzelne Werk durch die Werksgemeinschaft zum Träger des Arbeitsrechtes und der Sozialpolitik, dann muß selbstverständlich Vorsorge getroffen werden, daß Werksleitung und Belegschaft einander als gleichberechtigte Verhandlungsteilnehmer gegenüberstehen. Gerade daß die ganze nachrevolutionäre Gewerkschaftspolitik und Gewerkschaftsherrschaft das nicht vermochte, sondern alles nur darauf abstellte, den jeweiligen Sieger im Faustkampfe des Klassenkampfes zum Ausbeuter der unterlegenen Partei zu machen, gerade das beweist deutlicher als alles andere, daß die Gewerkschaftsherrschaft nicht nur durch den Klassenkampf zum Ruin unserer Wirtschaft und schon dadurch mittelbar zur gänzlichen sozialen und wirtschaftlichen Verelendung der Arbeitnehmerschaft führt, sondern auch unmittelbar die Arbeitnehmer ganz der Ausbeutung durch das mobile Spekulationskapital ausliefert. Die Werksgemeinschaft aber wird durch die Errichtung freiwillig bestellter Schiedsstellen dafür Sorge tragen, daß nicht eine Partei das durch die augenblicklichen Konjunkturverhältnisse erlangte Übergewicht zur Ausbeutung und Unterdrückung der anderen ausnutzen kann.

Mit diesen Forderungen sind die hauptsächlichsten Punkte klargestellt, die sich auf die Gestaltung der arbeitsrechtlichen Verhältnisse in den einzelnen Betrieben beziehen. Zur Änderung der Zustände in den nationalen Parteien im Sinne einer nationalen Arbeitnehmerpolitik ist zunächst zu sagen, daß die nationalen Parteien durch die Verpflichtung ihrer führenden Arbeitnehmermitglieder auf die Grundsätze der vaterländischen Politik dafür Sorge tragen müssen, daß nicht ein klaffender Mißton entsteht in der gewerkschaftlichen und parteipolitischen Betätigung dieser Arbeitnehmerführer. Heute ist das durchaus noch der Fall. Hat doch sogar die Deutschnationale Volkspartei Abgeordnete in ihren Fraktionen, die als christliche Gewerkschaftler gleichzeitig „Führer" ihrer Gewerkschaftsinternationalen sind. Dann wundert man sich noch, wenn die Kräfte der nationalen Parteien für eine nationale Arbeitnehmerpolitik gebunden sind!

Ist die Klarstellung im Lager der nationalen Parteien erst einmal erreicht, dann wird es notwendig sein, daß die nationalen Parteien sich für eine Arbeitnehmerpolitik in dem gezeichneten Sinne der Werksgemeinschaft einsetzen.

Nicht Gewerkschaftsfunktionäre und Arbeitgebersyndici, sondern Arbeitnehmer und Arbeitgeber selbst, die sich durch die Praxis das notwendige Vertrauen beider Teile erworben haben, müssen dann als Ratgeber der nationalen Parteien in allen arbeitsrechtlichen und sozialpolitischen Fragen gelten, wobei der auf vaterländischer Weltanschauung stehende sozialpolitische Wissenschaftler den erforderlichen Ausgleich zu geben vermag.

Mit dieser Umstellung der nationalen Parteien wird dann gleichzeitig der erste Anstoß geschaffen, daß unsere arbeitsrechtliche Gesetzgebung von der marxistischen Herrschaft befreit wird. Es ist ein einheitliches Arbeitsrecht zu schaffen, dessen Grundlage das Arbeitsvertragsrecht bildet, das auf dem Einzelarbeitsvertrag fußt und bei Erforderlichkeit der kollektiven Regelung notwendigenfalls die Belegschaft als Vertragspartei auf Arbeitnehmerseite anerkennt. In dem Arbeitsvertragsrecht muß die Bildung eines festen Stammes von Werksangehörigen zwingendes Recht, die Vereinbarung freier Schiedsstellen aber den Vertragsparteien vorbehalten bleiben. Als Sicherung des Werksgemeinschaftsgedankens ist das Arbeitsgerichtswesen aufzubauen, das in Angliederung an die ordentlichen Gerichte für alle Streitigkeiten des Arbeitsmarktes zuständig ist. Die Verbindlichkeit der Urteile der Arbeitsgerichte ist ebenso eine Selbstverständlichkeit wie die Möglichkeit des Einspruchrechtes.

Mit dem Arbeitsvertragsrecht und dem Arbeitsgerichtswesen sind die Kernstücke eines Arbeitsrechtes, das nicht auf marxistischer, sondern auf vaterländischer Weltanschauung fußt, gekennzeichnet. Der Klassenkampfgedanke hat in einem solchen Arbeitsrecht keinen Raum, und jeder unter Vertragsbruch vom Zaune gebrochene Streik würde nicht nur die Schadenersatzklage, sondern auch bei Vorhandensein der Tatbestände die Anklage wegen Landfriedensbruches usw. gegen die Schuldigen zur Folge haben müssen, wie das bei einer Aussperrung auch der Fall sein würde.

Mit den aufgeführten Punkten sind selbstverständlich nicht alle Fragen einer nationalen Arbeitnehmerpolitik erörtert. Das ist in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes eine Unmöglichkeit; kam es doch auch nur darauf an, die Grundlinien einer nationalen Arbeitnehmerpolitik herauszuarbeiten. Sie seien der Klarheit halber nochmals in kurzer programmatischer Form zusammengefaßt:

I. Als erste Voraussetzung und Anerkennung einer nationalen Arbeitnehmerpolitik wird die Durchführung des Werkgemeinschaftsgedankens gefordert. Das bedingt:

1. eine Ablösung der Überspannung des Tarifgedankens durch Werks- oder Haustarife;
2. die Anerkennung des Leistungsprinzipes in der Lohn- und Gehaltsfrage, also den Aufbau der Werks- oder Haustarife nach dem Leistungsgrundsatz zur Gewährleistung der höchstmöglichen lohn- und gehaltspolitischen Gerechtigkeit;
3. die Bildung eines festen Stammes von Werksangehörigen zur Sicherung der wirtschaftlichen und sozialen Existenz der durch Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit sich emporarbeitenden Arbeitnehmer;

4. die Ablösung unseres bisherigen, immer unsozialer werdenden Versicherungswesens und den Aufbau der sozialen Fürsorge auf den einzelnen Betrieben (Werksgemeinschaften);
5. den Ausbau des Betriebsrätewesens auf bürgerlich-vaterländischer Weltanschauung zur Sicherung der Punkte 1 bis 4;
6. die freie Vereinbarungsmöglichkeit von Schiedsstellen für event. auftretende Meinungsverschiedenheiten zwischen Werksleitung und Belegschaft als Trägern der Werksgemeinschaft.

II. Zur Sicherung der Belange vaterländischer Arbeitnehmerpolitik ist eine Umstellung der sich national nennenden Parteien nach folgenden Gesichtspunkten erforderlich:

1. Verpflichtung der in den Parteien an führender Stelle stehenden Arbeitnehmervertreter auf die Grundsätze vaterländischer Arbeitnehmerpolitik insonderheit auf eine Aufgabe des gewerkschaftlichen Klassenkampfgedankens und gewerkschaftlichen Internationalismus;
2. Anerkennung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern als maßgebliche Ratgeber in allen die Arbeitnehmerschaft unmittelbar betreffenden Fragen;
3. Verpflichtung der zu den Parteien gehörenden Arbeitgeber auf das Bekenntnis der Werksgemeinschaft;
4. Bekenntnis der in den Fraktionen der nationalen Parteien stehenden Abgeordneten zum Werksgemeinschaftsgedanken;
5. Vertreten der Arbeitnehmerbelange durch die nationale Presse im Sinne des Arbeitsgemeinschaftsgedankens.

III. Zur Schaffung der notwendigen arbeitsrechtlichen Grundlage wird ein einheitliches Arbeitsrecht (Arbeitsgesetzbuch) gefordert, das auf bürgerlich-vaterländischer Weltanschauung fußt, und dessen Kernstücke sein müssen:

1. ein auf Anerkennung des Persönlichkeitsgedankens aufgebautes Arbeitsvertragsrecht in Zusammenhang mit einer Ausgestaltung des Betriebsrätegesetzes;
2. ein Arbeitsgerichtswesen, aufgebaut in Eingliederung in die ordentlichen Gerichte zur Schlichtung aller Arbeitsstreitigkeiten, seien sie Einzel- oder Gesamtstreitigkeiten durch rechtsverbindliche Urteile unbeschadet des Einspruchsrechtes. Gleichzeitig Schaffung des arbeitsrechtlichen Staatsanwaltes zur Anstrengung der Klage von Staats wegen bei Gefährdung der Volksgesamtheit durch widerrechtliche Übergriffe einer Partei des Arbeitsmarktes.

Frankreichs künftige Politik im Ruhrgebiet.

Von Dr. Pröbster, Neustadt-Orla.

Frankreich hat den „Ruhrkrieg" gewonnen. Das pazifistisch-internationalistische Gift, das es Deutschland seit Jahren eingeimpft hatte, ist stärker gewesen als die erwachenden nationalen Kräfte. Aber Frankreichs Sieg ist noch nicht ganz vollständig. Es ist nur im tatsächlichen Besitz des Ruhrgebiets, und es liegt ihm daran, diesen tatsächlichen Besitz in einen rechtlichen umzuwandeln. Wie da verfahren wird? Ein Beispiel aus der marokkanischen Klippschule.

Am 19. Mai 1908 teilte der Quai d'Orsay der europäischen Galerie mit, General d'Amade, der Befehlshaber der französischen Truppen in der Schania-Provinz Marokkos, die Frankreich wie das Ruhrgebiet „erobert" hatte, habe folgende Instruktion erhalten:

„Jetzt handelt es sich darum, in der Schania ein normales Regime einzuführen und fortschreitend die Ordnung und die Autorität durch Stärkung der lokalen Behörden wiederherzustellen. Wir müssen der Anarchie ein Ende machen. Die Wiederherstellung der einheimischen Behörden wird einer Provinz, in der der europäische Handel große Entwickelungsmöglichkeiten besitzt, ihre Blüte wiedergeben. Wir nehmen an, daß sich diese Resultate binnen kurzem und unter Aufrechterhaltung des rein vorläufigen Charakters unserer Besetzung erreichen lassen. Die Besetzung wird aufhören, wenn wir uns zurückziehen können, ohne daß die allgemeine Sicherheit in Frage gestellt wird und ohne daß infolge unseres Wegganges neue Verwickelungen entstehen, die die Lage nur verschlimmern und uns zu neuem Eingreifen nötigen würden. Um dies zu erreichen, muß man den Eingeborenen Vertrauen einflößen und begreiflich machen, daß sie selbst dadurch, daß sie Ordnung und Frieden halten, die Sicherheit und die Entwickelung ihrer materiellen Interessen gewährleisten, die gegenwärtig nur durch unsere Gegenwart gewährleistet sind.

Die Ausführung dieses Programms setzt voraus, daß an den Hauptpunkten und besonders im Grenzgebiet Abteilungen aufgestellt werden, deren Anwesenheit die bisher erzielten Ergebnisse außer Zweifel setzt. Diese Posten sind bereits eingerichtet. Sie bilden in Zukunft die Grundlage der Operationen, die Sie sich genötigt sehen könnten zu einem defensiven Zweck zu unternehmen. Sie gewährleisten die lokale Sicherheit und stellen Stützpunkte für die marokkanischen Polizeitruppen dar. Sie werden die Mittelpunkte friedlichen Einflusses und der Verwaltung bilden. In ihnen werden die einheimischen Behörden residieren und ‚gestärkt' werden, durch die das Leben der Eingeborenen zu reorganisieren ist. Auf diese Weise zeigen wir, daß wir zu vermeiden suchen, die Vollmachten und Verantwortlichkeiten für ein unmittelbares Eingreifen zu übernehmen, und daß wir auf die gedeihliche Mitarbeit der Beamten und Führer rechnen, die die marokkanische Regierung mit besonderer Sorgfalt für den fraglichen Zweck auswählt. Diesen Beamten müssen die Machtmittel gegeben werden, die ihnen bisher fehlten. Zu diesem Zweck ist nichts wichtiger als die Schaffung einheimischer Polizeitruppen, die zunächst als Gehilfen und Genossen unserer Truppen zu verwenden und — wenn möglich — in den Grenzgebieten aufzustellen sind. Wir schaffen so das Knochengerüst für einen Organismus, den wir sich selbst überlassen können, wenn er genügend Garantien für seine Haltbarkeit und Festigkeit bietet."

Die französische Regierung trug mit dieser Kundgebung der außenpolitischen Lage Rechnung. Sie befürchtete, Deutschland könnte, wenn sie anders verführe, den von den Mächten anerkannten Grundsatz der territorialen Unverletzlichkeit Marokkos gegen Besetzungen ausspielen, deren Dauer — auch wenn sie nur „vorübergehend" sein sollten — schwer abzusehen war. Sie ging sogar noch einen Schritt weiter. Am 4. Mai 1910 schloß sie mit Marokko ein Abkommen, in dem sie sich zur Räumung der besetzten marokkanischen Gebiete verpflichtete. Nur trug sie Sorge, diese Räumungsbereitschaft an die Bedingung der vorherigen Erstattung der Besatzungskosten und der Haltbarkeit der von der französischen Militärmission ausgebildeten einheimischen Polizeitruppen zu knüpfen, Bedingungen, zu deren Erfüllung die marokkanische Regierung materiell und moralisch nicht in der Lage war. Und so bekam die Besetzung, die gelegentlich nicht einmal eine bloß tatsächliche hätte sein sollen, über Nacht den Charakter eines Rechts.

Die französische Politik hat 48 Jahre lang vom deutschen Sozialismus die Zersetzung des preußischen Königtums und des sogen. preußischen Militarismus und die Befreiung Elsaß-Lothringens erhofft. Sie hat vorübergehend befürchtet, der deutsche Sozialismus könnte — unter dem Eindruck der fortschreitenden Besserung der materiellen Lage — realpolitisch denken lernen und an dem Glück der Zugehörigkeit zu einer von einem starken Staat geleiteten Gemeinschaft Geschmack bekommen. Ihre Besorgnis war nicht begründet. Und für die Sünden, die mancher deutsche Sozialdemokrat damals in Gedanken an seinem Idol Marx begangen haben mochte, tut heute die Partei auf den Knien Buße und erteilt ihren ententistischen Genossen für alles, was sie uns antun, im voraus Generalpardon, auch dafür, daß sie uns zu Sklaven des Entente-Militarismus und -Kapitalismus erniedrigen. Die pazifistische Zersetzung Deutschlands wird das Gelände weiter für die Verwirklichung der Pläne des französischen Imperialismus vorbereiten. Wenn die Verhandlungen der Abgeordneten der sozialistischen Parlamentsfraktionen der Ententeländer mit den Vertretern des sozialdemokratischen Parteivorstandes in Berlin über die Ruhrfrage schon vor Monaten „eine volle Übereinstimmung der Ansichten" auch über die Frage der „etappenweisen Räumung des Ruhrgebiets" ergeben hatte, so wird sich heute, wo unsere Ohnmacht und Zerrissenheit aller Welt offenbar sind, eine solche „volle Übereinstimmung der Ansichten" im Wege des Diktats noch viel leichter verwirklichen lassen. Die Politik hat sich auf den Boden der Erfahrungstatsachen zu stellen. Eine Berichtigung der Grundlagen der Politik nach Hoffnungen und Wünschen ist immer verhängnisvoll.

Vom Staatsmann.

Nie wird einem Staatsmann das angerechnet, was er aus Notwendigkeit tut.

Frau v. Staël.

Der Staatsmann, dessen öffentliche Wirksamkeit vom reinsten Patriotismus ist kann rücksichtslos den Einzelnen den allgemeinen Zwecken opfern, und zur Erfüllung von Samariterpflichten ist er selten aufgelegt. W. Wundt.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 10. November 1923.)

1.

Eins muß selbst Herr Stresemann bei noch so großer opportunistischer Halsstarrigkeit und bei noch so bewunderungswürdigem Auch-anders-Können, falls ein Rest von Selbstbesinnung vorhanden ist, erkennen: der Glaube an die parlamentarische Phrase ist dahin! Das schöne, betörende Wort im Parlament, das man als Schirm benutzte, hinter dem man zynisch das Gegenteil tat, — dies Wort wirkt nicht mehr. Die Parlamentarier selbst, in ihrer geheiligten Mitte Herr Stresemann, haben dafür gesorgt, daß dieser Glaube zerstört wurde. Vor einigen Jahren ging es auch noch wunderschön: heute sagte man ja, übermorgen sagte man nein; heute schwarz, übermorgen weiß. Und die liebe, gefügige Parteipresse sorgte so schön dafür, daß das „geduldige Stimmvieh" niemals einen Widerspruch merkte. Dafür saßen ja die Talmudjünger in allen Schriftleitungen. Aber das „geduldige Stimmvieh", über das man sich mit heimlichem Augenzwinkern belustigt verständigte, wenn die Auguren unter sich waren, ist — der Teufel mag es holen! — inzwischen verflucht hellhörig geworden. Es nimmt nicht mehr widerspruchslos alle hahnebüchenen Widersprüche der erleuchteten Herren Abgeordneten hin. Es will sogar Übereinstimmung zwischen Wort und Tat bei ihnen. Ist das nicht eine unerhörte Lebenserschwernis für die armen, geplagten Abgeordneten? Auch das früher so prachtvoll mangelhafte Gedächtnis des „Stimmviehs" ist wieder besser geworden, und man erdreistet sich, es nicht mehr zu dulden, daß die Herren Abgeordneten heute so und morgen anders reden.

Im Ernst: die Bevölkerung hat die entsetzliche Unsittlichkeit erkannt, die darin liegt, daß man sie jahrelang mit leeren, je nach Bedarf anders klingenden Worten abgespeist hat, damit der Redner auf seinem angenehmen Pöstchen sitzen bleiben konnte, während die nötigen Taten ausblieben und Reich und Volk dem Chaos zutrieben. Das Volk hat genug von charakterlosen Lügnern und Betrügern. Das Schicksal, das immer noch über die beißendste Ironie verfügt, wollte es, daß Herr Stresemann, des Umfalls und der Phrase Meister, der den „Marxismus" herausfordernd als Schlagwort bezeichnete — auch dies selbst wieder ein bewußt irreführendes, taktisches Schlagwort! — am eigenen Leibe verspüren mußte, daß dieser Marxismus eine recht lebendige Kraft ist. Denn die Marxisten verließen, als Stresemann in Sachsen nicht so wollte wie dieser Marxismus, seine fabelhaft „große Koalition", so daß er sehen konnte, wie er mit seiner Kunst fertig wurde. —

Dieser Auszug der Marxisten aus der „Großen Koalition" hat aber hoffentlich noch mehr bedeutet als eine Lehre für Stresemann (sofern dessen Gummiseele überhaupt noch belehrbar ist). Er wird und muß endlich allen ernst zu nehmenden Deutschen die Augen darüber öffnen, daß es ein heller Wahnsinn ist, zwischen National und International, zwischen staatsbürgerlicher Ordnung und brutalem Klassenkampf irgendwie eine Brücke schlagen und ein „Kompromiß" zustande bringen zu wollen. Die berüchtigte „mittlere Linie", die das Ideal aller Stresemänner und -weiber ist, d. h. aller kampfscheuen Na-

turen, die grundsatzlos von der Verewigung der Gegensatzverkleisterung leben, ist eben im Grunde ein tiefunsittliches, lebensunfähiges Prinzip. Die Marxisten haben das viel klarer und folgerichtiger erkannt als die spießbürgerlichen Kompromißler. Daher der Auszug aus der „großen Koalition". Sie ist hoffentlich der letzte jener verlogenen Versuche gewesen, unheilbar auseinander klaffende Anschauungen zu kitten und zu gemeinsamer Arbeit auszuwerten. Der Vater solcher Kittversuche war niemals sachliche Arbeitslust, sondern — Gschaftelhuberei von ehrgeizigen kleinen Leuten, „die es nötig" haben. Von diesen kleinen Leuten haben wir nun wirklich genug gehabt. Ihre Ahnungs- und Grundsatzlosigkeit konnte durch ihre Eitelkeit nicht wettgemacht werden. Sie haben weder die persönliche Würde noch das Verantwortungsgefühl noch den Charakter noch die unbestechliche Vaterlandsliebe noch die Fähigkeiten im großen Stil, die erforderlich sind, in dieser heillosen Zeit des Zusammenbruches und Niederganges das Reich von dem parlamentarisch-marxistischen Trümmerhaufen zu befreien und die Feinde über die Grenze zurückzujagen. Dazu braucht man mehr als die Beherrschung der Phrase und der taktischen Schaukelpolitik, mit der man leichtherzig, wenn das linke Pferd ausbricht, auf das rechte hinüberwechselt.

2.

Und weiter: es ist die Zeit gekommen, wo auch jeder ernst zu nehmende Deutsche begreifen muß, daß nicht jede Meinung im Staate geduldet werden kann, sofern sie nur über Geld und Zeitungen und ein „Programm" verfügt. Gewiß: die Schuld, daß die marxistisch-jüdische Phrase das deutsche Volk so stark ergreifen und vergiften konnte, liegt ebenso bei den Verführern wie bei den schlafmützigen, herz- und verantwortungslosen Spießbürgern — es gibt Spießbürger in allen Schichten, auch unter den Aristokraten und Proletariern, — aber das darf niemals die Erkenntnis verhindern, daß Eigentumsvergehen niemals etwas anderes werden dadurch, daß sie im Schutze der Abgeordneten-Immunität auf dem Umwege über ein „Parteiprogramm" und die parlamentarische Gesetzgebung erfolgen, etwa unter dem Namen „Sozialisierung" oder „Eingriff in die Substanz", oder auf dem Wege des Papiergeldschwindels. Ehrlich erworbene Eigentumsrechte müssen wieder unangreifbar werden; auch für Leute, die mit der parlamentarischen Gesetzesmaschine gar zu gerne ihren armen Wählern Wohltaten erweisen wollen — aus den Taschen anderer. Auch hier muß mit der abscheulichen, verlogenen Unsittlichkeit aufgeräumt werden, die sich so häufig hinter der „sozialen" Phrase verbirgt. Selbstverständlich erfordert es auf der anderen Seite die wahrhaftige soziale Gerechtigkeit, daß jedem Strebsamen, Ehrlichen, Tüchtigen in unserem Staate erträgliche Lebensbedingungen und gewisse Aufstiegsmöglichkeiten zugesichert werden. Aber nur die eigene Kraft, das eigene Verantwortungsgefühl, nicht Gewerkschaftsterror, Streik und Klassenkampf dürfen diesen Aufstieg bewerkstelligen. Der verelendende Marxismus muß nicht nur geistig, sondern auch durch geeignete praktische Maßnahmen überwunden werden. Das erfordert das völkische Gewissen. Dazu gehört natürlich, daß erst die ganze Bevölkerung sich wieder gemeinsam die alten Grenzen und damit bessere, oder überhaupt erst wieder: Lebensmöglichkeiten erkämpft. Hunger und Arbeitslosigkeit werden uns als letzte Rettung in einen Militarismus hineintreiben, vor dem die

Feinde, denen wir den jetzigen Elendszustand verdanken, eines Tages erschrecken werden, — wenn der richtige Führer zur Zeit da ist.

Aus alle dem ergibt sich aber ein Drittes: die Unmöglichkeit der starren Programmpolitik. Auch die innere Politik wird von der äußeren Lage mitbestimmt. Ein Mann, der in seinen Räumen lauter Klubsessel und Polsterdivans aufstellt und eine üppige Mahlzeit auftragen läßt, während das Dach des Hauses schon brennt, gilt mit Recht für wahnsinnig. Eine Mutter, die es sich in den Kopf gesetzt hätte, daß ihre Töchter bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit weiße Kleider tragen sollten, ist ebenfalls nicht zurechnungsfähig. Ein Parteiprogramm, das ohne Rücksicht auf die äußeren und inneren Verhältnisse und die jeweilige Lage des ganzen Staates für jeden Staatsbürger sozusagen stets Klubsessel, weiße Kleider und gebratene Tauben verlangt, beansprucht dagegen, ernst genommen zu werden. Allein die Tatsache, daß in einem Staate so und so viele „Parteien" entstehen konnten, die in einem „Programm" zum Ausdruck brachten, wie der Staat ihres Herzens und ihrer Wünsche aussehen sollte, beweist aber, daß in einem solchen Staate etwas faul war. Entweder waren die Geister schon mißleitet durch einen Überschuß an gesellschaftsfeindlicher Intelligenz, oder den nötigen Lebensanforderungen einzelner Stände entsprachen nicht mehr die Lebensmöglichkeiten des Ganzen, oder das soziale Gewissen einzelner Stände war so entartet, daß sie mehr „Freiheiten" für sich beanspruchten, als die Sicherheit und Lebensfähigkeit des Ganzen erlaubten. Unter solchen Umständen konservativ sein, heißt nicht, für sich und seinesgleichen die Lebensform des Herrn Großvaters „konservieren", sondern den Staat „konservieren", indem man den nötigen inneren Umbau vornimmt. Auf der anderen Seite heißt, das geschichtlich Gewordene kurz und kleinschlagen, natürlich keineswegs „Fortschritt", und über die verhängnisvolle, suggestive Phrase von der „Entwicklung, die nicht aufzuhalten wäre", ist in dieser Zeitschrift schon übergenug gesagt worden. Selbstverständlich muß der wahre Staatsmann die Entwicklungs- und Veränderungsmöglichkeiten, die z. B. die Technik auch für das politische Leben zur Folge hat, aufmerksam verfolgen, aber er wird vorbeugend stets ihrer Herr und Leiter zu bleiben trachten.

Auch dies kann man nicht mit starrer Programmpolitik. Aber diese gehört zum Parlamentarismus, und zwar zu seinen wirklichkeitsfremden Grundbedingungen. Letzten Endes bedeutet sie auch wieder nur Bauernfang für die Wähler, denn Verheißungen, die von politischen Systemen ausgehen und nicht von der Leistung, Tüchtigkeit und sittlichen Würde des Einzelnen, sind nichts als Bauernfang. Mit diesem Parlamentarismus werden daher auch eines schönen Tages die Parteiprogramme fallen — vorausgesetzt, daß wir den völkischen Staat erreicht haben. Dann wird man das jeweils Mögliche schaffen unter Berücksichtigung der inneren und äußeren Gesamtlage.

3.

Der völkische Staat! Einige verheißungsvolle Ansätze dazu schilderten wir im vorigen Heft als Frucht der Tätigkeit des bayerischen Generalstaatskommissars von Kahr. Inzwischen hatte er die Ausweisung von Ostjuden aus Bayern angeordnet. Natürlich wurde gegen Bayern von der gesamten Judenpresse Sturm gelaufen wie früher gegen Rußland, Preußen oder Ungarn.

Den redlichen Willen durfte man Herrn von Kahr also gewiß nicht absprechen. Natürlich konnte er nicht in fünf Wochen aus dem Wege räumen, was in fünf Jahren die offene oder versteckte Bolschewistenherrschaft angerichtet

hatte. Aber er zeigte, auf die Dauer zu stark für diese Zeit, die Fehler seiner großen Tugenden: gründliche Bedächtigkeit statt raschen Zugreifens, gewissenhafte Berücksichtigung aller Instanzen statt ihrer Ausschaltung, wo es die Not des Augenblicks unbedingt erforderte. Und diese Fehler seiner Tugenden schufen eine unheimliche, unterirdische Spannung, die er spüren mußte; eine Spannung, die nach Entladung drängte, der er, wenn er Unheil verhüten wollte, mit durchgreifenden, energischen Maßnahmen im Sinne der raschen völkischen Entwicklung vorbeugen mußte. Daß dazu sein Weitblick augenscheinlich doch nicht ausreichte, wurde sein und des Landes Unglück. Er verstand es nicht, sich von verhängnisvollen Bindungen zu lösen.

Den Ereignissen vom 8. November zeigte er sich innerlich leider nicht völlig gewachsen, und sollte sich die Staatsautorität äußerlich noch so lange mit den Bajonetten behaupten. Die Versammlung, in der Hitler ihn und die Herren v. Lossow und v. Seisser gewaltsam überrumpelte, wird immer allgemeiner als Falle aufgefaßt, die gestellt war, um eine Einigung aller national-völkischen Kreise endgültig zu verhindern und alle beteiligten Personen unheilbar bloßzustellen. Herr v. Kahr hätte es sich sehr angelegen sein lassen sollen, genau festzustellen, wer eine solche Falle wohl legen konnte. Ein endgültiges Urteil über die Vorgeschichte der Ereignisse ist im Augenblick nicht möglich, da bisher nur die Seite Kahr, nicht aber die Seite Hitler erschöpfend zum Worte zugelassen wurde. Daß der Letztgenannte am 6. November sein Wort dahin abgegeben habe, nichts Selbständiges zu unternehmen, wird von Regierungsseite behauptet. Sollte er aber tatsächlich zweifelsfrei eine dahingehende Erklärung verbindlich abgegeben haben, die er dann nicht einhielt, gab dieser Umstand nach meinem Dafürhalten Herrn v. Kahr doch nicht gleich den Weg dafür frei, seinerseits vor einer patriotisch begeisterten Menge, sozusagen Vertretern aller Stände und Klassen, feierlich durch Handschlag ein Abkommen zu besiegeln, an das er sich innerlich nicht gebunden fühlte. Über die Beweggründe des Herrn v. Kahr erlaube ich mir kein Urteil. Wollte er, wie es durchaus glaubhaft ist, jedes Opfer für die Erhaltung des Staates und der nationalen Bewegung bringen und an jenem Abend vor allem Blutvergießen verhindern, so bleibt die Frage offen, warum er nicht nur seinen Ruf und seine große Popularität, sondern nicht auch noch, nach Auswahl eines geeigneten Nachfolgers und nach Ordnung der Geschäfte, seine Stellung opferte. Gewiß wollte er weitere Erschütterungen vermeiden. Aber leider ging es trotzdem nicht ohne Blutvergießen und ohne Erschütterungen ab. Man muß die Wunden, die dadurch auch innerlich geschlagen wurden, ehren und verheilen, die ausgelöste Erregung verebben lassen. Das wird hoffentlich geschehen. Doch gerade Herr v. Kahr wird bei seiner Redlichkeit und Gerechtigkeit sich selbst sagen, daß die Grundlage des Staates Treu und Glauben sind und das Vertrauen darauf. Mit Gewehrsalven allein kann man auf die Dauer Vertrauen weder erzwingen noch erhalten. Das können doch nur Taten, und in diesem Falle rasche Taten in völkischem Sinne. Wenn schon kein Weg gefunden wurde, die blutigen Ereignisse vom 9. November zu verhindern, so müssen diese Taten jetzt wirklich geschehen. Und die bitter nötige Sammlung unter der schwarz-weiß-roten Fahne, auf die leider geschossen worden ist, wenn auch von Männern, die nichts anderes als ihre Pflicht taten, würde am besten und raschesten unter einem Manne erfolgen, der an den letzten Ereignissen nicht beteiligt war. Zwei Dinge sind also nötig: alle völkischen Herzen müssen wieder vereinigt werden; und ferner muß das Vertrauen zum deutschen Manneswort wieder

gefestigt werden. Friedrich Wilhelm I. von Preußen sagte mit Hinblick auf seinen Sohn und Katte: „Es ist besser, daß unsere Söhne sterben, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt verschwinde." Dies Wort könnte man mit Rücksicht auf den Vorfall vom 8. November in dem Sinne abwandeln: „Es ist besser, daß deutsche Männer sterben, als daß das deutsche Manneswort auf der Welt in Mißachtung falle." Mehr zu sagen, ist leider unmöglich.

Die Ereignisse vom 8. und 9. November sind noch nicht abgeschlossen, während diese Zeilen gedruckt werden. Im übrigen sei es offen ausgesprochen, daß der Handstreich Hitlers, soweit es sich übersehen läßt, eine unverantwortliche Übereilung war.

Im Norden wurden die Münchner Vorgänge zum Anlaß, daß Stresemann Seeckt die militärische Diktatur übertrug.

Überall sonst herrschen verzweifelte Zustände, wie sie Versailles und Marxismus bewußt herbeigeführt haben. War angesichts unserer Bevölkerungszahl und -verteilung schon vor dem Kriege unsere Ernährungslage schwierig, so ist sie nach der Absperrung vom Weltmarkt, dem Währungsverfall und dem Raub der lebenswichtigsten Gebiete geradezu verzweifelt: mittel- und nahrungslose Städte auf der einen, auf der anderen Seite Landwirte, welche sich nicht ohne Berechtigung weigern, ihre mühsam erarbeiteten Erzeugnisse für wertloses oder in Stunden entwertetes Papiergeld herzugeben! Dazu steht der Winter unmittelbar vor der Tür, und Hungerkrawalle sind allenthalben an der Tagesordnung.

„Mit Hilfe des Goldes, das sich ganz in unseren Händen befindet, und sämtlicher zu unserer Verfügung stehenden Schleichwege werden wir eine allgemeine wirtschaftliche Spannung hervorrufen, und dann gleichzeitig in allen europäischen Ländern ganze Scharen von Arbeitern auf die Straße werfen. Die Massen werden voller Wonne das Blut derer vergießen, die sie in ihrer Einfalt von Jugend auf beneiden, und deren Hab und Gut sie dann ungestört werden rauben können."

So heißt es bei den Weisen von Zion[1]). Nur steht nicht darin, daß der Jude um ein Butterbrot das geraubte Gut in *seinen* Besitz zu bringen pflegt. Stehen wir in Deutschland vor dem „Staatsstreich", nach dem die Juden das Volk endgültig berauben wollen? — Niemand kann die Entwicklung aus diesem allgemeinen Auflösungsprozeß wissen, bei dem überall Verräter Teile des Reiches dem Feinde in die Hände spielen, während die Franzosen mit ihrer Raubpolitik immer offener, der ganzen, augenscheinlich ohnmächtig gewordenen Welt Trotz bieten. Um so mehr hat Bayern trotz allem die Pflicht, alles, was völkisch ist, an sich zu ziehen und zum großen Entscheidungskampf zu organisieren. *Er kann doch nicht ausbleiben*, selbst wenn Stresemann und Seeckt wirklich eine Zeitlang sich als nationale Retter versuchen sollten. Wenn aber die Schlacht geschlagen werden soll, muß Vorsorge getroffen werden, daß die Befreier Deutschlands nicht etwa zwischen Bolschewisten und — Franzosen eingeklemmt und zerrieben werden. Das wäre der endgültige Untergang. Hoffen wir, daß die *allgemeine* nationale Erhebung aller feindlichen Gewalt und Hinterlist Herr wird! Wann sie aber kommt, ist nach den letzten Ereignissen ungewiß.

[1]) Man lese den sehr guten Kommentar von Alfred Rosenberg: Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik, erschienen im Deutschen Volksverlag, München.

Bücherschau.

R. Dietrich: Die neugeborene Welt. Verlag Theod. Weicher, Leipzig 1923. 267 Seiten. Gr.-Pr. geh. Mk. 5.—.

Der Schrift Dr. Tafels über die Teuerung und ihre Überwindung hat der Verlag dies Buch folgen lassen, das denselben Gegenstand noch eingehender behandelt und in noch unerkannte Tiefen des Wirtschaftslebens hineinleuchtet. Der Verfasser entwickelt darin Grundanschauungen, die „die schroffste Abkehr von dem" bedeuten, „was bisher das Tun und Lassen der Menschen verwirrend beherrschte und in die Irre zwang". Die Erkenntnisse seiner Forschung entsprechen durchaus den Anschauungen, die ich seit Jahren vertreten habe, aber, eben weil sie den herrschenden Ansichten widersprachen, abgesehen von der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" nur nach vielen vergeblichen Versuchen der Öffentlichkeit habe unterbreiten können. So z. B. daß die Goldwährung nur ein vom Kapitalismus mit Arglist zu seinem Vorteil der Menschheit aufgeredeter Wahn ist. Dietrich sagt: „Das wirtschaftliche Leben wird solange Krisen ausgesetzt sein, bis wir uns von der aus der Urzeit stammenden Sitte befreit haben, uns beim Tausche der Vermittlung vollwertiger Güter zu bedienen, welche Sitte auch zur Verwendung mit Gold bedeckten Papiergeldes führte." Als falsch bezeichnet D. auch die Auffassung, daß die heute als Folge von Störungen des wirtschaftlichen Lebens auftretende Verwirrung der Zahlungsmittel als deren Ursache angesehen wird. Denn nicht die Summe der jeweils vorhandenen Zahlungsmittel steht in der Wirtschaft der Summe der verfügbaren Güter als gleichwertig gegenüber und bedingt den Preis, sondern die Summe alle diese Güter belastenden Einkommen, oder, wie ich gesagt habe, „der anerkannten oder zugelassenen Ansprüche an Wert, die als das eigentliche Wesen des Geldes anzusehen sind und durch die Noten dem Inhaber nur bescheinigt werden". Alles was auf die Vermehrung des Geldes in diesem Sinn hinwirkt, bezeichne ich als Kapitalismus, der nicht nach kommunistischer Manier mit „Reichtum" gleichgesetzt werden darf. Mit dieser Definition treffe ich alle die Umstände, die auch nach Dietrich die Teuerung herbeiführen, also Übergewinn, Zwischenhandel und Leihzins, sowie die Erhöhung der Arbeitslöhne, die zusammen mit Minderung der Erzeugung das Gegenteil der von der Arbeiterschaft erstrebten besseren Lebenshaltung bewirken. Die Teuerung kann, wie D. sagt, nur überwunden werden — durch Verbilligung! Diese aber ist nur herbeizuführen durch Besserung der wirtschaftlichen Sitte, die nicht mit Predigen bewirkt werden kann, sondern nur durch die Einsicht, daß sie für alle nützlich ist. Bis diese Einsicht geweckt ist, muß Zwang angewandt werden, damit die Preisbildung im Lande nicht nach Angebot und Nachfrage erfolgt, wie es im Weltverkehr unvermeidlich ist, sondern nach den Gestehungskosten, einschließlich „angemessenen" Gewinnes. Die Anerkennung des „Gesetzes" von Angebot und Nachfrage würde bei Warenmangel den Begriff des Wuchers ausschließen und zum Kampf aller gegen alle führen, wie wir ihn ja heute schon haben. H. G. Holle.

Dr. Arthur Hoffmann-Kutschke ist einer der noch immer nicht allzu zahlreichen antisemitisch-deutschen Schriftsteller, denen es um eine wahrhaft wissenschaftlich vertiefte Erkenntnis der rassenseelischen Ursprünge der durchgängig zerstörenden Einflüsse des Judentums auf arische Kulturen in geschichtlicher Vergangenheit und Gegenwart zu tun ist. Er verfügt zu diesem Ende über ein umfassend reiches geschichtliches Erkennen, welches nur im einzelnen noch nicht so weit geordnet erscheint, um eine zusammenhängende Darstellung der letzten rassenpsychologischen Gründe des deutschen Zusammenbruches zu ergeben, welcher ja durchaus nicht erst am Ende des Weltkrieges eingesetzt hat, sondern bekanntlich der systematischen Unterhöhlung der deutschen Reichsgrundlagen seit Jahrzehnten zuzuschreiben ist. Sehr zustatten kommen dem Verf. bei seinen Darlegungen die gründlichen Forschungen, welche er über arische Wesensartung an Hand altiranischer Geschichte, Religion und Schrifttumskunde angestellt hat. Sie gewähren ihm die sichersten Grundlagen zur Erhellung des tiefen und seit jeher unüberbrückbaren Rassengegensatzes von arischer und semitischer Geistesart, wobei ihm das altindische Volkstum, wie es seinen Niederschlag im Sanskrit-Schrifttum fand, keineswegs mehr den reinsten und ursprünglichsten Ausdruck urarischen Wesens darstellt. Vielmehr hebt Hoffmann-Kutschke mit Recht hervor: „Die altiranische Religion muß reiner, ursprünglicher sein, als die aus der Zeit der Mittelperser, nnd da Indien vom Ausgangspunkte der Indogermanen (Europa) weiter entfernt ist, als Iran, so muß auch aus diesem Grunde sowohl

Feinde, denen wir den jetzigen Elendszustand verdanken, eines Tages erschrecken werden, — wenn der richtige Führer zur Zeit da ist.

Aus alle dem ergibt sich aber ein Drittes: die Unmöglichkeit der starren Programmpolitik. Auch die innere Politik wird von der äußeren Lage mitbestimmt. Ein Mann, der in seinen Räumen lauter Klubsessel und Polsterdivans aufstellt und eine üppige Mahlzeit auftragen läßt, während das Dach des Hauses schon brennt, gilt mit Recht für wahnsinnig. Eine Mutter, die es sich in den Kopf gesetzt hätte, daß ihre Töchter bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit weiße Kleider tragen sollten, ist ebenfalls nicht zurechnungsfähig. Ein Parteiprogramm, das ohne Rücksicht auf die äußeren und inneren Verhältnisse und die jeweilige Lage des ganzen Staates für jeden Staatsbürger sozusagen stets Klubsessel, weiße Kleider und gebratene Tauben verlangt, beansprucht dagegen, ernst genommen zu werden. Allein die Tatsache, daß in einem Staate so und so viele „Parteien" entstehen konnten, die in einem „Programm" zum Ausdruck brachten, wie der Staat ihres Herzens und ihrer Wünsche aussehen sollte, beweist aber, daß in einem solchen Staate etwas faul war. Entweder waren die Geister schon mißleitet durch einen Überschuß an gesellschaftsfeindlicher Intelligenz, oder den nötigen Lebensanforderungen einzelner Stände entsprachen nicht mehr die Lebensmöglichkeiten des Ganzen, oder das soziale Gewissen einzelner Stände war so entartet, daß sie mehr „Freiheiten" für sich beanspruchten, als die Sicherheit und Lebensfähigkeit des Ganzen erlaubten. Unter solchen Umständen konservativ sein, heißt nicht, für sich und seinesgleichen die Lebensform des Herrn Großvaters „konservieren", sondern den Staat „konservieren", indem man den nötigen inneren Umbau vornimmt. Auf der anderen Seite heißt, das geschichtlich Gewordene kurz und kleinschlagen, natürlich keineswegs „Fortschritt", und über die verhängnisvolle, suggestive Phrase von der „Entwicklung, die nicht aufzuhalten wäre", ist in dieser Zeitschrift schon übergenug gesagt worden. Selbstverständlich muß der wahre Staatsmann die Entwicklungs- und Veränderungsmöglichkeiten, die z. B. die Technik auch für das politische Leben zur Folge hat, aufmerksam verfolgen, aber er wird vorbeugend stets ihrer Herr und Leiter zu bleiben trachten.

Auch dies kann man nicht mit starrer Programmpolitik. Aber diese gehört zum Parlamentarismus, und zwar zu seinen wirklichkeitsfremden Grundbedingungen. Letzten Endes bedeutet sie auch wieder nur Bauernfang für die Wähler, denn Verheißungen, die von politischen Systemen ausgehen und nicht von der Leistung, Tüchtigkeit und sittlichen Würde des Einzelnen, sind nichts als Bauernfang. Mit diesem Parlamentarismus werden daher auch eines schönen Tages die Parteiprogramme fallen — vorausgesetzt, daß wir den völkischen Staat erreicht haben. Dann wird man das jeweils Mögliche schaffen unter Berücksichtigung der inneren und äußeren Gesamtlage.

3.

Der völkische Staat! Einige verheißungsvolle Ansätze dazu schilderten wir im vorigen Heft als Frucht der Tätigkeit des bayerischen Generalstaatskommissars von Kahr. Inzwischen hatte er die Ausweisung von Ostjuden aus Bayern angeordnet. Natürlich wurde gegen Bayern von der gesamten Judenpresse Sturm gelaufen wie früher gegen Rußland, Preußen oder Ungarn.

Den redlichen Willen durfte man Herrn von Kahr also gewiß nicht absprechen. Natürlich konnte er nicht in fünf Wochen aus dem Wege räumen, was in fünf Jahren die offene oder versteckte Bolschewistenherrschaft angerichtet

hatte. Aber er zeigte, auf die Dauer zu stark für diese Zeit, die Fehler seiner großen Tugenden: gründliche Bedächtigkeit statt raschen Zugreifens, gewissenhafte Berücksichtigung aller Instanzen statt ihrer Ausschaltung, wo es die Not des Augenblicks unbedingt erforderte. Und diese Fehler seiner Tugenden schufen eine unheimliche, unterirdische Spannung, die er spüren mußte; eine Spannung, die nach Entladung drängte, der er, wenn er Unheil verhüten wollte, mit durchgreifenden, energischen Maßnahmen im Sinne der raschen völkischen Entwicklung vorbeugen *mußte*. Daß dazu sein Weitblick augenscheinlich doch nicht ausreichte, wurde sein und des Landes Unglück. Er verstand es nicht, sich von verhängnisvollen Bindungen zu lösen.

Den Ereignissen vom 8. November zeigte er sich *innerlich* leider nicht völlig gewachsen, und sollte sich die Staatsautorität *äußerlich* noch so lange mit den Bajonetten behaupten. Die Versammlung, in der Hitler ihn und die Herren v. Lossow und v. Seisser gewaltsam überrumpelte, wird immer allgemeiner als Falle aufgefaßt, die gestellt war, um eine Einigung aller national-völkischen Kreise endgültig zu verhindern und *alle* beteiligten Personen unheilbar bloßzustellen. Herr v. Kahr hätte es sich sehr angelegen sein lassen sollen, genau festzustellen, wer eine solche Falle wohl legen konnte. Ein endgültiges Urteil über die Vorgeschichte der Ereignisse ist im Augenblick nicht möglich, da bisher nur die Seite Kahr, nicht aber die Seite Hitler erschöpfend zum Worte zugelassen wurde. Daß der Letztgenannte am 6. November sein Wort dahin abgegeben habe, nichts Selbständiges zu unternehmen, wird von Regierungsseite behauptet. Sollte er aber tatsächlich zweifelsfrei eine dahingehende Erklärung verbindlich abgegeben haben, die er dann nicht einhielt, gab dieser Umstand nach meinem Dafürhalten Herrn v. Kahr doch nicht gleich den Weg dafür frei, seinerseits vor einer patriotisch begeisterten Menge, sozusagen Vertretern aller Stände und Klassen, feierlich durch Handschlag ein Abkommen zu besiegeln, an das er sich innerlich nicht gebunden fühlte. Über die Beweggründe des Herrn v. Kahr erlaube ich mir kein Urteil. Wollte er, wie es durchaus glaubhaft ist, *jedes* Opfer für die Erhaltung des Staates und der nationalen Bewegung bringen und an jenem Abend vor allem Blutvergießen verhindern, so bleibt die Frage offen, warum er nicht nur seinen Ruf und seine große Popularität, sondern nicht auch noch, nach Auswahl eines geeigneten Nachfolgers und nach Ordnung der Geschäfte, seine Stellung opferte. Gewiß wollte er weitere Erschütterungen vermeiden. Aber leider ging es trotzdem nicht ohne Blutvergießen und ohne Erschütterungen ab. Man muß die Wunden, die dadurch auch innerlich geschlagen wurden, ehren und verheilen, die ausgelöste Erregung verebben lassen. Das wird hoffentlich geschehen. Doch gerade Herr v. Kahr wird bei seiner Redlichkeit und Gerechtigkeit sich selbst sagen, daß die Grundlage des Staates Treu und Glauben sind und das Vertrauen darauf. Mit Gewehrsalven allein kann man auf die Dauer Vertrauen weder erzwingen noch erhalten. Das können doch nur Taten, und in diesem Falle rasche Taten in völkischem Sinne. Wenn schon kein Weg gefunden wurde, die blutigen Ereignisse vom 9. November zu verhindern, so müssen diese Taten jetzt wirklich geschehen. Und die bitter nötige Sammlung unter der schwarz-weiß-roten Fahne, auf die leider geschossen worden ist, wenn auch von Männern, die nichts anderes als ihre Pflicht taten, würde am besten und raschesten unter einem Manne erfolgen, der an den letzten Ereignissen nicht beteiligt war. Zwei Dinge sind also nötig: alle völkischen Herzen müssen wieder vereinigt werden; und ferner muß das Vertrauen zum deutschen Manneswort wieder

gefestigt werden. Friedrich Wilhelm I. von Preußen sagte mit Hinblick auf seinen Sohn und Katte: „Es ist besser, daß unsere Söhne sterben, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt verschwinde." Dies Wort könnte man mit Rücksicht auf den Vorfall vom 8. November in dem Sinne abwandeln: „Es ist besser, daß deutsche Männer sterben, als daß das deutsche Manneswort auf der Welt in Mißachtung falle." Mehr zu sagen, ist leider unmöglich.

Die Ereignisse vom 8. und 9. November sind noch nicht abgeschlossen, während diese Zeilen gedruckt werden. Im übrigen sei es offen ausgesprochen, daß der Handstreich Hitlers, soweit es sich übersehen läßt, eine unverantwortliche Übereilung war.

Im Norden wurden die Münchner Vorgänge zum Anlaß, daß Stresemann Seeckt die militärische Diktatur übertrug.

Überall sonst herrschen verzweifelte Zustände, wie sie Versailles und Marxismus bewußt herbeigeführt haben. War angesichts unserer Bevölkerungszahl und -verteilung schon vor dem Kriege unsere Ernährungslage schwierig, so ist sie nach der Absperrung vom Weltmarkt, dem Währungsverfall und dem Raub der lebenswichtigsten Gebiete geradezu verzweifelt: mittel- und nahrungslose Städte auf der einen, auf der anderen Seite Landwirte, welche sich nicht ohne Berechtigung weigern, ihre mühsam erarbeiteten Erzeugnisse für wertloses oder in Stunden entwertetes Papiergeld herzugeben! Dazu steht der Winter unmittelbar vor der Tür, und Hungerkrawalle sind allenthalben an der Tagesordnung.

„Mit Hilfe des Goldes, das sich ganz in unseren Händen befindet, und sämtlicher zu unserer Verfügung stehenden Schleichwege werden wir eine allgemeine wirtschaftliche Spannung hervorrufen, und dann gleichzeitig in allen europäischen Ländern ganze Scharen von Arbeitern auf die Straße werfen. Die Massen werden voller Wonne das Blut derer vergießen, die sie in ihrer Einfalt von Jugend auf beneiden, und deren Hab und Gut sie dann ungestört werden rauben können."

So heißt es bei den Weisen von Zion[1]). Nur steht nicht darin, daß der Jude um ein Butterbrot das geraubte Gut in *seinen* Besitz zu bringen pflegt. Stehen wir in Deutschland vor dem „Staatsstreich", nach dem die Juden das Volk endgültig berauben wollen? — Niemand kann die Entwicklung aus diesem allgemeinen Auflösungsprozeß wissen, bei dem überall Verräter Teile des Reiches dem Feinde in die Hände spielen, während die Franzosen mit ihrer Raubpolitik immer offener, der ganzen, augenscheinlich ohnmächtig gewordenen Welt Trotz bieten. Um so mehr hat Bayern trotz allem die Pflicht, alles, was völkisch ist, an sich zu ziehen und zum großen Entscheidungskampf zu organisieren. *Er kann doch nicht ausbleiben*, selbst wenn Stresemann und Seeckt wirklich eine Zeitlang sich als nationale Retter versuchen sollten. Wenn aber die Schlacht geschlagen werden soll, muß Vorsorge getroffen werden, daß die Befreier Deutschlands nicht etwa zwischen Bolschewisten und — Franzosen eingeklemmt und zerrieben werden. Das wäre der endgültige Untergang. Hoffen wir, daß die *allgemeine* nationale Erhebung aller feindlichen Gewalt und Hinterlist Herr wird! Wann sie aber kommt, ist nach den letzten Ereignissen ungewiß.

[1]) Man lese den sehr guten Kommentar von Alfred Rosenberg: Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik, erschienen im Deutschen Volksverlag, München.

Bücherschau.

R. Dietrich: Die neugeborene Welt. Verlag Theod. Weicher, Leipzig 1923. 267 Seiten. Gr.-Pr. geh. Mk. 5.—.

Der Schrift Dr. Tafels über die Teuerung und ihre Überwindung hat der Verlag dies Buch folgen lassen, das denselben Gegenstand noch eingehender behandelt und in noch unerkannte Tiefen des Wirtschaftslebens hineinleuchtet. Der Verfasser entwickelt darin Grundanschauungen, die „die schroffste Abkehr von dem" bedeuten, „was bisher das Tun und Lassen der Menschen verwirrend beherrschte und in die Irre zwang". Die Erkenntnisse seiner Forschung entsprechen durchaus den Anschauungen, die ich seit Jahren vertreten habe, aber, eben weil sie den herrschenden Ansichten widersprachen, abgesehen von der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" nur nach vielen vergeblichen Versuchen der Öffentlichkeit habe unterbreiten können. So z. B. daß die Goldwährung nur ein vom Kapitalismus mit Arglist zu seinem Vorteil der Menschheit aufgeredeter Wahn ist. Dietrich sagt: „Das wirtschaftliche Leben wird solange Krisen ausgesetzt sein, bis wir uns von der aus der Urzeit stammenden Sitte befreit haben, uns beim Tausche der Vermittlung vollwertiger Güter zu bedienen, welche Sitte auch zur Verwendung mit Gold bedeckten Papiergeldes führte." Als falsch bezeichnet D. auch die Auffassung, daß die heute als Folge von Störungen des wirtschaftlichen Lebens auftretende Verwirrung der Zahlungsmittel als deren Ursache angesehen wird. Denn nicht die Summe der jeweils vorhandenen Zahlungsmittel steht in der Wirtschaft der Summe der verfügbaren Güter als gleichwertig gegenüber und bedingt den Preis, sondern die Summe alle diese Güter belastenden Einkommen, oder, wie ich gesagt habe, „der anerkannten oder zugelassenen Ansprüche an Wert, die als das eigentliche Wesen des Geldes anzusehen sind und durch die Noten dem Inhaber nur bescheinigt werden". Alles was auf die Vermehrung des Geldes in diesem Sinn hinwirkt, bezeichne ich als Kapitalismus, der nicht nach kommunistischer Manier mit „Reichtum" gleichgesetzt werden darf. Mit dieser Definition treffe ich alle die Umstände, die auch nach Dietrich die Teuerung herbeiführen, also Übergewinn, Zwischenhandel und Leihzins, sowie die Erhöhung der Arbeitslöhne, die zusammen mit Minderung der Erzeugung das Gegenteil der von der Arbeiterschaft erstrebten besseren Lebenshaltung bewirken. Die Teuerung kann, wie D. sagt, nur überwunden werden — durch Verbilligung! Diese aber ist nur herbeizuführen durch Besserung der wirtschaftlichen Sitte, die nicht mit Predigen bewirkt werden kann, sondern nur durch die Einsicht, daß sie für alle nützlich ist. Bis diese Einsicht geweckt ist, muß Zwang angewandt werden, damit die Preisbildung im Lande nicht nach Angebot und Nachfrage erfolgt, wie es im Weltverkehr unvermeidlich ist, sondern nach den Gestehungskosten, einschließlich „angemessenen" Gewinnes. Die Anerkennung des „Gesetzes" von Angebot und Nachfrage würde bei Warenmangel den Begriff des Wuchers ausschließen und zum Kampf aller gegen alle führen, wie wir ihn ja heute schon haben. H. G. Holle.

Dr. Arthur Hoffmann-Kutschke ist einer der noch immer nicht allzu zahlreichen antisemitisch-deutschen Schriftsteller, denen es um eine wahrhaft wissenschaftlich vertiefte Erkenntnis der rassenseelischen Ursprünge der durchgängig zerstörenden Einflüsse des Judentums auf arische Kulturen in geschichtlicher Vergangenheit und Gegenwart zu tun ist. Er verfügt zu diesem Ende über ein umfassend reiches geschichtliches Erkennen, welches nur im einzelnen noch nicht so weit geordnet erscheint, um eine zusammenhängende Darstellung der letzten rassenpsychologischen Gründe des deutschen Zusammenbruches zu ergeben, welcher ja durchaus nicht erst am Ende des Weltkrieges eingesetzt hat, sondern bekanntlich der systematischen Unterhöhlung der deutschen Reichsgrundlagen seit Jahrzehnten zuzuschreiben ist. Sehr zustatten kommen dem Verf. bei seinen Darlegungen die gründlichen Forschungen, welche er über arische Wesensartung an Hand altiranischer Geschichte, Religion und Schrifttumskunde angestellt hat. Sie gewähren ihm die sichersten Grundlagen zur Erhellung des tiefen und seit jeher unüberbrückbaren Rassengegensatzes von arischer und semitischer Geistesart, wobei ihm das altindische Volkstum, wie es seinen Niederschlag im Sanskrit-Schrifttum fand, keineswegs mehr den reinsten und ursprünglichsten Ausdruck urarischen Wesens darstellt. Vielmehr hebt Hoffmann-Kutschke mit Recht hervor: „Die altiranische Religion muß reiner, ursprünglicher sein, als die aus der Zeit der Mittelperser, nnd da Indien vom Ausgangspunkte der Indogermanen (Europa) weiter entfernt ist, als Iran, so muß auch aus diesem Grunde sowohl

Religion wie Sprache schon des alten Indiens weniger ursprünglich sein, als Religion und Sprache Alt-Irans." (S. „Die Wahrheit über Kyros, Darios und Zarathuschtra. Beiträge zur Erforschung der älteren iranischen Geschichte." Berlin, Verlag von W. Kohlhammer, 1910, S. 29.) Von der richtigen Erkenntnis der kulturschöpferischen Eigenart des arischen Wesens zu deren schnurgeradem Gegensatze, dem semitischen Wesen, ist ein Schritt, den die Geschichte selbst mit der fortgesetzten Semitisierung aller alten vorderasiatischen Arierkulturen wiederholt getan hat. Diesen Schritt muß der semitisch-unbefangene Kulturforscher aufmerksam verfolgen, wenn er in der Erfassung der geschichtlichen Entwicklungsgänge nicht aus Mangel an rassenbiologischer und -psychologischer Erkenntnis — wie neustens u. a. der viel berufene Oswald Spengler in seiner Kulturen-Klitterung „Der Untergang des Abendlandes" — auf halbem Wege Halt machen will. Dagegen führt Hoffmann-Kutschke ein hochentwickeltes wissenschaftliches Rassebewußtsein zur Erörterung und der Vergleichung naheliegenden Parallelerscheinung in der neusten europäischen Geschichte hin: der Verjudung der germanischen Kulturschöpfungen Europas. — Es ist eine reiche Stoffülle, welche der genannte Hg. in den Schriften: „Der Dolchstoß durch das Judentum. Materialien zur deutschen Geschichte und zur jüdischen Politik" (Halle a. d. S. 1922, 74 S. 8°) und „Sonnenwende. Gedanken zum nationalen Wiederaufbau Deutschlands" (5. u. 6. Aufl. Historisch-polit. Verlag in Leipzig) beibringt, während die oben bereits erwähnte Studie über Kyros in das Gebiet der altiranischen Ursprünge zurückgreift. Wem in der für die Geschicke unseres jüdisch mißleiteten Volkes so einschneidenden Judenfrage um gesicherte, wahrhaft wissenschaftlich begründete, rassenseelische Erkenntnisse zu tun ist, der greife nach Hoffmann-Kutschkes Schriften. Sie werden ihm mehr wirkliche Erhellung dunkelster Zusammenhänge darbieten, als die schlagwortereichsten antisemitischen Werbeschriften jeweils zu gewähren vermögen.

Maria Trost. Dr. Adolf Harpf.

F. Mayer: Ostpreußen, die natürlichen Grundlagen seiner Wirtschaft, eine Quelle deutscher Kraft. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1922.

Das obige Buch des Professors der Geographie an der Königsberger Universität F. Mayer bietet eine vollständige, ausgezeichnet klare und gut gegliederte Darstellung von Ostpreußen. Es behandelt die Lage des Landes, seine Oberflächengestaltung und Bodenwerte, das Klima, die Gewässer und die wirtschaftlich wichtigsten Vegetationsformen — alles, soweit es die Wirtschaft und kulturelle Entwicklung des Landes bedingt, dafür benützt ist und in Zukunft noch mehr benutzt werden kann. Die neuesten Statistiken sind benützt und werden wiederholt noch durch Betrachtungen des Verfassers geeignet ergänzt. Man erkennt den hohen Wert der Provinz für das ganze Reich, doch sehr eindringend auch die Pflichten, die das Reich gegen die Provinz hat. In seiner Übersichtlichkeit gibt das Buch über alle Einzelheiten schnelle Orientierung, doch kann es auch zur zusammenhängenden Lektüre warm empfohlen werden, weil alles in wissenschaftlich vertieften, doch stets ansprechend und faßlich entwickelten Zusammenhang steht. Das Buch erfüllt in vortrefflicher Weise ein Bedürfnis der Zeit.

v. Drygalski.

Edith Gräfin Salburg: Renate Godeleith. Roman vom Rhein. Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 15.

„Unsere Jugend ist der Nibelungenhort. Nicht verloren liegt der im Rhein. Junge Mannen, deren Kindheit herüberreicht in diese Schreckenstage, werden sich einst zu stählernen Reihen schließen...."

Ein ernster Klang durchzieht dies Buch, das in den „Schreckenstagen" am Rhein geschrieben ist und ein erschütterndes Bild dieser Tage zeichnet. Die Dichterin trägt die Farben durchaus nicht grob und dick auf. Das braucht sie nicht, denn die brutalen Tatsachen sprechen für sich selbst, und die Wirkung des Gemäldes ist um so ergreifender, als die blühende lebensvolle Rheinlandschaft den Hintergrund abgibt zu den düsteren Geschehnissen. Psychologisch sehr reizvoll und fein ist die Hauptgestalt, Renate Godeleith, gezeichnet. Sie könnte als Verkörperung des rheinländischen Menschen gelten. Und neben ihr der harte, nüchterne Tatmensch, der „Preuße", der sich selbst der Pflicht unterordnet, auf der einen Seite — auf der anderen Seite der unvergessene Jugendgeliebte, der Franzose, der nun als Herr und Sieger in ihrem Hause schalten darf! Renate geht in dem Konflikt zwischen beiden seelisch zugrunde und stirbt freiwillig, doch ihr Sohn wendet sich ganz dem heldenhaft harten Preußen zu. Trotz seiner Jugend reifen ihn die grausigen Geschehnisse zum Manne, und bewußt schließt er sich dem vorbildlichen väterlichen Freunde an. Das ist die Hoffnung, mit der das Buch schließt.

E. Kühn.

Wirtschafts-Gemeinschaft Deutscher Verbände.

Die augenblicklichen Wirtschaftsverhältnisse zeigen jedem Einsichtigen, daß der wirklich produktive arbeitsleistende kleinindustrielle Handwerker und Geschäftsmann immer mehr dem internationalen Großkapital in die Hände gespielt wird. Es ist deswegen Pflicht aller Deutschdenkenden, sich wirtschaftlich zusammenzuschließen. Unter Mitwirkung führender Persönlichkeiten ist in Hamburg die „W.-G. d. Verb." gegründet. Die Wirtschaftsgemeinschaft hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens großen Zulauf aus allen Kreisen zu verzeichnen und es darf damit gerechnet werden, daß dieselbe im wirtschaftlichen, sowie im völkisch nationalen Sinne Erhebliches leisten wird. Hier ist die Gelegenheit gegeben, durch einen machtvollen Zusammenschluß völkische Wirtschaftsziele zu verwirklichen. Die „W.-G. d. Verb." bietet ferner die einzige Möglichkeit, den abseits stehenden Arbeiter durch eine möglichst günstige Erleichterung seiner Wirtschaftssorgen dem völkischen Lager zuzuführen. Neuerdings nimmt die „W.-G. d. Verb." von ihren Mitgliedern auch Kapitalien zur wertbeständigen Anlage auf.

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 5. Aufl. 31.—44. Tauf. Geb. GM. 5.

Leben und Weben
der Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 4. Aufl. GM. kart. 4, geb. 5.

Sprachgeschichtliche Plaudereien
von Dr. E. Wasserzieher. GM. kart. 4, geb. 5.

Bilderbuch
der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. GM. kart. 4, geb. 5.

Hevelius
Handbuch für Freunde der Astronomie u. kosmischen Physik. Herausgegeben v. Prof. Dr. J. Plaßmann. Illustriert. GM. geb. 15.

Sternatlas
von Littrow, große Ausgabe, vollständig neubearbeitet von Fr. Becker. GM. geb. 8.

Verträumte Städte
Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert. GM. kart. 4, geb. 5.

Aufwärts
aus eigener Kraft. Ratschläge und Lebensziele. Von Dr. Paul von Gizycki. 5. Auflage. GM. kart. 4, geb. 5.

Ferd. Dümmlers Verlag - Berlin SW. 68
Gegründet 1808 Postscheckkonto 145

Lebenserneuerung

im Rahmen völkischer Wiedergeburt will

„Hellauf"

Zeitschrift für deutsche Erneuerung
Jährlich 12 Hefte. 2.— Gold-Mk.
Probenummer 10 Pfg.
× Schlüsselzahl von

Mimir

Verlag f. dtsch. Erneuerung G.m.b.H.
Stuttgart, Senefelderstr. 13
Postscheckkonto 3184.

„Selbst ein stundenlanges Warten bei Schaltern u. dgl. hat seine Schrecken verloren, da die Zeit dadurch verkürzt wird, daß man die Zu- und Abgehenden auf ihre Rassenmerkmale studiert. Das gewohnte und gänzlich unpersönliche Großstadtbild belebt sich mir auf die anziehendste Weise. Ein besseres Zeugnis kann einem Schriftsteller, zumal einem wissenschaftlichen, schwerlich ausgestellt werden."

Aus einem Urteil über

„Günther's Rassenkunde des deutschen Volkes"

(J. F. Lehmanns Verlag, München SW 4, gebunden 11.— Goldmark).

Der Rufer im Streite!

Nur noch in einigen hundert Stücken von der Gesamt-Auflage (10000) vorrätig.

Ellegaard Ellerbeks: Sönne Sonnings Söhne auf Sonnensee. 2 Bände. Ein deutscher Roman mit drei Gesichtern. Grundpreis geb. jeder Band Mk. 4,50, brosch. in einem Band Mk. 6.00.

Drei-Adler-Verlag G. m. b. H., Zinnowitz auf Usedom.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

75 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte

Immer mehr Freunde erwirbt sich das

Harmonium

das schönste und vollkommenste

Hausinstrument

Auch von Jedermann ohne musik. Vor- u. Notenkenntnis sofort 4stimmig spielbar. Illustr. Katalog umsonst.

Aloys Maier, Fulda, gegr. 1846

Wir machen unsere Leser noch besonders auf die diesem Heft beiliegenden Prospekte der Verlage

Wilhelm Hartung, Leipzig,
J. F. Lehmanns Verlag, München,
Hammer-Verlag, Leipzig 13

aufmerksam.

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag
Leipzig 13.

Es wird geflissentlich in Buchhändlerkreisen die Nachricht verbreitet, die Werke von Dr. A. Dinter seien verboten, vergriffen oder beschlagnahmt. In einigen Bezirken ist der Verkauf der Dinter-Bücher von städtischen Behörden und Bahnhofsbuchhandlungen verboten worden, wozu keinerlei gesetzmäßige Handhabe besteht. Die Zeitromane von Arthur Dinter:

Die Sünde wider das Blut
Die Sünde wider den Geist
Die Sünde wider die Liebe

können von jedem Buchhändler geliefert werden, wo die Bücher nicht erhältlich sind, wende man sich an den Verlag Matthes & Thost, Leipzig, Karlstraße 10.

Wirtschafts-Gemeinschaft Deutscher Verbände

Hamburg 5 G. m. b. H. **Lohmühlenstr. 20**

Die Gemeinschaft dient als Vermittler zwischen dem Erzeuger und den Mitgliedern bei der Beschaffung von Artikeln des täglichen Lebens.

Mitglied kann jeder Deutsche werden.

Beitrag 100 Millionen

Die Waren werden wertbeständig angelegt.

Die Wirtschafts-Gemeinschaft macht es sich zur Aufgabe

deutsch-völkische Wirtschaftsziele

zu verwirklichen und will ferner durch eine restlos gute Erledigung der Magenfrage Abseitsstehende dem nat. und völk. Gedanken zuführen.

An allen Plätzen werden Verteilungsstellen errichtet

Fordern Sie Listen! **Werben Sie Mitglieder!**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Jahrgang Heft 12 Dezember 1923

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Wesen und Zweck der französischen Kolonialpolitik. Von Armin von Oefele .. Seite 703
Schicksalsgemeinschaft als „Volk". Entartung und Mißartung. Von Dr. Ludwig Ferd. Clauß .. „ 711
Die Aufgabe. Von Dr. Hans Günther .. „ 718
Die Schwarze Weltgefahr. Von Professor Georg Widenbauer .. „ 734
Die wachsende Flut der Farbe gegen die weiße Weltherrschaft. Von Lothrop Stoddard .. „ 741
Waffen im Rassenkampf. Von Karl Georg Vogel .. „ 754
Industrielle Landwirtschaft. Von Armin von Oefele .. „ 758
Bücherschau .. „ 764

J. F. Lehmanns Verlag / München

D. S. Verlagsgemeinschaft
e. G. m. b. H.
Duisburg
Postfach 12

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag
Leipzig 13.

Immer mehr Freunde erwirbt sich das

Harmonium

das schönste und vollkommenste

Hausinstrument

Auch von Jedermann ohne musik. Vor- u. Notenkenntnis sofort 4 stimmig spielbar. Illustr. Katalog umsonst.

Aloys Maier, Fulda, gegr. 1846

Wir machen unsere Leser noch besonders auf die diesem Heft beiliegenden Prospekte der Verlage

Wilhelm Hartung, Leipzig,
J. F. Lehmanns Verlag, München,
Hammer-Verlag, Leipzig 13

aufmerksam.

Es wird geflissentlich in Buchhändlerkreisen die Nachricht verbreitet, die Werke von Dr. A. Dinter seien verboten, vergriffen oder beschlagnahmt. In einigen Bezirken ist der Verkauf der Dinter-Bücher von städtischen Behörden und Bahnhofsbuchhandlungen verboten worden, wozu keinerlei gesetzmäßige Handhabe besteht. Die Zeitromane von Arthur Dinter:

Die Sünde wider das Blut
Die Sünde wider den Geist
Die Sünde wider die Liebe

können von jedem Buchhändler geliefert werden, wo die Bücher nicht erhältlich sind, wende man sich an den Verlag Matthes & Thost, Leipzig, Karlstraße 10.

Wirtschafts-Gemeinschaft Deutscher Verbände

Hamburg 5 G. m. b. H. **Lohmühlenstr. 20**

Die Gemeinschaft dient als Vermittler zwischen dem Erzeuger und den Mitgliedern bei der Beschaffung von Artikeln des täglichen Lebens.

Mitglied kann jeder Deutsche werden.

Beitrag 100 Millionen

Die Waren werden wertbeständig angelegt.

Die Wirtschafts-Gemeinschaft macht es sich zur Aufgabe

deutsch-völkische Wirtschaftsziele

zu verwirklichen und will ferner durch eine restlos gute Erledigung der Magenfrage Abseitsstehende dem nat. und völk. Gedanken zuführen.

An allen Plätzen werden Verteilungsstellen errichtet

Fordern Sie Listen! **Werben Sie Mitglieder!**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

. Jahrgang Heft 12 Dezember 1923

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Wesen und Zweck der französischen Kolonialpolitik. Von Armin von Oefele .. .. Seite 703
Schicksalsgemeinschaft als „Volk". Entartung und Mißartung. Von Dr. Ludwig Ferd. Clauß .. .. „ 711
Die Aufgabe. Von Dr. Hans Günther .. .. „ 718
Die Schwarze Weltgefahr. Von Professor Georg Widenbauer .. .. .. „ 734
Die wachsende Flut der Farbe gegen die weiße Weltherrschaft. Von Lothrop Stoddard .. .. „ 741
Waffen im Rassenkampf. Von Karl Georg Vogel .. .. „ 754
Industrielle Landwirtschaft. Von Armin von Oefele .. .. „ 758
Bücherschau .. .. „ 764

J. F. Lehmanns Verlag / München

Neue Auflagen Felix Dahn'scher Werke

Ein Kampf um Rom

Ausgabe in 3 Bänden / 136.—151. Auflage

3 Bände zus. gebunden in Halbleinen 20.— Mk. Gz., in Halbleder gebunden 35.— Mk. Gz.

Der Roman ist das unvergängliche Lebenswerk Dahns. Der Inhalt ist so packend und erzieherisch wirksam, daß er jedem Knaben und Jüngling auf den Lebensweg mitgegeben werden sollte.

Gedichte

Auswahl das Verfassers / Mit 1 Bildnis des Dichters / 7. Auflage

Geh. 6.— Mk. Gz., gebund. in Halbleinen 7.50 Gz.

Diese vom Verfasser selbst getroffene Auswahl enthält das Beste und Wertvollste aus Dahns lyrischem Schaffen, seine besten Lieder, Gedichte und Balladen, Schöpfungen von hohem vaterländischen Wert.

Julian der Abtrünnige

Geschichtlicher Roman / 3 Bände in 1 Band gebunden / 10. Auflage

Gebunden in Halbleinen 8.— Mk. Gz.

Gleich dem Kampf um Rom bringt dieser Roman einen Abschnitt aus der Geschichte mit welthistorischen Perspektiven, zeigt uns den Mann, dessen vielumstrittenes Charakterbild in der Geschichte schwankt.

Odhins Rache

Erzählung aus der altgermanischen Göttergeschichte

8. Auflage

Dauerhaft geheftet 2.50 Mk. Gz.

Aus der trüben Gegenwart hinweg führt uns Dahn nach Gladsheim, nach Odhins Haus, nach Asgardh, dem Götterheim mit seinen Freuden und Wonnen.

Die angegebenen Grundpreise sind mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins d. D. B. zu vervielfältigen.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Ideale.

Zeitschrift für religiös-sittliches Leben

D. S. Verlagsgemeinschaft e. G. m. b. H.
Duisburg
Postfach 12

Der Rufer im Streite!

Nur noch in einigen hundert Stücken von der Gesamt-Auflage (10000) vorrätig.

Ellegaard Ellerbeks: Gönne Gonnings Söhne auf Gonnensee. 2 Bände. Ein deutscher Roman mit drei Gesichtern. Grundpreis geb. jeder Band Mk. 4,50, brosch. in einen Band Mk. 6.00.

Drei-Adler-Verlag G. m. b. H., Zinnowitz auf Usedom.

„Das deutsche Buch"
Ein Ratgeber
für jeden Bücherfreund.
Versand kostenlos durch
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Pankow.

Wir machen unsere Leser noch besonders auf die diesem Heft beiliegenden Prospekte der Verlage Max Niemeyer, Halle, Johann Georg Holzwarth, Bad Rothenfelde J. F. Lehmanns Verlag, München aufmerksam.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

75 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 894

Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 40 585)

7. Jahrgang 1923 Heft 12 Dezember

Weſen und Zweck der franzöſiſchen Kolonialpolitik.

Von Armin von Oefele.

Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.
Körner.

Als Frankreich durch die Folgen des Krieges von 1870/71 auf einen beſcheidenen Platz in den Reihen der Weltmächte gedrängt wurde, rüſtete es geiſtig und militäriſch mit aller Energie, um ſeine verlorene Stellung wiederzuerobern. Die Deutſchen ſahen in ihrer Überlegenheitsſtimmung die Revanchevorbereitungen nur da, wo ſie laut, nicht aber da, wo ſie drohend wurden, und geſtatteten ſich meiſt zu lachen, wo Stirnerunzeln eher angebracht geweſen wäre. Die Wenigſten ſahen eben ein, daß jeder längere Friede eine Veränderung der Machtverhältniſſe bringt, die erſt durch die kriegeriſche Entladung feſtgeſtellt wird. Oft ereignen ſich dieſe inneren Metamorphoſen äußerlich ganz unſichtbar, indem ſie vom Wechſel in der Stimmung, dem Geiſt, von phyſiſcher und moraliſcher Regeneration oder Degeneration abhängig ſind. Dies trifft jedoch auf unſern Fall mit Frankreich nicht zu. Wer hören wollte, konnte hören, und wer ſehen wollte, konnte ſehen, trotzdem ſah und hörte man nicht. Es iſt gewiß menſchlich ſchön, aber ebenſo ſicher biologiſch ſchwach, im Taumel der Freude erlittene Unbilden zu vergeſſen. Auch iſt es nicht weiſe, die eigenen Fehler mit milden Erklärungen zu verhüllen, darum ſoll man kalt die Untugend beim Namen nennen und ſich eingeſtehen, daß die politiſche Dummheit und Faulheit des deutſchen Volkes es immer wieder um ſeine Machtſtellung gebracht, die ihm als Raſſenkörper zukommt. Dabei hat das Volk nicht einmal die Ausrede, daß es keine Leute gehabt hat, die ihm die politiſchen Richtlinien angegeben hätten.

Zu allen Zeiten hatten wir kluge Köpfe, die uns als Warner zur Seite gestanden haben, aber dem Volke fehlte die Unterscheidungskraft, der Rasseninstinkt, die Worte eines Volksfreundes von dem Geschwätz eines Volksverführers säuberlich zu trennen. Man wollte keine Belehrung, sondern Versprechungen. Die sorgsame Beobachtung alles Tun und Lassens eines haßerfüllten Feindes sollte schon die unterste Grenze außerpolitischer Staatsweisheit sein. Ein politisch indolentes Volk muß auf jede verdächtige Bewegung des Feindes, auf jeden Kräftezuwachs seines eventuellen Gegners und die sich daraus ergebenden Folgerungen aufmerksam gemacht werden, damit es die außerpolitischer Spannungen mitmacht, nicht einschläft und im Notfall die Handlungen seiner Regierung versteht. Hievon weiß der Deutsche aber heute noch weniger wie in den Tagen der Monarchie. Es ist augenblicklich so bequem, die Beschwichtiger reden zu lassen und die Warner totzuschweigen oder gar totzuschreien.

Ein böses Beispiel lauer Aufmerksamkeit von seiten des Volkes und der Regierung in politischen Dingen liefert uns die strafbare Gleichgültigkeit der Deutschen gegenüber den Kolonisationsbestrebungen Frankreichs. Man schläferte sich da in Deutschland mit der wohlwollend nachlässigen Meinung ein, daß sich die Ruhmsucht Frankreichs in außereuropäischen Gebieten betätigen und befriedigen würde, und ließ dabei vollkommen außer Acht, daß dem Franzosen Kolonien etwas ganz anderes vorstellen als dem Engländer, dem Holländer und auch dem Deutschen. Die prägnanten Unterschiede zwischen germanischer und romanischer Betätigung in der Kolonialwirtschaft haben ihren Grund: Erstens einmal in der unterschiedlichen physischen Lebenskraft der Völker. Die germanischen Völker erweisen sich als kräftig sprudelnde Völkerbrunnen, mit innerer starker Vermehrungstendenz, wodurch die Kolonisation zur Lebensfrage wird. Bei der schwachen Bevölkerungszunahme der französischen Nation kommen nicht Lebens- sondern Machtfragen in Betracht. Zum Zweiten ist es natürlich auch der Geist, der die Form beseelt. Wie der germanische Kapitalismus als reiner Entwicklungsfaktor, als schöpferische Kraft im Wirtschaftsleben und der romanische als militärisches Machtwerkzeug angesprochen werden kann, so muß auch die germanische Kolonisation, trotz allem, was dem Engländer vorgeworfen werden darf, in einem anderen Lichte beschaut werden als die romanische. Frankreichs Kolonialpolitik diente nur so nebenbei händlerischen Interessen, in der Hauptsache waren es immer nur Unternehmungen zur Stärkung der französischen Macht auf dem europäischen Kontinent. Die Vorherrschaft Frankreichs in Europa, das war das jeweilige Ziel der regierenden Franzosen, ob es nun Gruppen oder Personen waren. Dieser Zielstrebigkeit wurde alles andere untergeordnet.

Im achtzehnten und auch schon im siebzehnten Jahrhundert war die französische Kolonialpolitik nichts anderes als ein außereuropäischer Krieg gegen England. Die französischen Kolonisten wollten auch in der Regel nicht mehr sein als Soldaten und Jäger. In diesem Zusammenhang ist eine Beschreibung der französischen und anglikanischen Niederlassungen in Nordamerika Ende des achtzehnten Jahrhunderts besonders lehrreich. In den anglikanischen Familien war der bäuerliche Wohlstand allgemein, während bei den französischen Familien stets eine Hungerleiderei zu bemerken war. Dafür waren die französischen Kolonisten stark im Parlieren, Schwadronieren, Politisieren und konnten

nicht begreifen, wie es die Anglikaner fertig brachten, einsam zu arbeiten und Mensch zu bleiben, ohne täglich den halben Tag gesellig zu verschwätzen.

Die beiden besten Kolonisatoren, die für Frankreich fochten und warben, haben das französische Kolonialsystem eigentlich nicht begriffen und nahmen darum ein schmähliches Ende. Dupleix, der einen Teil Vorderindiens für Frankreich erobert hatte, sah sich verlassen und ins Elend gestoßen, als er seiner Kolonialwirksamkeit eine englische Auffassung gestattete. Lally Tollendal, der das Werk von Dupleix wieder aufnahm, endete zum Schlusse gar noch auf dem Schafott.

Frankreich hatte eben von Anfang an gar nie die Absicht, blühende Handelsemporen zu gründen, sondern alles koloniale Tun galt nur konzentrischer Strategie, in deren Mittelpunkt Europa lag.

Mit welchem Ernst es die Franzosen auf Handels- und Produktionskolonien abgesehen hatten, zeigt das Hin und Her ihrer Anstrengungen auf Madagaskar, wo sie im Verlaufe von dreihundert Jahren je nach Laune und Zufall kamen und gingen, bis sie im Jahre 1896 diese große Insel als Kolonie in Besitz nahmen. Also erst in der Zeit, da Frankreich seine neue zielbewußte Afrikapolitik heranreifen sah, wurde ihm Madagaskar wertvoll.

Die französischen Kolonialunternehmungen hatten, wie schon gesagt, früher ihre Front gegen England gekehrt. Die Kolonien waren dadurch Kriegsgebiet. Seitdem sich die französische Politik ausschließlich Deutschland zum Gegner nahm, kam eine moderne Wendung in die koloniale Kampfesstellung. Die neuen Kriegsabsichten verlangten Kolonialkräfte in Europa. Auf diese Einstellung des machtlüsternen Frankreichs hat schon recht früh, man könnte sagen: für die deutschen Schlafmützen „zu früh", kein Geringerer als Friedrich List aufmerksam gemacht, ja mit der ganzen Kraft seiner oratorischen Geste hingewiesen. Im Jahre 1846, mitten im tiefsten europäischen Frieden, schreibt der hellsichtige Mann folgendes:

„Niemals haben es die Franzosen dahin bringen können, große Kolonien zu gründen, zu zivilisieren und zu behaupten, geschweige denn ihnen eigenes Leben und eigenen Geist einzuflößen. So fehlt ihnen das Fundament zu einer großen Seemacht. Auch ist ihre Flotte zu allen Zeiten ein erkünsteltes Ding gewesen, eine Art Maulesel, der unfähig ist, seine Rasse fortzupflanzen, und wenn er verloren geht, nur durch künstliche Erzeugung und durch langwierige Nachzucht wiederum ersetzt werden kann.

Mit den erwähnten Nationalfehlern vereinigen die Franzosen einen Grad von Liebe zum Ruhm und besonders zum Kriegsruhm, der sie zu allen Zeiten zum willigen Instrument großer Feldherrn gemacht hat, ja sie achten Nationalfreiheit und Nationalreichtum nicht sowohl um willen der Wohlfahrt, die sie den Individuen verleihen, als um willen der Vorteile, welche für ihre Militärmacht daraus zu ziehen sind.

Nach sechzig Jahren (heute 140 Jahren) innerer Bewegungen und äußerer Kämpfe für Freiheit und Nationalgröße ist so der politische Organismus Frankreichs nichts weiter als eine Maschine, erbaut und zusammengesetzt zu dem Zweck, um dem europäischen Kontinent den Krieg zu machen, und sogar ihre letzten Eroberungen in Afrika sind von ihnen nur geschätzt und benützt als Übungsfeld, um Heerführer und Armeen zum Behufe künftiger Eroberungen auf den Kontinent groß zu ziehen."

Dies hat List den Deutschen ins Ohr geschrien, aber statt auf ihn zu hören, haben diese den Rufer in politischem Streit elend zugrunde gehen lassen. Aber auch den Engländern hat List etwas gesagt, was sich diese hätten merken sollen. Er fährt nämlich fort: „Die Franzosen haben nie aufgehört und werden nie aufhören, den Rhein zur Grenze zu begehren. Sie scheinen dafür Gründe zu haben, die weit tiefer liegen als diejenigen, welche von ihnen öffentlich vorgeschützt werden. Den Franzosen nämlich, wenn sie Belgien, Deutschland bis zum Rhein besitzen, kann es nicht schwer fallen auch die Länder an der Ems, an der Niederweser und Niederelbe zu erobern. Indem sie so den kräftigsten Teil der germanischen Rasse des Kontinents auf den romanischen Stamm ihrer Nationalität impfen, verschaffen sie ihrem Nationalkörper diejenigen Eigenschaften, die ihm erforderlich sind zur Erlangung der Weltsuprematie."

Zur Verwirklichung dieser Pläne und Neigungen Frankreichs half England während des Weltkrieges und vor allem nach diesem kräftig mit. Das Resultat kann England unmöglich Freude machen; denn Frankreich ist heute unbestritten die erste Militärmacht und die zweite Kolonialmacht der Welt.

Der französische Kolonialminister Sarraut gab für das Jahr 1920 folgende vergleichende Zahlen für die ersten drei Kolonialmächte der Erde bekannt:

	Kolonialgebiet Oberfläche in qkm	Bevölkerung	Einfuhr in tausend Goldfranken	Ausfuhr in tausend Goldfranken
England . . .	34 909 310	403 839 750	25 697 610	31 004 812
Frankreich . .	10 241 510	55 571 184	3 284 263	4 892 562
Holland . . .	2 045 051	48 029 573	2 032 451	4 532 785

In Bezug auf die Einwohnerzahl sind sowohl die französischen wie die holländischen Zahlen zu überprüfen. Holländisch Ostindien hatte im Jahre 1920 schon über 49 000 000. Dazu noch Westindien gerechnet, und wir kommen vor eine ansehnlich höhere Zahl zu stehen. Das Gleiche gilt für die französischen Kolonien, deren Einwohnerschaft im Jahre 1902 auf 51 000 000 beziffert wurde. Die neu erworbenen Gebietsteile in Marokko und die geraubten deutschen Kolonien ergeben allein einen Menschenzuwachs von rund 9 000 000. Allein der französische Kolonialminister hielt seine Rede nicht, um mit richtigen oder großen Zahlen seiner schwarzen Franzosen zu prunken, sondern um auf die Notwendigkeit rührigerer kaufmännischer Exploitation hinzuweisen. Mit großen rollenden Worten verkündete Sarraut: „Les colonies françaises être des centres d'approvisionnement plus specialment indiqué aux besoins de la métropole et constituer en outre une sorte de réservoir où la France pourra puiser les moyens d'acquitter les achats qu'elle doit faire à l'étranger."

Der jeweilige Kolonialminister Frankreichs wird wohl vorderhand noch seine Hauptaufgabe darin finden, Wesen und Zweck der französischen Kolonialpolitik zu verschleiern. Die Welt muß mit recht viel Phrasen auf die kaufmännischen Programme und wirtschaftlichen Anstrengungen der Franzosen in fremden Gebieten hingewiesen werden. Die Kulturschwindelnation muß so tun, als ob sie eine Kulturaufgabe da draußen in weiten fremden Ländern er-

füllen würde, damit die blöden selbstsüchtigen Völker nicht merken, daß Frankreich nur bestrebt ist, wilde Barbarei in europäische Kulturländer zu tragen. An Stelle lügenhafter Menschheitsideale, die früher gemeinen Machtgelüsten Vorspanndienste leisten mußten, sind heute lügenhafte Wirtschaftsideale getreten. Deshalb erschien auch die passive Handelsbilanz dem Herrn Minister als ein Schönheitsfehler. Herr Sarraut vertrat darum die Behauptung, daß er und seine ganze Energie dazu da wären, diesen Fehler zu berichtigen. Den Menschenexport durfte er ja leider nicht in die Handelsrechnung aufnehmen, weil dann der Unterschied zwischen englischer und holländischer Kolonialwirtschaft einerseits und französischer andererseits in ein allzu grelles Licht gerückt worden wäre. Dennoch wagte er es an anderer Stelle mit wonnigem Behagen von dieser Nutzung zu sprechen. Weil in diesem Zusammenhang England auch ein Vorwurf träfe. Er zählte nämlich auf, was die Kolonien im Kriege gegen Deutschland geleistet haben und noch leisten. List's Seherworte werden da in stattlichen Zahlen lebendig.

In den Kolonien wurden für den Krieg total 537 450 Mann Soldaten ausgehoben, davon haben 518 038 in Europa gekämpft, und 57 542 sind von ihnen gefallen. Dazu stellten die Kolonien noch 200 000 Arbeiter, von denen 183 928 in Europa Dienste taten. Auch die finanzielle Unterstützung und Sachlieferungen (z. B. 1 000 000 Tonnen Lebensmittel) waren von beträchtlichem Umfang. Die französischen Kolonien haben also zum erstenmal ihrem Zwecke entsprochen und sollen ihn auch weiter erfüllen. Die Wirtschaftsphrasen des Ministers ändern nichts an der Tatsache, daß die wirtschaftliche und kulturelle Erschließung der französischen Kolonien, wenn man sie mit den englischen oder gar den holländischen vergleicht, im argen liegt. Die rein militärische Ausbeutung der französischen Kolonien hatte sogar einen relativen Rückgang der Handelsbewegung zwischen Mutterland und Kolonien zur Folge; denn trotz dem bedeutenden Gebiets- und Menschenzuwachs, den die französischen Kolonien seit 1913 erlebt haben, deckte im Jahre 1920 die Einfuhr aus den Kolonien nur ein Zwölftel der Gesamteinfuhr Frankreichs gegenüber einem Achtel im Jahre 1913. Dies alles immer wieder mit dem rechnerischen Vorbehalt, daß heute programmäßig 100 000 Mann Kolonialtruppen in Europa stehen.

Wenn der Kolonialminister deklamierte: „Les colonies ne sont pas que des marchés: ce sont des entités vivantes, des créations d'humanité, de partes solidaires, de l'État français dont on va par le progrés scientifique économique, moral et politique, favoriser l'accés à de plus hauts destin, au même titre que les autres parties du territoire national," so wird es dem Wissenden und Verstehenden peinlich gewesen sein, nicht zu lachen oder wenigstens am Schlusse nicht negerhaft zu grinsen. Man sehe sich mal die „outillage économiqué" das Finanzwerkzeug Frankreichs zur Hebung der Kolonialgebiete, genauer an! Dann werden die mageren Zahlen die fetten Worte verschlingen. Die Kulturaufgabe in seinem Kolonialreich ist dem Franzosen sicherlich noch viel gleichgültiger als dessen wirtschaftliche Prosperität.

Der Staatshaushalt dieses ungeheuren Gebietes, das größer ist als ganz Europa, weist im Voranschlag für das Jahr 1922 dem Gesundheitsdienst 47 Millionen, dem Unterrichtswesen 52½ Millionen Franken zu, während vergleichsweise in demselben Jahre die Holländer für den gleichen Zweck 105 und 272 Millionen Franken ausgegeben haben. Dafür hat Holland allerdings

nur eine Kolonialarmee von 40 000 Mann, während Frankreich allein zur Drangsalierung armer Deutscher 100 000 Mann Kolonialtruppen bekösstigt.

Jedem, der nicht von Phraseologie benebelt ist, muß es klar sein, daß das französische Kolonialsystem uns allerlei vortäuschen will, aber in der Tat nichts anderes ist als eine militärische Organisation, ein Rekrutendepot nach altem römischem Muster. Nur den Engländern scheint dies wunderlicherweise nicht einzuleuchten, und es ist erstaunlich, wie sie den Dingen in Afrika den Lauf ließen, so daß sich heute Frankreich eine afrikanische Großmacht nennen kann. Wir stehen hier vor ähnlichen politischen Fehlern, wie sie der jüngere Pitt zur Zeit Napoleons machte. Man bekam damals schwungvolle Reden zu hören, während die Taten hinter den Ereignissen herliefen. Damals hatte England im weitern Verlauf des Krieges gegen Napoleon das Glück auf seiner Seite gehabt. Ob das heute wieder der Fall sein wird, muß die Zukunft entscheiden. Ohne Zweifel gab sich England einer großen Täuschung hin, wenn es in den letzten Jahren glaubte, daß Deutschland durch die allgemeine Bedrückung zu einer industriellen Provinz Englands umgeschaffen werden könne und dadurch alle weitern Schäden auf andern Gebieten ausgleiche. Deutschland wird in einem solchen Falle nicht zu England hinübergezogen, sondern wie Friedrich List schon vor achtzig Jahren warnend voraussagte, zwischen Galloromanen und Slaven zerrissen. Wie nahe Frankreich diesem Ziel heute schon ist, können wir täglich in der Zeitung verfolgen. Die französische Politik nähert sich immer mehr dem Ziel: das heißt die Beherrschung des europäischen Kontinents mit Hilfe afrikanischer Streitkräfte. Es ist klar, daß Frankreich in diesem Zusammenhange seine Gegner nicht allein unter den germanischen Völkern findet, sondern auch in Gegensatz zu seinen lateinischen Brudernationen zu stehen kommt. So intrigiert es gegen Italien und kämpft gegen Spanien.

Nordwestafrika ist bis auf die spanischen Besitzungen französisch. Der spanische Besitz ist zwar im großen und ganzen von geringem Werte, aber trotzdem den Spaniern nicht gegönnt. Rio d'oro ist ein völlig bedeutungsloser Sandstrich, dessen Name Dinge verspricht, die nicht vorhanden sind. Das ganze Gebiet ist wasserlos, und in der einzigen Bai, der man einen Wert als Fischwasser nachrühmt, haben sich die Franzosen festgesetzt. Wichtiger ist das Gebiet gegenüber Gibraltar — die ehemaligen fünf Presidios, die heute unter Spanisch-Marokko zusammengefaßt werden. Die bekanntesten Plätze sind Ceuta, Melilla und das als Herd des Aufstandes häufig genannte Alhucemas.

Die Engländer verstanden es wenigstens in den Konferenzen von Algeciras den Franzosen einen Stein in den Weg zu rollen, einen Stein, der sie selbst vor schwierige Konsequenzen gestellt hätte. Wenn man bedenkt, daß das ganze Gebiet von Spanisch-Marokko nur eine Fläche von 218 qkm umfaßt und nur 404 000 Einwohner zählt, so wirkt es geradezu lächerlich, daß Spanien sich die endgültige Herrschaft dieses Ländchens noch nicht sichern konnte, obwohl es Tausende von Soldaten und 3 Milliarden Pesetas bereits dafür geopfert hat. Wenn man aber erfährt, daß der aufständische Abdel Kerim moderne Geschütze, Maschinengewehre und Gebelgewehre (Modell 1918) in unbeschränkter Zahl von außen erhält, so sieht die Sache eben anders aus. Die Franzosen haben sich bemüht, die Waffenlieferungen als deutsche Intrige aufzudecken. Dies geschah mit dem Erfolg, daß die spanischen Zeitungen offen davon schreiben: Die hochmoderne Ausrüstung der Rifkabylen und die große Menge Munition komme zweifellos durch französische Agenten über die französische Grenze. Auch

französisches Geld fließt millionenweise in die Hände der Aufständischen. Immerhin bleibt es auch dann noch schwer zu verstehen, wie 130 000 bis 160 000 Mann Truppen diesen Küstenstrich nicht unterkriegen können. Und die Annahme, daß das französische Geld nicht allein den Rifkabylen gefalle, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Franzosen nehmen aber davon keine Notiz und erdreisten sich sogar, über den Weg der Zeitungen Spanien den Rat zu erteilen, dies vergiftete Geschenk Deutschlands wieder aufzugeben. Die Franzosen würden in diesem Falle keinen Tag warten, um das Gebiet einzusacken. Die mit dem internationalen Kapital liebäugelnden diversen Parlamentsregierungen Spaniens hätten sich nicht ungern auf solchen Weg treiben lassen. Der spanische Soldatenstolz hat nun diesen Absonderlichkeiten ein Ende zu machen gesucht. Hoffentlich versteht heute Spanien seine Lage voll und ganz, nämlich: daß es in Afrika Krieg gegen Frankreich führt, und daß die Mittel hierzu aus dem deutschen Volke herausgepreßt werden.

In Tanger, der wichtigen afrikanischen Judenstadt, bemüht sich Frankreich trotz aller verklausulierten Internationalisierung die Verhältnisse zu verwirren, um bei irgend einer Gelegenheit im Trüben zu fischen, d. h. den Platz seinem Reiche einzuverleiben. Die „Alliance israélite" arbeitet zusammen mit der französischen Regierung an der Hebung des marokkanischen Judentums, wobei große Geldmittel verwendet werden. Wie lange wird es noch dauern, und die marokkanischen Juden besitzen in Paris Villen und Häuserviertel, vielleicht in dem Umfange wie die Ostjuden in Berlin oder Wien! Ob dies nun dem Geiste des französischen Militarismus entspricht, lasse ich dahingestellt. Der Vorrat an Agenten und Schwindlern in Frankreich wird durch diese Leute einen reichen Zuwachs erhalten. Und es wird immerhin noch eine Weile dauern, bis das französische Imperium solche nicht mehr nötig hat.

Aus obigem geht hervor, daß Frankreich am Rande seiner Kolonien immer noch Krieg gegen europäische Mächte führt, und dabei versteckt und hinterlistig zu Werke geht. Man kann sich höchstens fragen: woher nimmt Frankreich die politischen Energien, die hier fraglos nötig sind? Wenn wir aber bedenken, daß sich die politische Energie Frankreichs fast ausschließlich in der Außenpolitik betätigt, während z. B. die Deutschen ihre politischen Kräfte nur innerpolitisch vergeuden, so lernt man die französischen Erfolge begreifen.

Das französische Imperium dürfte in Bälde folgende Struktur aufweisen: In Europa dominiert das französische Volk mit 40 000 000 Seelen, daneben stehen 10 Millionen engverbundene Trabanten, darunter vegetieren 25 Millionen unterjochte germanische Arbeitsvölker. Der ganze Komplex wird bedroht und zusammengehalten von einer den höchsten Machthabern in die Hand gegebenen Soldateska von afrikanischen Truppen. Der wesentliche Faktor des heutigen französischen Machtphänomens sind eben seine afrikanischen Kriegsknechte, und die Machtquelle der modernen französischen Gewaltherrschaft müssen wir an den Rändern der afrikanischen Wüsten suchen. Ist es nicht eine fürchterliche Entwicklung, die unsere europäische Kultur genommen hat, wenn es einmal zur endgültigen Tatsache geworden ist, daß wir zwischen jüdisch-asiatischen Machthabern und afrikanischen Negerschergen eingezwängt sind!

Will man die französische Kolonialbestrebung so objektiv wie möglich betrachten, so kann man ihre Kolonien in Militärkolonien, in politische und in Handelskolonien einteilen. Voran steht natürlich Afrika als Militärkolonie, als politische Kolonien können jene Restbesitzungen gelten, die ihnen nach dem

früheren Entscheidungskampfe mit England geblieben sind. Alle jene kleineren Besitzungen in Amerika, Asien und Australien, deren ruhmlose Verwaltung den Spott anderer Kolonialmächte herausgefordert hat, dürfen als solche angesprochen werden. Zur Handelskolonie hat sich mehr zufällig als von den Franzosen beabsichtigt Indochina entwickelt, denn hinter der Besitzergreifung dieser Länder steckte auch nur die Front gegen England. Fremde Kaufleute, darunter tragischerweise meist Deutsche, haben diesem Kolonialkomplex die ganz aus dem Rahmen der französischen Bestrebungen fallende Bedeutung aufgezwungen. Die größten Gewinne, die aus diesen Kolonien dem französischen Staatsschatz zufielen, ergaben sich zwar auch nur aus dem sequestrierten Eigentum deutscher Staatsbürger. Aber diese Gewinne machten die Franzosen nach Handelsverdiensten lüstern, und sie denken da allen Ernstes an eine wirtschaftliche Ausbeutung. Ob das Bestreben von großem Erfolg begleitet sein wird, darf man füglich bezweifeln. Wahrscheinlich wird der Geheimrapport irgend eines Sozialisten ähnliche Dinge sagen wie der meines holländischen Freundes Aug. Lelorrain. Dieser Herr, ehemaliger Leiter eines indischen Tabakkonzerns, wurde im Auftrag der französischen Regierung nach Kamerun geschickt, um dort für die schönen Augen des Völkerbundes die zerstörte Tabakkultur wieder in Schwung zu bringen oder wenigstens zu sagen, wie man es machen sollte. Sein Rapport war für die Auftraggeber unbrauchbar, denn er riet an, vor allem die deutschen Pflanzer wieder ins Land zu rufen, dann werde man von selbst finanzielle Erfolge mit der Tabakkultur erzielen.

Wenn man nicht wüßte, daß alles internationale Getue nur ein Nasenführen der Völker ist, so müßte man die Arbeitskonferenzler fragen, ob sie nicht wüßten, daß Frankreich in allen seinen afrikanischen Kolonien, wo Plantagenwirtschaft getrieben wird, wieder jahrelang Zwangsarbeit für die Eingeborenen eingeführt hat? Wie kann es auch anders? Afrikanisch-asiatische Despotie verlangt die Sklaverei; Freiheit ist ein europäischer Begriff. Wie lange wird es dauern, bis der größte Teil unserer zivilisatorischen Errungenschaften dem Machthunger und der Verblendung zum Opfer gefallen ist?

Wieder fragt man sich: Warum schläft England? Es schläft und rührt sich nicht, weil es sehr optimistisch von der deutschen Widerstandskraft denkt und glaubt, eines schönen Tages werde Frankreich von den kontinentalen Völkern zur Rechenschaft gezogen werden. Die Weltgeschichte wiederholt sich aber nicht so platt in engen Grenzen. So lange der Faszismus in Italien das Heft in der Hand hält, hat England noch ein Gegengewicht im Mittelmeer, kommt aber da das treulose Rassenkötertum wieder obenauf, so wird sich England gegenüber Frankreich seiner Haut zu wehren haben. Vielleicht liegt es dann doch an unserm letzten Eingreifen, welche Welt in Trümmer geht.

Schicksalsgemeinschaft als „Volk“. Entartung und Mißartung.

Von Dr. Ludwig Ferd. Clauß.[1])

„Volk“, so sagten wir schon einmal, kann eine Gemeinschaft von Artgenossen sein, von Rein- und Gleichgearteten: eine einhällige Gemeinschaft also, eine Gemeinschaft inneren Schicksals. Die Möglichkeiten, die sich in ihr ergeben, hat unser Beispiel des Gewirks der nordländischen Frühzeit vorläufig angedeutet; jenes Gewirke steht vor uns da als Ausdruck einer ständisch gestuften, aber noch fast artreinen Volksgemeinschaft [2]). „Volk“ aber kann auch etwas anderes sein (und vielleicht ist in allen heutigen Völkern dieser Fall verwirklicht): eine Gemeinschaft, die zwar geschaffen ist von Genossen einer einzigen reinen Artung, die aber in sich auch Andersgeartete umfaßt. Es finden sich da z. B. auf gleichem Raume Menschen verschiedener Artung zusammen, nicht aber so, daß alle gleichberechtigt nebeneinander gesiedelt sitzen (und so gar nicht eigentlich eine Gemeinschaft zwischen den Arten sich fügt), sondern so, daß eine zunächst in sich geschlossene Gemeinschaft Reingearteter (also eine Gemeinschaft inneren Schicksals) zum äußeren Schicksal wird für die Andersgearteten, die sie in ihre Gemeinschaft irgendwie hineinzwingt, z. B. durch Eroberung und Herrschaft. Der Ausdruck der nun herrschenden Art, zunächst der geschaffene Ausdruck, wird dann den Unterworfenen aufgezwungen: die Fügungsweise der Gemeinschaft selber (z. B. als „Staat“), die Weise des Handelns („Sitte“), die Kunst, das Recht, der Glaube, die Sprache, kurz: alle Gesittung und Bildung [3]). Die Seelen der Unterworfenen werden also in Weisen des Ausdrucks hineingezwungen, die ihrem eigenen Artgesetze fremd sind; sie sollen sich, im Ausdruck wenigstens, dem Gesetze einer Artung fügen, die nicht die ihre ist; sie sollen teilnehmen an einem Ausdruck, der nicht geschaffen ist aus ihrem Artgesetze. — Über die Möglichkeit solchen Sich-Fügens, solchen Teilnehmens, und über die Schranken dieser Möglichkeit, wäre viel zu sagen. Hier nur das Nötigste.

Werden die Unterworfenen selbst-schaffend teilnehmen können an dem Ausdruck der Herrschenden, der ihnen aufgezwungen ist? Werden sie Ausdruck wirken können nach einem Gesetze, das nicht in ihnen selber spricht? Wenn sie es vermögen, Gebilde zu schaffen („Werke“, „Taten“), die an Ausdrucksgezüge denen gleichen, die von den Herrschenden gewirkt sind, so werden diese Gebilde (die denen der Herrschenden scheinbar gleichen) dennoch — von innen besehen — unterschieden sein von jenen ganz vom Grunde her.

---

[1]) Aus dem Buche: Die nordische Seele (Artung — Prägung — Ausdruck). Mit Erlaubnis des Verlages von Max Niemeyer, Halle. — Dies Buch sei als Ergänzung des Güntherschen Rassebuches besonders empfohlen. Siehe auch den folgenden Aufsatz! Die Schriftleitung.

[2]) Starken fremden Einschlag hatte der Knechtestand, der aber eben darum von den übrigen Ständen scharf getrennt war. (Vgl. hierzu die Rigspula, das Lehrgedicht von der Schaffung der Stände.) Auch in edlen Geschlechtern zeigt sich vereinzelt fremdes Blut. (Vgl. die Geschichte des Skalden Gunnlaug und des Skalden mit dem irischen Namen Kormak.) Diese Männer weisen seelisch und leiblich fremden Einschlag auf; sie sind vielleicht die ersten „problematischen“ Gestalten der nordländischen Gesellschaft.

[3]) Es kann freilich auch anders geschehen: daß die Gesittung und Bildung der Unterworfenen, wenigstens teilweise, sich durchsetzt. Dieser Fall bleibe hier noch unerwogen.

Denn während die Kinder der Herrschenden ihren Ausdruck in solcher Weise „lernen", daß (im Gange der Entfaltung ihrer Seelen) nur geweckt wird, was in ihnen selber liegt kraft inneren Schicksals, werden die Unterworfenen den Ausdruck der Herrschenden nur äußerlich ablernen und so Gebilde verfertigen, welche, diesem Ausdruck nachgeahmt, seinem Gesetze zwar gemäß erscheinen, aber nicht aus ihm gezeugt und geschaffen sind. Anders gesagt: während die Herrschenden ihren eigenen Ausdruck inwendig-lernen, werden die Unterworfenen stets nur die Außenseite des ihnen fremden Ausdrucks an sich nehmen, indem sie ihn auswendig-lernen wie die Paragraphen eines Gesetzbuchs, das nicht für sie geschrieben ist.

So im geschaffenen Ausdruck, d. h. in alledem, was die Gesittung, das Gewirke, die Bildung (die „Kultur") der Herrschenden umfaßt. Ein gleiches ist möglich im unmittelbar gezeigten Ausdruck: die Gebärde der Herrschenden z. B. kann den Unterworfenen, bewußt oder vielleicht auch unbewußt, zum Vor-Bild werden, obschon sie nicht ihre eigene Gebärde ist und auch nie werden kann: was bei den Herrschenden Gebärde ist, wird bei ihnen zur Pose. Mehr und mehr werden sie so, durch das Vorbild fremden Ausdrucks, von sich selbst und ihrem Artgesetze weggezogen, ohne dadurch das fremde Gesetz zu gewinnen. Auch wenn sie vielleicht mit zielbewußter Absicht die Einübung des fremden Ausdrucks unternehmen, so wird doch alle Einübung, alles Exerzitium ihnen nicht das fremde Artgesetz erwerben: sie verwirren nur ihr eigenes und entarten sich nach dem fremden hin. — Eine solche Gemeinschaft, in welcher eine Art, nämlich die reine Art der Herrschenden, das Gefüge bestimmt, nennen wir eine ein-artig bestimmte Gemeinschaft Verschieden-Gearteter. („Ein-artig" ist nicht zu verwechseln mit „einzig-artig". Ich bemerke dies ausdrücklich, um lästige Mißverständnisse zu verhüten.)

Wie aber fügt sich eine solche Gemeinschaft? Soweit sie Ausdrucksgemeinschaft ist, fügt sie sich in der Weise, die wir beschrieben haben: der Ausdruck der Herrschenden wird zum Vor-Bild auch für die Anderen. Kann aber zwischen verschiedengearteten Gliedern solcher Ausdrucksgemeinschaft auch eine Gemeinsamkeit ihrer Umwelt und Inwelt erwachsen? „Verschieden-Geartete" bedeutet doch, daß niemals im gleichen Gange ihr Erleben abwogt: niemals gleich ist zwischen Art und Art das Gestaltgesetz des Erlebens, denn in diesem, dem Gestaltgesetze, liegt ja gerade das, was Art von Art unterscheidet und uns veranlaßt, den Begriff der Art zu bilden. Das Gestaltgesetz der Seele aber bestimmt den Gang ihres Wogens, darum ist niemals gleich in Verschieden-Gearteten die Wogung. Somit ist die Antwort auf unsere Frage schon gegeben: gleichwogendes Erleben ist ausgeschlossen zwischen verschiedengearteten Seelen und damit alle Gemeinsamkeit der Inwelt; dann aber werden sie auch nie mit gleichem Werkzeug und in gleicher Weise ihre Umwelt prägen: auch ihre Umwelt wird verschieden-artig sein und wird mit verschiedener Macht und Weise rückstrahlen aus ihren Prägungen. Darum ist zwischen den verschieden-gearteten Gliedern einer solchen scheinbaren Ausdrucksgemeinschaft kein Verstehen möglich, nur eine Verständigung an jener Oberfläche der Umwelt, die (in beschränktem Maße) sogar zwischen Mensch und Tier noch möglich ist: sie tauschen miteinander die Hülsen der Dinge und keiner weiß vom anderen, wie ihm die Hülse erfüllt ist, d. h. was das Ding ihm inwendig bedeutet.

Solange also die Verschieden-Gearteten solcherweise, als Herrschende und

Beherrschte, unvermischt beieinanderleben, kann eine Gemeinschaft zwischen ihnen gegründet werden nur auf die Ent-Artung der Beherrschten. — Was ist „Ent-Artung" und wohin führt sie in der Gemeinschaft und in den Einzelnen?

Wir wissen: jeder Artung entspricht eine besondere und nur ihr eigene Ordnung, nach welcher die Keime in der gearteten Seele zueinander sich verhalten, d. h. nach welcher sie gleichsam gelagert und gewogen sind. Ein Beispiel. Zum Wesen der nordischen Seele mag es gehören, daß in ihr die ausgreifende Gebärde des Eroberns und Herrschens die bestimmende sei, die all ihr Erleben gestaltet in einer „erobernden" Wogung: in welches Gebiet auch eine nordische Seele sich begeben mag (seien es Gebiete „dieser" Welt oder einer anderen, der räumlichen Welt oder einer geistigen), sie wird es stets „erobernd" (etwa in der Weise des „Wikings") tun. Die gespannteste Anstrengung mit Mühsal und Entbehrung wird sie dann niemals scheuen, wenn sie sich nur „erobernd" fühlt. Demgegenüber gehöre es zum Wesen einer anders gearteten Seele, etwa des „alpinen" Schlages (der Seele also, die wir künftig die ost-artige nennen werden), als höchste Lebenswonne gerade die Anstrengungslosigkeit zu empfinden (nicht als Erholung und Entspannung, sondern als Spannungslosigkeit um ihrer selber willen): die Sättigung am bloßen Dasein, das Rentnersglück: die „Gemütlichkeit". Dieses Hinhangen zur ausgesucht bequemsten Daseinsweise mache die Grundgebärde der ostartigen Seele aus: es vertrete in ihr das Gestaltgesetz, das den Keimbestand durchgreift. Unter ihre artumgriffenen keimhaften Möglichkeiten gehöre auch die zu einem heimlichen Übergreifen bis zur versteckten Gewalttat gegen alles, was den Hang zu bequemem Dasein und dieses selber stören könnte; doch dieser Keim liege gleichsam nur am Rande ihres Keimbestandes und bleibe, bei artrechtem Leben, meist unentfaltet, falls nicht ein besonderes Schicksal ihn weckt. — Und nun bilde sich eine Gemeinschaft aus nordischen Herrschenden und ostartigen Beherrschten. Solange beherrscht zu werden keine Mühsal bringt und das Bequemste ist, weil es Streit erspart und Sorge und Verantwortung, so lange werden die Ostartigen sich willig fügen. Nun aber werden sie vielleicht von den Herrschenden mit harter Knechtsarbeit bedrängt. Der Knechtestand wird ihnen unbequem. Werden sie nun gegen die Herrschenden sich empören? „Empörung" als Drang und Tat liegt ihrer Art ganz ferne; Empörung enthält in sich schon etwas vom Willen zur Eroberung. „Erobern" ist eine ihnen artfremde Erlebensweise, die sie niemals verstehen und deren Ausdruck ihnen im Grunde tief verhaßt ist, auch als Vor-Bild. Etwas völlig anderes wird geschehen, zweierlei. Die Ostartigen in der Gemeinschaft — haben sie vorher schon den Ausdruck der nordischen Artung als Vor-Bild anerkannt auch für sie selber, die Unnordischen, und haben nach ihm hin mehr und mehr, soweit es möglich war, ihren artrechten Ausdruck entartet, so werden jetzt manche von ihnen bald begreifen, daß die Art der Herrschenden die erfolgreiche Art ist; und auf den Erfolg kommt es an, wenn man ein ungestörtes Daseins-„Glück" erstrebt. So werden sie denn (d. h. stets: einzelne von ihnen) von nun an zielbewußt gleichsam die Rolle der Herrschenden einüben, und zwar gerade das Herrscherliche in ihr; sie werden dadurch nicht die nordische Herrschgebärde gewinnen, aber ein Scheinbild davon, ein innerlich unwahres: statt der echten Gebärde die Pose. So wird sich in ihrer Seele das zumeist entfalten, was da nur am Rande lag: der Hang zu versteckter Gewalttat gegen alles, was

die bequeme Ruhe stört. Die unechte Gebärde wird spielen in diesem überentfalteten Keime. Sie werden dadurch zwar niemals herrscherliche Weise gewinnen, aber vielleicht werden sie Besitz gewinnen und durch diesen Macht und schließlich die Gewalt in der Gemeinschaft. Sie werden dann aber nicht Feldherrn werden, die erobern, sondern Abgeordnete, die Geschäfte machen; sie werden nicht Könige werden, die beherrschen, sondern Minister und Präsidenten, die Renten sichern für sich und „ihre Leute". Auf geistigen Gebieten, etwa in der Wissenschaft, werden sie nicht solche sein, die in kühnem Vorstoß ein Tor aufbrechen (auf die Gefahr hin, daß es nicht das rechte sei), und auch nicht solche, die jahrzehntelang eine verschlossene Wahrheit belagern, bis sie endlich dem Forschenden sich ergibt; sondern sie werden emsige Sammler von Einzelheiten sein um der Einzelheiten willen und zwar in einem jeweils engbezirkten Sondergebiete, für welches sie sich „spezialisieren", ohne doch wenigstens hier in die Tiefe zu dringen. Die Früchte solchen Forschens werden stets bequem sein, nicht sehr schmackhaft, aber leicht zu erwerben, also billig und darum erfolgreich bei den Zeitgenossen; und nur auf diese, die Zeitgenossen, kommt es dem Ostartigen an, weil er durch ihre Gunst oder doch auf ihre Kosten sein bequemes zeitliches Daseinsglück empfängt.

Dies ist das eine, was geschehen wird; es betrifft die Entfaltung der Gemeinschaft. Das andre ist die Veränderung im Artbild der Beherrschten selbst. Jener Hang zum Erlauern des Vorteils, zu versteckter Gewalttätigkeit, der in ihrer ostartigen Seele, als ein artumgriffener Keim, ehmals nur „am Rande" lag und gleichsam zum Schutz des Kernes diente, ist nun selber an die Stelle des Kernes gerückt, ist dahin verlagert (hat sich über-entfaltet und hat sein Gewicht vermehrt) kraft Vor-Bilds der nordischen Eroberer. Wo aber bei den Nordischen ihre artrechte Erlebensweise gilt, ihre nordische Weise des erobernden Ausgriffs, also ihr sie artendes *Gesetz*, da wuchert bei den Ostartigen nur ein einzelner überentfalteter *Keim*, in welchem die Pose des Herrschens spielt und welcher nun die anderen Keime überlastet. Wo bei den Nordischen der artrechte herrscherliche Wille wirkt und sich Ausdruck schafft in gewaltigen Taten und Werken, da lebt in der ostartigen Seele nun der ihr eigene lauernde Hang zu verhülltem Übergreifen, der sich belügt, daß er „herrscherlich" sei, wenn er, im Besitze der Macht, einmal die Hülle wegwirft. Nach dem (ostartig umverstandenen) Vorbilde der nordischen Artung also, nach artfremdem Vorbild, hat dann die ostartige Seele ihre artrechte Keimordnung umgeordnet und ist somit, auf eigenem Boden verbleibend, mit ostartigen Mitteln *scheinbar* nord-ähnlich geworden. Dieser Vorgang ist es, den wir eine *seelische Entartung* nennen. Jede Entartung ist also bestimmt durch die Artung der Seele, die da ent-artet: jede Art hat ihre besonderen, nur ihr eigenen Weisen des Entartens. Ferner ist jede seelische Entartung bestimmt durch ein Ziel, auf welches zu sie entartet: sie hat Richtung, in unserm Beispiel die Richtung auf das nordische Vorbild. Das Wesen der seelischen Entartung liegt in der solcherweise zwiefach bestimmten Störung der artrechten Keimordnung und der daraus erfolgenden *keimordnungswidrigen Keimentfaltung*. Ihr Ergebnis ist eine gewisse *Schein-Artung*, wie unser Beispiel wohl einleuchtend gezeigt hat.

Was wir hier gezeichnet haben als reine Möglichkeit (daß zwei Arten unvermischt eine Gemeinschaft bilden, die gegründet wäre ausschließlich auf die Entartung der einen Art), das ist ein Grenzfall, der sich sowohl niemals

verwirklicht hat und vielleicht auch sich nicht verwirklichen kann. Denn: ehe die Beherrschten Gewalt erlangen in der Gemeinschaft, wird ihr Einfluß schon soweit gewachsen sein, daß er die Schranken der Stände unterwühlt und, wenigstens zum Teil, schon weggeschwemmt hat. Die Schranken der Stände sind, in unserem Beispiel, noch gleichbedeutend mit den Schranken zwischen den Herrschenden und den Beherrschten: sie laufen also zwischen Art und Art. Sind aber diese Standesschranken erst einmal gefallen oder gelockert, so ist die sichere Folge: die Vermischung des Bluts („Blut“ bedeutet uns, in unsrer gesamten Betrachtung, nicht etwas nur Leibliches, sondern: Seele in artlicher Verbundenheit mit ihrem Ausdrucksfeld, dem Leibe). Vielleicht, daß die Herrschenden diesen Vorgang noch fördern durch uneheliche Zeugung mit Weibern aus dem Beherrschtenstande: jeder Mischling tritt auf als ein Glied der Gemeinschaft, das weder hier noch dort eindeutig einzuordnen ist, und bedeutet somit eine Verschwemmung der Schranken.

Was aber werden die Früchte solcher Blutsvermischung sein? Das hängt ab von der seelischen Gesetzlichkeit der Arten, die sich da durchdringen. Es mag Arten geben, deren Gestaltgesetze, wenn sie in einer Seele beieinander gelten, nicht wider einander streiten müssen und deren Wogungsweisen vielleicht sich gleichsam reinlich ineinanderflechten. In unserem Beispiel der nordisch-ostartigen Mischung ist dies nicht der Fall: hier werden die zwei Gestaltgesetze — das, kraft welchen die Seele „erobernd ausgreift“, und das andre, kraft dessen sie (zur Spannungslosigkeit) „hinhängt“ — sich widerstreiten; und, wenn sie gleichstark sind, wird bald das eine, bald das andre lauter sprechen in dieser mißgearteten Seele, so daß sie, gegenüber ein und demselben Schicksalsrufe, sehr oft nicht aus noch ein weiß mit sich selber und meist „auch anders kann“. (Die Seele beginnt etwa eine Handlung „erobernd“, versagt dann plötzlich, frägt sich nach dem nützlichen Zweck ihrer Handlung und „hängt“ dann hin: was als eine Tat begonnen war, endet als ein Profit.) Jetzt werden nicht nur die Keime verlagert in der Seele und entfalten sich entgegen ihrer artrechten Keimordnung, sondern: Keime, deren nicht jeder vom selben Gestaltgesetz durchgriffen ist und die darum verschiedenes Gezüge tragen und die aus verschieden-geordneten Gebilden ihre Herkunft haben, schieben sich und drängen sich durcheinander. Widerstreite spannen sich in solcher Seele zwischen Keim und Keim und spannen sich zwischen der Gestalt der Seele und der Gestalt des Leibes, ihres Ausdrucksfeldes. Von Widerstreit und Wogungswechsel haben wir früher schon gesprochen: sie machen das Wesen der Mißartung aus, welche die notwendige Folge der Blutmischung ist in dem hier gezeigten Falle.

Wir suchen (in „reinen Bildern“) noch einige Anschauung zu gewinnen von den Möglichkeiten, die im Rahmen der Mißartung gegeben sind. Ein rein nordischer Mann verbinde sich zur Ehe eine rein ostartige Frau; so wird er das Hochgezeit dieser Gemeinschaft im „Werke“ suchen (so, wie wir es vorhin beschrieben haben: jene Ehe war nordisch gefügt); die Frau aber, ihrer Ost-Artung entsprechend, sucht es in der vollendeten gemeinsamen Bequemlichkeit, in dem Sich-gehen-Lassen zu zweien, in der „Gemütlichkeit“. Eine gemeinsame Umwelt werden sie nicht prägen können, die Gewoge der Inwelt sind anders gestaltet in jedem: wie sollen die so Verbundenen sich jemals verstehen? Sie können es nicht. Sehr bald wird sie ihn als „unbequem“ empfinden und er wird sie verachten. Sie brauchen nicht erst sich auseinanderzuleben, denn ihre

Gemeinschaft war von vornherein ein Trug[1]). — Nun aber ihre Kinder. Es kann sein, daß eines rein nordisch gestaltet ist an Leib und Seele: dann wird es den Vater „verstehen", nicht aber die Mutter. Es kann sein, daß eines rein ostartig gestaltet ist: dann wird es die Mutter verstehen, aber den Vater nicht[2]). In den weitaus meisten Fällen werden die Kinder an Leib und Seele mißgeartet sein und werden ihre Eltern nur halb und sich selber nie ganz verstehen. Sie werden widerstreitende Gesetze in der Seele tragen und in ihrem Leibe, und ihr Wesen wird immer in Gefahr sein, umzuschlagen von einem Artgesetze in das widerstreitende, umzuwogen von einer Wogung in die andre.

Was wird die Folge solcher Blutsvermischung sein für die Gemeinschaft, die wir vorhin erwogen haben: die „Volks"-Gemeinschaft zwischen den nordischen Herrschenden und den ostartigen Beherrschten?

Zweierlei Weg ist den Mischlingen gegeben im „Volke". Entweder sie werden die Gewitztesten sein, die Leute mit den vielen Möglichkeiten, die Verwandlungskünstler, die immer „auch anders können", weil sie nicht an das letzte Entweder-Oder eines festumschränkenden Artgesetzes gebunden sind. Notwendig werden sie erfolgreich sein und werden Einfluß gewinnen und Gewalt sogar über die ehmals Herrschenden, deren sorglose Wikingsfreude in den Mischgearteten sich nicht ungehemmt entfaltet und denen sie deshalb in jedem nicht offenen Streite überlegen sind. Wo aber einmal sie aufrücken in die Gewalt, da ist Bresche gelegt für das Nachrücken der Ostartigen. Und auch diese, wenn sie erst einmal Einfluß haben in der Gemeinschaft, werden sich bald den Nordischen in mancher Hinsicht überlegen zeigen: sie kennen nicht die Lust und Gefahr der erobernden Seele, ihr Ziel wird ihnen nicht gesetzt in flirrender Fülle immer neuer Rufe des Schicksals (die als „Aufgaben" heranklängen an ihr Ohr); sondern alles, was kommt, wird mißtrauisch prüfend betrachtet, ob es wohl zum einzig ersehnten Glück der Sättigung hinführen könne und somit „nützlich" sei. Je mehr sie Einfluß gewinnen, desto mehr wird in der Gemeinschaft (dem „Volke") nicht mehr der innere Wert einer Leistung gelten, sondern ihre Verwendbarkeit, ihre Ausmünzbarkeit, ihre Umsetzbarkeit in „Glück". Hat aber diese Wertung Macht gewonnen im Volke, so wird sie wiederum den Einfluß der Ostartigen befestigen und fördern. Allmählich wird dann das nordische Vorbild in der Gemeinschaft verblassen, die innere Verlagerung der Keime in den Seelen der ehmals Beherrschten lockert sich vielleicht, die Keime ordnen sich wieder ost-art-gemäß (sie fallen gleichsam aus ihrer Zwangslage zurück in eine bequemere, denn sie haben den Zwang „nicht mehr nötig"). Die Volksgenossen, die nicht Artgenossen sind, werden dann in der Gemeinschaft alle gleichberechtigt beinander leben. Jetzt aber wird es sich ihnen allen deutlich kundtun, daß sie — die Volksverbundenen und doch Artgetrennten — sich gegenseitig *nicht verstehen*; denn die Welt aus nordischem Ausdruck, das nordische Gewirke, unter dessen Vorbild sie alle (wenigstens scheinbar) verbunden waren, hat seine Vorbild-Kraft verloren. Aus dem Gefüge der Gemeinschaft, das ein Werk nordischen Willens war, aus nordischer Seele ge-

[1]) Ein deutliches Beispiel bietet die erste Ehe des Klaus Hinrich Baas in dem gleichnamigen Roman von *Gustav Frenssen*.

[2]) Aber auch diese als Einzelfälle Reingestalteten tragen (wie die Vererbungslehre weiß) in sich die gesetzlich bestimmte Möglichkeit, Mißgeartete zu zeugen: die Mißartung hat gleichsam sie als Einzelfälle übergangen, aber sie jetzt sich durch in der Geschlechterfolge und zerstört in ihr das Verstehen und zerrüttet die Gemeinschaft.

schaffen als ihr Ausdruck, wird eine Sammlung nützlicher Einrichtungen werden, die dem ostartigen Volksgenossen sein „Glück“ verbürgt. Die Nordischen und manche der Mischlinge werden sich dem widersetzen; aber da sie, im Streit mit den Ostleuten, an versteckte (also artfremde) Waffen sich gewöhnen mußten, hat auch ihnen sich nun das Artgesetz vom Ausdruck her verwirrt: sie streiten auf artfremde Weise, darum streiten sie vergeblich. Die Ostleute aber und viele der Mischlinge werden, da die nordische Bildung unbequem und jetzt nicht mehr verbindlich ist, sie verächtlich machen als „veraltet“ und „abgetan“. Eine arteigene Bildung haben sie nicht zu bieten, denn die haben schon ihre Väter verloren ans nordische Vorbild. So werden sie denn eine artlose und bequeme „Menschheits-Kultur“ anpreisen: ein billiges Gemisch aus den Bildungshülsen aller Arten der Welt; und sie werden auch damit erfolgreich sein, weil die Wenigen schweigen, welche den Trug durchschauen und wissen, daß Bildung nur möglich ist als Ausdruck einer Artung und darum „artlose Bildung“ ein Widersinn ist wie „trockenes Wasser“ oder „rundes Viereck“. — Wenn sie aber nur wollten, dann könnten sie alle, die „Volksgenossen“, sehr leicht erkennen, daß ihre Gemeinschaft längst nicht mehr die eines „Volkes“ ist, daß sie überhaupt in keinem irgendwie zu fassenden Sinne noch „eine Gemeinschaft“ ist, sondern nur eine Einheit durch Gegensatz, ein Gemeinschafts-Mischling, ein mißgearteter: ein Tollgebilde widersätzlicher Parteien.

Ein zweiter Weg noch ist dem Blutsmischling gegeben in der Volksgemeinschaft. Der Mißgeartete kann seinen Blick nach innen wenden. Das kann auch der Reingeartete; aber der Mischling wird viel eher sich selber zur Frage werden als der Artgewisse, der sich selber „selbstverständlich“ ist. Sucht nun der Mischling seine Seele mit dem Werkzeug des Urteils zu fassen, sucht Werturteile zu bilden über sich selbst, so wird er bald merken, daß seine Seele sich all seinem Urteil entwindet und daß sein Urteil selber wechselt in seiner geistigen Hand: es fällt verschieden aus, je nach dem Artgesetze, unter welchem da geurteilt wird. Das Urteil gleitet, ist immer bereit, in seine Gegensätze umzuschlagen (der Mischling selber sagt wohl: es ist relativ). Und da der Mißgeartete nicht weiß, daß die in ihm sich widerstreitenden Gesetze Artgesetze sind, von denen jedes bestimmt ist, in einem festumschränkten Artbereiche fraglos und unbedingt zu herrschen, so wird er sich selbst und all seinem Werturteil mißtrauen, wird nichts mehr ernst nehmen, und die ganze Wertewelt wird gleiten und schwanken vor ihm. Doch wird er sich selber sehr „interessant“ und „problematisch“ bleiben; und weil er in der Gemeinschaft keinen findet, der ihm gleicht und dem er sich vergleichen könnte, ernennt er seine Mißartung zur Einzig-Artigkeit und sucht in ihr den unbedingten Wert. Die Schranken der Artung sind in ihm verwirrt und sind verwirrt auch in der Gemeinschaft; darum gibt er sich der „Idee der Menschheit“ oder etwa einer „Idee Europa“ hin: diese „Ideen“ bezeichnen die einzigen Schranken, die er noch sieht. Wir haben den Weg dieses Einzig-Artigen (des „Individualisten“) schon gesehen: er sucht, seiner Wertung entsprechend, auch in der Gemeinschaft das Einzig-Artige und verdirbt so mehr und mehr alle Art und alles Verstehen.

Zweierlei Weg, so sagten wir, ist den Mischlingen gegeben im Volke; auf beiden aber zerren sie das Volk zum gleichen Ziel: zur Entschränkung der Seele, zur Verwirrung des Verstehens, zur Zerstörung der Gemeinschaft, also: zur Entvolkung des Volkes, zur Vereinzelung und Vereinsamung der Seelen und endlich zur Flucht in die „Menschheit“.

Die Aufgabe.

Von Dr. Hans Günther.[1])

Welche rassische und rassenhygienische Richtung muß das deutsche Volk nach seiner gegebenen Blutzusammensetzung einschlagen, um den Weg der Ertüchtigung zu gehen? Entartung (d. h. eine stärkere Mehrung minder-tüchtiger Erbanlagen) und Entnordung (d. h. Gegenauslese des nordischen Volksbestandteils) haben jedes indogermanische Volk zum „Untergang" geführt — Mehrung der tüchtigen, gesunden Erbanlagen und Mehrung des nordischen Blutes müssen demnach einen neuen Aufstieg bringen. Während die Werke allgemeiner Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) die Wege zu einer Mehrung der tüchtigen Erbanlagen überhaupt angeben, soll dieser Abschnitt versuchen, die Wege zur Mehrung des nordischen Bluterbes zu weisen: Zur Wiedervernordung.

Doch könnte sich zuvor noch die Frage erheben, ob denn das deutsche Volkstum gerade nordisch-bedingt sein müsse, ob es denn „wirklich so schlimm" sei, wenn ein vorwiegend ostisch besiedeltes Mitteleuropa und Deutschland entstünde. — Dem ist zu entgegnen, daß all die Einsichten, welche Vorgeschichte und Geschichte unseres Volkes und anderer nordisch-bedingter oder nordisch-bedingt gewesener Völker vermitteln, das Eine übereinstimmend dartun, daß die Entnordung eines jeden solchen Volkstums auch seinen Niedergang bedeutet hat, wenn auch nicht sein Aussterben, so doch seinen Zerfall in verhältnismäßig unschöpferisch weiterlebende, an Bedeutung immer mehr verarmende und zumeist politisch oder wirtschaftlich von Fremdvölkern beherrschte Bevölkerung. Es steht ja nicht so, als hätte bei völligem Rassenwandel des deutschen Volkes die dichter und dichter einsickernde Ostrasse irgendwelche eigenen Gesittungswerte zu vergeben an Stelle der nordischen Gesittungswerte, die bisher gegolten haben. Die Ostrasse, die einen Eigenwert ja schon in der Vorzeit aufgegeben hat, kann ja nur wegnehmen, wo etwas ist, oder höchstens umgestalten, wo die Nordrasse gestaltet hatte. Sie kann sich nur betätigen durch Niederreißen oder höchstens durch Umbauen der ihr artfremden Gesittungsgebilde aus nordischem Geist. Inhalt und Gehalt unserer Gesittung sind oder waren doch mindestens bis ins 19. Jahrhundert nordisch. Die unser geistiges Leben täglich prägende Sprache, deren Einwirkung wir nicht entgehen können, ist aus nordischem Geist. Selbst ein völlig ostisch gewordenes deutsches Volk müßte noch d e u t s c h sprechen, wie die Millionen der dunklen Rassenmischungen Indiens großenteils noch das Indische sprechen, diese Sprache aus nordischem Geist. Ein gänzlich entnordetes deutsches Volk wäre notwendig durch die Prägung der deutschen Sprache nur eines mischlingshaften, irgendwie unechten Geisteslebens fähig. Die Entnordung eines bis dahin nordisch-bedingten Volkes läßt sich kaum anders denken denn als eine Folge von Niederbrüchen. Eine etwaige gänzliche Verostung des deutschen Volkes aber läßt sich als eine eigenstämmige, schöpferische Gesittung nicht denken. Wohl könnte und müßte sich ein Fortbestehen und sogar eine Fortentfaltung aller technischen und wirtschaftlichen Verfahren und Einrichtungen ergeben, ein Geistesleben aber läßt

[1]) Entnommen der 3. Auflage seines Buches: Rassenkunde des deutschen Volkes. (J. F. Lehmanns Verlag, München.) Preis in Ganzleinen geb. Goldmark 11.—.

sich bei vollzogenem Rassenwandel nicht mehr vorstellen, da zur vollen Entfaltung eines solchen Geisteslebens, wie es die nordisch-bedingten Völker alle erlebt haben, die Möglichkeit gehört, sich in arteigenem Geist rein ausdrücken zu können. Die Ostrasse aber, die mindestens seit früher Vorzeit nur noch zur Anpassung an artfremde Werte gezüchtet ist, hat die Fähigkeit längst verloren, Eigenes zu gestalten. *Eine folgerichtige, reine und wertezeugende Entfaltung deutschen Lebens ist nur möglich aus dem Blut und Geist der Nordrasse heraus.* Eine andere Überlieferung geistiger Werte gibt es für ein nordisch-bedingtes Volkstum nicht. Wenn Deutschtum nicht so viel bedeutet wie: Streben zu nordischem Geist, dann bleibt nur eine Verneinung übrig: Abfall vom nordischen Geist. Ein neues Streben aber, etwa ein Streben zu ostischem Geist, ist nicht möglich, da es so etwas wie ostischen Geist nicht gibt oder da ostischer Geist eben durch alle Umzüchtung höchstens noch bedeuten kann: Anpassung an die Führung artfremden Geistes, Einordnung in Gemeinschaftsgebilde, welche von artfremden Menschen, von nordischen Menschen, geschaffen sind. Umwandlung des Artfremden, Niederbrechen des Artfremden und doch nie völlige Lösung vom Artfremden, da die artfremde Sprache den Geist von jung auf täglich geprägt hat — das allein kann das Schicksal ostischer Menschen sein, sobald ihnen durch Rassenwandel in einem Volkstum die Führung zugefallen ist.

Fichte hat einmal in seinen „Reden an die deutsche Nation" (1808) ausgeführt, die deutsche Sprache sei eine *Ursprache* — er meinte damit, sie sei von je die Sprache der Deutschen gewesen, eine Sprache, ganz aus dem deutschen Geist entsprungen und reinerhalten durch deutschen Geist. Und aus dem Fortleben dieser Ursprache gab sich ihm auch die Forderung, die Deutschen müßten wieder ein Urvolk werden. Fichtes Zeit hatte noch nicht die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Rasse und Sprache, die sich späterer Forschung enthüllt haben, aber seine Forderung läßt sich sehr wohl auch rassenkundlich ausdrücken: als eine deutsche Aufgabe bietet sich diese: das deutsche Volkstum in dem nordischen Geist der deutschen Sprache umzuschaffen zu einem wieder nordisch werdenden Volk. Die deutsche Sprache, als eine indogermanische Sprache, ist nordisch-bestimmt; im deutschen Volk hingegen will sich ein Rassenwandel vollziehen, der mit der körperlichen Entnordung auch die seelische Richtung des deutschen Volkes vom nordischen Geist hinwegleiten muß. Ein sinnvolles Fortbestehen des deutschen Volkes ist aber nur möglich durch ein Hinstreben seiner seelischen Kräfte zum nordischen Geist. *Aus dem drohenden „Untergang" kann ein neuer Aufstieg nur werden, wenn das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich und führend werden.*

Wie aber ist eine *Wiedervernordung* heute zu ermöglichen? Durch gesetzgeberische Maßnahmen des Staates? Solche böten sich wohl bei ernsthaftem Forschen, Bedenken und Wollen. Die rassenhygienische Forschung unserer Tage kann auch an der Notwendigkeit der Forderung eines *Schutzes für die* — gleichsam im Vordertreffen alles staatlichen und geistigen Lebens kämpfende — *Nordrasse* kaum mehr vorübergehen. Es ist ein bedeutungsvolles Anzeichen sich mehrender Erkenntnis und Besorgnis, daß ein streng wissenschaftliches Werk von der Bedeutung des „Grundrisses der menschlichen

Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" in seinem Abschnitt „Die Auslese beim Menschen" die Frage stellen muß „Was kann der Staat für die nordische Rasse tun?" — Die Antwort, welche das Buch darauf gibt, mußte allerdings ungenügend ausfallen, ungenügend mindestens für den, der „die unersetzliche Bedeutung der nordischen Rasse" (Lenz) erkannt hat. Die Zurückhaltung des betreffenden Abschnittes wird bei all den Betrachtern, welche die Frage der Wiedervernordung als die entscheidendste oder auch nur als wichtig ansehen, ein Gefühl der Enttäuschung auslösen. Aber diese Zurückhaltung ist gleich erklärt, wenn man sich überlegt, daß eben der Staat, der dem Zeitgeist der Gegenwart unterworfene Staat, auf eine solche Frage gar nicht eingehen kann. Die Dürftigkeit der Ausführungen des betreffenden Abschnittes in der Frage der Wiedervernordung kann bei solcher Fragestellung gar nicht verwundern. Was aber als ein Anzeichen erwachender Besinnung nicht wichtig genug aufgefaßt werden kann, ist eben schon die Tatsache, daß strenge rassenhygienische Wissenschaft nach den ihr gewordenen Erkenntnissen einer solchen Fragestellung nicht mehr ausweichen kann. — Vom Staat wird in absehbarer Zeit die Frage der Wiedervernordung[1]) nicht betrachtet werden können. Kein Staatsmann wird in absehbarer Zeit öffentlich auf Rassenfragen hinweisen dürfen. Vorerst wird alles auf eine gewisse Selbsthilfe nordischer und nordisch-gerichteter Kreise ankommen.

Alle europäischen Staaten sind ja heute grundsätzlich auf den Gedanken der „Gleichheit aller Menschen" eingestellt, und vor allem der Staat der Gegenwart muß nach der herrschenden Meinung der heutigen Volksmehrheit seine Maßnahmen ganz auf den „Menschheitsgedanken" gründen. Auf Gedankengänge, wie sie dieser Abschnitt verfolgt, kann eine gegenwärtige deutsche Staatsleitung schlechterdings nicht eingehen. Noch ist in Deutschland wie in Europa die sog. öffentliche Meinung auf Rassefragen nicht aufmerksam geworden oder auch nur geneigt, auf solche Fragen irgendwie einzugehen. — In England soll vor mehreren Jahren ein Abgeordneter die Staatsleitung auf das drohende Aussterben der nordischen Menschen Englands hingewiesen und Maßnahmen gefordert haben zur Unterstützung reinrassiger nordischer Sippen. Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Abgeordnete anders als mit Lächeln und Hohn betrachtet worden ist. Der Zeitgeist ist, wie oben ausgeführt wurde, all solchen Gedankengängen gänzlich abgeneigt. Irgendwie werden sich auch die Befürchtungen Beddoes an England erfüllen, falls die drohende Lage den dortigen führenden Kreisen nicht so bewußt wird, daß schützende Maßregeln ergriffen werden. So ist es auch in Deutschland sicherlich noch auf lange Zeit hinaus sehr unwahrscheinlich, daß irgendein Gedanke über die Notwendigkeit der Wiedervernordung von Männern der Staatsleitung oder von Abgeordneten der stark vertretenen Parteien öffentlich geäußert werden kann, ohne daß die öffentliche Meinung sich sogleich äußerst empört zeigen wird. Der Gedanke des Schutzes der nordischen Rasse kann eben — und das ist heute ausschlaggebend — kaum „volkstümlich" ausgestattet werden, kaum mit öffentlich wirkungsvollen Schlagworten eingeführt und verbreitet werden, und ist immer dem ausgesetzt, daß gegen seine giltige Regel einige grell einleuchtende Ausnahmen vorgeführt werden.

[1]) Man hat mir vorgeworfen, es müsse „sprachlich richtig" „Wiedervernordischung" und „Entnordischung" heißen. Gegen solche „Verbesserungen" richtet sich schon Jakob Grimms Aufsatz: „Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (1847).

Jedenfalls wird eine sachliche Betrachtung der Dinge des Blutes vor einer größeren Öffentlichkeit erst nach einer gewissen Wandlung auch der innerpolitischen Anschauungen möglich sein. Vorher wird es einzelnen Folgerungen aus der Rassenkunde ebenso ergehen, wie den Forderungen rassenhygienischer Forscher: sie werden bald als rückschrittlich, bald als umstürzlerisch verdächtigt werden, oder sie werden verhöhnt werden. So bleibt auch der Aufruf zu einer Wiedervernordung vorerst recht eigentlich das, was man eine „undankbare Aufgabe" nennt. Die meisten Menschen, die einen ihnen neuen Gedanken erwägen, suchen ihn in die hergebrachte Zusammenstellung zeitüblicher Gedanken einzuordnen. Hier muß aber mehr gefordert werden: Der Gedanke einer Wiedervernordung wird sich kaum irgendwo einordnen lassen; er wird von seinem Ausblick her eine gänzlich neue Ordnung, ein gründliches Umlernen, fordern müssen.

Ein ernster Einwand gegen die öffentliche Darlegung rassenkundlicher Tatsachen mag aber geäußert werden, und ist geäußert worden gerade von deutschen Männern, die mit verantwortungsvollem Ernst die verzweifelte Lage des deutschen Volkes betrachten und mit Einsetzung all ihrer Kraft wieder aufhelfen wollen: Es ist der Einwand, die öffentliche Darstellung rassenkundlicher Tatsachen und die Forderung eines Schutzes für die nordische Rasse müsse das deutsche Volk, das an sich schon so vielfach zerklüftete, noch einmal zerklüften, müsse neue Spaltungen zu alten Spaltungen hinzufügen und die Verwirrung der Geister noch einmal steigern. Solche Bedenken sind sicherlich gerechtfertigt, und mancher Rassenforscher oder Kenner rassenkundlicher Forschungsergebnisse hat sein Wissen da und dort und manchmal in fast ängstlich zu nennender Weise bei sich behalten und wird es bei sich behalten aus ähnlichen Bedenken. Auch wird tatsächlich eine Behandlung der Rassenfragen in eigentlich breiter Öffentlichkeit vorerst wohl immer vom Übel sein, sofern es nicht bei bloßen wissenschaftlichen Feststellungen bleibt[1]).

Zu bedenken ist aber andererseits, daß seit Gobineau eine immer größere Zahl wissenschaftlicher Menschen sich der Rassenkunde und Rassenvergleichung zugewandt hat und weiter zuwenden wird, und daß durch berufene und unberufene Darsteller rassenkundliche Tatsachen vielfach in breitere Volksschichten hinausgetragen worden sind. Allenthalben stößt der Beobachter gegenwärtigen Lebens auf teils klare, teils entstellte, teils gänzlich verdrehte Vorstellungen, die sich gar schon ab und an in den Entschlüssen Einzelner äußern. Im ersten Abschnitt ist dargetan worden, wie sich in allen Volkstümern ernste Bestrebungen ausbreiten, die der jüdische Schriftsteller Buber so gekennzeichnet hat: „Man will die unbewußte Entwicklung der nationalen Psyche bewußt machen; man will die spezifischen Eigenschaften des Blutstammes gleichsam verdichten und schöpferisch verwerten; man will die Volksinstinkte dadurch produktiver machen, daß man ihre Art verkündet"[2]). Die nachsinnenden Menschen gerade

[1]) Der mir zugekommene Einwand, daß bei einer buchmäßigen Darstellung der Bedeutung der nordischen Rasse deutschfeindliche Völker, bzw. deren in gewissem Betracht zu freierem Handeln ermächtigten Staatsleitungen, eine Wiedervernordung zu allererst erwägen könnten, wird ganz hinfällig, wenn man ermißt, daß die zu einer Wiedervernordung noch tauglichen Völker doch diejenigen sind, mit denen Deutschland zu seiner und dieser Völker Förderung engere Beziehungen wird pflegen müssen.

[2]) Die jüdische Bewegung. 1916.

im deutschen Volk werden sich die Fragen des Steigens und Sinkens deutscher Macht und deutschen Geistes vorlegen, und werden bald erkennen: „Auch das Geschick, das das deutsche Volk gegenwärtig erlebt, hat seine anthropologische Ursache."

Es hat keinen Sinn, den neuen Aufstieg Deutschlands zu wünschen und dabei die rassischen Bedingungen alles neuen Aufsteigens nicht sehen zu wollen oder zu *verschweigen*. Es hat keinen Sinn, eine Reihe „neuester" Gedanken über die „Besserung der Zustände" auszusinnen und vorzutragen, ohne dabei zu bedenken, auf welchen Menschenschlag diese Gedanken angewandt werden sollen, *ohne gleichsam die Erbanlagen zu prüfen, auf die gebaut werden soll*. Wohl versteht es sich für den Einsichtigen, daß es sinnlos ist, rassenkundliche Erkenntnisse „volkstümlich" zu behandeln; alles „Popularisieren" ist Entwerten und Entstellen. Aber die Urteilsfähigen, die zu ernster Betrachtung gereift sind, werden sich der Einsicht in die rassischen Bedingungen, denen der geschichtliche Gang eines Volkes unterworfen ist, nicht länger entziehen können und dürfen. Die sog. Anthropologische Geschichtsbetrachtung wird sich aus Anfängen zu gesicherten Leistungen entfalten und wird manchen Wandel des Urteils verursachen. Man will wissen, welche *Möglichkeiten der Entfaltung* einem Volkstum gegeben sind, und welche Auslesерichtung die Größe eines Volkstums bedingt. So stößt man auf die Tatsache des Blutes: *Das jeweilige Schicksal eines Volkes muß künftighin betrachtet werden als die Auseinandersetzung seiner jeweiligen Rassenanlagen mit seiner Umwelt*.

Eine Zerklüftung des Gesamtvolks durch solche Einsichten ist deshalb nicht zu befürchten, weil der Blick der großen Allgemeinheit für Rassendinge kaum schärfer sein wird. Immer nur Einzelne werden zu einer solchen Vertiefung rassenkundlicher Kenntnisse kommen, daß die gewonnenen Einsichten sich bis in ihre Entschlüsse hinein auswirken. Dann aber ist zu sagen, daß die Zerklüftung, welche durch rassenkundliche Einsichten entstehen könnte, fast immer übereinstimmen wird mit schon vorhandenen Zerklüftungen des europäischen und des deutschen Lebens und Denkens. Sollte wirklich einmal die Kunde von der Blutzusammensetzung der europäischen Volkstümer sich bis in das öffentliche Leben hin auswirken, so ist damit für viele die Möglichkeit gegeben, ihr Urteil in mehrfacher Hinsicht nach der neugewonnenen Erkenntnis zu wandeln. *Nach* einer ernsthaften Beschäftigung mit Rassedingen und vor allem auch mit rassenhygienischen Dingen wird manchem Nachdenkenden die oder jene Auffassung des staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, die er *bisher* eingenommen hatte, nicht mehr möglich sein. *Wo nach* einer ernsthaften Beschäftigung mit den Dingen des Blutes und der Vererbung noch Zerklüftungen durch das deutsche Volkstum verlaufen, da wird es sich um Grenzen handeln, welche voneinander scheiden: diejenigen, welche eine Erneuerung Deutschlands von Grund auf, vom Blut her, wollen, von denjenigen, welche auch *nach* Erkenntnis der Blutgesetze den Gedanken der „Gleichheit aller Menschen" und den „Menschheitsgedanken" noch vertreten. Im Grunde also wird keine neue Spaltung eintreten; alt-hergebrachte Spaltungen werden nur entsprechend dem Willen neuer Besinnung in klare Bewußtheit übergeführt.

Ein weiterer *Einwand* hängt damit eng zusammen: Muß der Gedanke der Wiedervernordung nicht zu einer Art Rangabstufung der Volksgenossen führen? Wird nicht der nordischere Mensch als der wertvollere, der

nicht-nordische Mensch als der wertlose gelten? — Auch dieser Gedankengang ist nur für ein Zeitalter anstößig, das den Einzelmenschen als höchsten Wert sieht. Klar muß ausgesprochen werden, daß — innerhalb des deutschen Volkstums — das nordische Blut das „erwünschte" sein muß, das nicht nordische Blut das „mindererwünschte". Es handelt sich um eine ähnliche Unterscheidung, wie sie die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung macht, für welche ja auch das nordische Blut das „erwünschte" darstellt. Aber solch eine Einsicht, gewonnen aus weitester Betrachtung großer, allgemeiner Verhältnisse, richtet sich nicht gegen den einzelnen nicht-nordischen Menschen; sie richtet sich gegen eine Vermehrung des nicht-nordischen Blutes oder besser: sie möchte das erwünschte nordische Blut vor dem Dahinschwinden schützen und dieses erwünschte Blut so entschieden wie möglich fördern. Die Tatsache der Vererbungslehre, „daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Zeuger verschieden ist"[1]), diese Tatsache wird grundlegend für jede Betrachtung sein. Es gab und gibt manchen, irgendwie körperlich mindergut oder schlecht beanlagten Einzelmenschen, der dem deutschen Volkstum hohe geistige Werte geschenkt hat, von dem aber der Einsichtige nicht wünschen wird, er möge seinem Volk Nachkommen hinterlassen haben oder hinterlassen. Sein Wert als Einzelmensch ist eben verschieden von seinem Wert als Zeuger, welche Tatsache ihn als Einzelmenschen aber nicht irgendwie entwerten kann. Ebenso wird kein verständiger Mensch den einzelnen nicht-nordischen Menschen minder achten, als es diesem zukommt, wenn ihm auch — nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen des Völkerlebens — die Fortpflanzung eines solchen Menschen innerhalb eines nordisch-bedingten Volkstums minder erwünscht sein wird als die Fortpflanzung eines gesunden nordischen Menschen. Nie wird sich die Erkenntnis vom Wert der Nordrasse für das deutsche Volk etwa gegen einen Einzelmenschen wenden; sie wird aber klar scheiden müssen zwischen erwünschter und minder-erwünschter Kinderzeugung — diese Scheidung erscheint als unerläßlich. Alles ist zu tun, damit die Geburtenzahl der nordischen und nordischeren Menschen in Deutschland sich hebe: das ergibt die Betrachtung zwingend. Und so ernst wird diese Erkenntnis von Einzelnen schon genommen, daß es heute doch schon ostisch-nordisch gemischte Menschen gibt, die auf Fortpflanzung verzichten, weil sie von ihrer Ehe nicht die „erwünschte" nordische Nachkommenschaft erwarten können. Ob dies wirklich richtig gedacht ist, ob nicht ein so ernstes Eingreifen des Aufnordungsgedankens eben doch an sich schon eine nordischere Erbmasse anzeige, als solche Menschen bei sich annehmen — das sei hier nicht betrachtet. Hingewiesen sei aber auf dieses Anzeichen eines gewissen Wandels der Anschauungen: man wendet sich da und dort vom „Individualismus" ab und sucht, sich in mächtigere Zusammenhänge bestimmend einzustellen.

Es versteht sich, daß diejenigen Volksbestandteile, die am meisten nach rassenhygienischen Einsichten leben, auch am meisten gefördert werden. Wenn es den nordischen und nordisch-gerichteten Deutschen eine Pflicht gegen sich und ihr Volkstum wird, ihr Leben unter besonderer Aufmerksamkeit auf rassenhygienische Forderungen, unter besonderer Verantwortung gegenüber der

[1]) Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. 1917.

rassisch-bedingten Zukunft ihres Volkes zu gestalten; wenn die nordischen und nordisch-gerichteten Kreise des deutschen Volkes so am meisten auf die Dinge des Blutes achten und — besonders gegenüber dem Alkohol und den Geschlechtskrankheiten — nach solcher Einsicht leben, so werden sie eben schon dadurch auch das nordische Blut im deutschen Volkskörper stärken und mehren. Die erbschädigenden Einflüsse, ausgehend von Geschlechtskrankheiten, Alkohol und Nikotin, werden die Menschen nordischer Rasse besonders zu meiden haben. Es handelt sich nicht nur darum, die Geburtenzahl der nordischen Rasse zu heben, sondern auch die Gesundheit und Tüchtigkeit zu fördern, „daher soll man, wie überhaupt den ganzen Ablauf der Lebensjahre hindurch, so insbesondere während der Jahre der Zeugung sich hüten, soweit es von unserem Willen abhängt, irgend etwas zu tun, was der Gesundheit schädlich ist und was auf Übermut und Frevel hinausläuft. Denn unvermeidlich überträgt sich das Gepräge des Erzeugers auf Seele und Leib des Erzeugten, und das Ergebnis ist eine durchgängige Verschlechterung“ [1]).

Eine vertiefte Auffassung des Wesens der Familie tut vor allem not. Es wäre zu wünschen, daß in weiten Kreisen die Fragen der Abstammung und Gattenwahl ernster betrachtet und erwogen würden. Manche so gewonnene Einsicht ließe sich in weiten Kreisen des Volkes als eine Art Hausgesetz den Nachkommen übermitteln. Zur Ertüchtigung wie zur Wiedervernordung des deutschen Volkes müßte es viel beitragen, wenn auf solche Weise viele einzelne, gegenseitige Verbindung suchende gesunde Familien, dadurch eine Art neuen Adels begründeten, daß sie ihren Nachkommen gleichsam eine Überlieferung schüfen, eine neue Sippenverantwortung und Sippenehre: „Gedenke, daß du ein deutscher Ahnherr bist“ (Kuhn).

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird kein Gebiet des Einzellebens und des Staatslebens betrachten, ohne die Möglichkeiten einer Aufnordung seines Volkes zu erwägen. Achtsam wird er z. B. sein gegenüber allen Forderungen zu einer sog. Bodenreform, die durch Gesundung der Besiedelungsverhältnisse zum Schutz der Nordrasse beitragen müßte [2]). Er wird aufmerksam sein auf alle Bestrebungen, die auf eine gewisse Verstaatlichung des Geldwesens hinarbeiten und sich gegen den *fast schrankenlosen* Kapitalismus des beweglichen Kapitals und die internationale Vorherrschaft der Großbanken richten; denn es ist zweifellos, daß das bewegliche Kapital und vor allem der

[1]) Platon, Die Gesetze, übersetzt von Apelt. 1916.

[1]) Ein Leben der Selbstzucht vor allem gegenüber Alkohol und Geschlechtskrankheiten müßte zum Kennzeichen der nordischen und nordischeren Deutschen werden. — Hingewiesen sei hier auf den sehr lesenswerten Aufsatz von Gaupp: „Das Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“, der als Sonderdruck aus der Münchner Medizinischen Wochenschrift (1922, Nr. 3) erschienen ist.

[2]) In den Bestrebungen zur Bodenreform macht sich in unseren Tagen ein Geist bemerkbar, den man mit den Worten bezeichnen könnte, die Mephisto (im 2. Teil Faust) spricht, um faustische Kühnheit auf *ärmliche* Bestrebungen abzulenken. Manche bodenreformerischen Pläne müßten zwar „beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln“ hervorbringen, müßten bewirken, „daß das Volk sich mehrt, nach seiner Art behaglich nährt, sogar sich bildet, sich lehrt“ — allein eine von einer Beamtenschaft „sozial“ umsorgten Kleingütchenzufriedenheit kommt nicht einer Ertüchtigung des Volkes gleich. Wenn 10 tüchtigen Landwirtsfamilien Raum geschaffen wird, bedeutet das für die zu mehrende Volkskraft mehr als hundert „behagliche“ Kleinsiedlungen. Der Siedlungsgedanke bedarf einer Erfassung durch faustisch-nordischen Geist: „Nicht sicher zwar, doch tätigfrei zu wohnen!“

Kapitalismus der Großbanken immer mehr zur Züchtung von Massen beiträgt, und gerade zur Züchtung von Massenmenschen eignet sich die Ostrasse.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird zur Gesundung und Reinigung des staatlichen Lebens Anteil nehmen müssen an der Bestrebung, auch noch die letzten Einwirkungen des (größtenteils aus einer entarteten und entnordeten Spätzeit stammenden) römischen Rechtes aus der deutschen Gesetzgebung auszuscheiden und ein deutsches Recht zu begründen, das aus nordisch-germanischem Geist stammt.

Eine Gesundung der Siedelungsverhältnisse muß besonders in den vorwiegend nordischen Teilen Deutschlands erstrebt werden; dort werden auch die nordisch-gerichteten Menschen am meisten zur Verbreitung rassenkundlicher und rassenhygienischer Kenntnisse tun müssen. Wenn die nordischeren Gebiete Deutschlands statt der heutigen niedrigeren Geburtenziffer einmal höhere aufweisen würden, so daß von ihnen eine neue Durchdringung Deutschlands mit nordischem Blut ausginge, so wäre zur Aufnordung des deutschen Volkes schon viel getan. Damit gerade in den nordischeren Gebieten eine höhere Geburtenziffer ermöglicht werde, sind sicherlich vor allem auch Änderung in den Verhältnissen des Erbrechts und Erbgebrauchs nötig. In der Frage der Einwanderung müßte eine Staatsleitung, welche die Bedeutung der nordischen Rasse erkannt hat, ebenso wie die Staatsleitung der Vereinigten Staaten zwischen erwünschter und unerwünschter Einwanderung unterscheiden. Bei der Bevölkerungsdichte Deutschlands einerseits, seiner Wirtschaftslage andererseits käme dann nur eine Einwanderung gesunder nordischer und vorwiegend nordischer Menschen in Betracht. Das gleiche gilt für die Wahl nicht-deutscher Ehegatten[1]).

All diese Dinge zu bedenken, wird die Arbeit von Volkswirtschaftern und all der einzelnen Fachleute sein, die das weite Gebiet all dieser Erscheinungen erforschen. Einzelvorschläge für die Maßnahmen der Aufnordung muß dieses Buch den Fachleuten der einzelnen Gebiete überlassen. Seine Aufgabe ist es, auf die rassischen Bedingungen des Völkerlebens hinzuweisen. Sind diese Verhältnisse einmal aufgezeigt und hat ihre Betrachtung dann gar einen neuen Geist der Verantwortung erweckt, so werden sich bald schon greifbare und schließlich grundlegende Maßnahmen ergeben.

Immer aber werden es vorerst Maßnahmen sein, die eine Art Selbstschutz nordischer und nordisch-gerichteter Kreise darstellen, denn der heutige deutsche Staat kann seinen Grundanschauungen nach nicht eingreifen. Zum Schutz der Nordrasse werden sich die nordisch-gerichteten Menschen im deutschen Volk vereinen müssen, wie sich anscheinend in den Vereinigten Staaten die nordisch-gerichteten Menschen zur Ertüchtigung ihres Volkes vereinen. Das nordische Bluterbe in den Vereinigten Staaten schätzt Ploetz (m. E. zu niedrig) auf „kaum noch mehr als ein Drittel“[2]). Aber nordamerikanische Forscher und führende Männer des staatlichen Lebens haben die Gefahr erkannt und Wege zu ihrer Überwindung eingeschlagen. Leider hat mir das Buch von Madison Grant „Das Aussterben der Großen Rasse“ (The Passing of the Great Race or the racial basis of European, history, 4. Aufl. [Neuyork 1923]) noch nicht

[1]) Die vorbildlichen „Einwanderungsbestimmungen für die Vereinigten Staaten“ liegen in jedem deutschen Reisebüro aus.

[2]) Ploetz, Sozialanthropologie, im Band: Anthropologie, Kultur der Gegenwart, Teil III Abt. V, 1923.

vorgelegen, das heute in Amerika zur Erkenntnis der Rassenfragen besonders beizutragen scheint. Aus den Maßnahmen der zielbewußten Amerikaner wird auch für Deutschland viel zu lernen sein.

Der Gedanke einer Stiftung zur Erziehung nordischer und vorwiegend nordischer Kinder aus kinderreichen und wirtschaftlich schwächeren gesunden Familien ist gelegentlich schon aufgetaucht und müßte eine Verwirklichung finden, indem dazu Geldmittel gesammelt würden, mindestens in solcher Höhe, wie sie für die Aufzucht und Unterstützung von Menschen mit Erbanlagen der Krankheit und des Verbrechens immer bereit liegen. In Betracht kämen z. B. auch Adoptionen nordischer und vorwiegend nordischer Kinder durch bessergestellte nordisch-gerichtete Menschen. Alle solche Maßnahmen wird man prüfen müssen.

Es wird indessen nicht ausbleiben, daß die Forderung solcher Maßnahmen als „Tendenz" beargwöhnt wird. Bliebe es allein bei der Feststellung des drohenden Aussterbens der Nordrasse, der „Großen Rasse" (Grant), so könnte der Zeitgeist schließlich auf die Darstellung eingehen; die Forderung aber eines Schutzes für einen bestimmten Volksbestandteil, der — für das deutsche Volk — als höherwertig angesehen werden muß, widerspricht der angeblichen Gleichheit aller Menschen, und eine solche Forderung wird deshalb noch auf längere Zeit hinaus als „tendenziös" beargwöhnt und abgelehnt werden, indessen sie doch nicht mehr ist als die notwendig sich einstellende Folgerung, die sich aus der Geschichte der indogermanischen Völker ergibt[1]).

Bei Betrachtung all solcher Bestrebungen, wie in unseren Tagen die Nordrasse so geschützt werden könne, daß sie wieder die höhere Geburtenziffer erreiche, mag sich aber tatsächlich auch noch dieser Einwand einstellen: ob durch eine solche gesonderte Beachtung der Nordrasse innerhalb des deutschen Volkstums nicht etwa geradezu eine gewisse Überheblichkeit und Eitelkeit nordischer und vorwiegend nordischer Menschen geweckt und großgezogen werde. — Dem ist mit Nachdruck entgegenzusetzen, daß einzelmenschliche Überheblichkeiten und Eitelkeiten dem Sinn aller Aufnordungsgedanken geradeswegs entgegengerichtet sind. Es ist nämlich nur bei mutigstem Streben möglich, daß ein einzelner Mensch der schweren Aufgabe entspreche, die heute, bei dieser in jeder Hinsicht verzweifelten Lage, der Nordrasse gestellt ist. Wenn irgendwelche Einzelmenschen nicht mehr allein sich selbst angehören, wenn irgendwelche Einzelmenschen den „individualistischen" Standpunkt entschlossen verlassen müssen, um alle Kräfte für die Arterhaltung einzusetzen, dann sind es die Menschen der Nordrasse, die heute nur durch willenskräftigste Selbstbesinnung das Aussterben ihrer Rasse verhindern können. Der nordische Mensch darf am allerwenigsten ganz sich selbst gehören, er muß am allermeisten das Ganze seiner Rasse und die Erneuerung

[1]) Ich hatte, als ich das Ziel der Wiedervernordung setzte, die Vermutung, daß diese Zielsetzung mir in eine „Tendenz" würde umgedeutet werden. Meine Vermutung hat sich bestätigt. Es ist nun einmal — in wissenschaftlichen wie in außerwissenschaftlichen Kreisen — ein verbreiteter Gebrauch, ein Buch als „objektiv" zu feiern, wenn es nur sagt, was ist, ein Buch aber als „tendenziös" zu verdächtigen und also abzulehnen, wenn es sagt, was sein soll. Wenn ein Buch versucht, darzutun, was sein soll, muß es allerdings auch sagen, warum denn das Ziel gesetzt wird. Keinem Aufmerksamen aber kann es entgangen sein, was das Ziel dieses Buches begründet: die Ertüchtigung des deutschen Volkes. Ob man den Versuch, die Mittel zur Ertüchtigung eines Volkes darzustellen, als „tendenziös" bezeichnen kann, stelle ich dahin. Doch scheint mir: Zielsetzung und Tendenz sollten nicht verwechselt werden.

seines Volkstums bedenken, wenn er die Bedeutung der Nordrasse für sein Volk einmal erkannt hat. So darf man sagen: Muß die rassenkundliche Betrachtung der Geschichte den überragenden Wert der Nordrasse für jedes indogermanische Volkstum behaupten, so folgt daraus, daß mit seinem Blut dem einzelnen nordischen Menschen auch besondere Aufgaben zugewiesen sind. Ist dem nordischen Menschen mehr gegeben — „mehr" immer nur vom Standpunkt des Betrachters nordisch-bedingter Völker — ist ihm mehr gegeben, so wird von ihm auch um so mehr gefordert: *Nordisches Blut verpflichtet.* Er hat sich, was an ihm ist, so zu ertüchtigen, daß er an Leib und Seele diesen Wert seiner Rasse ausdrücke, und er vor allem hat sich bei der Gattenwahl so zu entscheiden, daß die Mehrung seiner Rasse durch gesunde, erbtüchtige und zahlreiche Nachkommen gefördert werde.

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
das ist der Weihefrühling, den er will."

(Uhland, Ver sacrum.)

Angesichts der Aufgabe, die den nordischen und vorwiegend nordischen Menschen des deutschen Volkes gestellt ist, wäre jede Neigung zu einer etwaigen Nordbluts-Eitelkeit sinnlos und verächtlich. Vom nordischen Menschen wird äußerste Selbstzucht und *mächtigster Zukunftswille* gefordert. Von ihm wird gefordert, daß er durch seine Lebensführung ein *Beispiel* gebe, welches für seine Rasse zeuge. — So etwa stellt sich in Kürze ein Gedankengang dar, wie er sich aus der Einsicht in die Möglichkeit des „Unterganges" auch des deutschen Volkes ergeben muß. In solcher Größe zeigt sich nunmehr *die nordische Sendung.* —

Es kann nicht ausbleiben, daß solche Gedanken sich allmählich in jedem heute noch nordisch-bedingten Volkstum regen. Die Aufgabe der Wiedervernordung ist auch tatsächlich außerhalb Deutschlands ergriffen worden. Man hat in Skandinavien, in England, und vor allem auch in Nordamerika, die Bedeutung der Nordrasse für jedes nordisch-bedingte Volkstum eingesehen, und sucht nach den Wegen zu neuer Aufnordung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft eine gewisse Arbeitsgemeinschaft bringen wird, zu der sich die nordisch-gerichteten Bestrebungen der verschiedenen nordisch-bedingten Völker zusammenfinden. Die gemeinsame Not, das drohende Aussterben der Nordrasse, mag einen gewissen übervölkischen Zusammenschluß nordisch-gerichteter Kreise fördern. Man hat ja sogar schon witzelnd auf die Möglichkeit einer „nordischen Internationale" hingedeutet und dafür im Zeitstil der Gegenwart auch das Schlagwort gefunden: „Germanen aller Länder, vereinigt euch!" Solche scherzende Betrachtungen zeigen, daß in Deutschland da und dort, wenn auch vorerst, da all diese Dinge noch neu sind, noch in spöttischem Sinne, die Öffentlichkeit auf die Frage der nordischen Rasse gestoßen ist. In Deutschland ist es auch tatsächlich da und dort bei Einzelnen schon zur Ausgestaltung einer gewissen nordisch-gerichteten Denkweise gekommen[1]), da und dort sollen

[1]) Ja sogar mehr als das: *Anfänge* zu einer Zusammenfassung der nordisch-gerichteten Deutschen gehen aus von „Schutzgesellschaften" (Ploetz) für die nordische Rasse, von denen zu nennen sind der „Stuttgart-Bund" und die „Germanische Gesellschaft Edda". Ersterem wäre eine klarere Beschreibung des Menschenschlags zu wünschen, den er schützen, bzw. züchten will, letzterer Gesellschaft eine stärkere Betonung der

sich sogar schon Bestrebungen zeigen, mit nordisch-gerichteten Kreisen anderer Völker eine gewisse Fühlung zu bekommen. Da allen Völkern germanischer Sprache das nordische Blut gemeinsam ist, welche Einschläge anderer Rassen sie sonst auch zeigen mögen, ist der Gedanke der Aufnordung und der allnordischen Verbundenheit recht eigentlich eine Grundlage der Verständigung für all diese Völker. Auf Erbanlagen läßt sich, wenn die nötige Einsicht geweckt ist, schließlich wohl besser bauen als auf die mancherlei Unwirklichkeiten, auf die unsere Gegenwart Völkerversöhnungen gründen will. Da jeder europäische Krieg und jeder europäisch-nordamerikanische Krieg die Ausmerzung der Nordrasse gefördert hat, ist der allnordische Gedanke geradezu ein Gedanke des Friedens, dazu ein Friedensgedanke, der auf Wirklichkeiten aufbauen kann. . . .

Ein Bewußtwerden der Dinge des Blutes ist heute für alle Einsichtigen nicht mehr zu umgehen. Disraeli hat einmal geschrieben: „Jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt." Sorglosigkeit in den Dingen des Blutes hat bisher den Untergang jeder nordischen Schicht der indogermanischen Völker bedingt; jetzt hat die Sorglosigkeit den Rassenkern, den Urheimatbezirk der Rasse, schon so gefährdet, daß nur entschlossener Abwehrwille noch helfen kann. Nur das zu weckende und dann immer mehr zu schärfende Artbewußtsein, nur das sichere Einhalten einer auf das Nordische zielenden Artrichtung, vermag noch zu helfen. Kein Einwand gegen die Belehrung in Rassefragen ist gewichtig genug gegenüber der völkischen Entnordung, die dem deutschen Volke droht, gegenüber dem deutschen Niedergang und Untergang. Der Klarblickende kann nur noch zwei Möglichkeiten finden: Den Untergang, jenes Weiterleben in Bedeutungslosigkeit und geistiger und politischer Abhängigkeit einerseits, die zielbewußte Wiedervernordung andererseits; denn dies ist gewiß: „Ausgemerzt ist heute schon das Germanenblut, die nordische Rasse, in Italien und Spanien und Portugal. Rückgang, zum Teil Bedeutungslosigkeit ist die Folge! — Frankreich ist das nächste Land, das daran glauben muß — und dann wir — mit absoluter Sicherheit, wenns so weitergeht wie bisher und heute![1]) Dem drohenden „Untergang" gegenüber verliert somit jeder Einwand gegen einen Aufruf zur Wiedervernordung sein Gewicht, und die rassische und erbgesundheitliche Lage des deutschen Volkes erlaubt dem Erkennenden kein Zögern mehr.

---

zu erreichenden höheren Geburtenziffer der nordischen Menschen. Im ganzen kann man diese Gesellschaften heute jedoch nur als Anzeichen einer beginnenden Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der nordischen Rasse auffassen, und wird Ploetz zustimmen müssen, der die nordisch-gerichteten Gesellschaften als „bedeutend ärmer an Mitgliedern und an Einfluß als die [Schutzgesellschaften] der Juden" bezeichnet, ja man wird von einem „Einfluß" des nordischen Gedankens überhaupt noch nicht reden können — im Gegensatz zu Nordamerika, wo die Gesetzgebung nach Madison Grants Buch die Unterscheidung zwischen erwünschter (nordwesteuropäischer) und unerwünschter (südosteuropäischer) Einwanderung gemacht hat (vgl. Madison Grants Buch, S. XXVIII). Der von Ploetz als nordisch-gerichtet genannte „Hammerbund" ist, soweit ich unterrichtet bin, zunächst nur gegen das jüdische und überhaupt außereuropäische Blut, dann allerdings auch entschieden „germanisch" gerichtet. Ob „germanisch" bei ihm jedoch streng rassenmäßig gemeint ist und nordisch bedeuten soll oder ob es mehr auf die Zusammenfassung aller Deutschen ohne rassische Zielsetzung geht — das konnte ich bisher nicht feststellen. Jedenfalls hat, soviel ich weiß, nur die „Germanische Gesellschaft Edda" eine Beschreibung des von ihr zu schützenden Menschenschlags gegeben und dabei die Hauptmerkmale der nordischen Rasse genannt.

[1]) Fischer, Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat. 1910.

Die Aufnordung wollen heißt aber heute, da der Zeitgeist die gegenläufige Richtung eingeschlagen hat, sich fast allen Anschauungen des Zeitalters entgegenstellen. Die Gegenwart ist fast in allem unnordischen Geistes, und unnordischer Geist muß sich auch den unnordischen Leib schaffen, wie umgekehrt; hier besteht Wechselwirkung. Mir scheint, der Deutsche habe die Neuschöpfung und Ertüchtigung seines Volkstums immer wieder vom Geiste her gesucht, und vom Geiste her wird sich auch die Aufnordung des deutschen Volkes ereignen müssen. Es wird eine Aufgabe der nordisch-gerichteten Menschen sein, nach einer Erfassung des nordischen Wesens zu trachten und aus nordischem Geist die Ziele der Erneuerung zu weisen. Ist erst der deutsche Geist wieder ganz aufs Nordische gerichtet, so muß sich daraus schon ein Wandel der Auslese ergeben, die — ohne je den nicht-nordischen Einzelmenschen als solchen zu beeinträchtigen — im Lauf der Zeit das nordische Blut vermehrt. Die Gestaltung der Zukunft hängt davon ab, ob im deutschen Volk eine Auslese-richtung entstehe und eingehalten werde, die ganz auf das leibliche und seelische Bild der Nordrasse eingestellt ist[1]). Man kann bei Betrachtung der Gesamtlage des deutschen Volkes vielleicht ganz oberflächlich sagen, daß schon eine entschiedene Umstellung des Geschmacks auf das Bild der Nordrasse den neuen Anfang bedeuten müßte, und der Geschmack kann ja seinen Ausgang davon nehmen, daß auch heute noch wenigstens drei Merkmale nordischer Rasse im Volksbewußtsein ein „echt deutsches" Aussehen schaffen: der hohe Wuchs, die hellen Haare und die blauen Augen.

Allein vom Züchtungsstandpunkt aus ist aber die Frage neuen Aufstiegs nicht zu entscheiden. Es kommt für uns Deutsche, wenn wir nach den Grundlagen neuen Auflebens suchen, vor allem darauf an, daß der deutsche Geist wieder nordischer Geist werde. *Eine Weltanschauung tut not, die sich vor allem auch darin ausdrückt, daß sie den Geist der Verantwortung weckt in allen Fragen des Blutes.* Nur eine Weltanschauung, die „idealistisch" ist im Sinne Platons, Kants und Fichtes kann dies ernstlich bewirken[2]). Schädlich sind für eine deutsche Wiedergeburt all jene „biologischen" und „biologistischen" Weltanschauungen, die gerade auch in der Rassenforschung unserer Zeit sich kundtun. Biologie kann als Einzelwissenschaft nie zur *Grundlage* einer Weltanschauung werden[3]). Wohl

[1]) Nur dadurch, daß im deutschen Volk gleichsam eine *seelische Verpflichtung auf das Bild der Nordrasse* entsteht, ist auch eine gewisse Abwendung der noch unabsehbaren Folgen der „Schwarzen Schmach" und der nicht fehlenden deutschen Rassenschande in dem von den Franzosen besetzten Gebiet möglich. *Allein bei solcher Blickrichtung auf das Nordische in Leib und Seele wäre eine weitere Fortpflanzung der nordischen Art so fernstehenden afrikanisch-europäischen und asiatisch-europäischen Mischlinge zu vermeiden, welche Fortpflanzung die Franzosen zur gänzlichen Entartung des deutschen Volkes wünschen.*

[2]) Außerordentlich bedeutungsvoll für die Durchdringung der Gedankenwelt der großen Denker alter und neuerer Geschichte im Hinblick auf die Gestaltung einer nordisch-germanischen Welt sind die beiden Bücher von Houston Stewart Chamberlain: „Immanuel Kant" und „Goethe" (1914).

[3]) Die Grenzen der Biologie und ihre Stellung innerhalb einer tiefer zu begründenden Weltanschauung zeigt Hartmann, Die philosophischen Grundfragen der Biologie (1912). — Rickerts „Philosophie des Lebens" (1920) ist zwar eine wohlbegründete Zurückweisung des Naturalismus und Biologismus (älterer Richtungen), doch wünschte man sich eine Begrenzung naturalistischen Denkens durch eine Untersuchung, welche sich nicht entgehen läßt, wieviel Gesundheit und Lebendigkeit (bildlich gesprochen) im bio-

aber ist eine solche Weltanschauung erforderlich, welche der biologischen, rassenkundlichen und rassenhygienischen Forschung eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Heute, bei der Richtungslosigkeit des Zeitalters, ist es möglich, ja fast geradezu die Regel, daß auch der rein nordische Mensch und oft gerade dieser sein eigenes Wesen gänzlich zersetzt durch die Bemühung um fremden Geist. Fast jeder Deutsche, sei er reinrassig nordisch oder nicht, ist durchfremdet von den artlosen, vielfach zersetzenden und entstaltenden Anschauungen der Gegenwart. Ob leiblich oder geistig, alle Menschen der Gegenwart sind irgendwie zu Mischlingen geworden und sind täglich verwirrenden Einflüssen ausgesetzt.

Die „individualistischen", sowie die massentümlichen Geistesrichtungen der Zeit ertöten langsam die nordische Seele wie den nordischen Leib. Auf die Rettung der nordischen Seele aber kommt es sicherlich zu allererst an. „Vor einer Überschätzung der äußerlichen Rassenmerkmale wie Haar- und Augenfarbe, Körperlänge und Kopfform muß ausdrücklich gewarnt werden. Die Erbanlagen, welche diese äußeren Merkmale bedingen, machen nur einen verhältnismäßig recht kleinen Teil der gesamten Erbmasse einer Rasse aus. Ein dunkelhaariger Deutscher kann ebensogut nordische Eigenschaften der Seele haben, wie ein blonder. An den seelischen Anlagen liegt doch wohl mehr als an den äußeren Merkmalen; und jene sind auch in viel größerer Gefahr als diese. Blonde Haare und blaue Augen wird es noch nach Jahrtausenden in Europa geben, die nordische Seele aber stirbt"[1]).

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird versuchen müssen, den Gedanken der Wiedervernordung den nordischen und vorwiegend nordischen Menschen aller Stände zu übermitteln. Es kommt darauf an, durch Hinweis auf das Zielbild nordischer Rasse in allen Schichten des Volkes jene tüchtigende Spannung zu erwecken, welche die früheren Zeiten verspürt haben. Auch die Einmütigkeit des deutschen Volkes kann nur durch ein einmütiges Streben erreicht werden. Die Wirrnis des gesamten deutschen Lebens wird sich immer weiter steigern, die Menschen werden sich immer weniger einen können, wenn nicht dem deutschen Volk die ihm schicksalsmäßig zugewiesene Richtung zur Tüchtigkeit gewiesen wird. In einem Buch „Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke" (1920) habe ich, weniger in wissenschaftlicher als in einer bekenntnismäßigen und jugendlichen Weise, zur Begründung einer Artrichtung der Deutschen versucht, die Grundlagen einer nordischen Weltanschauung, der alten Weltanschauung nordischen Geistes, für unsere Zeit zu entwerfen, indem ich die so entworfene Weltanschauung vom Geist des Zeitalters abhob und ihm entgegenstellte; hier darf ich auf dieses Buch verweisen, dessen Ausführungen sich etwa in den eben betrachteten Zusammenhang einfügen würden.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird auch auf alle Fragen der Weltanschauung aufmerksam sein müssen und wird letzten Endes für sein Volk eine neue, aus nordischem Geist erwachsende Glaubensbindung wünschen müssen. Nach den außerordentlich wertvollen Forschungen des Franzosen Le Bon[2]) erscheint immer deutlicher, daß jede echte Schöpfung im Völkerleben nur durch einen Glauben möglich ist. Die Gesittung, die der nordisch-gerichtete Deutsche

logischen rassenkundlichen und rassenhygienischen Denken zu gänzlich neuen Fragen und Antworten drängt.

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II.

[2]) Le Bon, Psychologie der Massen, und Psychologische Grundgesetze in der Völkerentwickelung. 1922.

seinem Volk wünschen muß, wird diesseitiger und jenseitiger Kräfte bedürfen. Es ist eine (dem Zeitalter des Rationalismus entspringende) Fehlanschauung, daß sich allein auf Wissenschaft dauernde Gesittungsgüter bauen lassen. Da sich auf ungewachsene (unorganische) Anschauungen nichts gründen läßt, wird der nordisch-gerichtete Deutsche besonders aufmerksam sein auf alle Bestrebungen einer Erfassung des Christentums aus nordisch-germanischem Geist.

Als nächste wesentliche Forderung unserer Zeit und Zukunft ergibt sich jedenfalls dem nordisch-gerichteten Deutschen die durch Betrachtung der Artfragen aufgegebene und bis zu weltanschaulicher Vertiefung zu stärkende Entscheidung der Gesinnungen für oder gegen die Aufnordung des deutschen Volkes. Ob leiblich oder geistig, fast jeder Mensch unserer Zeit ist Mischling geworden und hat sich — nach Erkenntnis der Artfragen und wenn eine Erneuerung erfolgen soll — zu entscheiden. Ein Kennzeichen der kommenden Dinge wird diese Entscheidung der Gesinnungen sein müssen. Aus der gegenwärtigen, aller Gesittung und Neuschöpfung widrigen Artlosigkeit muß uns die Entscheidung jedes Einzelnen hinausführen; aus der gegenwärtigen Durchfremdung jedes Einzelnen, der zu immer erneuter Wirrnis dient, muß uns eine Entscheidung zum Erfassen klarer Aufgaben führen. Aus der beispiellosen Wirrnis unseres Mischlingszeitalters führt nur die Wendung zu einer Artrichtung uns hinaus. Hat man die rassischen Bedingungen menschlichen Gemeinschaftslebens und Völkerlebens einmal erkannt, so bleibt nur dieser eine Weg. „Klar vorgezeichnet sieht man dann, daß der Weg zur Besserung der moralischen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände, von der alles andere abhängt, mit einer Rassenpolitik einsetzen muß, deren Gesetze freilich erst noch gereinigt und festgestellt werden müssen. Man fühlt es, wie man mit diesem Gedanken an die Wurzeln des Elends greift, das die Menschheit quält“ [1]).

Dem Einsichtigen kann, wenn er dem deutschen oder sonst einem heute noch nordisch-bedingten Volk angehört, die Entscheidung nicht schwer werden. Es gilt doch die Entscheidung für das Wertvollste in uns, für das Blut, das der deutschen Art und Geschichte Sinn und Bedeutung gegeben hat und das allein wieder Sinn und Bedeutung erwirken kann: die Entscheidung für das nordische Blut. All die Werte und Güter unseres Wesens und unserer Gesittung, die wir als eigentlich deutsch, als den echtesten Ausdruck des Deutschtums, erkennen und die am meisten zur Festigung unseres Eigenwertes beitragen, sind erwirkt durch den nordischen Geist. Und ebenso: was den Deutschen aller Stämme gemeinsam ist, ist eben der Einschlag nordischen Blutes, so daß die Hinwendung zur nordischen Rasse ein Ausdruck der Verbundenheit aller Deutschen (und schließlich aller Völker germanischer Sprache) werden kann. Sinn und Bestimmung deutschen Lebens, Sinn und Bestimmung der Deutschheit, muß daher sein: das Streben nach nordischem Ausdruck, die immer klarere und mächtigere Verwirklichung nordischen Wesens im deutschen Volkstum und durch das deutsche Volkstum. Deutschheit kann — gemäß der Prägung, die nordisches Blut dem deutschen Volkstum einmal gegeben hat — Deutschheit kann schicksalsmäßig höchsten Wert nur in Einem finden: im Streben zur Nordheit. Deutschsein kann

[1]) Francé, Bios. 1921.

— nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen deutscher Artung — nur noch bedeuten: sich für das nordische Bluterbe und für nordisches Wesen entscheiden.

In dem angeführten Buch „Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke" habe ich einen solchen Gedankengang verfolgt bis zur Aufstellung desjenigen Sittengesetzes, das sich aus der Einsicht in die Dinge des Blutes für den Deutschen schicksalsmäßig allein ergeben kann, und habe dieses Sittengesetz, um seinen Geist deutlich vom Geist einer früheren, in Rassendingen noch erkenntnisloseren Zeit abzuheben, der Form nach absichtlich an Kants „kategorischen Imperativ" angeglichen:

Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könnest.

Das weltbürgerliche, „humanistische", Zeitalter der Aufklärung, des Rationalismus, dem Kant noch entstammte, hatte den Zugang zur Betrachtung der Artfragen nicht finden können. Zwar schrieb Kant: „Soviel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen: daß die Vermischung der Stämme, ... welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei"[1]). Auch sah Kant schon, daß der „angeborene Charakter in der Blutmischung des Menschen liegt und auch der erworbene und künstliche nur die Folge davon ist". Aber den Schritt von der Menschheit zur Volkheit[2]), von einer (zu jeglicher Gestaltung notwendig ohnmächtigen) „allgemeinen Gesetzgebung" zu einer volkheitlichen (von Wirklichkeiten ausgehenden, zur Klargestaltung vordringenden) Gesetzgebung, die uns nottut, hat erst Fichte in gewissem Sinne getan. Auch für Fichte war aber der Blick in die Blutzusammenhänge noch nicht möglich; dazu bedurfte es der Rassenforschung des 19. Jahrhunderts. Das 19. Jahrhundert hat aber auch da und dort im Streit der Weltanschauungen entscheidende Wandlungen des Gedankens bewirkt, die eine Abkehr vom „Humanitätsideal", vom „Menschheitsgedanken" und vom „Weltbürgertum" bedeuteten. Die Romantik schon hatte ja die Wendung zur Volkheit gesucht und vielfach gefunden[3]). Die heutige Zeit und der heutige Deutsche haben eine Schulung durch die Wirklichkeit durchmachen müssen, die vom „Menschheitsgedanken" oft sehr weit entfernen muß, und Untersuchungen wie Hildebrandts „Norm und Entartung des Menschen" (1920) und „Norm und Verfall des Staates" (1920) sind schon eigentlich Vorarbeiten zu einer auf die Wirklichkeit der Erbanlagen aufzubauenden Gestaltung[4]).

„Uns sind heute die lebensnotwendigen Grenzen irdischer Daseinsformen bewußt geworden, uns sind die Klammern der Volkheit bewußt geworden, die notwendigen Mauern, die eine jede völkische Sonderart zur Erhaltung ihres Eigenwesens um sich aufrichten muß. Die Forderung unserer klassischen Zeit, daß der Mensch zur Persönlichkeit, zum eigenbewußten Menschen werde, hat für

---

[1]) Anthropologie in prognatischer Hinsicht. 1789. 2. Teil.

[2]) Dieses Wort stammt von Goethe.

[3]) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat.

[4]) Daß neuerdings auch die Philosophie (phänomenologischer Richtung) sich der Artforschung, ja der Frage der Wiedervernordung, zuwendet, zeigt ein Aufsatz von Clauß: „Die Grenzen deutscher Artung" in der Zeitschrift „Hellweg" (Bd. 2, Heft 29. 1922).

uns noch umgreifendere Macht gewonnen: uns ist ein Volkstum wertvoll nur dann, wenn es eigenbewußt sein Dasein lebt. Wir wissen darum, daß die allgemeinste Gesetzgebung, die sich überhaupt zur Gestaltung einer Wirklichkeit fassen läßt, diejenige ist, die ein Volkstum deutlich und rein umgreift. Soll überhaupt noch klar gewollt und klar gestaltet werden, so ist der weiteste Umgriff um eine Sonderart, daß sie als Eigenwert sich feste, solche Eigengesetzlichkeit" [1]). Solche Erkenntnis eben mußte bei Betrachtung der rassischen Bedingungen des deutschen Volkstums zu dem oben angeführten Sittengesetz leiten.

So leiten schließlich gewichtige Gedanken von der Rassenkunde, einem Gebiet der Naturwissenschaft, hinüber bis in das Gebiet sittlichen Wollens. Artfragen erwecken Fragen der sittlichen Entscheidung. Hier können solche nicht eingehender erörtert werden. Es genügt, wenn hier zu ernster Besinnung die Tatsache erschienen ist, daß zu Gedeihen und Größe eines jeden Volkes das bewußte oder unbewußte Ergreifen und Einhalten einer bestimmten Artrichtung nötig ist. „Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte" (Fichte) [2]). Da sich die Völker ihrer rassischen Zusammensetzung nach alle voneinander unterscheiden, so ergibt sich für jedes Volk eine besondere Richtung zur Tüchtigkeit. Für die heute noch nordisch-bedingten Völker muß diese Richtung das Streben nach nordischem Wesen sein. Für sie ist die nordische Rasse die „Große Rasse" [3]).

Ist einmal die heutige Lage des deutschen Volkes diesem selbst bewußt geworden, und ergibt sich aus solcher Erkenntnis ein neuer Artwille der Deutschen, das Streben zur nordischen Art, dann ist eine starke Hoffnung auf eine Wiedergeburt Deutschlands möglich; dann muß der neue Anfang kommen. Die Entnordung war eine Erscheinung der Jahrhunderte; auf Jahrhunderte in die Zukunft hinaus muß sich in unserer Zeit der Geist und Wille des nordischgerichteten Deutschen spannen. Dies möge gleichsam die faustische Sendung des deutschen Volkes sein, sich aus dem Willen zu reiner nordischer Rasse neu zu schaffen!

Der zerflossene und immer wieder zerfließende Gedanke der „Menschheit" vermag immer nur zu entstalten; neu zu gestalten vermag nur der Gedanke der Volkheit, für uns Deutsche nur der Gedanke der Deutschheit. Deutschheit aber soll fortan nichts anderes mehr bedeuten als: Streben nach nordischer Art.

---

[1]) Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. 1920.

[2]) Fichte, Reden an die deutsche Nation. 1808.

[3]) Madison Grant.

Die Schwarze Weltgefahr.

Ein ernstes Menetekel für die Weiße Rasse.

Von Professor Georg Widenbauer.

Vor einigen Jahrzehnten hat das im Auftrage Kaiser Wilhelms II. vom Maler Knackfuß ausgeführte allegorische Gemälde, das den Angehörigen der Weißen Rasse die ihnen vom Gelben Mann drohende Gefährdung ihrer Kultur recht augenfällig zum Bewußtsein bringen sollte, größtes Aufsehen erregt. Namentlich haben sich die von seinem kaiserlichen Anreger selbst darunter gesetzten Worte „Völker Europas, wahret euere höchsten Güter!“ dem Gedächtnis aller ernstgerichteten Kulturfreunde eingeprägt. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß die englische Diplomatie dieses Kaiserwort sehr geschickt gegen uns ausnutzte. Damals entstand das geflügelte Wort „Die Gelbe Gefahr“. Dieser Weckruf sollte das Bewußtsein der Weißen aufrütteln und sie zur eifrigsten Wahrung ihrer politischen und Kulturbelange vor dem fieberhaften Betätigungsdrang der plötzlich lebendig gewordenen unheimlichen japanischen Sphinx anspornen.

Noch ist die Gelbe Gefahr nicht akut, wenngleich genugsam sichtbare Zeichen vorhanden, daß die Morgendämmerung der Gelben Rasse schon begonnen hat. Das Land der aufgehenden Sonne rüstet längst im stillen, über kurz oder lang die Weißen aus ihrer Vorherrschaft über den Erdball zu verdrängen und ihre Erbschaft anzutreten. Schon hat es systematisch alles vorbereitet, den rasseverwandten chinesischen Riesen aus seinem jahrtausendelangen Dornröschenschlaf aufzurütteln und belebt durch seine über alle Randländer des Stillen und Indischen Ozeans planmäßig verteilten Söldlinge, durch Wort und Schrift das panmongolische Selbstgefühl und sucht unter der Parole „Asien den Asiaten“ sich selbst die Führung der Gelben Rasse und damit die Hegemonie im Weltmeer der Zukunft zu sichern. Allerdings hat die letzte furchtbare Erdbebenkatastrophe sehr dämpfend gewirkt.

Die Angelsachsen (die Union 1854, England durch sein Bündnis mit Japan 1902) haben den Ehrgeiz des durch Weltstellung und natürliche Begabung überaus begünstigten japanischen Volkstums schicksalhaft geweckt; wir Weißen haben in unserer Verblendung ihm die europäische Zivilisation vermittelt und so ihm selbst die Waffen geliefert, deren dieser zielbewußte Vorkämpfer der Gelben Rasse sich nun zum Sturze der Weltherrschaft der Weißen bedient.

Die Gelbe Gefahr wird vordringlich, wenn durch den Druck der mit England vorläufig noch verbündeten Union die Verständigung zwischen China und Japan beschleunigt wird, ja sie steigert sich ins Riesenhafte, wenn auch Indien mithineingezogen wird. Denn auch dort regt sich der Selbständigkeitsgedanke mächtig. Wie aus dem Buch Rabindranath Tagores „Nationalismus“ hervorgeht und die Gandhi-Bewegung verrät, gärt es dort gewaltig. Es ist nicht ausgeschlossen, daß, wenn das asiatische Pulverfaß aufflammt, sich China und Japan über das südostasiatische stammverwandte Malaientum hinweg mit Indien zum Kampf gegen den gemeinsamen Gegner erheben.

Mit geheimem Grauen sehen nun die von der Gelben Gefahr zunächst bedrohten angelsächsischen Weltmächte, wie ernstlich ihre überseeische Herrschaft

von dem einstigen Zögling gefährdet ist. Der Schüler hat in mancher Hinsicht seine Lehrmeister übertroffen und schickt sich nun mit asiatischer Zielstrebigkeit an, den Geschäftsbereich der beiden angelsächsischen Weltfirmen an sich zu reißen. Wie oft mögen wohl schon beide, Bruder Jonathan und John Bull, sich bedenklich hinter den Ohren gekratzt und dabei an die Wahrheit des Satzes gedacht haben: „Herr, die Not ist groß; die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los."

Während uns aus dem scheinbar so fernen und im Zeitalter des Flugzeugs und drahtlosen Fernsprechers doch so unheimlich nahen Osten das Gelbe Gespenst schreckt, ist die Zukunft der Weißen Rasse auch von anderer, viel näherer Seite aus ernstlichst bedroht. Diese nicht minder furchtbare Gefahr keimt im dunklen Erdteil. Hier entwickelt sich langsam ein anderes unheimliches farbiges Problem, das uns Weißen recht verhängnisvoll werden und im Verein mit der Gelben Gefahr unseren Untergang herbeiführen kann. Darauf gilt es das öffentliche Augenmerk zu lenken. Es ist der „Schwarze Schrecken", der sich mit der Zeit zu einer Weltgefahr für uns Weiße auswächst, wenn wir nicht beizeiten auf der Hut sind und vorsorgen.

Wenn wir heute von der Schwarzen Gefahr sprechen, so denken wir Deutsche wohl zunächst nur an die Schmach an Rhein und Ruhr, an die schwarze Kulturschande, die der französische Herrschgiersadismus über unsere rheinischen Mitbrüder und Mitschwestern gebracht hat.

Allein die Schwarze Schmach begreift nur einen Teil des Schreckens in sich, dem die gesamte weiße Menschheit ausgesetzt ist, wenn die Schwarze Rasse erwacht. Wie von Asien aus die Gelbe Gefahr sich ausbreitet, so ballt sich in Afrika das schwarze Ungewitter zusammen, das einmal mit verheerender Gewalt gegen die Weißen losbrechen kann. Die Schwarze Weltgefahr erscheint mir noch fürchterlicher als der panmongolische Imperialismus der Gelben, denn das Machtstreben der Schwarzen ist natürlich noch ungezügelter und den Weißen absolut feindlich und darum kulturwidrig, ja grauenvoll. Gar mannigfach sind die Anzeichen, die es rechtfertigen, von einem Erwachen der Schwarzen Rasse zu sprechen.

Das Zeitalter der Kolonisation brachte zunächst zwar eine menschenunwürdige Knechtung der Schwarzen, die man massenhaft nach der neuen Welt verpflanzte und zum Betriebe der Pflanzungen verwendete.

Wir verstehen die tiefe Melancholie, die aus dem Klagelied des amerikanischen Negers Langston Hughes spricht, das in den Negervierteln der amerikanischen Großstädte häufig gesungen wird:

Ein Neger bin ich,
Schwarz wie die Nacht,
Schwarz wie die Tiefen meines Afrikas.

Sklave bin ich gewesen;
Die Türschwellen Cäsars mußte ich fegen
Und ich bürstete die Stiefel Washingtons.

Ein Arbeitstier war ich,
Unter meinen Händen entstanden Pyramiden
Und ich rührte den Mörtel an für die Wolkenkratzer.

Aber immer hab' ich gesungen;
Auf dem Wege nach Georgien ertönten meine traurigen Lieder
Und dabei tanzte ich im Rhythmus.

Stets war ich Opfer;
Die Belgier einst schnitten mir im Kongo die Hände ab
Und heute lyncht man mich in Texas.

Ein Neger bin ich,
Schwarz wie die Nacht,
Schwarz wie die Tiefen meines Afrikas."

Dieser Klagegesang der Schwarzen atmet nicht nur eine unstillbare Sehnsucht nach dem Mutterlande Afrika, neben diesem Heimweh erklingt aber auch in der Seele des Schwarzen der Groll über die bisherige Unterdrückung mit, und er schöpft daraus die unverwüstliche Hoffnung auf Abschüttelung seines Jochs. So wird dieses Negervolkslied geradezu zum Trutzgesang, der den in den Herzen der Schwarzen lodernden Haß gegen die Weißen immer von neuem anfacht.

Das koloniale Zeitalter brachte aber für die Schwarzen schließlich doch auch eine bedeutende geistige und wirtschaftliche Hebung und rückte sie seit Aufhebung der Sklaverei eine Stufe näher an die Weißen, wozu vor allem der Wetteifer der verschiedenen Missionen ungemein viel beitrug, wie nicht minder die christliche Lehre, daß vor Gott alles gleich ist, was Menschenantlitz trägt. Wir begreifen, daß den bisher entrechteten Parias der Menschheit gerade dieser Satz als ein trostreiches Evangelium erscheinen muß, das ihre Zukunftshoffnungen aufs stärkste belebt. So sind denn auch bereits zahlreiche Führer der Schwarzen aufgetreten, welche sich bestreben, die Kräfte ihrer dunkelfarbigen Brüder zum Rassenkampf gegen die Weißen zusammenzufassen und deren Forderung des Selbstbestimmungsrechts und der Gleichberechtigung der Schwarzen, deren Verlangen nach Brechung der Vorherrschaft der Weißen im Schwarzen Erdteil, nach sozialer Gleichstellung im öffentlichen Leben in den Lebensgebieten der Weißen bei ihren schwarzen Volksgenossen stürmischen Beifall gefunden hat.

So stehen wir heute schon mitten in einer großartigen Völkerbewegung, die zwei Erdteile, Afrika und Amerika, in den Grundfesten zu erschüttern geeignet ist. „Allafrika den Afrikanern!" Dieses Losungswort ist die Parole, durch die die 137 Millionen Neger Afrikas, zwar nach Blut und Sprache und Kulturzustand verschieden, zu einer rassischen Willensgemeinschaft gegen die Weißen zusammengeschmiedet werden sollen.

Diese allafrikanische Bewegung ist im wesentlichen ein Werk der Methodistenkirche Nordamerikas, deren afrikanischer Zweig die African Methodist Episcopal Church zunächst nur das Bestreben hatte, die afrikanischen Neger aus der Vormundschaft der europäischen Kirchen zu befreien. Sie fand lebhafte Beihilfe bei den Negern Nordamerikas, die durch die Gründung des Neger-Freistaates Liberia 1821 die Beziehungen zum Muttererdteil wieder angeknüpft hatten. 1896 schon unternahm der schwarze Bischof Turner eine Agitationsreise in Süd- und Westafrika.

Gar bald spielte die kirchliche Emanzipation, die auch in Äthiopien einen Herd hat, aufs politische Gebiet über, insbesondere in Südafrika, wo sie zu einem Kampf aller Farbigen um die bürgerliche und politische Gleichberechtigung ausgeartet ist, dessen Führer, der mohammedanische Stadtrat Dr. Abdurahmann in Kapstadt die African political organisation als Gegenelement gegen die Weißen begründet und zu einem beachtenswerten Faktor im politischen Leben der Südafrikanischen Union gemacht hat. Man darf nie vergessen, daß in Südafrika die Weißen, Buren und Engländer und die wenigen Deutschen, zusammen

nur eine geringe Minderheit neben den an Zahl wohl fünffach überlegenen Eingeborenen bilden, die gerade in den fruchtbarsten Landesteilen am dichtesten siedeln. Daher birgt die Rassenfrage eine große Gefahr für die S. A. Union.

In Nordafrika aber ist es der Islam, der dem Gemeingefühl der Schwarzen Vorschub leistet. Die Madhisten und Senussi und ähnliche „Orden" arbeiten in weitverzweigten Organisationen unablässig an der Befreiung des nordafrikanischen Mohammedanertums aus den Fesseln der europäischen christlichen Kolonialzwingherren, und ihre Bestrebungen treffen sich darin mit denen ihrer Glaubensgenossen bis tief nach Asien hinein.

In Westafrika (Gambia, Sierra Leone, Nigerien und an der Goldküste) ist das Selbstbewußtsein der Neger bereits so weit gediehen, daß ein Nationalkongreß von Englisch-Westafrika 1920 die Wilsonsche Formel vom Selbstbestimmungsrecht der Völker zum Programm erhob.

Stets neue Nahrung erhält die einheimische allafrikanische Bewegung von Amerika aus, wo sich gleichsam der Generalstab der Schwarzen befindet. Das Haupt ist Markus Garvey aus Jamaika, der schwarze Stinnes, der als Gründer von Zeitungen, Reedereien und Handelshäusern riesige Gewinne eingeheimst hat und diese nun im Dienste seines Volkstums verwendet. Er ließ sich auf dem ersten Negerparlament in New-York 1920 zum Präsidenten von Afrika und den Liberianer Johnson zum Most high Potentate ernennen. Seine Sendboten haben die Losung zum Kampf gegen die Weißen bereits ins Innerste von Afrika getragen.

So bildet die zum Teil hochzivilisierte Neger- und Mulattenwelt Nordamerikas in der allafrikanischen Bewegung gewissermaßen den Sauerteig, das Gärungselement, und ist bei den reichen Mitteln, über die es verfügt, und dem fanatischen Rassenhaß, der aus der gesellschaftlichen Achtung des farbigen Mannes, insbesondere in den Nordstaaten in der Union, immer wieder neue Nahrung saugt, doppelt wirksam. Ein Amerikaner (Münsterberg) bezeichnet das farbige Volkstum als „die einzige schwarze Wolke am Horizont der amerikanischen Nation". In den Südstaaten, Südkreolien und Mississippi, haben die Neger sogar die Majorität. In neuerer Zeit wandern die sich stark vermehrenden Neger zahlreich in die Industrieviertel des Nordens ein, wo sie oft ganze Stadtteile, ähnlich den jüdischen Ghettos des Mittelalters, bilden. So z. B. leben in New-York in dem Stadtbezirk Harlem geschlossen über 75 000, und in der Bundeshauptstadt Washington ist jeder vierte Einwohner ein Schwarzer. Der „Colored People" umfaßt in der Union mindestens 11 Millionen Angehörige, manche rechnen ihn mit Einschluß aller Mulatten auf 15 Millionen. Die Negerfrage ist weder durch Deportation nach Afrika noch durch Absonderung in Reservationen, wie das bei den Indianern geschah, zu lösen. Wohl ist so etwas wie eine Rückwanderung in den Mutterkontinent, etwa nach Art der Zionistenbewegung der Juden, geplant, aber sie ist natürlich noch schwerer zu verwirklichen, und die maßgebenden europäischen Kolonialherren Afrikas werden sich wohl mit allen Mitteln dagegen sträuben, den Totengräbern ihrer Herrschaft die Pforten zu öffnen.

So wird sich in absehbarer Zeit auf dem Boden der Union ein erbitterter Rassenkampf zwischen Weiß und Schwarz entspinnen, der im Verein mit der Abwehr der gelben Eindringlinge im Westen (Kalifornien ein gelbes Irland!) zumal wenn die japanische Großmacht die Frage der Beherrschung des Pazifik aufrollt, für die Union schicksalhaft werden kann.

Das amerikanische Negerproblem wird noch verwickelter, wenn man die dunkelfarbige Bevölkerung Mittel- und Südamerikas (Negerrepublik Haiti, Mulattenrepublik San Domingo, Vorwiegen der Mulatten in Brasilien) dazu in Anschlag bringt.

So begreifen wir es, wenn der erste Negerkongreß, der gewissermaßen als eine Art Heerschau über das geistige Negertum der ganzen Welt gelten kann, über 3000 Schwarze in den größten Sälen New-Yorks, im Madison Square Garden und Liberty Hall versammelte. Dabei veranstalteten ungefähr 50 000 Neger einen aufsehenerregenden Umzug, bei dem das Banner der „Vereinigten Staaten von Afrika" in den Farben schwarz-rot-grün vorangetragen wurde. Der Kongreß dauerte den ganzen August 1920, und die offiziellen Reden der Führer bekundeten deutlich den aggressiven, imperialistischen Geist der Negerwelt. Garvey verlangte die radikale Austreibung der Weißen aus Afrika. Eine „Bill of Rigths" formulierte die Mindestforderungen der Schwarzen, die einen eigenen „Obersten Rat der Neger" gründeten, der mit der „African Communities of the World" innig zusammenarbeitet. Der Schluß der „Abgeordnetenversammlung der Negervölker der Welt" endete dramatisch bewegt mit einem Gebet um die Erlösung Afrikas, die Errichtung eines äthiopischen Reiches, die Zusammenberufung eines schwarzen Parlaments, die Schaffung einer schwarzen Armee und einer schwarzen Handelsflotte, dem Bau einer schwarzen Kriegsflotte und schließlich die Errichtung des Heiligtums der schwarzen Religion.

Praktisch werden sich diese Wünsche wohl nicht sogleich durchsetzen, aber man wird ihnen doch ernste Beachtung zollen müssen. Die Neger fühlen sich heute schon als eine Macht. Bereits besteht in der Union die „Nationalassociation for the Avancement of Colored People" mit 100 000 organisierten Mitgliedern der wohlhabendsten Kreise; in 13 Staaten sitzen schon Schwarze im Repräsentantenhaus, auf dem panafrikanischen Kongreß waren von 30 Delegierten der Union selbst fünf Doktoren, drei Bischöfe und ein anderer Geistlicher und 12 Frauen vertreten. Frankreich stellte einen Senator und einen Kammerdeputierten, ebenso Belgien einen Senator.

Die Neger verfügen auch über eigene Zeitungen, ihr Hauptorgan „Crisis", geleitet von dem fähigen Dr. Dubois, eine sehr beachtenswerte Monatsschrift, hat weiteste Verbreitung.

Den Hauptanstoß zur Belebung des Selbstgefühls der Schwarzen Rasse bildete natürlich die Sklavenbefreiung durch den amerikanischen Bürgerkrieg von 1861—65. Die Einreihung der einstigen schwarzen Leibeigenen in die Bürgerschaft des großen amerikanischen Freistaates stempelte mit einem Schlage die bisherigen schwarzen Heloten zu Mitbürgern ihrer ehemaligen weißen Herren, wenn freilich die rassische und soziale Kluft weiterbestehen blieb.

Nahm so die Emanzipation der Schwarzen von Amerika aus ihren eigentlichen Anfang, so hat der Weltkrieg die hochgeschraubten Erwartungen der Schwarzen auf endliche Gleichberechtigung mit den Weißen ungemein gesteigert. Zur Niederzwingung des deutschen, arischen Edelvolkes boten die Ententemächte unter jüdischer Führung die Farbigen aller Erdteile auf. Der „Kulturnation" Frankreich blieb es vorbehalten, das Rassenansehen der Weißen in dieser Hinsicht aufs schmählichste mit Füßen zu treten. Sie hat durch ihre „Force noire" die Ehre der weißen Menschheit aufs tiefste befleckt. Der revanchelüsterne französische Militarismus und Imperialismus bedient sich der Schwarzen Macht als eines unentbehrlichen Werkzeuges seiner Großmachtpolitik; so

verwandte Frankreich ja schon 1870 Turkos und Zuaven gegen Deutschland. Nur durch die Einreihung der Schwarzen in seine Linienregimenter, die Aushebung von schwarzen Arbeiterbataillonen konnte es den Rachekrieg gegen den deutschen Nachbar so lange durchhalten. Marokkaner, Algerier, Senegalesen, Madagassen, dazu Tonkinesen und Anamiten ließ es gegen Deutschland los und suchte durch bewußte Preisgabe des doch wohlbegründeten Rassenvorurteils die Schwarzen für sich zu gewinnen. Nur so brachte es über 1 Million Schwarzer auf den europäischen Kriegsschauplatz, indem es das Verlangen der Schwarzen nach Gleichberechtigung erfüllte; daher sogar die Beförderung von Farbigen zu Offizieren, daher auch die schmachvolle Befriedigung der Gier der Schwarzen nach den weißen Frauen, wohl das traurigste Kapitel der Rassenschande, die Frankreich über die Weiße Welt gebracht hat. Indem Frankreich die einzige Kolonialmacht ist, die ihre farbigen Untertanen gesetzlich und gesellschaftlich den Weißen gleichstellt, hat es wohl einen Augenblickserfolg erzielt, er wird ihm jedoch später noch sehr teuer zu stehen kommen.

Es war eine sehr zweifelhafte Anerkennung, die Frankreich auf dem Negerkongreß gespendet wurde, der im August und September 1921 in Paris, Brüssel und London stattfand und dem der von Senegambien in das französische Parlament gewählte Neger Diagne präsidierte.

Der englische Schriftsteller Norman Angell weist in seiner Abhandlung „France and the Black Power" auf den Unterschied in dem Selbstgefühl der englischen und französischen Neger hin. Erstere sprechen von sich als „Wir Neger", letztere als „Wir Franzosen". Angell erklärt dies nur aus der Gleichstellung, die in Frankreich zwischen beiden Rassen besteht. „In den Beziehungen zwischen Franzosen und Negern gibt es keine Farbengrenzen. In Frankreich sind die Neger Mitglieder der Kammern, der Gerichte, der Bezirksverwaltung, der Armee oder der Kirche und weder durch amtliche noch gesellschaftliche Unterschiede von ihren weißen Kollegen getrennt." Frankreich hat damit wohl einen augenblicklichen Machtvorteil errungen, aber um welchen Preis! Dies verrät uns Norman Angell, der einen Negervertreter also schlußfolgern läßt: „Die französische Armee besteht heute schon zu einem Drittel aus Negern. Nur mit Hilfe der Neger kann Frankreich eine Deutschland ebenbürtige militärische Macht auf die Dauer unterhalten. Wir Neger bilden in dem größten und tiefsten Streit Westeuropas das Zünglein an der Wage. Frankreichs Hegemonie muß sich auf uns stützen. Gibt es ein besseres Mittel, unsere Rechte in der Welt zu sichern? ... Eine kluge Politik für uns Neger wäre, die Aushebung der Neger zum Äußersten zu treiben und uns so unentbehrlich wie möglich zu machen. ... Frankreich wird gut zu uns sein. Je mehr es unser bedarf, um so weniger gibt es ein Rassenvorurteil. Wir können für unsere militärische Unterstützung einen großen Preis fordern. Das ist das größte politische Aktivum der Negerrasse."

Die Neger fühlen sich, sie wittern Morgenluft. Sie haben aufgehört, in dem Weißen Mann eine Art höheres Wesen zu sehen. Vor dem Kriege waren sich die Schwarzen ihrer Stärke nicht bewußt, erkannten die Europäer, wenn auch widerwillig, doch unbedingt als überlegene Herren an, von deren Macht sie die fabelhaftesten Vorstellungen hatten. Nun hat man sie bewaffnet, für den modernen Kriegsdienst geschult, zum Kampf gegen ein weißes Herrenvolk aufgeboten, sie als die Hoffnung und die Retter Frankreichs gepriesen, ihnen

den Haß und die Verachtung gegen einen Großteil von Weißen, die man als Hunnen, Barbaren, Boches bezeichnete, eingeimpft, sie zu Aufsehern über weiße Gefangene bestellt. So hat man bei ihnen systematisch allen Respekt vor den Weißen untergraben. „Warum gibt es keinen afrikanischen Napoleon schon heute?" fragte 1922 ein junger, übermütiger Neger den amerikanischen Schriftsteller Wells. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben, wenn die durch den Krieg der Heimat entwurzelten und in die verderbte europäische Zivilisation hineinversetzten Schwarzen nach Hause zurückkehren. Sie werden ihre schwarzen Mitbrüder noch weit intensiver aufrütteln, als dies die Söldlinge Garveys vermögen. Die Folgen möge man sich ausmalen! Die Spanier haben es jüngst am eigenen Leibe schon gespürt, was ein mit modernen Waffen ausgerüstetes und durchgebildetes schwarzes Heer selbst gegen weiße Truppen auszurichten vermag. Wohl das Schlimmste wäre, wenn einmal in Afrika selbst ein großer Kolonialkrieg, z. B. zwischen Engländern und Franzosen, ausbräche und beiderseits farbige Truppen ins Feld gestellt würden. Frankreich könnte wohl einmal Lust bekommen, die Schlappe von Faschoda zu rächen (es sind gerade 25 Jahre seither verflossen!). Wehe dann den Engländern, wehe aber auch letzten Endes den Franzosen selbst. Denn es steht zu befürchten, daß in diesem Fall der eigentliche Sieger, die Schwarzen, im Vollgefühle ihres Triumphes ihr Machtbewußtsein gegen die Franzosen selbst kehren und ihre Unabhängigkeit herbeiführen würden. Dann wäre das Ende der französischen Kolonialherrlichkeit gekommen, hätte aber zugleich das letzte Stündlein des französischen Imperialismus selbst geschlagen. Dies spricht kein Geringerer aus als der französische Volkswirtschaftler H. Tridon, in seinem Buch „Comment la France perdra ses colonies". Der weist in ernsten Worten seine Landsleute auf die von den Schwarzen drohenden Gefahren hin, „durch den Krieg haben die Eingeborenen viel von uns gelernt. Wir müssen sie fürchten. Sie werden sich eines Tages gegen das Mutterland erheben, um ihre volle Unabhängigkeit zu erringen." Ob die schwarze Welle einst an den Säulen des Herkules Halt machen und nicht nach Europa hinüberfluten wird, steht dahin. Wer kann ermessen, was der Zukunft Europas aus dem schwarzen Schoße Afrikas noch bevorsteht? Wer hätte vor einem halben Jahrhundert an den märchenhaften Aufstieg der Japaner gedacht?

Möge Europa sich in letzter Stunde auf sich selbst besinnen und, statt sich verbrecherisch selbst zu zerfleischen, seine Kräfte sammeln zur Abwehr der titanenhaften Gefahren, die von Asien und Afrika her seine alte Kultur bedrohen! Denn sonst könnte sich einmal buchstäblich die grauenvolle Ahnung verwirklichen, der der berühmte Münchener Künstler Anton Hoffmann auf einem genialen Werbeplakat für eine deutsche Kriegsanleihe Ausdruck verlieh. Diese aufsehenerregende Zeichnung stellte einen Deutschen dar, den Pflug ziehend, und von schreienden, Peitschen schwingenden Negern zur Fronarbeit angetrieben! Es ist ein schwacher Trost für uns Deutsche, daß dieses hohnvolle Schicksal wohl in erster Linie unseren Peinigern, den Franzosen, blühen würde. Daran mögen aber wir Deutsche denken, wenn wir uns die „Schwarze Schmach" vergegenwärtigen, und mögen schuldbewußt und reumütig an die eigene Brust schlagen; *denn wir selbst haben durch die Wahnsinnstat des 9. November 1918 dem schwarzen Militarismus Frankreichs zum Triumph verholfen. So hat dieser schwärzeste Tag der deutschen Geschichte die schwarze Weltgefahr erheblich näher gerückt.*

Die wachsende Flut der Farbe gegen die weiße Weltherrschaft.

Von Lothrop Stoddard.[1])

Schon vor einem Jahrzehnt kam ich zu der Überzeugung, daß der Grundton der Weltpolitik des zwanzigsten Jahrhunderts in den Beziehungen der ursprünglichen Menschenrassen gipfeln würde. Es war augenscheinlich, daß sich folgenschwere Veränderungen in den gegenseitigen Rassenbeziehungen vorbereiteten, und nichts konnte für den Verlauf menschlicher Entwicklung wesentlicher sein als der Charakter dieser Veränderungen, da alles abhängt von dem inneren Wert menschlichen Lebens.

Deshalb habe ich mein Augenmerk seither vorzüglich auf das gerichtet, was die verschiedenen Volksstämme angeht. In der Vorrede zu einer historischen Monographie („Die französische Revolution in Santo Domingo"), die kurz vor dem Ausbruch des Großen Krieges erschien, schrieb ich: „Der weltumfassende Kampf zwischen den vorherrschenden Rassen des Menschengeschlechts, — der „Farbenstreit", wie jemand es treffend genannt hat — wird allem Anschein nach die Hauptaufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts werden, und mächtige Staatsgemeinden wie die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die Südafrikanische Union, und Australasien erblicken in der „Farbenfrage" das für die Zukunft ernsteste Problem."

Jene Worte schrieb ich im Juni des Jahres 1914, ehe noch der Große Krieg über die Welt hereingebrochen war. Einige Rezensenten, die die Behauptung besprachen und prüften, meinten verwundert, ob ich nicht doch anderer Meinung gewesen wäre, wenn ich zwei Monate später geschrieben hätte.

Tatsache ist, daß ich mit verdoppelter Energie denselben Standpunkt vertreten haben würde. Meiner Überzeugung nach war der Große Krieg gleich von Anfang an nichts anderes als ein weißer Bruderkrieg, der, wie immer sein Ausgang sein würde, den Verlauf der Rassenbeziehungen sehr ernstlich verwickeln mußte.

Vor dem Kriege hegte ich die Hoffnung, daß die neuen Maßnahmen, welche das Wiedererwachen der braunen und gelben Völker Asiens nötig gemacht hatte, in allmählicher und friedlicher Weise durchgesetzt werden könnten, und Dank der inneren Kraft und grundlegenden Interessengemeinschaft der weißen Weltkinder in den Grenzen langsamer Entwicklung gehalten werden würden. Aber die furchtbare Schwächung der Weißen während des Krieges eröffnete die Möglichkeit von Umwälzungen, ja von wahren Überschwemmungen durch die Farbigen.

Dieser Ausspruch soll sich nicht allein und ausschließlich auf sogenannte militärische „Gefahren" beziehen. Die Unterjochung von Ländereien der Weißen durch farbige Heere kann natürlich vorkommen, besonders wenn die weißen Weltkinder fortfahren, sich gegenseitig in Bruderkriegen zu zerreißen. Aber dergleichen farbige Siege sind weit weniger zu fürchten, als jene dauernden Eroberungen, die Völkerwanderungen gleichen, ganze Völkerschaften überschwemmen und dadurch Länder, die man heutzutage als weiße kennt, in Besitztümer

[1]) Diese Arbeit stellt die Einleitung des Amerikaners Stoddard zu seinem unter gleichem Titel in Neu-York 1920 erschienenen Buch dar. Die Schriftleitung.

der Farbigen verwandelt, so daß sie für die weißen Weltkinder unwiederbringlich verloren sind. Auch schon vor dem Jahre 1914 bestanden natürlich dergleichen Möglichkeiten, aber der Krieg hat sie unzweifelhaft uns bedeutend näher gebracht.

In der gegenwärtigen Lage ist es jedoch nicht der Krieg, der am beunruhigendsten wirkt, sondern der Friede. Die Unfähigkeit der weißen Welt, einen ausgleichenden Abschluß zu formulieren, die Verewigung des Bruderhasses und neuer Bruderkriege, verflochten mit sozialen Umwälzungen, die drohend in der Schwebe sind, lassen unwillkürlich den Gedanken auftauchen, daß der soeben beendigte Große Krieg nur die erste Etappe in einem, zum Verderben und Untergang führenden Zyklus sein könnte.

Ja, die weiße Welt ist leider so vollkommen mit ihren häuslichen Zwistigkeiten beschäftigt, daß sie fast gar keine Zeit für Rassenprobleme zu haben scheint, deren Wichtigkeit und Bedeutung für die Zukunft des Menschengeschlechts doch bei weitem sämtliche Fragen übertrifft, die leider heute ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Diese verhältnismäßige Gleichgültigkeit gegen die größeren Rassenaufgaben hat mich zum Schreiben dieses Buches veranlaßt. Diese Aufgaben und Beschlüsse sind so wesentlich, daß deren offene Besprechung zeitgemäß und heilsam genannt werden muß.

In den vorliegenden Spalten habe ich versucht, die heutigen Beziehungen der weißen zu der nicht-weißen Welt, von den verschiedensten Seiten betrachtet, zu analysieren. Die von Herrn Madison Grant freundlichst geschriebene Einleitung, die den biologischen und historischen Hintergrund der ganzen Frage so kräftig und kurz zusammenfaßt, hat mir meine Aufgabe sehr erleichtert. Herr Grant ist sein Leben lang Biologe gewesen und behandelt die Frage deshalb nur biologisch. Da ich nun unter dem Zeichen von Weltpolitik schreibe, so ist die sich ergebende Übereinstimmung so ganz verschiedener Gesichtspunkte nicht ohne tiefgehende Bedeutung.

Einleitung zu Lothrop Stoddard's Buch:

„Die wachsende Flut der Farbe gegen die weiße Weltherrschaft."

Von Madison Grant.

Herrn Lothrop Stoddard's Buch „Die wachsende Flut der Farbe", das so unmittelbar nach dem Großen Krieg erschien, mag vielen als übermäßig Lärm schlagend vorkommen, während andere, dem Faden seiner Beweisführung folgend, vor der Logik seiner Schlußfolgerungen bebend zurückweichen.

In unserem Zeitalter krampfhafter Abänderungen muß ein Prophet schon überaus kühn sein, um sich zu erdreisten, Genaueres vorherzusagen als eine bloße Richtschnur von Begebenheiten, und trotzdem wird man zugeben müssen, daß das Studium der Vergangenheit der einzig sichere Führer für die Beurteilung der Zukunft sei.

Herr Stoddard summiert die Welt der Weißen und ihre möglichen Feinde, wie sie sich heute ergeben. Ein Überblick über die frühesten Beziehungen und die Geschichte der nordischen Rasse, seit ihrem ersten Auftreten vor etwa drei oder vier Jahrtausenden, deutet stark darauf hin, seine Abrechnung als gültig

erscheinen zu lassen. Zu einem solchen Überblick müssen wir zuerst die Karte aufsuchen, oder besser noch, die Erdkugel.

Vom Gesichtspunkt der Geographie und Zoologie betrachtet, kann Europa westlich von Rußland nur als eine Halbinsel Asiens gelten, die südliche Küste des Mittelmeers mit eingeschlossen. Das wahre Afrika oder Äthiopien liegt südlich der Wüste Sahara und hat in Wirklichkeit gar keine Verbindung mit dem Norden, ausgenommen längs des Flußbettes des Nil. Dies eurasiatische Festland ist, vielleicht schon seit Lebensursprung auf unserm Planeten, der Mittelpunkt tätigster Entwicklung und Verbreitung für die höchsten Formtypen gewesen. Was ausschließlich Säugetiere anbelangt, so finden wir, daß die große Mehrzahl der vielen Glieder dieser Ordnung hier ihren Ursprung nahm, sich hier allmählich entfaltete und von hier alsdann sich nach den außen liegenden Länderkomplexen der Erdkugel verbreitete. Die Beweise, daß die höchste Klasse der Säugetiere in Eurasien Wurzel faßte, sind unanfechtbar, und wir sind vollauf zu der Annahme berechtigt, daß dieses selbe Festland auch der Schauplatz für die früheste Entwicklung des Menschen von seinem menschenähnlichen Stammvater hier gewesen sei.

Der Antrieb, welcher der Ausbildung des Menschengeschlechts den ersten Anstoß gab, scheint als grundlegende Ursache den ungestümen Wechsel der Witterungsverhältnisse in Zentralasien gegen das Ende der neueren Tertiärperiode gehabt zu haben, weshalb auch die menschlichen Einwohner von Eurasien seither stets in höchstem Maße sich jene Kraftfülle erhalten haben, die sie notgezwungen in jener fernliegenden Epoche sich errangen. Diese Kraftfülle ist jedoch den übrigen Menschengattungen, ob wir nun von ausgestorbenen oder überlebenden reden, nicht in gleichem Maßstabe zuteil geworden, und die Überbleibsel jener frühesten Rassen sind zumeist nur auf den anderen Festländern und Inseln oder in den am fernsten Ende liegenden Gegenden Eurasiens selber zu finden.

Mit anderen Worten: diejenigen Gruppen des Menschengeschlechts, welche in früheren Zeiten in Amerika, Australien, Äthiopien oder auf den Inseln des Weltmeers Zuflucht fanden, stellen Etappen körperlicher und geistiger Menschenentwicklung dar, aus denen die kraftvolleren Einwohner Eurasiens schon seit langen Zeiten herausgewachsen sind. In einzelnen Fällen, z. B. in Mexiko und in Peru, entwickelten fernerliegende Rassen in ihrer Abgeschlossenheit eine begrenzte Sonderkultur; aber in ihrer Mehrzahl haben sie alle von Anfang an und bis auf den heutigen Tag einen Mangel an Fähigkeit gezeigt, sich von innen heraus zu bilden, da es ihnen allen gleichermaßen an der Einsicht und Geschicklichkeit gebrach, aus eigener Kraft sich den raschen Veränderungen anzupassen, welche das moderne Zeitalter ihnen von außen her aufzwingt.

Auch in Eurasien selber ist diese Ungleichheit innerer Fähigkeiten vorzufinden, doch in weit geringerem Maßstabe, und daher kommt es denn auch, daß der allmähliche Fortschritt des Menschengeschlechts eine beständige Reibung aufweist zwischen denen, die vorwärts streben, und jenen anderen, welche unfähig sind, mit den sich verändernden Bedingungen gleichen Schritt zu halten.

Aus dieser Ursache erhellt, warum die Geschichte des Menschengeschlechts eine solche Reihe von Antrieben von seiten des eurasiatischen Festlandes auf die außenliegenden Regionen der Erdkugel aufweist, während man weder von irgend einer Rückwirkung in bezug auf Nachkommenschaft oder Ausbildung jener Seite auf die Eurasiaten vorfindet. Endlose Kämpfe haben stattgefunden

zwischen den verschiedenen Teilen Eurasiens, aber weder Amerinder (amerikanische Indianer), noch Australoiden, noch Neger haben je einen vorbedachten Angriff auf den großen Kontinent gemacht.

Da wir verzichten, eine wissenschaftliche Abhandlung über die Zergliederung der Einwohner Eurasiens zu bringen, wird es genügend sein, die drei Hauptrassen zu kennzeichnen. Zuerst kommen die gelb-häutigen Mongolen und Mongoloiden, mit straffem, schwarzem Haar, schwarzen Augen und rundem Schädel, welche in Zentral- und Ostasien, nördlich vom Himalayagebirge zu Hause sind.

Westlich von ihnen und mit ihnen verschmolzen stehen die Alpinen, gleichfalls eigentümlich gekennzeichnet durch schwarze, nicht aber straffe Haare, durch schwarze Augen, verhältnismäßig kleinen Wuchs und runde Schädel. Diese Alpinen stehen keilförmig nach Europa hinein zwischen den Nordischen und den Mittelländern, in ihrer äußersten Spitze den Atlantischen Ozean erreichend. Die Alpinen des heutigen Westeuropas stammen von einer einzigen oder von verschiedenen sehr alten Wogen von rundschädligen, vom Osten kommenden Eindringlingen ab, die wahrscheinlich über Kleinasien und das Balkangebirge kamen; sie hausen aber hier schon seit so langer Zeit, daß nichts mehr sie mit den asiatischen Mongolen verbindet als ihre brachy-zephale Schädelform.

Südlich vom Himalaya und westlich in schmalem Gürtel bis zur Atlantic, und an beiden Küsten des Mittelmeeres sitzt die Mittelmeerrasse, mehr oder weniger dunkelhäutig, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, und langen Schädeln.

Im Nordwesten, rings um die Ost- und Nordsee gruppiert, steht die große Rasse der Norden. Ihre Eigentümlichkeiten sind eine schöne, weiße Haut, welliges Haar in der Abwechslung von dunkelbraun bis flachsfarben, helle Augen, hoher Wuchs und lange Schädel.

All' jene Rassen zeichnen sich auch durch anderweitige Körpereigentümlichkeiten aus, die, obgleich sehr bestimmt, schwer zu beschreiben sind, wie beispielsweise das Gewebe der Haut und die Form der Gesichtszüge, besonders der Nase. Der Abstand in bezug auf Verstandes- und Seelenbegabung ist ebenso entschieden, aber noch bestimmter jeder Beschreibung spottend.

Die niedergeschriebene Weltgeschichte handelt ausschließlich und beschreibt nichts anderes als die Taten und die Beziehungen dieser drei Gruppen zueinander, samt ihrer inneren Bürgerkriege.

Obgleich diese drei Rassen, soweit unsere Kunde reicht, ihre jetzigen Sitze vermutlich gleich von Anfang an eingenommen hatten, so sind in ihrer Verteilung dennoch große Änderungen eingetreten.

Die beiden bedeutendsten Erscheinungen jedoch sind: erstens der Rückzug der nordischen Rasse in westlicher Richtung aus den Weideländern des westlichen Asien und des östlichen Europa bis an die atlantische Küste, so, daß sie nur noch eine verhältnismäßig kleine Bodenfläche der Peripherie von Eurasien einnimmt.

Die zweite Erscheinung ist von gleicher Bedeutung, nämlich: die mehr oder weniger durchgreifende Vernordung der westlichst gelegenen Ausbreitungen der beiden andern Rassen, nämlich der Mittelmeerländer an der Nordküste des Mittelmeers, welche in bezug auf die Sprache absolut arianisiert worden und immer wieder von Neuem mit nordischem Blut gesättigt worden sind, und die sogar noch stärkere Vernordung, was Blut und Sprache anbetrifft, jener

kleinen, dunklen, rundschädligen Einwohner Mitteleuropas, von der Bretagne durch Mittelfrankreich, Süddeutschland, Norditalien bis in die österreichischen und Balkanländer hinein. So vollständig ist dieser Verlauf vor sich gegangen, daß die westlichen Alpinen zur Jetztzeit überhaupt kein getrenntes Rassenbewußtsein kennen und als völlig europäisch gelten müssen.

Was die Alpinen von Ost- und Mitteleuropa anbetrifft, nämlich die Slaven, so steht die Sache etwas verschiedenartig. Östlich einer, vom Adriatischen Meer nach der Ostsee hinauf, gezogenen Linie ist der vernordende Verlauf weit weniger vollständig gewesen, obschon er, was die Sprache anbetrifft, absolut war, denn alle slavischen Sprachen sind arisch. Überall in diesen Slavenländern ist reines Mongoloidblut zugeströmt und eingeführt worden während verhältnismäßig erst jüngst vergangener Jahrhunderte.

Im Osten dieses Gürtels nur unvollständig nordisierter Alpinen kommen wir zu den asiatischen Alpinen, die noch ganz unberührt geblieben sind von westlichem Blut und westlicher Kultur. Diese Gruppen verschmelzen dann wieder in die Mongoloiden Ostasiens.

So finden wir also, in westlicher Richtung vom Urland hinausgestoßen, eine Rasse, die den Atlantischen Ozean in der Bretagne erreicht, in ihrem östlichen Teil noch durchaus asiatisch und mongoloid, im Zentrum sehr unvollkommen nordisiert, und, was Kultur anbetrifft, im fernen Westen Europas vollkommen nordisiert, ja dieser Teil ist ganz und gar zu Blut und Fleisch der Weißen Welt geworden und muß unbedingt zu derselben gerechnet werden.

Was nun die große nordische Rasse selber anlangt, so hat sie in absehbarer Zeit der Weltgeschichte die Grasweiden nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres inne gehabt, im Norden bis an das Himalayagebirge streifend. Spuren nordischer Gattung werden fortwährend in Zentralasien aufgefunden, und sobald die archäologischen Nachforschungen in jenen Gegenden so unverdrossen wie in Europa verfolgt werden, wird man staunen über die Ausdehnung, die Vollständigkeit und den langen Zeitraum dieser Besetzung des westlichen Asiens seitens der nordischen Völker.

Während des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung durchbrachen schnell aufeinander folgende Wogen der Norden die afghanischen Gebirgspässe und fielen in Indien ein, bis sie schließlich ihre ursprüngliche arische Sprache ganz Hindustan aufzwangen samt den östlich daran stoßenden Ländern.

Zur Zeit Alexanders des Großen scheinen alle nordwestlich der Gebirge liegenden Regionen den Weißen gehört zu haben. In Turkestan muß angenommen werden, daß die erst neuerdings entdeckte Tokharasprache, die ein arisches Idiom westlicher Abteilung vorstellt, bis ins neunte Jahrhundert hinein sich erhielt. Der Niedergang, der allmähliche Verfall der Norden in diesen Ländern hat aber wahrscheinlich schon viel früher als zu Alexanders Zeiten seinen Anfang genommen und wird bei Beginn unserer Zeitepoche höchst wahrscheinlich seinen Beschluß bereits erreicht haben. Die blonden Abzeichen, die man im westlichen Asien noch findet, sind verhältnismäßig so unbedeutend, daß man jene Länder für die ganze Dauer der letzten zwei Jahrtausende als für die nordische Rasse verloren betrachten muß.

Der Anstoß, der die ersten Norden antrieb, durch die Pässe des Himalaya nach Indien hinunterzusteigen, der spätere Norden südwärts drängte nach Mesopotamien hinein als Kassiten, Mitanni und Perser, und als Achäer, Dorer und Phrygier nach Griechenland und nach Anatolien, der weiter westlich den Ein-

fall arisch sprechender Völker in Italien verursachte, und als Kelten die Vorhut für die nordische Rasse abgab, die schließlich über den Rhein ging und in Gallien, Spanien und Britannien eindrang, kann sehr wohl von einem Drängen und Druck seitens der Mongoloiden aus dem Herzen Zentralasiens hervorgebracht worden sein. Wir haben natürlich keine wirkliche Kenntnis der Einzelheiten, und beschränken uns lediglich auf die Analogie der Herkunft späterer Völkerwanderungen, gemäß welcher sich die Überzeugung unter Historikern ausgebildet hat, daß derselbe Anstoß, der die hellenischen Norden auf die frühe ägäische Kulturwelt sich stürzen ließ, auch die Ursache war, welche späterhin germanische Norden ins römische Reich hineinführte.

Die Grenzen Europas nördlich des Kaspischen Sees und des Schwarzen Meeres wichen beständig zurück vor Asien während fast eines Jahrtausends, nachdem unsere Zeitrechnung begann, doch besitzen wir nur mangelhafte Urkunden über die Kämpfe, welche für die Norden mit dem Verlust ihrer Wohnsitze in Rußland, Polen, den österreichischen und deutschen Landschaften abschlossen.

Zur Zeit Karls des Großen war die Welt der weißen Rasse auf Skandinavien, Deutschland westlich der Elbe, die britischen Inseln, Holland und Nordfrankreich nebst Italien beschränkt, mit einigen außenliegenden Posten im südlichen Frankreich und in Spanien. Dies war die tiefste Ebbe für die nordischen Völker, und der größte Ruhm der Laufbahn Karls des Großen war unzweifelhaft die Tatsache, daß er nicht nur die Flut hemmte, sondern die Organisation einer ganzen Reihe von Marken oder Grenzstaaten vom Baltischen bis zum Adriatischen Meerbusen ins Werk setzte, welche als Wall gegen asiatische Eindringlinge seit jenen Tagen bis auf unsere Zeit gedient haben. Westlich dieser Linie entwickelten sich die Feudalstaaten des mittelalterlichen Europa zu jenem Christentum des Westens, das den Kern der heutigen zivilisierten Welt abgibt.

Südlich des Kaspischen und Schwarzen Meeres drängte der Osten beständig gegen Europa vor seit dem ersten Ausschwärmen der Norden über die Gebirge im zweiten Jahrtausend vor Christo, bis die Spannung sich in den Persischen Kriegen entlud. Die Niederlage Asiens in diesen Kriegen war Vorläufer zu der späteren Eroberung des westlichen Asiens bis zum Ganges seitens Alexanders.

Das Reich Alexanders befestigte eine Zeitlang hellenische Satzungen und Gebräuche im ganzen westlichen Asien, und einige Provinzen desselben verblieben oberflächlich griechisch, bis sie ins römische Reich einverleibt wurden und zuletzt dadurch einen Teil des frühesten Christentums bildeten. Im ganzen genommen hat jedoch seit den Zeiten Alexanders der Verlust europäischen Blutes und der Bann gegen klassische Kultur und endlich auch gegen das Christentum mit unbarmherziger Härte seinen Fortgang genommen.

Noch zu Zeiten Roms schrumpften die Spuren europäischer Bildung, die östlich von der schwankenden Grenzlinie längs des Euphrats bemerkbar blieben, auf die arischen Sprachen der Perser, Parther und der Bewohner Indiens, mitsamt einigen Brocken griechischer Gelehrsamkeit zusammen.

Die römischen und byzantinischen Kaiserreiche kämpften jahrhundertelang gegen die unaufhaltsam andrängende Flut der Asiaten, bis die Ausbreitung der Araber unter dem Antrieb der mohammedanischen Religion endlich alle östlichen und südlichen Küsten des Mittelmeers an sich riß und, auf ein arabisch zugestutztes Spanien sich stützend, ganz Westeuropa bedrohte. Während so

im Süden die Herrschaft der weißen Rasse in schnellstem Tempo eingeschränkt wurde, platzten auf Zentraleuropa eine ganze Reihe von Einfällen reiner Mongolenstämme, von den Kaspischen und Schwarzen Meeren herkommend. Attila und seine Hunnen waren die ersten, welche so tief in nordische Ländereien hinein sich den Weg öffneten, daß sie die Ebenen Nordfrankreichs erreichten. Keiner der späteren Horden gelang es soweit in nordische Territorien einzubrechen, da ihre Kraft sich an den Alpinen des Balkans und Osteuropas brach.

Ostdeutschland, die österreichischen Staaten, Polen und Rußland waren nordische Länder gewesen, ehe die Slaven hervorbrachen nach dem Fall von Rom. Ob die Besetzung teutonischer Länder durch Wenden und Slaven des östlichen Europas vermittels Einsickerung oder Eroberung vor sich ging, ist schwer zu sagen, nur die eine Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn, daß, gerade wie alle andern vorherigen und späteren Bewegungen, auch diese hervorgebracht wurde durch den Drang seitens Völkerschaften, die zu den Mongoloiden gehörten.

Daß die westlichen Slaven oder Wenden schon seit langer Zeit, was ihre Sprache anbetrifft, nordisiert worden waren, geht aus dem offenbar arischen Charakter der slavischen Sprachen hervor. Sie fanden in allen Ländern, die sie besetzten, eine teutonische Bevölkerung vor. Daher können sie nicht als ursprüngliche Eigentümer Polens, Böhmens, Schlesiens und noch anderer wendischer Provinzen von Ostdeutschland und Österreich angesehen werden. Die teutonischen Markomannen und Quaden waren in Böhmen lange, ehe die Tschechen im sechsten Jahrhundert durch das mährische Tor einfielen. Pommern und Preußen waren die Heimstätten teutonischer Lombarden, Burgunder, Vandalen und Sueven, während die Krim sowohl als die nordwestliche Küste des Schwarzen Meeres seit langem nordischen Goten gehörten, welche, gerade vor Beginn unserer Zeitrechnung, längs des Laufs der Weichsel vom Baltischen Meerbusen eingewandert waren.

Ein Teil dieses nordischen Blutes blieb zweifellos zurück, um die Geschlechter der späteren Eindringlinge zu veredeln, aber zu Zeiten Karls des Großen blieb in dem größten Teil Europas östlich von der Elbe nur die arische Sprache als wirkliches Bindeglied mit Europa selber.

Als das fränkische Kaiserreich der Überflutung ein Ziel setzte, indem es diese wendischen und polnischen Ländereien zum Christentum bekehrte, schritt die Zivilisation in östlicher Richtung weiter vor, bis sie jenem byzantinischen Einfluß begegnete, der Rußland und den Ländern, die östlich von den Karpathen gelegen waren, die Kultur und das orthodoxe Christentum des östlichen oder griechischen Kaiserreiches brachte.

Der Kern von Rußland wurde im neunten Jahrhundert von skandinavischen Warägern gebildet, die, wahre Franken des Ostens, den ersten zivilisierten Staat inmitten von Halb-Mongoloiden-Stämmen begründeten. Wieviel nordisches Blut sie in den Territorien, die späterhin Rußland wurden, vorgefunden haben, liegt außerhalb unserer Berechnung, doch muß es sehr bedeutend gewesen sein, da wir wissen, daß vom Mittelalter bis auf unsere Zeit eine fortdauernde Vermehrung an brachyzephalen oder breitköpfigen Schädeln zu bemerken ist, wie sich deutlich an dem Prozentsatz, der unter den runden Schädeln sowohl auf den Kirchhöfen Moskaus und sonstwo in Rußland angetroffen wird, beweisen läßt.

Dies war die Verfassung, in welcher sich Osteuropa befand, als eine neue, schreckliche Reihe von mongolischen Einfällen über dasselbe hereinbrach, und diesmal direkt vom Zentrum Asiens her. Die Wirkung dieser Einfälle war so tiefgehend und andauernd, daß es passend erscheint, einmal kurz den ganzen Zustand Osteuropas in Betracht zu ziehen nach der Verbannung der Norden und teilweiser Besetzung desselben seitens sogenannter Slaven. Mit Attila und seinen Hunnen anfangend, die im vierten Jahrhundert kamen, brach der Reihe nach Woge auf Woge reiner mongolischer Stämme aus Asien ins Land. Ähnliche Schwärme erschienen zu guter Letzt auch südlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere, und diese nannte man Türken, doch wurden sie geraume Zeitlang durch die Macht des byzantinischen Kaiserreichs aufgehalten, dem die Geschichtschreibung nur karge Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Im Norden besetzten diese Eindringlinge, die späterhin Tataren genannt wurden, aber alle ohne Ausnahme wesentlich asiatische Mongolengeschlechter vertraten, die Balkanländer, aber erst nach der Ausbreitung der Südslaven in jene Gegenden hinein. Sie sind unter allerhand verschiedenen Namen bekannt, doch bilden sie alle eine Gesamtbewegung, trotz allmählicher Erschlaffung des Vorstoßes. Ehe Jenghiz Khan auftrat, hatten die zuletzt gekommenen Horden nicht ganz so weit nach Westen vorgestoßen als es die früheren fertig gebracht hatten.

Der erste Schwarm, der der Hunnen Attilas, war nur der Vorläufer für die in den darauffolgenden Jahrhunderten auftretenden Avaren, Bulgaren, Hunagar Magyaren, die Patzinaks und die Cumans. Alle jene Stämme erzwangen sich den Weg über die Karpathen und über die Donau, und sehr viel Blut von ihnen kann immer noch dort, besonders unter den heutigen Bulgaren und Magyaren, vorgefunden werden. Fast alle nahmen slavische Dialekte an und verschmolzen mit den sie umgebenden Völkerschaften, nur die Magyaren halten noch heutzutage an ihrer asiatischen Sprache fest.

Andere tatarische und mongoloiden Stämme ließen sich in Süd- und Ostrußland nieder. Die Bedeutendsten unter ihnen waren die mongolischen Chazars, welche ein ausgedehntes und kraftvolles Reich in dem südlichen und südöstlichen Rußland schon im achten Jahrhundert gründeten. Es ist besonders wichtig zu vermerken, daß sie den Judenglauben annahmen und die Vorfahren der Mehrzahl der Juden im östlichen Europa wurden, nämlich von den rundschädligen Aschkenazim.

Auf diese Mischlingsbevölkerung von christianisierten Slaven und mehr oder weniger christianisierten und slavisierten Mongolen stürzte sich Jenghiz Khan mit seinen Horden reiner Mongolen. Ganz Südrußland, Polen und Ungarn fielen wie Kartenhäuser vor ihrem Andrang, und in Südrußland verblieb die Herrschaft der Mongolen Jahrhunderte hindurch, ja tatsächlich behielt die Goldene Horde der Tataren die Krim in Zwangsbesitz bis herunter zum Jahre 1783.

Viele dieser späteren Tataren hatten den Islam angenommen, während wieder andere Gruppen ihre asiatische Sprache beibehielten, aber auch heutigen Tages die mohammedanische Religion bekennen.

Das dauernste Ergebnis jener Mongoleneinfälle ist die Tatsache, daß Südpolen und alle Länder östlich und nördlich von den Karpathen, Rumänien und die Ukraine mit eingeschlossen, mit Tatarenblut wieder frisch getränkt wurden, und diese Tatsache sollte nicht übersehen werden, wenn man sich mit

diesen Bevölkerungen und den neuerdings unter ihnen gegründeten Nationen befaßt.

Der Kampf zwischen Osten und Westen — Europa und Asien — hat also schon seit vielen Jahrhunderten gedauert, ja er geht auf die Persischen Kriege zurück und auf das lange und ungewiß abschließende Duell zwischen den Parthern und Rom längs der östlichen Grenze Syriens. Wie oben bereits erwähnt, hatten die Sarazenen manche der Provinzen des Ostreiches vom Kaisertum abgerissen, während die Kreuzzüge, einen Augenblick den Osten zurückwälzend, nichts entschieden, bis die Seldschucken- und Osmanlitürken nicht definitiv zum Islam übergegangen waren.

Wenn jene Türken Heiden geblieben wären, hätten sie in Kleinasien einfallen und nicht nur dies, sondern auch die Balkanstaaten erobern können wie es ihre Vettern, die Tataren, mit großen Länderstrecken im Norden des Schwarzen Meeres gehalten hatten, aber sie hätten niemals ihre Eroberung zu einer dauernden gestalten können, wären nie imstande gewesen, die geschlagenen Eingeborenen in ihre eigenen Reihen einzuverleiben, was sie erst der bekehrenden Allmacht des Islam verdankten.

Selbst in den Zeiten der Römer hatte die Griechenwelt beständige Einbußen erlitten, zuerst durch den Verlust an nordischem Blut und dann später durch den Verlust des Blutes ihrer vernordeten europäischen Bevölkerung, so daß sie in ihren Verfallsjahren mehr und mehr asiatisch wurde, bis endlich Konstantinopel im Jahre 1453 fiel. Sobald einmal Byzanz gefallen war, machten die Türken unbehindert Fortschritte, eroberten die Königtümer der alpinen Slaven im Balkan und bedrohten das Christentum selbst.

In diesem, ganze Menschenalter umfassenden Kampf zwischen Asien und Europa scheinen die Kreuzzüge nur eine Zwischenhandlung zu sein, den das Geschlecht der Norden unternahm, so verderblich für sie selber und so kläglich sie auch ausfiel. Der nordisch-fränkische Adel des westlichen Europa vergeudete in dem Wüstensand von Syrien zwei Jahrhunderte lang sein Blut, ohne irgend eine Spur seiner Volkseigentümlichkeit zurückzulassen, es sei denn vielleicht ein vereinzelter blonder Überbleibsel in Nordsyrien und Edessa.

Wem die Weisfagungen, die das Stoddardsche Buch enthält, als gesucht erscheinen sollten, der dürfte gut tun, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß, seit dem Sturze Roms, Asien viermal bis an die Türschwelle der nordischen Rasse in Europa erobernd vorgedrungen ist. Die vernordeten Alpinen Osteuropas und die vernordeten Mittelmeerer Südeuropas haben sich als zu schwach und unfähig gezeigt, dem Marsch der Horden Asiens Halt zu gebieten, einerlei ob Mongolen oder Sarazenen die Eindringlinge waren. Nur nachdem die Stätten reiner, unverfälschter Norden erreicht waren, bot man dem fremden Eindringling erfolgreich die Stirn. Dies wird besonders deutlich erläutert durch die Tatsache, daß die Araber schnurstracks Spanien eroberten, nachdem sie Nordafrika innehatten, denn in Spanien waren die nordischen Goten zu klein an Zahl, um sich ihnen entgegenzustemmen, während Südfrankreich, weder damals noch heutzutage ein Land der Norden, keinen ernsten Widerstand zu leisten vermochte. Erst nachdem die Araber im Jahre 732 bei Tours zerschmettert zurückwankten, vor den dichten Reihen der schwerbewaffneten Norden, mußte der Islam dauernd Verzicht leisten.

Dasselbe Schicksal hatte schon früher Attila und seine Hunnen erreicht, die nach der Bezwingung Ungarns und Süddeutschlands und nach der Zu-

grunderichtung der Burgunder am Rhein, in Nordfrankreich bis nach Chalons vorrückten. Hier aber wurde Attila im Jahre 376 geschlagen, nicht etwa von den romanisierten Galliern, sondern von den nordischen Westgoten, deren König Roderick auf dem Schlachtfelde fiel. Diese beiden Siege, der eine gegen die Araber im Süden, und der andere über die Mongoloiden im Osten, rettete das nordische Europa, das damals zu nichts weiter als einem Strich an der Meeresküste zusammengeschrumpft war.

Wie leicht hätte ein so dünner Faden zerreißen können, wenn die Ereignisse des einen oder andern Tages umgekehrt sich entwickelt hätten! Nie wieder maßte sich Asien an, so weit nach Westen vorzudringen, aber die Gefahr war erst wirklich vorüber, nachdem Karl der Große und seine Nachfolger das westliche Kaiserreich begründeten.

Doch stand dem Christentum noch manche herbe Prüfung bevor, als die Nachfolger von Jenghiz Khan die Moskowie und Polen verschlangen und Osteuropa verwüsteten. Die siegreiche Laufbahn der Tataren stieß auf kein Hindernis auf der ganzen Strecke vom Chinesischen Meer im Osten zum Indischen Ozean im Süden, bis sie bei Wahlstatt in Schlesien im Jahre 1241 wahre nordische Kämpfer antrafen. Dann erst verlief sich die Flut. Trotzdem sie den Christen fünfmal numerisch überlegen waren und die Schlacht an und für sich gewannen, waren die Tataren nicht mehr imstande, weiter gen Westen vorzudringen, und wandten sich anstatt dessen wieder südlich nach Ungarn hinein und nach anderen Alpinländern.

Einen ungefähren Begriff von den unglaublichen Schrecknissen, denen Europa damals entging, kann man sich an dem Schicksal bilden, das jene Länder befiel, als damals der unwiderstehliche Überfall der Mongolenhorden sie überrannte, ein Überfall, dessen einziger erkennbarer Beweggrund wilde Blutlust gewesen zu sein scheint. Die Zerstörung, die in China, in Zentralasien und in Persien vor sich ging, spottet aller Beschreibung. In zwölf Jahren schlachteten Jenghiz Khan und seine Helfershelfer in China und den Nachbarstaaten mehr als 18 500 000 Menschen ab. Nach der Plünderung von Merv im Khorassan, „der Garten Asiens genannt", zählten die Leichname 1 300 000, und nach der Einnahme von Herat sollen 1 600 000 umgebracht worden sein. Ein gleiches Schicksal befiel jede größere Stadt in Mittelasien, und bis auf den heutigen Tag haben sich jene früher so volkreichen Provinzen nicht wieder erholt. Die Städte Rußlands und Polens wurden verbrannt, ihre Einwohner gemartert und gemordet, so daß die Folge davon eine Jahrhunderte dauernde Stockung allen Fortschritts war.

Fast im modernen Zeitalter stießen diese Mongoloiden als Eindringlinge, von Kleinasien kommend und sich Türken nennend, nachdem das östliche Kaiserreich, die Balkanstaaten und Ungarn von ihnen vernichtet waren, auf die nordische Adelswelt unter den Mauern Wiens im Jahre 1683, und wieder wurden die Asiaten aufs Haupt geschlagen und zogen sich in Verwirrung zurück.

Bei diesen vier, vollkommen getrennten Veranlassungen zeigte sich die nordische Rasse, und sie allein, als Retterin moderner Zivilisation. Die halbnordisierten Länder gegen Süd und Ost klappten zusammen unter dem Druck der Einfälle.

Zahllose nordische Stämme, ungenannt und unbesungen, sind hingemordet oder überschwemmt worden, oder sind aus ihren Besitztümern hinausgeworfen worden. Die Überlebenden wurden nach Westen gedrängt, bis sie im Rücken

nur noch die Nordsee hatten. Dort endlich setzten sie sich zur Wehr, wiesen den Feind ab und hemmten die Flut. Nur wenige denken daran, daß erst sechzig Jahre, nachdem in Jamestown, Virginia die erste amerikanische Legislatur zusammengekommen war, Asien endgültig die Eroberung Europas aufgab.

Ein Hauptergebnis des Zurückdrängens der nordischen Rasse an die Meeresküste wurde die Belebung der Seemacht und ihre Entwicklung in solchem Maßstabe, wie sie selbst zu Zeiten der Phönizier und Karthager nicht erreicht worden war. Mit dem Abfluten der Türken erhebt sich Europa und setzt einen Gegenangriff auf Asien in Szene, der in seinem Auswirken die ganze Welt unter europäische Herrschaft gebracht hat.

Während in den mittelalterlichen Kämpfen zwischen Europa und Asien letzteres stets der Angreifer war, verhielt sich der Fall ganz anders in den frühesten Kriegen zwischen der nordischen und Mittelmeerrasse. Denn hier waren während dreier Jahrtausende die Norden der angreifende Teil, und wenngleich diese Kriege unheilbringend auf ihre Anzahl wirkten, so waren sie doch das Mittel, infolge dessen klassische Zivilisation bei ihnen eingeführt wurde. Was die ethnischen Folgerungen anbetrifft, so ist nicht zu übersehen, daß Norden über die Gebirgspässe des Balkan, der Alpen und Pyrenäen hinein in die sonnigen Länder des Südens schwärmten, um lediglich in der flauen, kraftlosen Umgebung langsam aufzugehen, da sie des Ansporns grimmigen Wettstreits mit wilden Nebenbuhlern entbehrten.

Nichtsdestoweniger hatten sich lange vor Beginn der christlichen Zeitrechnung die Alpinen des westlichen Europas vollkommen vernordet, und während darauf folgender Jahrhunderte ist das alte nordische Element in Spanien, Italien und Frankreich immer wieder von Neuem verstärkt worden, so daß diese Länder jetzt einen wesentlichen Bestandteil der Weißen Welt abgeben.

In den jüngsten Jahrhunderten ist Rußland auch wieder oberflächlich vernordet worden mittels eines Kopfputzes nordischen Adels, der hauptsächlich aus den Ostseeprovinzen stammt. Gleichzeitig mit diesem geschichtlichen Verlauf bildete sich überall in Europa eine Wiederauferstehung der überschwemmten und vergessenen Alpinen vor, unter den Mittelmeer-Elementen in den Britischen Inseln wurde es rege, und, was man in Rußland unter Bolschewismus versteht, ist gleichbedeutend mit Ausstoßung der nordischen Aristokratie und der Vorherrschaft halb-asiatischer slavischer Bauernschaft.

Alle Kriege, die wir bisher erörtert haben, sind Rassenkriege Europas gegen Asien gewesen, oder Kriege der Norden gegen das mittelländische Menschengeschlecht. Die Kriege gegen die Mongolen waren notwendig und höchst bedeutungsvoll; es gab keine andere Wahl als bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Dagegen sind die Kriege Nordeuropas gegen den Süden, vom Rassenstandpunkt aus gesehen, nicht nur nutzlos gewesen, sondern auch verderblich. Obgleich sie sehr schlimm waren, ließen sie glücklicherweise doch das Brutland der Rasse im Norden und im Westen unberührt.

Eine andere Art von Kriegen ist aber für die nordische Rasse absolut tödlich gewesen. Es muß zahllose frühzeitige Zwiste gegeben haben, in denen ein nordischer Stamm seinen Nebenbuhler angriff und ausrottete, wie z. B. im Krieg um Troja, der zwischen Achäern und Phrygiern ausgefochten wurde, welche beide Norden waren, und später im Peloponnesischen Kriege, nichts als einem reinen Bürgerkrieg zwischen Griechen, dessen Ausgang den völligen Rassenverfall von Hellas herbeiführte.

Rom hatte kaum seinen Sieg über die Karthager, eine Mittelmeerrasse, erfochten, als es sich auch schon in eine Reihe von Bürgerkriegen stürzte, welche mit der völligen Vernichtung des eingeborenen nordischen Elements in Rom abschlossen. Auch seine Eroberungen wirkten unheilbringend ein auf die nordische Rasse; besonders Cäsars Kriege in Gallien, eine der wenigen Ausnahmen, in denen der Norden dauernd vom Süden bezwungen wurde. Die Verluste in diesem zehnjährigen Ringen lasteten weit schwerer auf den nordischen Kelten in Gallien und Britannien als auf den alteingesessenen Schichten der Bevölkerung.

In gleicher Weise vernichtete die Eroberung Englands durch die Sachsen die Brythonen, einen Nordikerstamm, in weit größerem Maßstabe als die vornordischen neolithischen Mediterraner daselbst. Und von da ab sind alle Kriege Europas, ausgenommen die gegen die Asiaten und Sarazenen, wesentlich Bürgerkriege gewesen, entweder zwischen den Völkern nordischen Bluts oder zwischen deren Führern.

Das mittelalterliche Europa ist nichts weiter als ein fortgesetztes Blutbad für die Nordiker bis zu den Kriegen der Rose in England, dem hundertjährigen Kriege in den Niederlanden, den religiösen, revolutionären und napoleonischen Kriegen in Frankreich, sowohl als dem entsetzlichen Dreißigjährigen Kriege in Deutschland, denn durch sie alle lief die nordische Rasse Gefahr, den Aderlaß bis zum Untergang zu treiben, da sie augenscheinlich jenen niederen Rassen, die seit Jahrtausenden unter ihrer Herrschaft gestanden hatten, Gelegenheit gab, aus ihrer unberühmten Verborgenheit wieder aufzutauchen.

Bis zu welchem Grade der jetzige Krieg diese Richtung verfolgt hat, kann uns die Zeit erst lehren, doch hat Herr Stoddard einige sofort sichtbare Ergebnisse nachgewiesen. Der westlichen Zivilisation Rückgrat ist, der Rasse nach, unzweifelhaft nordisch, denn alle Alpinen und Mediterraner sind nur bis zu dem Grade tauglich, soweit sie vernordet und beseelt worden sind.

Sollte diese große Rasse, mit ihrer Fähigkeit zu Leitung und Wettkampf, endlich unterliegen, so würde mit ihr alles, was wir heute Zivilisation nennen, absterben. Ihre Nachfolger würden unstäte, unechte Völker sein, unter denen Wert und Verdienst kein eingeborenes Vorrecht zur Führerschaft gäbe, so daß ein neues, aber dunkleres Zeitalter all unsere Rassenerbschaft vertilgen würde.

Ein solch trauriges Ende kann aber der nordischen Rasse nicht bevorstehen, wenn sie sich rechtzeitig sammelt, einen hartnäckig eingewurzelten Altruismus abschüttelt, das eitle Hirngespinst von Internationalsimus verabschiedet, und ihren Rassenstolz und ihr Recht und Verdienst zur Vorherrschaft von Neuem geltend macht.

Die nordische Rasse ist aus manchem ihrer Heimatlande vertrieben worden, und doch hält sie die Oberaufsicht über die ganze Welt fest in Händen, und ist außerdem sicherlich in keinem größeren numerischen Nachteil den übervollen Bevölkerungen Ostasiens gegenüber, als sie es in manchen früheren Zeiten war.

Sie hat gar oft einer Krise die Stirn bieten müssen, wo entweder eine Entscheidung auf dem Schlachtfeld oder das Genie eines Führers den fast hoffnungslosen Tag in Sieg und Jubel verwandelte. Sie hat Niederlagen überlebt und die noch größere Gefahr des Sieges: so daß, wenn sie nur zu rechter Zeit die Mahnung beherzigt, sie der Zukunft hellen Auges entgegenblicken mag. Sie muß kämpfen, aber ihre Kämpfe sollten keine Bürgerkriege gegen ihre eigenen Blutsverwandten sein, sondern gegen gefährliche fremde Rassen, sei es nun, daß diese mit dem Schwert in der Hand auftreten oder in der hinter-

listigen Tracht des Bettlers, der an unseren Pforten Einlaß begehrt, um Teil zu haben an unserem Glück und Wohlstand. Wenn wir ihnen dauernd erlauben, herein zu kommen, so werden sie uns mit der Zeit aus unserem eigenen Lande treiben dank ihrer überlegenen Zeugung.

Die schönste Hoffnung auf die Zukunft hier in Amerika besteht in der klaren Erkenntnis seitens der arbeitenden Klasse, daß alle Konkurrenz der nordischen Abart mit fremdem Blut verhängnisvoll ist, ob dies letztere nun in dem bescheidenen Einwanderer aus Süd- oder Osteuropa wallt, oder sich in dem augenscheinlich gefährlicheren Orientalen durchsetzt, mit dessen Lebensgewohnheiten kein Weißer zu konkurrieren vermag. In unserem Lande müssen wir auf alle solche — Ackerbauer und Handwerker —, die noch von amerikanischem Blut abstammen, zählen, damit sie diese Gefahr anerkennen und ihr entgegentreten.

Unsere jetzigen Zustände sind das Werk von Idealisten und menschenfreundlichen Gelehrten, natürlich und ganz verständlicherweise mit Hilfe und Vorschub von seiten unserer Industriefürsten, die nach billigerem Arbeitslohn lechzen.

Heutzutage ist Staatsweisheit sehr vonnöten, und vielleicht noch wichtiger ist eine gründliche Kenntnis der Weltgeschichte. Erstere existiert in der ganzen Welt nicht mehr, und leider sind die Lehren der Vergangenheit in den Leidenschaften und der Hysterie des Großen Krieges vollkommen vergessen, sowohl hier als in Europa.

Die Gründung einer Kette von Alpinstaaten von der Ostsee bis zum Adriatischen Meerbusen als eine der Folgen des Krieges, und diese sämtlich auf Kosten der nordischen herrschenden Klassen gebildet, kann Europa wieder auf die Tage Karls des Großen zurückführen, da er, vom Rhein zur Elbe marschierend, dieses Flußtal von heidnischen Wenden bewohnt vorfand. Jenseits aber lag Asien, und seine Nachfolger mußten tausend Jahre sich anstrengen, um die Grenzen Europas weiter nach Osten zu verschieben.

Im Augenblick, wo Asien, unter der Maske von Bolschewismus unter semitischer Führerschaft und chinesischen Henkern einen Angriff auf Westeuropa vorbereitet, werden die neuen Staaten — der Rasse nach Slavisch-Alpin, mit nur sehr wenig nordischem Blut untermischt — eventuell nicht Grenzstaaten Westeuropas sein, sondern einfach die Vorhut von Asien in Mitteleuropa. Keine der in der Geschichte bekannten Alpinstaaten haben je Asien standhalten können, und es ist mehr als zweifelhaft, ob Polen, Böhmen, Rumänien, Ungarn und Jugoslavien einer solchen Gefahr mit Erfolg trotzen könnten zu einer Zeit wo sie, dank demokratischer Institutionen, ihrer nordischen führenden Klassen beraubt worden sind.

Demokratische Ideale in einer gleichartigen Bevölkerung nordischen Geblüts, wie in England oder Amerika, sind eine andere Sache, als wenn das Weiße Menschengeschlecht verschmelzen soll, oder seine Ideale den Händen überliefern soll von braunen, gelben, schwarzen und roten Menschenarten.

Dies letztere ist nichts als Selbstmord, und das erste Opfer dieser erstaunlichen Torheit wird der Weiße selber sein.

(Übersetzung von A. Willkomm, San Francisko.)

Waffen im Rassenkampf.

Von Karl Georg Vogel.

Das deutsche Volk steht heute im Daseinskampfe um seine biologische Rasse. Und dazu ist es nötiger, als es früher war, den Dingen ins Auge zu sehen, die Ursachen zu erkennen, die möglicherweise seinen Untergang bedeuten können, und die deutsche, herrenhafte Wissenschaft hat heute nicht bloß die spielerische Möglichkeit, unter das Volk zu treten, nein sie hat die ernste Pflicht dazu, sich Vielen, ja Allen zu offenbaren, denen am Leben und der Zukunft des deutschen Volkes etwas liegt. Und es gibt keine treueren Herzen und keine gütigeren Augen als jene, die uns Deutschen heute zur Rasse und Rassenhygiene weisen.

Im Verlage von J. F. Lehmann, München (der Name des Verlegers Lehmann bedeutet ein deutsches Programm) erschien (schon in der 2. Auflage) ein köstliches, wertereiches Buch, betitelt:

Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Von Prof. Dr. Erwin Baur, Prof. Eugen Fischer und Prof. Dr. Fritz Lenz. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 113 Textabbildungen, 1 Karte und 8 Tafeln mit 48 Rassenbildern.

Erwin Baur, der unter anderem uns schon in seiner Vererbungslehre ein wertvolles Buch schenkte[1]), gibt uns einen „Abriß der allgemeinen Variations- und Erblichkeitslehre". Er bezeichnet es als wichtigste Aufgabe der Vererbungswissenschaft, die Gesetzmäßigkeiten klarzulegen, nach denen das Verschiedensein, die Variationen vor sich gehen. Er unterscheidet drei Gruppen von Variationserscheinungen. Die erste beruht darauf, daß der erblichen Anlage nach idioplasmatisch (idiotypisch = erblich im strengsten Sinne = in der Erbmasse begründet) gleiche Individuen je nach den äußeren Verhältnissen, unter denen sie aufgewachsen sind, je nach ihrer Peristase (Umwelt) sehr verschieden sein können. Diese Veränderung heißt man Modifikation, auch Paravariation und diese hat als wichtigste Eigenschaft: daß sie nicht vererbt werden kann. Es darf an dieser Stelle daran erinnert werden, daß schwangeren Frauen, deren Becken als zu eng angesehen wird, vielfach ärztlich empfohlen wird, eine Art Hungerkur sich während der Gravitationszeit aufzuerlegen, damit das Kind nicht zu groß werde. Ein solches durch vorgeburtliche Schmälerung der Ernährung künstlich klein gehaltenes Kind wird nachgeburtlich durch entsprechende Ernährung alle jene normalen Eigenschaften aufweisen, die Kindern, die im Mutterleibe an Nahrung nicht beschränkt wurden, eigentümlich sind. Und die Nachkommen dieses Kindes werden erbbildlich gar nicht geschädigt sein. Das eben ist weiter das wichtigste in der Feststellung des Gelehrten Baur, daß ein Individuum nicht seine persönliche Eigenschaftsausbildung vererbt, sondern nur seine selbst schon ererbte Veranlagung.

Mit der fast überall verbreiteten durchaus falschen Auffassung, daß erworbene Eigenschaften vererbbar sind, möchte ich mich noch etwas länger beschäftigen. Es ist m. E. die ewige Krankheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Jean Baptiste de Lamarck hat in seiner anfangs 1800 erschienenen „Philosophie zoologique" dargestellt, daß die durch Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe bewirkten Veränderungen auf die Nachkommen übertragen würden, daß das Bedürfnis nach etwa fehlenden Organen im Einzel-

[1]) „Einführung in die experimentelle Vererbungslehre". Berlin, Gebrüder Borntraeger.

weſen den Wunſch errege, dieſe Organe zu beſitzen und — daß durch Anſtrengung ſeines inneren Gefühles der Menſch unmerklich in den Beſitz ſolcher Organe komme. Alſo auf gut deutſch: Jemand ſtammt aus einer vollſtändig unmuſikaliſchen Familie und wünſcht ſich, Geigenkünſtler zu werden. Und ſo unmuſikaliſch auch ſeine Vorfahren geweſen ſind, es wächſt ihm „durch ſein inneres Gefühl" die Fähigkeit ein — Geiger zu werden. An und für ſich wäre dieſer Irrtum nicht beklagenswert, denn es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt. Aber beklagenswert iſt die allſeitige Anerkennung dieſes Irrtums als eine richtige „Erkenntnis", die unſer Staatsleben und unſer Erziehungsweſen lianenartig umſtrickt. Gewiß: die Erziehung (die Umwelt) wirkt ganz außerordentlich auf das Einzelweſen ein. Aber ſein Keimplasma, ſeine Erbgüter bleiben hievon gänzlich unberührt. „Einfach auf dem Wege der Erziehung die erbliche Veranlagung ſteigern zu wollen, iſt völlig unbegründet," ſagt Baur ebenſo ſchlicht als treffend.

Als weitere Variationserſcheinungen behandelt Baur die Mipovariation, jene Veränderlichkeiten, welche durch das Zuſammentreten, durch das wechſelnde Zuſammenſpielen der Erbeinheiten bedingt ſind. Hier ſteht dem Forſcher ein ungeheures Erfahrungsmaterial an eigenen Verſuchen zur Verfügung. Beſonders mit dem Gartenlöwenmaul (Antirrhinum majus) hat er geradezu bahnbrechende Erkenntniſſe geſchöpft. Wenn er Recht behält, wenn er annimmt, daß die Mendelſchen Spaltungsgeſetze, die übrigens ſchon weiter ausgebaut wurden, nicht ausnahmlos gelten und daß man früher oder ſpäter auch beim Menſchen auf Vererbungserſcheinungen ſtoßen wird, die ſich dieſen Geſetzen nicht fügen, ſo werden ſeine kritiſchen Verſuche zu dieſer neuen Erkenntnis ein gutes Teil beitragen.

„Die Raſſenunterſchiede des Menſchen" iſt der Titel des zweiten Abſchnittes, den Prof. Dr. Eugen Fiſcher, Freiburg, beigeſteuert hat. Hat Baur ohne jede Beziehung lediglich die „Vererbung" nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft dargeſtellt, ſo führt uns Fiſcher in das Menſchenreich und deſſen Arten.

Das ungeheure Gebiet, durch das er uns begleitet, hat er in drei Teile gegliedert: Die variierenden Merkmale des Menſchen; Raſſenentſtehung und Raſſenbiologie; und Raſſenbeſchreibung. Im erſten Teile erfahren wir, daß es überhaupt keine Organe und Organteile am Menſchen gibt, die nicht variieren. Nicht nur Hautfarbe, Haarform, Naſen-, Lippen- und Schädelform, auch am Gehirn, an den Muskeln, an allen möglichen Teilen der Eingeweide gibt es entſprechende Unterſchiede. Der Schädel erfährt genügend Beachtung. Fiſcher ſtellt hier feſt, daß man auch hier (trotz nicht erblicher — umwelteinflußlicher Faktoren) die große Macht der Erbmaſſe nicht unterſchätzen, oder gar überſehen dürfe. Die Miſchungen ſeit der Völkerwanderung haben bei uns nicht etwa eine mittlere Schädelform erzeugt, ſondern laſſen ſtets wieder die alten Formen herauswandeln. Skelett, Muskelſyſtem, Innere Organe erſcheinen in ihren raſſenmäßigen Abweichungen erblich bedingt. Von Nervenſyſtem, Pigment und Haarfarbe gilt ähnliches; ebenſo von Haarform und Haut. Für Körpergröße kommen vorherrſchend vererbende Faktoren polymerer Art (durch mehrere Erbeinheiten bedingt) in Frage, wenn auch nebenbildliche = nicht erbliche Einflüſſe eine große Rolle ſpielen. Ein ganz glänzend geſchriebenes Kapitel iſt jenes über Raſſenentſtehung und Raſſenbiologie. In dem Abſchnitt über Raſſenbeſchreibung finden wir eine anſchauliche Karte über

die Rassenverteilung in Europa und die Feststellung, daß wir in diesem Erdteil vier große Rassen finden: die nordische, die alpine, die mediterrane und die dinarische Rasse.

„Was ihre Unterschiede ausmacht, ist die Zahl der Komponenten, das gegenseitige Mengenverhältnis und die Menge „fremder Einschläge". Im Gegensatze zu so manchen Forschern, die in Europa die „nordische Rasse" nicht mehr finden wollen, bekennt sich Fischer ausdrücklich zu ihr: „Sie ist die Trägerin der urindogermanischen Sprache und Kultur, und wohin indogermanische Sprachen nachher (nach der Völkerwanderung. Anm. d. Ref.) beim Auseinandergehen in die einzelnen Stämme getragen worden sind, da waren die Träger Individuen nordischer Rasse, oder Mischung dieser mit einer andern." Wir wollen einem Forscher von der Bedeutung E. Fischers für diese Feststellunng dankbar sein. Was wir anstreben, ist ja die Wiederaufforstung der nordischen Volksbestandteile, die ach so lange schon an der verdammten Zivilisation kranken. Dieser Zivilisation, die man mit frecher Miene deutsche Kultur nennt. Denn letzten Endes soll ja jeder Deutsche wissen, welche Kulturelemente das Bestehen des deutschen Volkes allein verbürgen werden; es sind jene, die aus der nordischen Rasse flossen. (Nordisch, das sei ausdrücklich festgestellt, hat mit nord-deutsch gar nichts zu tun!)

Den 3. Abschnitt und den längsten schrieb Professor Dr. Fritz Lenz. Und dieser Abschnitt gibt dem ganzen Buche ein Gepräge von Kraft und Zuversicht und Hoffnung. Und was diesen Denker so unbezwinglich als Lehrer und Führer macht, das ist seine felsenfeste Überzeugung von der Vererbung; mag dieses oder jenes noch nicht zum gleichen Lehrsatze für alle Vererbungsforscher geworden sein, für ihn sind das nebensächliche Gesichtspunkte.

Im voraus sei gesagt, daß das Buch von Lenz eine ganz ungewöhnliche Leistung im Hinblick auf Wissen, Inhalt und Stil bietet. Dabei ist es leicht faßlich und überaus verständlich abgefaßt.

Es gliedert sich in verschiedene, sinngemäß aufeinander folgende Abschnitte. „Die krankhaften Erbanlagen", voraussichtlich für Ärzte gedacht, aber auch dem Laien durchaus zuträglich, behandeln alle jene Leiden des Auges, der Ohren, der Haut, die Stoffwechselkrankheiten, der Nerven, bei denen die Erblichkeit wissenschaftlich feststeht. Auch Geisteskrankheiten und Psychopathien sind ausführlich gewürdigt. „Die Neuentstehung krankhafter Erbanlagen" lassen eine beängstigende Schädlichkeit des Alkohols auch dem Schwerhörigsten erkennen, aber auch Blei, Quecksilber, Tabak haben weitreichende Erbänderungen zur Folge, wie auch die Röntgenstrahlen. Die Gefährlichkeit solcher erbändernden Gifte liegt hauptsächlich darin, daß der unmittelbar auftretende Schaden zunächst verdeckt bleibt, aber in einigen Generationen je nach Zusammenwirken ungünstiger Umstände zum sichtbaren Ausdruck kommt. Fig. 103 gibt hiefür einen eindringlichen Beleg. In den „Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung" lernen wir die gründliche Form kennen, mit der die moderne Forschung ihre Annahmen auf den Ergebniswert nachprüft. Im 5. Abschnitt, den der Verfasser „Die Erblichkeit der geistigen Begabung" benennt, betritt man eines der packendsten Gebiete, die uns die hohe Bedeutung erschließen, wie sehr gerade an dem geistigen Anteil unseres Volkes (natürlich aller Völker!) die Vererbung ausschlaggebend ist. Die Feststellungen über „die seelischen Unterschiede der großen Rassen" sind zwingend und müssen Gemeingut aller Ge-

bildeten werden. Die Unkenntnis des seelischen Verhaltens der verschiedenen Rassen hat gerade in Deutschland zu großen und sicher nicht immer heilvollen Schlüssen geführt, zu Überschätzungen und leider auch — wir empfinden das in unseren Nottagen ganz schmerzlich — zu Unterschätzungen.

Das zweite Buch des Gesamtwerkes bestreitet Professor Lenz nunmehr allein.

Es ist ganz unmöglich, dieses Werk so zu besprechen, wie dasselbe es verdient. Ein ganz kurzes Inhaltsverzeichnis soll von der Reichhaltigkeit der Forschung und des Stoffes zeugen. Was interessiert den Laien am meisten? Natürlich der Mensch. Und über diese Spezies erfahren wir, daß es hier eine „Auslese" gibt. Zunächst eine biologische. Daran wirken Organsysteme, Infektionskrankheiten, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten (auch die vielfach zu leicht genommene Genorrhoe!), der Alkohol und die „kulturgemäßen" Genußgifte und der — Krieg. Man lese ganz besonders das Kapitel „Krieg"! Insbesondere empfehle ich es jenen verantwortungsvollen Unverantwortlichen, denen das bißchen nordischer Blutbestandteil in unserem Volkskörper noch zu viel dünkt; vielleicht revidiert man sein Begehren, wenn man Lenzens erschütternde Sachlichkeit erfährt. Schieber, Dickbäuche, gesundheitlich und ethisch Verdorbene haben wir mehr als wirs verantworten können im Körper unseres Volkes! Sorgen wir ja darum, nocheinmal das Beste, was wir haben, unsere Jugend, für dieses Gesindel vor die „technischen Hilfsmittel" unserer Feinde zu jagen! „Geduld" sagte der kluge Faule am Wülpensande. Und diese Geduld hat sich gelohnt.

Im Kapitel „Die soziale Auslese" betrachten wir mit dem Verfasser von dessen hoher Warte aus, wie erbliche Veranlagung und soziale Gliederung sich verhalten, und wie wiederum zu letzterer die Rassen sich einschieben. „Vom Aussterben" ist im Kap. 3 die Rede, das die „Zusammenhänge zwischen sozialer und biologischer Auslese" behandelt. Und das ist eine sehr ernste, für den Bestand unseres Volkes sehr einschneidende Sache. Dieser Abschnitt gehörte schleunig in die Hand der „Führenden", mehr noch in deren Seele und Kopf!

Lenz liebt sein Volk, dem er mit aller Freude und aller Liebe angehört. Da ist kein Gelehrtendünkel, kein Sichüberheben, kein unangebrachter Stolz, darum sagt er: „Die Rassenhygiene ist eine Sache der menschlichen Freiheit und darum der Pflicht." „Von entscheidender Bedeutung ist" — aber (Ref.) — „die Erneuerung der Weltanschauung." Die Erneuerung dieser kann aber nur in der Erkenntnis fußen, daß alles, was wir sind, dazu dienen muß, das Gedeihen der Rasse zu fördern. Was ihr nicht frommt, was sie in den Grundwurzeln bedroht, muß weg, und wenn der Zeitgeist noch so sehr sich dagegen stellt. Rassenhygiene predigt nicht Völkerhaß und törichte Überhebung. Sie trennt die Völker nicht, sie eint sie im Wettbewerbe, die besten Seiten, die wertvollsten Belange zu pflegen. Sie ist eine ethische Sache und hat mit Materialismus und Klassenhaß gar nichts gemein. Darum wird sie sich durchsetzen. Rassenhygiene ist Liebe zum ganzen Volk. Sie führt von den ersten Spuren der gottgeschaffenen Menschen durch alle Lebenden zum Schöpfer aller Dinge.

Das Buch ist mit aller Sorgfalt ausgestattet. Band I kostet in Goldmark geheftet 9.—, gebunden 11.50; Bd. II geheftet 7.—, gebunden 9.50; Bd. I u. II gebunden 20.—.

Gebt das Buch vornehmlich unserer Jugend! Hat es die in den raschen Händen, dann ist ein guter Weg beschritten zu Deutschlands Erneuerung.

Industrielle Landwirtschaft.

Von Armin von Oefele.

Vor tausend Jahren hatte die Notwendigkeit der Existenzerhaltung des deutschen Volkes zur Städtegründung getrieben. Die Deutschen waren infolge unglücklicher Kriege ihren östlichen Feinden zinspflichtig geworden und hatten dazu noch endlose Quälereien und Überfälle auszuhalten. Da befahl der Kaiser Heinrich seinem Volke, Städte zu bauen. Und als die Städte erbaut waren, die dem Volke Schutz gewähren sollten, schickte der Kaiser den Peinigern seines Volkes als letzten Tribut einen räudigen Hund. Tausend Jahre lang hat das deutsche Volk seinen Feinden keinen Tribut mehr bezahlt. Heute aber sind wir wieder in schwere Tributpflichten verstrickt. Wir stehen deshalb auch wieder vor großen Wendungen in der Lebenshaltung des deutschen Volkes.

Der für Deutschland so unselig verlaufene Weltkrieg fordert gebieterisch vom deutschen Volke eine Neueinstellung, eine Umkehr des Gebotes, das vor tausend Jahren sein Dasein rettete. Seit jener denkwürdigen Periode geht die Volksströmung in Deutschland ständig vom Lande nach der Stadt. Die Städte waren bisher auch unbeschränkt aufnahmefähig — bis zum Tage der großen Niederlage. Das erkannte man lange nicht. Erst die schwere Not von heute lehrt uns verstehen, daß das Gebot der Stunde, das Gebot der Erhaltung vieler deutscher Leben heißt: Abwanderung von der Stadt nach dem Lande!

Die große Masse des deutschen Volkes schreit, tobt, amüsiert sich, lacht und weint, erkennt aber nur undeutlich an kleinen Ausbrüchen und unterirdischem Grollen, daß ihm noch ungeheure Katastrophen bevorstehen.

Vor zwei Jahren habe ich schon darauf hingewiesen, daß das germanische Organisationstalent durch den romanischen Welteroberungswillen, durch die jüdische Konjunkturpolitik, welche vor allem das Angelsachsentum seelisch erschlaffte, täglich mehr und mehr sabotiert wurde. Die Erde kann räumlich dem Vielfachen unserer heutigen Menschheit Nahrung bieten, trotzdem sieht es aus, als ob sie für die gegenwärtigen Erdbewohner zu klein sei. Dieser unordentliche Zustand auf Gottes großer Erde wird durch falsche Machtkonsequenzen und schnöde Habgier verursacht, der man nur Ohnmacht gegenüberzustellen weiß.

Not macht erfinderisch, hieß es früher in Deutschland, in Wahrheit scheint sie nur dumm und leichtsinnig zu machen. Trotz aller Not macht sich nirgends eine Erfindungsgabe bemerklich, die dem Elend begegnet, das jeden Tag näher an das deutsche Volk herantritt. Das Germanentum, das vor dem Weltkrieg die Erde umspannte, dominiert heute nicht mehr. Die Angelsachsen haben sich von der jüdischen und industriellen Konjunkturpolitik von ihrer Weltaufgabe vollständig abdrängen lassen. Noch schlimmer steht es mit den Deutschen. Und es ist eine wenig hoffnungsvolle Frage, ob das ureigene deutsche Ordnungstalent, das völlig lahmgelegt zu sein scheint, wieder siegend zum Durchbruch gelangt. Trotzdem müssen wir den Glauben an eine deutsche Wiedergeburt in uns wach halten, sonst sind wir von vorneherein verloren.

Als Masse ähneln sich fast alle Völker, darum kommt es in bezug auf die Bedeutung des einzelnen Volkes darauf an, welche Zahl und welche Art von Talenten sich in kritischen Zeiten durchsetzt. Das geistige und moralische Ge-

wicht dieser Männer der Zeit macht Größe oder Unglück eines Volkes aus. Das Fatum wollte, daß zur Stunde des großen Schicksals des deutschen Volkes nicht zielbewußte Männer an der Spitze des Staates standen, sondern subalterne Geister und Parteisekretäre dort herumkletterten.

Die Regierung in dem geistig stets uneinigen Deutschland müßte immer ein Machtphänomen sein, das nicht von Volksgunst oder Ungunst abhängig sein darf. Viele haben das heute noch nicht einsehen gelernt, obwohl es höchste Zeit ist, daß sich alle hinter dieser Einsicht sammeln. Denn will das deutsche Volk in seiner jetzigen Gestalt leben bleiben, muß es vor allen Dingen auf seine Pseudosouveränität verzichten, und das aus freien Stücken, sonst kann es geschehen, daß fremde Gewalt die lärmende Masse zu dieser Vernunftforderung bekehrt. Hinter dieser Art von Bekehrung stände aber das Wort „Zu spät". Die nachfolgenden Anregungen haben zur Voraussetzung, daß sich das deutsche Volk ohne äußeren Machteinfluß zu einer ihm angepaßten Regierungsgestaltung aufrafft. Denn bleibt vorläufig der Staatsorganismus an das bleierne Räderwerk des Parlamentarismus festgebunden, so ist ihre tatkräftige Verwirklichung ausgeschlossen.

Es ist nicht allein das feindliche Zerstörungswerk, das der deutschen Industrie die Lebensmöglichkeit beschränkt, es ist viel mehr noch die Industrialisierung jener Länder, die die deutsche Ausfuhr ohne Schwierigkeiten aufgenommen hatten, was der deutschen Fabrik das Feuer aus dem Ofen nimmt. Auf Jahre hinaus wird Deutschland als Industrieland auf dem Weltmarkt zurücktreten müssen, weil es eben für seine Erzeugnisse keinen Absatz hat. Wir haben schon in den letzten Jahren nur auf Kosten unserer Substanz ausführen können. Nun hat das sein Ende erreicht. Was beginnen wir also mit unseren Industriearbeitern? Ein bodenloser Leichtsinn in allen Schichten und ein gieriges jüdisches Zusammenraffen letzter Augenblickswerte verhöhnte in den letzten Jahren jedes größere Programm, das aus der Sorge um das nackte Dasein des deutschen Volkes geboren wurde. Es gab wohl Wirtschaftsräte und Ausschüsse, die der schwachen, parlamentarisch zersetzten Regierung Vorstellungen machten, aber am Steuerruder dieser Räte saßen diejenigen, die das Elend des deutschen Volkes als Konjunktur ausbeuteten. Hin und wieder gelobt die Regierung auf hartes Drängen auch einmal Besserung, aber nur wie ein schwacher Sünder, der fühlt, daß seine Versprechungen nur Schall und Rauch sind.

Zwei Wege zur Lebenserhaltung vieler Millionen Deutscher gibt es. Der eine heißt Auswanderung — man weiß nur nicht recht, wohin —, der andere Intensivierung der deutschen Landwirtschaft mit Hilfe der Industriearbeiter, aber nicht Einzelsiedelung sondern Massenwirtschaft. Es kommt noch eine dritte Lösung der deutschen Frage in Betracht, sie bürgt aber nicht für das Leben, sondern für das Sterben vieler Millionen. Die Not wird Teile des Volkes zum Krieg nach innen zwingen, der je nach dem Eingreifen fremder Mächte ein neues oder gänzlich zersplittertes Deutschland mit polonisierten deutschen Gebieten im Gefolge haben wird. Es bleibt die Hoffnung, daß das Schicksal letzten Endes doch noch Deutschland wohl will und daß sich im letzten entscheidenden Augenblick diesmal doch noch Männer finden, die gewaltsam eine Umstellung und Neuorganisation in der Erzeugung vollziehen. Diesen Männern sollen folgende Anregungen als Baupläne an die Hand gegeben werden.

Wir Deutsche führen heute einen Wirtschaftskrieg allergefährlichster Art, darum muß ein wirtschaftlicher Ausnahmezustand verhängt werden. Der Staatslenker muß unter dem Kennwort: „Wirtschaftliche Wehrpflicht" sämtliche Erzeugerkräfte wie ein Heer sammeln und darüber verfügen können, um eine Arbeitsfront zu bilden, die der Not stand hält. Die Erzeugertätigkeit muß nach den Bedürfnissen des Volkes geregelt werden. Vor allem handelt es sich da um Erzeugung von Lebensmitteln. Und gerade der Winter kann hiefür zu Vorarbeiten im großen Stile Gelegenheit geben.

Es ist noch nicht lange her, da ließ sich das Programm für eine Landwirtschaft im Massenbetrieb, was ich „industrielle Landwirtschaft" nenne, noch als eine privatwirtschaftliche Aufgabe, der Staatshilfe zur Seite stehen sollte, vortragen. Heute ist das Rad der Zeit schon zu weitgerollt, und es ist fraglich, ob die in Neuheiten immer bedächtig abwägende Privatinitiative nicht zu viel Zeit mit der Rentabilitätsfrage verliert, um aus dem ganzen Programm noch eine Rettungstat fürs deutsche Volk machen zu können. Der Verlumpung und Vergaunerung unseres Volkes muß aber raschestens Einhalt geboten werden. Darum dürfen die Guten vor der Notwendigkeit nicht zurückschrecken, die Regierungsgewalt dazu zu gebrauchen, die persönlichen Freiheitserrungenschaften zeitweilig aufzuheben und die in der Stadt zum Feiern verurteilten Produktivkräfte aufs Land zu befördern, um sie dort an die Arbeit zu stellen. Dazu hat der Staat das Recht, wenn man um Brothilfe die Hände nach ihm ausstreckt. Sonst ist das Geschrei nach Staatshilfe nur ein gieriges, irrsinniges Langen nach dem kargen Besitz des anderen. Der Staat soll in so schweren Zeiten mehr tun als man in normalen Zeiten von ihm erwartet, mehr als man von ihm wünscht; er darf die Grenzen seiner sonstigen Wirksamkeit überschreiten. Er soll helfen, aber dafür verlangt er unbedingten Gehorsam und absolute Befehlsgewalt über das Individuum. Der Einzelne kann sich für diese Wendung der Dinge bei der Masse bedanken, denn sie hat im Pflichtgedanken versagt, nun muß die Volksfürsorge zum Zwange greifen.

Die nationale Disziplin verlangt eine Neuordnung in der Gesetzgebung, der wirtschaftlichen Organisation, der Kapitalsbeschaffung und der Arbeitsgliederung. Erstes Gesetz:

„Jeder arbeitslose Deutsche, der Ansprüche an die Staatsfürsorge macht, fällt unter das Arbeitszwanggesetz, das mit Einschränkung der Freizügigkeit ausgestattet ist."

Ein solches Gesetz ist notwendig geworden, weil eben an Stelle der fehlenden Einsicht und des mangelnden Pflichtgefühls der Masse die Energie Weniger treten muß, um das durch Kriegsnot und fremde Irrlehren verlotterte Volk auf den Weg zurückzuführen, der wenigstens der nächsten Generation die Aussicht schenkt, als freie, ehrliche und aufrechte Nation anerkannt zu werden. Aus nationalem Empfinden heraus muß der Entschluß geboren werden, sich heute um der zukünftigen Freiheit willen Ketten anzulegen.

Unsere passive Handelsbilanz, die im letzten normalen Jahre vor dem Krieg 1 480 000 000 Goldmark Saldo aufwies, wurde ausgeglichen mit Devisen, die wir Deutsche aus Zinsen unserer Auslandsguthaben, aus der Schiffahrt und zu einem geringen Teil aus der Fremdenindustrie erübrigten. Diese Einnahmequellen sind uns zu vier Fünfteln verloren gegangen, so daß wir selbst heute bei normaler Betätigung und dem größten Wohlwollen unserer Feinde ungeheure Schwierigkeiten hätten, unsere Volkswirtschaft ins Gleich-

gewicht zu bringen. Der Ankauf von Devisen mit den Erzeugnissen unserer Notenpresse ging nur so lange, bis unser Kredit vollständig aufgezehrt war. Wir haben heute nicht die geringste Aussicht, mit der gegenwärtigen Art und Menge von Erzeugung die notwendigsten Einfuhrartikel zu bezahlen oder gar ein stabiles Geld dem Volke geben zu können. Darum ist aller finanztechnische Bankkram mit neuem Notendruck und dergleichen wie Goldgeld ohne Gold nur naiver volkswirtschaftlicher Dilettantismus, hinter dem das Spekulantentum seine Mätzchen macht, das Volk aber zugrunde geht. *Es gibt nur eine Sanierung Deutschlands und die lautet: Arbeit am richtigen Platz!*

Es ist klar, daß wir die Industriearbeiter nicht ohne weiteres aufs Land schicken können, denn das hieße sie nicht zu Landarbeitern, sondern zu Landstreichern machen. Die meisten Industriearbeiter sind verwöhnte Stadtkinder geworden, welche die Lebensfürsorge auf lange Sicht nicht mehr kennen, weil sie als Wochen- und Taglohnempfänger nicht mehr aufs Vorratsammeln und -zusammenhalten angewiesen sind. Ferner sind sie das Herdenleben bei der Arbeit gewöhnt, und es friert sie bei der einsamen Tätigkeit, welche die Beschäftigungsweise des kleinen Ackerbauers mit sich bringt. Dann hat der Industriearbeiter die tiefere Fühlung mit der Natur verloren, die aus der Landschaft kein Sonntagsvergnügen, sondern den festen Rahmen und das geliebte Betätigungsfeld der Arbeit macht. Der zu mechanischer Arbeit erzogene Städter entzündet seine Lebensfreude an städtischen Lustsurrogaten mit starken, grellen Reizen. Die kleinen Freuden, die ihm das Leben lebenswert erscheinen lassen, sind auf teilweise abgestumpfte, teilweise überreizte Nerven eingestellt. Dies alles muß bei einer Überleitung der Arbeiter von der Stadt aufs Land in Betracht gezogen werden, denn die Arbeitsumstellung ist nicht nur ein wirtschaftlich-materielles, sondern auch ein menschlich-psychologisches Problem. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß selbst Landarbeiter, die lange Jahre hindurch kaserniert lebten, ein einsames Einfamiliendasein erst lebhaft begrüßten, aber auf die Dauer nicht aushielten. Sie hungerten nach einem Jahre schon nach der Geselligkeit. Soll darum der städtische Arbeiter aufs Land verpflanzt werden, so muß wie bei einer zarten Pflanze etwas vom Mutterboden mit hinausgenommen werden, sozusagen etwas städtisches Erdreich und etwas Stadtluft, sonst verkümmert uns dies seelisch kleine Lebewesen oder gedeiht zum mindesten nicht, wie es seine Freunde wünschen. Man lasse sich nicht von idealen Träumen einzelner verleiten, die ein Häuschen und ein Feld als schönes Phantasiebild vor sich sehen! Solche Unternehmungen scheiterten bis jetzt alle, wenn sie im großen unternommen wurden, und zwar nicht allein am Kapitalmangel. Die Not der Zeit und die Erfahrung gebieten uns eine andere Lösung. Zweites Gesetz:

Alle Ödländer, Moore und einmähdigen Wiesen verfallen dem Staate als Pachtdomäne, soweit sie zu Landgütern über 35 Tagwerk gehören.

Dem Staate stände damit das Recht zu, gegen einen Pachtschilling alle diese Ländereien in Kultur zu nehmen. Der Eigentümer kann seinen Grund vor der Beschlagnahme retten, wenn er ihn selbst in intensivere Kultur bringt. Man scheue sich übrigens auch nicht vor dieser neuen Landrente! Würde diese nicht bezahlt, so hieße das ganze Unternehmen Landraub, aber auf die Beraubung von Volksgenossen kann nie etwas Gutes aufgebaut werden. Dieses Gesetz

ist notwendig, um sofort große Flächen zur Verfügung zu haben, wo die Arbeiterschaft zu nutzbringender Tätigkeit angestellt werden kann.

In Deutschland sind wir durchschnittlich noch sehr weit von wirklich intensivem Ackerbau entfernt. Unsere Bauern würden staunen, wenn sie die Bearbeitung der berieselten Reisfelder Indiens und Chinas zu Gesichte bekämen. Die europäische Landwirtschaft ging im Schlepptau der Industrie hauptsächlich in der Richtung der Menschenersparnis und nicht in der für unser Volk so viel wünschenswerteren der Menschenverwendung. Größere Dörfer und kleinere Städte hätte uns zu einem viel mächtigeren Volke gemacht.

Es sollen nicht einzelne Böden schlecht und recht urbar gemacht oder einer höheren Produktion zugeführt werden, sondern der Plan ist, große Getreide- und Kartoffelpflanzungen ins Leben zu rufen, die durch Berieselung und Drainagen auch in klimatisch ungünstigen Jahren eine leidliche Ernte gewährleisteten. Ein einzelner Betrieb müßte ungefähr tausend Arbeiter beschäftigen. Die Arbeiterschaft wäre zumeist als Masse konzentrisch zu beschäftigen und höchstens nach den Arbeitserfordernissen zu lokalisieren, aber das nie zu weit von der Wirtschaftszentrale. Das ganze Unternehmen kann Volkshof genannt werden. Im Mittelpunkt sitzt der Verwalter mit einem Stab von Arbeitsleitern und technischem Personal. Dem Personal und der Arbeiterschaft muß freie Wohnung in Baracken geboten werden. Will man aber die Leute da heimisch werden lassen, so muß man ihnen auch ein Unterhaltungshaus und Kinodarbietungen schenken. Über die Ausdehnung des einzelnen Volkshofes läßt sich heute nichts Bestimmtes sagen. Die Erfahrung lehrt uns, daß da, wo Berieselung die Felder befruchtet, sich die landwirtschaftliche Handarbeit auf engem Raume lohnt.

Die Entlohnung und Verpflegung des Arbeiters kann auf zweierlei Weise geregelt werden. Einmal kann ein Teil des Lohnes in Gutscheinen auf Lebensmittel ausgezahlt werden. Letztere liefert der Kaufladen des Volkshofes. Mit diesem Bezug kann sich jeder seine eigene Küche halten. Behagt ihm dies nicht, so kann der Einzelne als Teillohnzahlung Kostscheine für die Gemeinschaftsküche des Volkshofes empfangen. Jeder Arbeiter kann also seine Mahlzeiten in der Gemeinschaftsküche einnehmen. Die Entlohnung des Arbeiters bestände am besten in Auszahlung von Bargeld, Lebensmittelanweisung und Kreditbuchung. Letzteres wäre eine Einrichtung, die bei Massenbetrieben mit chinesischen Arbeitern sehr viele Vorteile aufgezeigt hat. Dem Arbeiter wird ein Teil seines Lohnes gutgeschrieben und erst an bestimmten Terminen als ganze Spar- oder Gewinnsumme ausbezahlt.

Das Schwierigste an diesem großen staatlichen Unternehmen scheint die Finanzierung zu sein. Als Privatunternehmen würde der ganze Plan sicherlich an der Geldbeschaffung stranden. Für den Staat ermöglicht sich die Finanzierung verhältnismäßig leicht. Wenn der Staat sich in wertbeständige Schulden zu reinen Konsumtionszwecken stürzt, so wird es ihm nicht schwer fallen, Schulden zu Produktionszwecken zu machen. Die Mittel zum Aufbau der Volkshöfe muß der Staat auf dem Darlehenswege beschaffen. Der Staat kann ein eigenes Geldzeichen auf diese produktiven Arbeiten ausgeben. Diese Geldzeichen werden durch den späteren Verkauf der errichteten Volkshöfe an Private eingelöst, oder, wenn die Volkshöfe als gemischt wirtschaftliche Unter-

nehmungen erhalten bleiben sollen, gegen vom Staate ausgegebene Anteilaktien eingetauscht. Das auszugebende Geld könnte z. B. in Bayern auch durch eine ausländische Anleihe gestützt werden. Es muß als wertbeständig in die Hand des Arbeiters kommen, um dem Landwirt als Sparpfennig zu dienen, damit dessen Vorräte ohne Schwierigkeit dem Unternehmen zugute kommen.

Das ganze Unternehmen soll von drei Männern geleitet werden, die frei von allen ministeriellen Einflüssen direkt unter der höchsten Regierungsautorität stehen. Aller bürokratische Firlefanz mit Fragebogen, Erinnerungen, Rückfragen und sonstigem Papierkram sollte tunlichst vermieden werden. Die Gründung von fünf oder sechs Volkshöfen müßte ohne Verzug in Angriff genommen werden. Dazu würden sich Personal und freiwillige Arbeiterschaft genug finden. Moorländereien wären für die ersten Versuchsunternehmungen am besten geeignet; denn für das Zusammenziehen der Pachtdomänen sind neben den Bauanlagen zeitraubende Messungen und Kulturpläne nötig.

Der hier roh skizzierte Plan ist kein Phantasiegebilde, sondern von vieljähriger Erfahrung in der Plantagenwirtschaft abgeleitet. Ich trage ihn hier zur Erörterung der Regierung und dem Publikum vor und möchte vor allem wünschen, daß alle vaterländisch Denkenden ihn auf seine Ausführbarkeit prüfen und sich über ihn aussprechen. Die Regierung wird diese Vorschläge wahrscheinlich als unbequeme Neuerungen betrachten und sie, da sie nicht über den ministeriellen Verdünnungsweg gegangen sind, an einen jener bekannten Nägel aufhängen, die uns als Kommissionen vorgestellt werden. An diesen Nägeln sind schon so viele Anregungen verschimmelt, daß ihre Wirkung mathematisch sicher ist.

Wenn der Plan beachtet wird, so ist gewiß, daß das ganze linkssozialistische Lager wegen der drohenden Beschränkung der persönlichen Freiheit in Aufruhr geraten wird. Ich gebe zu, es ist bedauerlich, ja tief tragisch, daß wir zu derartigen Versuchen greifen müssen, um unser Volkstum zu retten. Aber es sind die Folgen jener unmännlichen Haltung eines großen Teiles des deutschen Volkes im Jahre 1918. Wer seine Waffen wegwirft, hat unter bösen Nachbarn immer seine Freiheit verwirkt. Nur grenzenlose Dummheit und Selbstbetrug haben es dem deutschen Volke möglich gemacht, an dieser Wahrheit vorbeizutaumeln. Niemand hat auf die Männer gehört, die schrieen: wenn ihr eure Waffen wegwerft, müßt ihr den Krieg ohne Waffen weiterführen! Man glaubte es nicht. Heute müssen viele daran glauben und verstehen jetzt, was das heißt. Allerdings sind immer noch viele da, die lieber unter der Narkose des Marxismus ihr Leben vergeuden wollen, als der Nation ihre Kraft leihen. Man wird unsere wirtschaftliche Wehrpflicht mit dem Zuchthausstaate eines Diokletian oder mit ägyptischem Sklaventum in Verruf bringen wollen, um im Parteihader auf der schmelzenden Eisscholle weiter dem Äquator zutreiben zu können, mit der sicheren Aussicht, dort einmal von den Haien gefressen zu werden.

Bücherschau.

Rudolf Kjellén: Die Großmächte und die Weltkrise. 8°. 240 S., Verlag Teubner, Leipzig-Berlin 1921.

Kjelléns vor dem Kriege erschienenes Buch „Die Großmächte der Gegenwart" erlebte von 1914—18 in Deutschland 19 Auflagen. Die Ergebnisse des Krieges machten eine Fortführung notwendig, die nun schon in zweiter Auflage vorliegt. Der erste, etwa zwei Drittel umfassende Teil beschäftigt sich mit dem alten Großmachtsystem und gibt in gedrängter Kürze und plastischer, überall das wesentliche hervorhebender Klarheit einen ganz unvergleichlichen Überblick über den Charakter der Großmächte, ihre geschichtliche Entwicklung, die politische und wirtschaftliche Grundlage ihrer Stellung, die Probleme, die sie bewegen. In Form und Inhalt ist das Gebotene schlechthin meisterhaft. Der zweite Teil zieht die Summe des Weltkrieges, so wie sich zu Beginn des Jahres 1921 darstellte. Inzwischen ist die Entwickelung fortgeschritten, und das Weltbild sieht heute teilweise anders aus, als damals vorausgesehen werden konnte. Insbesondere hat die Zurückhaltung Nordamerikas in europäischen Fragen und die falsche Politik Lloyd Georges zu einer militärischen Erstarkung Frankreichs geführt, mit der Kjellén nicht rechnete. Aber lesenswert im höchsten Grade bleibt das, was er sagt, trotzdem. Mit schmerzlicher Zustimmung werden wir Deutschen uns besonders in den Abschnitt über „die gefallenen Großmächte" vertiefen. Ein ehrlicher Freund unseres Volkes deckt hier die tiefsten Gründe unseres Zusammenbruchs auf.

Wie alle Schriften Kjelléns bedarf auch diese keiner Empfehlung. Es genügt, sie zu nennen. Frhr. v. F.-L.

Gustav Le Bon: Psychologische Grundgesetze in der Völkerentwicklung. Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Arthur Seiffhart. Verlag von S. Hirzl, Leipzig 1922. — 142 Seiten. Preis geh. Mk. 70.—, geb. Mk. 80.—.

Die Masse lernt nie aus der Geschichte. Der kleine Kreis der selbständig denkenden Menschen, insbesondere die Führer eines Volkes sollten es. Aus der Geschichte lernen aber kann man nur, wenn man nicht ihre äußeren Geschehnisse vergleicht und daraus schematisch Gesetzmäßigkeiten abzuleiten sucht, sondern indem man sie als Ausfluß der Natur des Menschen, also als biologische Erscheinung zu verstehen sucht. Unsere Geschichtsforscher und Soziologen wollen von der Bedeutung der Rasse für die Geschichte eines Volkes meist nichts wissen. Vielleicht lassen sich einzelne durch die scharfsinnigen Gedankengänge eines hervorragenden Mannes überzeugen, dessen Zugehörigkeit zu einem fremden, uns besonders feindlichen Volkes uns nicht hindern darf, seine Ausführungen einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Der Erfolg der früheren Übersetzung seiner „Psychologie der Massen" in Deutschland ermuntert dazu noch besonders. Gerade unter den heutigen Umständen, die in vieler Beziehung eine Bestätigung seiner Anschauungen und Erfüllung seiner Vorausagungen bringen, muß die Herausgabe des Buches, dessen Text seit der ersten vor 20 Jahren erschienenen Auflage völlig unverändert geblieben ist, als ein besonderes Verdienst des Übersetzers und des Verlegers angesehen werden.

Über den reichen Inhalt des Buches können hier nur kurze Andeutungen an der Hand des zusammenfassenden Schlußabschnittes gegeben werden.

„Eine Rasse besitzt psychologische Eigentümlichkeiten, die fast ebenso ausgeprägt sind wie ihre körperlichen Eigentümlichkeiten." Beide bleiben auch in der Mischung der ursprünglichen Naturrassen erhalten, aus der die einzelnen Völker hervorgegangen sind, die von Le Bon als „historische Rassen" bezeichnet werden. Zu den ererbten beständigen seelischen Eigentümlichkeiten kommen noch Zusatzbestandteile hinzu, die durch die verschiedenartige Umwelt bedingt werden und eine scheinbare Veränderlichkeit der „Rassen" (das heißt der Völker usw.) bedingen. „Eine Anhäufung von Menschen verschiedenen Ursprungs wird nur dann zur Bildung einer Rasse, das heißt zum Besitz einer gemeinsamen Seele gelangen, wenn sie durch jahrhundertelange Kreuzungen und ein gleichförmiges Dasein in gleicher Umgebung gemeinsame Gefühle, Interessen und Glaubenslehren erworben hat". Die Auflösung dieser Seele bedeutet den Untergang des Volkes; das Dazwischentreten fremder Elemente ist eines der sichersten Mittel, eine solche Auflösung herbeizuführen".

Die geistige Beschaffenheit eines Volkes ergibt sich nicht aus der Zusammenfassung der gerade lebenden Wesen desselben, sondern ist aus der Vererbung und Überlieferung der Vorfahren entstanden: „Nicht die Lebenden, sondern die Toten spielen die überragende

Rolle im Dasein eines Volkes." — Der Grad der geistigen Verschiedenheit der Völker steigt mit der Kultur, zu der sie fähig sind. Sie tritt aber nur in den obersten Schichten stark hervor: „Nicht nur die Individuen, sondern auch die Völker gehen einer zunehmenden Ungleichheit durch die Kultur entgegen." — „Das Leben eines Volkes und alle Offenbarungen seiner Kultur sind der einfache Widerschein seiner Seele, die sichtbaren Zeichen eines unsichtbaren aber sehr wirklichen Dinges." „In der Geschichte eines Volkes spielen weder der Zufall noch die äußeren Umstände, besonders nicht die politischen Einrichtungen die Hauptrolle, sondern vor allem der Charakter." Weil die Elemente der Kultur eines Volkes nur die äußeren Zeichen seiner geistigen Beschaffenheit sind, so können sie, insbesondere auch die gesellschaftlichen Einrichtungen, nicht unverändert auf ein anders geartetes Volk übertragen werden. Aus der Unterschiedlichkeit der geistigen Beschaffenheit der Völker ergeben sich Meinungsverschiedenheiten und Kriege als deren unvermeidliche Folgerungen. Auch die früheren Eroberungs-, Religions- und dynastischen Kriege waren in Wirklichkeit stets Rassenkriege.

Als Hauptfaktoren der Entwicklung einer Kultur sind neben dem Charakter des Volkes die Ideen zu nennen. Sie wirken erst, wenn sie im Verlauf einer langsamen Entwicklung in Gefühle umgewandelt (zu „Zeitströmungen" geworden. H.) sind und infolgedessen ein Teil des Charakters. Jede Kultur entspringt aus einer kleinen Zahl von allgemein anerkannten Grundideen. Zu den wichtigsten dieser Leitideen einer Kultur gehören die religiösen Ideen. Die Geschichte der Menschheit läuft mit der ihrer Götter parallel.

H. G. Holle.

Wilhelm von Scholz: Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck. 8°. 150 S. Verlag Cotta, Stuttgart-Berlin 1922.

Der Verfasser stand von 1879—82 an der Spitze des Reichsschatzamts und von da bis 1890 an der des preußischen Finanzministeriums. Er galt für einen hervorragenden Fachmann und gehörte zu den nächsten Mitarbeitern Bismarcks. Daß er das ihm geschenkte Vertrauen auch rein menschlich betrachtet verdiente, beweist die Tatsache, daß er unmittelbar nach Bismarcks Rücktritt den Abschied nahm und mit dem Verfehmten in enger freundschaftFühlung blieb. In seinen Erinnerungen erscheint er als ebenso liebenswürdige wie charaktervolle Persönlichkeit. Was er von Bismarck zu erzählen weiß, vermag das Bild unseres größten Staatsmannes in wertvoller Weise zu ergänzen und zu vertiefen. Die mitgeteilten Briefe und Gespräche zeigen, wie er neben den großen politischen Fragen stets auch die Einzelheiten im Auge hatte und welche rege Aufmerksamkeit er vor allem der finanziellen Gesundung des Reiches schenkte. Überaus bezeichnend sind die S. 15 f. mitgeteilten Äußerungen über den alten Kaiser, die freilich zum Teil augenblicklicher starker Erregung entsprungen sind. S. 81 f. werden befremdende, aber gleichfalls in hohem Maße bezeichnende Worte wiedergegeben, die Kaiser Wilhelm II. als Prinz anläßlich eines Gerüchts von Bismarcks Tode getan hat. Man ahnt die hinaufziehende Katastrophe von 1890 mit all ihren Folgeerscheinungen einschließlich des November 1918. Und dann stößt man auf die Wiedergabe eines Worts des alten Kaisers, der unter Bezugnahme auf Friedrich Wilhelm IV. das Heer und die Finanzen „die beiden starken Grundpfeiler Preußens" nennt, die „stets in bester Ordnung gehalten werden müssen" und gibt sich Betrachtungen darüber hin, wie wir es im Vergleich zu damals so herrlich weit gebracht haben.... Frhr. v. F.-L.

Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen 1813—1815. Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. und des Prinzen Wilhelm I. von Preußen mit dem Prinzen Friedrich von Oranien, mitgeteilt von Hermann Granier. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin.

In Ergänzung der 1913 bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen" hat Archivrat Granier diesen Briefwechsel zwischen dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. mit ihrem Vetter Friedrich von Oranien herausgegeben und uns damit eine dankenswerte Gabe aus der Zeit einstiger tiefster Schmach und siegreicher Erhebung beschert. Frisch und natürlich, in rückhaltlos offenem Austausch ihrer Erlebnisse, Meinungen und Gefühle treten uns darin die jungen Fürstensöhne als echte Jünglinge von deutschem Fühlen, Humor und schalkhaftem Witz entgegen und erschließen uns damit wertvolle Einblicke in die Denkweise und Erziehung ihres Kreises, der den Vergleich mit den Nachkommen unserer leitenden Persönlichkeiten von heute wahrlich in jeder Beziehung in Ehren bestehen kann. Gerade in der

Schmach und Not unserer Tage greift man gern nach einem solchen Erinnerungsgruß aus einer Zeit, da die Geschicke der deutschen Stämme noch von Männern geleitet wurden, die nach Blut und Gesinnung deutsch und vornehm waren.

Dr. A. V.

In der Luft unbesiegt. 56 Beiträge von Mitkämpfern, herausgegeben von Major G. P. Neumann. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1923. 5 Goldmark = österr. Kr. 80 000.—.

Dieser ganz herrliche Band bildet das glänzende Schlußstück und die würdige Krönung der all unseren Lesern wohl bekannten Buchreihe „Im Felde unbesiegt". Die Angehörigen der Luftwaffe waren eine Auslese der kühnsten und schneidigsten Streiter in Heer und Marine. Auch die von ihnen geschilderten Kampferlebnisse sind wahre Musterstücke von Schneid, Opfermut und Vaterlandsliebe und vollendete Meisterleistungen schriftstellerischer Kunst. Unter den 56 Mitarbeitern, die der um die Luftfahrt in den verschiedensten Richtungen so hochverdiente Major Neumann in dem Rahmen des Buches zusammengefaßt hat, finden sich die stolzesten Namen der deutschen Luftkriegsgeschichte. Aber auch den für uns unsterblichen, in ihrer Meisterschaft unerreichbaren gefallenen Helden ist mancher Ehrenkranz gewunden. Kriegsgeschichtlich sind die Beiträge von großem Wert, vor allem die Berichte über die Bombenflüge nach Paris und London und über die abenteuerreichen, vielfarbigen Ereignisse an der türkischen Front. Das Werk klingt aus in einem ganz wundervollen Aufsatz von Oberstleutnant Siegert „Trotz alledem und dennoch". Er bildet das hoffnungsvolle Vermächtnis des Kriegsgeschlechtes der deutschen Luftstreitkräfte für die deutsche Jugend. An ihr ist es, auf den hier geschilderten Leistungen weiterzubauen, in ihre Hand gehört dieses Buch vor allem gelegt. Aber nicht nur ihr, sondern jedem guten Deutschen, jedem alten Soldaten werden Stunden reiner Erbauung und Erhebung durch dieses Buch zuteil werden.

Dr. L.

Im Felde unbesiegt. Österreich. Herausgegeben von Generalmajor d. R. Hugo Kerchnawe. 3. Band der „Unbesiegt"-Bände. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis: Goldmark 5.— = österr. Kr. 80 000.—.

Generalmajor Kerchnawe, ein bekannter und in der früheren k. u. k. Armee hochangesehener Offizier, hat sich der verdienstvollen Mühe unterzogen, die Leistungen Österreichs im Weltkriege zusammenzustellen und sich hierbei der Erlebnisse und Aufzeichnungen namhafter Truppenführer, sowie von Kommandanten und Offizieren der vordersten Kampftruppen bedient. — Ich gehöre zu denen, die die Taten der k. u. k. Armee aus eigener Anschauung kennen und infolgedessen die Opferfreudigkeit, Tapferkeit und Selbstverleugnung unserer Verbündeten nicht nur anerkannt, sondern auch stets gebührend hervorgehoben haben.

Offenbare Fehlschläge oder verräterische Handlungen einzelner Truppenteile verschweigen oder beschönigen zu wollen, hieße parteiisch handeln, ich habe es aber immer als gänzlich abwegig, ja als ungerecht bezeichnet, derartige Vorkommnisse zu verallgemeinern und die k. u. k. Armee nach diesen, Gottlob, nur Ausnahmen gebliebenen Ereignissen zu beurteilen.

Darum begrüße gerade ich es, daß die Erinnerung an Mannhaftigkeit und hingebungsvolle Treue, an schneidige Heldenstücke und hervorragende Taten der einst so berühmten alten österreichisch-ungarischen Armee wieder aufgelebt ist und kann den Herrn Verfasser zu seinem gelungenen Werke nur beglückwünschen.

Wer, wie ich, die Schlachtfelder Galiziens, Venetiens und Tirols aus eigener Anschauung kennt, wer die Stellungen unserer Bundesgenossen im steinigen Karst und in den Gletschern der Alpen persönlich besucht hat, der wird der Tapferkeit und zähen Ausdauer der k. u. k. Truppen seine Anerkennung nicht versagen, ja der wird es mit Genugtuung begrüßen, daß allen Waffengattungen, allen Truppen der verschiedenen Nationalitäten in dem Kerchnaweschen Buche Ehrenkränze geflochten wurden, die, wenn sie auch in erster Linie den Gefallenen und Mitkämpfern gewidmet sind, doch dazu beitragen können und beitragen werden, die heutige Jugend und die kommenden Geschlechter in aufrechtem und kampfesfreudigem Sinne zu erziehen. Möchte das treffliche Werk viel gelesen werden und alle Mitkämpfer an die glorreichen Zeiten erinnern, wo Hoffnung und Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Weltbrandes gerechtfertigt war, und der gemeinsame Glaube an den endgültigen Sieg uns Flügel verlieh. Generalleutnant a. D. von Cramon.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von
Geh. Hofrat Profeſſor Dr. G. v. Below, H. St. Chamberlain, Juſtizrat H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat Prof. Dr. M. v. Gruber, Prof. Dr. Hartmann, Prof. Dr. E. Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schaefer, Reg.-Präſident a. D. Fr. v. Schwerin, Geheimrat Prof. D. R. Seeberg
Schriftleiter: Dr. Erich Kühn

VII. Jahrgang 1923

J. F. Lehmanns Verlag, München

Inhaltsverzeichnis.

7. Jahrgang 1923.

	Heft	Seite
Auswald, Karl, Werden und Weſen des deutſchen Turnerbundes	6	333
Bang, Oberſchulrat, Die Harmonie von Autorität und Freiheit in der Erziehung	1	5
Bang, Oberfinanzrat Dr., Durch Werksgemeinſchaft zur Volksgemeinſchaft	5	247
Becker-Monbrunn, Ingenieur, Die Sparmark	2	78
Below, Prof. G. v., Ein Denkmal der Unduldſamkeit	10	593
Beutel, Dr. G., Frankreichs Kriegsſchuld	9	523
Bruck, Friedr. Carl vom, Nationaler Erhaltungswille und nationale Wirtſchaftsumſtellung	8	471
—, Notwendigkeit und Aufgaben der deutſchen Diktatur	11	639
Bücherſchau: 1, 55; 2, 120; 3, 177; 4, 245; 5, 306; 6, 380; 7, 443; 8, 509; 10, 638; 11, 701; 12, 764		
Chamberlain, Houſton Stewart, Kultur und Politik	1	1
Claß, Heinrich, Volkseinheit	6	311
Clauß, Dr. Ludwig Ferd., Schickſalsgemeinſchaft als „Volk"	12	711
Draeger, Hans, Die wirtſchaftliche Durchdringungspolitik der Franzoſen im beſetzten Gebiet	2	92
Dresler, A., Die geiſtige Abwehr des Franzoſentums	9	531
—, Ein Jahr Faſziſtenregierung in Italien	11	676
v. Freitagh-Loringhoven, Prof. Dr. Axel Freiherr, Die deutſchen Probleme und die Weimarer Verfaſſung	5	265
—, Deutſcher Aufbau	11	645
Geiſtbeck, Geh. Studienrat Dr., Politiſcher Idealismus oder Peſſimismus?	2	109
Grube, Karl, Schickſalsſtunde an Ruhr und Rhein	4	195
Grunsky, Dr. Karl, Muſik und Bühne	7, 411; 9,	562
—, Der völkiſche Waffenſchmied	10	625
Günther, Dr. Hans, Die Aufgabe	12	718
H. P., Die internationalen Gewerkſchaften und der deutſch-völkiſche Gedanke	4	211
Hartmeyer, Dr. Hans, Die Aufgaben der deutſchen Preſſe	11	668
Herrmann, Dr. Bruno, Wirtſchaft und Staat	7	389
Heſſe, Robert, Turnen und Politik	6	355
Holle, Prof. Dr. H. G., China als Vorbild	8	460
Holtei, Univ.-Prof. Dr. R., Turnen und Sport	6	360
Hoppmann, Dr. Karl, Der zweitauſendjährige Vorpoſtenkampf in Elſaß-Lothringen	3, 130; 4	198
Imendörffer, Prof. Dr. Benno, Anſchlußgedanke und öſterreichiſcher Legitimismus	8	447
Keim, Generalleutnant, Moltke, Schlieffen, Ludendorff	8	453
Köhler, Franz, Neue Grundlagen des wirtſchafts- und ſozialpolitiſchen Aufbaues	2	60
Köhler, Heinrich, Offener Brief an Herrn Dr. W. Hellpach	5	271

	Heft	Seite
Kuhl, Prof. Dr. Ferdinand, Wege zur bildenden Kunst	4	220
—, Eine Gefahr für unsere Volksbildung	5	290
Kühn, Dr. Erich, Bild der Lage 1, 50; 2, 116; 3, 172; 4, 240; 5, 302; 6, 376; 7, 438; 8, 501; 9, 570; 10, 633; 11, 696		
—, Geistesfreiheit	6	324
Kuhn, Dr. med. Ph., Deutsche Zwieführung u. Selbstverw. 8, 494; 9, 550		
Kunzer, Dr. Georg E., Deutschland bezahlt alles!	9	511
Langer, Dr. A., „Wohin ich forschend blick"	10	585
Lehmann, Dr. Emil, Sudetendeutsches Kleinstadtwesen	4	218
Lehmann, Dr. F., Rassenreinheit	6	316
Lendt, W., stud. phil., Jugend und neuer Staat	4	207
Mehl, Dr. Erwin, Deutsches Volkstum und deutsches Turnen	6	327
Meyer, Prof. Dr. Erich, Um den Geschichtsunterricht	1	15
Meyer-Erlach, Wolf, Das deutsche Leid	7	414
v. Natzmer, Einst und Heut	7	399
Oefele, A. v., Wahrheit und Dichtung	8	506
—, Über die politische und wirtschaftliche Wirkung einer eigenen bayerischen Währung	11	659
—, Wesen und Zweck der französischen Kolonialpolitik	12	703
—, Industrielle Landwirtschaft	12	758
Ottow, Fred, Der Geist der Dorpater Studentenschaft	5	280
Pfeiffer, Prof. Dr. Hermann, Der Hunger und wir!	4	184
Pröbster, Dr., Vom pazifistischen Loki	7	407
—, Frankreichs künftige Politik im Ruhrgebiet	11	694
—, M. Badin badine	3	154
Pyszka, Dr. Hannes, Die Franzosen an der Ruhr	9	527
Reinhardt, H., Oberstudienrat, Eugen Dührings Vermächtnis für das deutsche Volk	3	155
Sannes-Hannover, Prof. A., Deutschlands geographisch-politische Lage	2	100
Scheidt, Dr. Walter, Rassenbiologie und Familienanthropologie	1	44
Schiele, Dr. G. Wilh., Wie geht eine Inflationsperiode aus?	8	491
Schmidt, Dr. Erich, Gewerkschaftliche oder vaterländische Sozialpolitik? 7, 383; 8, 485		
—, Grundlinien vaterländischer Arbeitnehmerpolitik	11	686
Schweinitzhaupt, Dr. Franz, Österreichs Finanzen und Wirtschaft 9, 534;	10	601
—, Die Sanierung Österreichs im Lichte der französischen Politik	9	545
Schwabe, Paul, Deutsche Erziehung	1	32
Stieger, Dr., Wozu haben wir ein Ernährungsministerium?	3	102
Stoddard, Lothrop, Die wachsende Flut der Farbe gegen die weiße Weltherrschaft, Neu-York 1920	12	741
Sudetendeutscher, Ein, Der Arbeiter und sein Volk	1	40
Thüngen, Hans von, Was man bei uns lernen sollte!	3	150
Tischer, Gerhard, Elsaß (Ein Weihespiel für das deutsche Volk)	4	228
Tobler, Dr. S., Die demokratische und die monarchische Staatsform	10	575
Trautz, Dr., Major a. D., Inselstaat und Kontinentalstaat	3	121
Vogel, Karl Georg, Waffen im Rassenkampf	12	754

	Heft	Seite
Weitzer, Rudolf B., Kreisjugenddietwart, Das deutsche Turnen und die neue deutsche Jugendbewegung	6	362
Werner, Herbert, Deutschösterreich	9	565
Widenbauer, Prof. Georg, Die Schwarze Weltgefahr	12	734
Witte, Hans, Eine Stimme aus dem elsässischen Grabe	10	596
Wolf, Johannes, Eine wirkliche nationale Landarbeiterbewegung	7	393
Wolzogen, Hans von, Ein Wort zum Streit um Paulus	5	300
Zeiß, J. B., Was brauchen wir?	6	372
Zenker, Fr. Rud., Das Dietwesen im deutschen Turnerbund (1919)	6	348
Hat Bayern eine geschichtliche Aufgabe?	8	466
Die Bedeutung der Genossenschaften, zumal in den Sudetenländern	5	297
Presse und Volk in der Tschechei	1	37
Das Regiment der Rheinlandskommission	2	96
Aus den Satzungen des deutschen Turnerbundes	6	346
Was raubte uns Deutschen der Schandvertrag von Versailles?	1	48
An die deutsche Volksgemeinschaft	1	34
Gedichte:		
Fritsch, Fred, Gebet	5	270
Gramsch, Alfred, Ruhrkämpfer	3	176
Hennig, Richard, Wehe den Siegern!	4	244
—, Die Brügger Maimette	5	278
Hohlbaum, Robert, 1813	8	452
Leppa, Karl Franz, Meine Hand ist rein	5	289
Nickl, Gottfried, Essen	2	88
—, Stimme der Gefallenen	3	135
—, Bismarck	4	216
—, Jahn	6	373
—, Drei	6	367
—, Der Schmied von Buer	6	379
—, Immer wieder: Schlageter!	9	553
—, Sind Deutsche nur	10	624
—, Jetzt erst recht!	11	644
Schaube, Adolf, Üble Genesis	5	270
—, Ob sie's endlich merken?	7	406
—, In der Kur	8	502
Schmidt, Oswald, Völker-Feigheit	7	415
—, „Eingriff in die Substanz"	10	592
Speyer, Friedrich, Die Stunde naht	9	550
—, Die Ballade von der Weltesche	11	658
Stammler, Georg, An die Deutschen	6	345
—, „Neuer Jugendgeist"	6	371
Steft, Fritz von, Was wir brauchen?	7	388
Zentner, Wilhelm, Bismarcks Seherstimme	3	161

In das Haus eines jeden Deutschen, der seinen Söhnen und Töchtern Zukunftsmut und Freudigkeit geben will, ❖ ❖ ❖ gehört auf den Weihnachtstisch: ❖ ❖ ❖

Deutschlands Wiederaufbau

Die Aufgabe der Deutschen Jugend

Von Dr. Albert Halbe

Gebundene Ausgabe 3 Goldmark
(Geheftet 2 Goldmark)

Das Büchlein ist das Beste, Klarste und Erfrischendste, was ich seit langem gelesen habe. Jede Zeile ein klarer Strich zu einem vollendeten Bild. Das ganze durchweht von felsenfestem Glauben an unseres Volkes Auferstehung durch die Kraft, die in ihm wohnt, und doch ist's kein himmelblauer grundloser Optimismus, der Verfasser hat festen Boden unter den Füßen, gibt Weg und klare Richtlinien an, weiß, was er will und wir müssen, und schreibt so zwingend, daß man nicht anders kann als ihm vertrauen, mit ihm glauben und schaffen. Das Büchlein sollte zu Tausenden im In- und Ausland überall da, wo Deutsche sind, verbreitet werden. Vielleicht finden sich Deutsche, die über Mittel verfügen eine größere Anzahl des Büchleins zu kaufen und für seine Verbreitung Sorge zu tragen. (Deutscher Glaube).

*

Besäße das deutsche Volk noch die Fähigkeit, seine wahren berufenen Führer zu erkennen, so hätte dieses Werk schon in den ersten Monaten nach seiner Herausgabe in einer Massenauflage erscheinen müssen. Es wäre Hohn über die Güte dieses Buches des Langen und Breiten herumzureden. Es ist für Deutschlands Wiederaufbau das Mittel und wegweisende Buch. Wer an ihm leichtsinnig vorübergeht geht an dem Besten vorüber, was uns dieses Jahr beschieden hat. (Deutsche Akademische Stimmen).

*

Es handelt sich um den Aufbau des inneren freien sittlichen Menschentums jenseits von Geld-, Raff- und Machtgier und diese Arbeit will mit lachendem Munde, mit fröhlichem Herzen, mit gläubiger Seele getan sein. Ihr Jungmänner und Jungfrauen Deutschlands euch ist das Buch geschenkt! (Pfarrer Kübel i. d. Gemeinde).

*

Wenn es Bücher gibt, die Taten sind, dann ist dies eines. Tausenden könnte es die Augen öffnen und könnte, wirklich sozial, unermeßlichen Segen stiften. (Deutsche Hochschulzeitung).

Wären unsere deutschen Unterrichtsministerien das, was sie sein sollten, dann würden sie dieses Buch in Massen von Tausenden und abertausend Exemplaren an alle Lehrer, an alle Studenten, in allen Hörsälen, in allen Arbeiterversammlungen verteilen lassen, um es in die Hände derer zu bringen, die in Deutschland nach Worten des Lebens schmachten und ihr Wissen über Deutschlands notwendigste Aufgaben, über Deutschlands Zukunft, über das Gebot der Stunde, zu bereichern streben. Ein eigenartiges Leben pulsiert in diesem Buche. Am liebsten hätte ich es auswendig gelernt. (Heinrich Reuß i. Deutschen Führer).

*

Allen Jugendführern und älteren Jungmännern sei es wärmstens empfohlen! Typisch sticht es von allen ab, was bisher darüber geschrieben. (Jungsturm).

*

Es bedeutet schon etwas, wenn der Jugend unter den hunderten von Jugendschriften einmal ein Buch in die Hand gegeben wird, das geeignet ist, zum eigenen Nachdenken anzuregen. Zum Nachdenken und zum Schaffen für das Ganze! Und zwar in dieser Welt wie sie ist, was auch besonders betont sein will, wenn man die beängstigende, die Öffentlichkeit und dem Gemeinwohl abgewandte, weltflüchtende Art so und so vieler Teile der deutschen Jugendbewegung zu samt ihrer Führer sieht. (Die Zeit).

*

Ein außerordentlich anregendes Buch von einer unvergleichlichen Gedankenfülle und reichen Anregung. Das Buch eignet sich auch zum gemeinschaftlichen Lesen. Jeder Abschnitt wird Gelegenheit zu reichlicher Aussprache geben. Der Siegeswille dieses Buches möge bald das gesamte deutsche Volk erfassen. (Brücke zur Heimat).

*

Endlich ein Buch, das sich nicht mit verneinender Kritik begnügt! Ein wahrhaft herzerfrischendes Buch im besten Deutsch geschrieben. Jeder Burschenschafter, jeder gebildete Deutsche sollte es lesen. (Burschenschaftliche Blätter).

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4,
Paul Heyse-Str. 26

Zu Dr. Grunsky's Aufsatz
„Der völkische Waffenschmied" in Nr. 10 von
Deutschlands Erneuerung werden empfohlen:

Graf Arthur Gobineau

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen

Deutsche Ausgabe von Prof. Dr. Ludwig Schemann
4. Aufl. 4 Bände (I. 326 Seiten, II. 388 Seiten, III. 440 Seiten, IV. 422 Seiten) und Registerband von Prof. Dr. Kleinecke (128 Seiten), brosch. Gz. 19.—, in 5 Halbleinenbänden Gz. 23.50, in 5 eleg. Halblederbänden Gz. 40.—
Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Gobineaus Rassenwerk

Von Prof. Dr. Ludwig Schemann
Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines. 588 Seiten, brosch. 10.—, Halbleinen geb. 12.—.

Gobineaus Rassenlehre

Dargestellt von Prof. Dr. Paul Kleinecke.
112 Seiten. 2. Aufl., —.75, geb. 1.20.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.

Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz)
Stuttgart.

Theodor Fritsch

Handbuch der Judenfrage

29. Auflage
68.–75. Tausend
Grundpreis geb. 2.80

Hammer-Verlag
Leipzig C 1.

Neue Forschungsergebnisse zur Grundlage eines bewußten nordischen Glaubenstums

Der einzige Kommentar der „Edda"

In unserem Verlag erschien im zweiten und Schlußband das Werk:

Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube

Von Otto Sigfrid Reuter

Umfang 276 Seiten mit wertvollen Anmerkungen und reichem Sachweiser zum 1. und 2. Bande / Preis des Bandes 6.— Mk. in Bütten, in holzfreier Ausgabe in bestem Halbleinen 11.— Mk. Gz. / Preis des 1. Bandes (Umfang 180 Seiten) in Bütten, holzfrei in Halbleinen 6.50 Mk. 2. Aufl. / Grundzahlen in Schweizer Franken mal Schlüsselzahl des Börsenvereins.

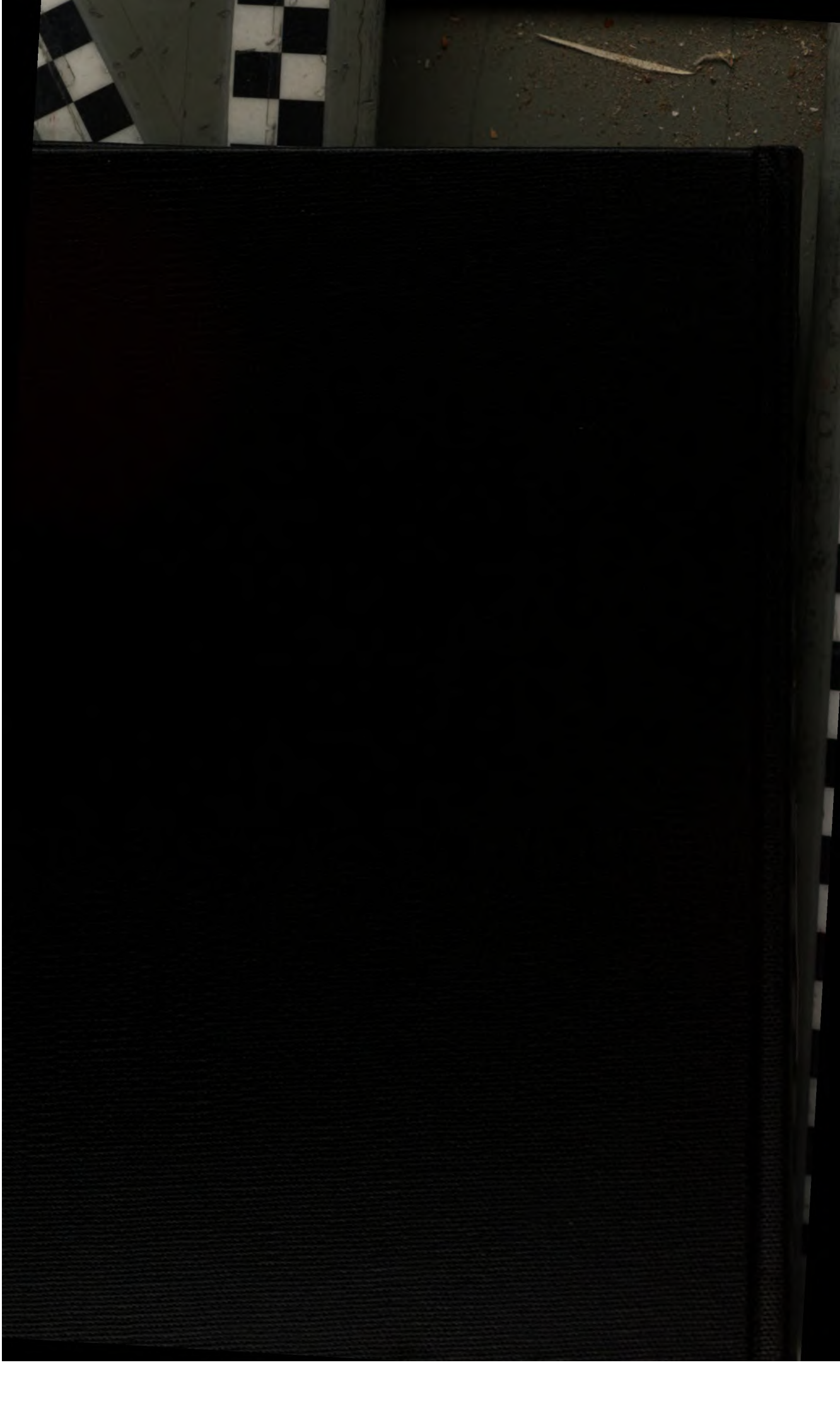
Prof. Oskar Fleischer schreibt im Mannus (XV. 1. und 2.) unter anderem: Es ergibt sich schon aus meinem vorherigen Bericht, daß der eigentliche Angelpunkt des vom Verfasser dargelegten Zusammenhaltes der Religionsanschauungen südlicher Indogermanen mit denen der Edda der Nachweis der „himmlischen Zahl" 432 ist. Diese Parallele macht betroffen und ist auch in der Tat ausschlaggebend, nicht nur, weil „Zahlen beweisen", sondern weil alle übrigen Parallelen immer erst einer subjektiven Auslegung unterworfen sind.

Den besten Einblick aber möge das folgende Inhaltsverzeichnis des Schlußbandes geben:

I. Altertum und Gegenwart: 1. Die Grundlage des Weltbildes. 2. Argo. Die Wandlung des Himmelsbildes und die arische Vorsage. 3. Die übergeschichtliche Einstellung.
II. Die Verklärung des Himmels: 1. Die Gaumensperre des Wolfes. 2. Die Spindel der Gottheit. 3. Die himmlische Mühle. 4. Der Weltbohrer. 5. Yggdrasil und die Heilige Palme. 6. Idafeld. 7. Das kreisende All.
III. Neues zur Deutung der nordischen Felsbilder: 1. Die Fußsohlen. 2. Die Wandelsterne und die Zahlenschrift des Himmels. 3. Die arische Kenntnis der Wandelsterne. 4. Die Urbilder der Argo. 5. Die göttliche Dreiheit in den Felsbildern. 6. Der Sternmond von Tanum. 7. Der Lichthirsch des Nordens. 8. Das Neumondopfer von Kiwik. 9. Der Himmelswagen von Herrebro.
IV. Die arische Zeitrechnung: 1. Das Alter des Sternmonats. 2. Der arische Kalender. 3. Draupnir.
V. Die Schöpfungssage: 1. Ymir. 2. Audumla.
VI. Die Gottheit der Edda: 1. Der Gott der Seele. 2. Odin und der Sturm. 3. Die Urgottheit.
VII. Die Weltalterlehre: 1. Der Ursprung der Weltalterlehre. 2. Die fallenden Weltalter.
VIII. Der Aufbau des Glaubens: 1. Zur Geschichte des Sinnbilds. 2. Die Baldersage als Beispiel. 3. Die Hilfsmittel der Glaubenslehre. 4. Das Gesetz der Entsprechungen. 5. Das Weltgesetz.
IX. Die Stunde der Vollendung.
Anmerkungen, Namen und Sachweiser für den 1. und 2. Band.

Als Neuerscheinung zeigen wir gleichzeitig an: Friedrich Karl Otto, Arische Gotteskunde. Preis ungefähr 2.50 Mk. Gz.

Verlag Deutsche Gemeinschaft, G.m.b.H., Bad Berka bei Weimar

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

C110800